Digitized by Google

Ger 42.4

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.

CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH

THE INCOME FROM

THE BEQUEST OF

CHARLES MINOT,

OF SOMERVILLE,

(Class of 1828,)

4 June, 1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußiſche
Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
von
dem Vereine
zur
Rettung verwahrloſeter Kinder
zu Königsberg,
zum Beſten der Anſtalt.

Neunter Band.

Königsberg, 1833.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commiſſion bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Digitized by Google

~~P Germ 332.2~~
Ger 42.4
1878, June 4.
Minot Fund.
Digitized by Google

Zum neuen Jahre.

Am letzten Abend des ſcheidenden Jahres war Vater Gottlieb, ein frommer redlicher Greis, beſonders feierlich geſtimmt. Die Seinen, die um ihn verſammelt waren, ſahen Thränen in ſeinen Augen, als er ſie der Wohlthaten, die jeder einzige unter ihnen in dem ſich endenden Jahre aus der Hand des himmliſchen Vaters empfangen, erinnerte, und ſie zu lebendigem Gottvertrauen für die Zukunft ermahnte. Heilige Stille herrſchte, als der fromme Greis mit den Seinen den 91ſten Pſalm las, und tiefbewegt die Worte ſprach: Er begehret mein, ſo will ich ihm aushelfen, er kennet meinen Namen, darum will ich ihn ſchützen, er rufet mich an, ſo will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Noth. Und als der Redliche, ſein Haupt entblößend, ſich niederwarf vor dem Allmächtigen, da ſanken die Seinen gleich ihm auf ihre Knie, und merkten andachtsvoll darauf, wie er mit Inbrunſt betete:

Dank Dir lieber Vater im Himmel für alles, was Du bisher an uns gethan, an uns, die wir nicht werth ſind Deiner Barmherzigkeit und Treue. Dank Dir an dieſes Jahres letztem Abend für jede Freude, für jede Erleichterung, für jede Stärkung, für jede Hülfe, für jeden Troſt; Dank Dir auch für jede Prüfung, für jegliche Trübſal, denn ach! betrübteſt Du uns, ſo war's zu unſerm Heil, Deine Wege ſind eitel Güte und Wahrheit. Bis hieher haſt Du

Digitized by Google

uns geholfen, — ach! hilf auch weiter, hilf auch im neuen Jahre, Du unſer Heil und unſere Zuverſicht! Getroſt rufen wir zu Dir, lieber himmliſcher Vater! Erhalte, ſchütze, erfreue unſern theuern geliebten König, und gieb ihm den Segen, den Du den Friedfertigen verheißen haſt. Breite aus Deine Gnadenhände über unſer Vaterland, und hilf, daß ſeine Bewohner ein ruhiges und ſtilles Leben führen mögen in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit. Laß zu uns kommen Dein Reich, daß ſich unter uns mehre die Zahl Deiner aufrichtigen Verehrer, und kräftig geſteuert werde allem, was ſich wider Dich und Deinen heiligen Willen ſetzet. Sei Du, Allbarmherziger! Beiſtand und Helfer einem jeden, der in Deinem Namen wirket; ſei Licht und Troſt jedem Bekümmerten, der nach Deinem Frieden ſich ſehnet, und wenn im neuen Jahre unſere Sterbeſtunde ſchlagen ſollte, ſo ſei Du uns nahe, Jeſus Chriſtus! der Du überwunden haſt, daß unſer Ende werde ein Ende in Dir, dem Herrn! Wir trauen auf Dich, Herr, Herr! Du wirſt, ja! Du wirſt mit uns ſein, wie Du geweſen biſt mit unſern Vätern; wir wollen, — ja! wir wollen auch mit Dir ſein. Herr, wir laſſen Dich nicht, Du ſegneſt uns denn. Amen.

So betete der redliche Greis, und aus vollem Herzen ſprachen die Seinen: Amen! zu ſolchem Gebete, und gingen dem neuen Jahre getroſt und freudig entgegen, denn wie Geiſterwehen tönte es laut in ihren Herzen: des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.

Digitized by Google

Die Häuslichkeit.

Du ſegensvollſte aller Feen,
Die in des Lebens Luſt und Leid
Dem Sterblichen zur Seite ſtehen,
Dir ſei ein dankbar Lied geweiht!

Wie ſoll ich deine Züge ſchildern?
Du, deren einfach hohes Bild
Mehr, als der Prunk von goldnen Bildern,
Die Seele deines Freundes füllt?

Nicht aus den Wolken ſteigſt du nieder,
Ein Dichterwahn aus blauer Luft,
Statt Weihrauchs bringen Roſ' und Flieder
Dir ihren zarten Opferduft.

Du lächelſt mit dem Blick voll Liebe
Dem Säugling an der Mutterbruſt,
Du lenkſt die mächtigſten der Triebe,
Und lohnſt mit reiner Himmelsluſt.

Der Hausfrau reicht zur ſtillen Mühe
Die Spindel deine treue Hand,
Du ziehſt im Thau der Morgenfrühe
Den Pflug aufs friſche Ackerland.

Und ſammelt ſich im Abendlichte,
Rund um den alten Lindenbaum,
Mit off'nem, fröhlichem Geſichte
Ein Kinderkreis im grünen Raum;

Wiſcht dann den Schweiß von brauner Stirne
Das treue Weib dem wackern Mann,
Und bringt die flinke, runde Dirne
Die friſche Milch in Schüſſeln an:

Da rauſcht es ſanft im dunkeln Laube,
Da fühlt man ſelbſt dein ſtilles Nah'n,
Und girrend ſingt die Turteltaube
Dir dann den würdigſten Päan. —

Doch auch im engen Reich der Städte
Wohnſt du, im frommen Bürgerhaus;
Es hat zum Schild: „Arbeite! Bete!"
Schmückt's auch kein äuß'rer Flitter aus.

Der Fleiß mit nimmermüden Händen
Sich munter in der Werkſtatt regt;
Erwerben, ſchaffen, nicht verſchwenden,
Iſt, was der Hausherr klug erwägt.

Nicht in des Schenkwirths dumpfer Klauſe
Sucht er des Feierabends Ruh',
Beim Deckelkrug im eignen Hauſe
Sieht er dem Spiel der Kinder zu.

Noch iſt ihm auf dem Eichenſchranke
Die alte, treue Bibel werth;
Ihn plagt kein zweifelnder Gedanke,
Kein Schwärmgeiſt, der die Welt zerſtört.

Die Hausfrau iſt ihm treu ergeben,
Sie ſorgt, und wartet ihrer Pflicht;
Genügſamkeit beglückt ihr Leben,
Der eiteln Pracht bedarf es nicht.

Und nicht beengt ſolch ſtilles Treiben
Des frommen Mannes Bürgerherz;
Er hilft, wo karg die Schwelger bleiben,
Er lindert gern des Nächſten Schmerz.

Und ruft in ſturmbewegten Zeiten
Den Sohn das theure Vaterland,
Für Fürſt und Volk und Heerd zu ſtreiten,
So nimmt er feſt das Schwert zur Hand.

Ihn ſtacheln nicht der Ehrſucht Triebe,
Nicht Beutegier giebt ihm das Schwert;
Für ſeine Pflicht, für ſeine Liebe
Schwingt er's, und bleibt der Väter werth.

Wo D e i n e holden Zauber walten,
Da droht umſonſt der Schwindler Sinn
Zerſtörung dem bewährten Alten,
Und ſchwatzt vergeblich von Gewinn.

In ihre finſtern Klüfte fliehen
Vor d e i n e m reinen Himmelslicht
Die jakobiniſchen Harpyen,
Wie der Verfinſterer Gezücht.

Dir ewig Feinde ſind: der Dünkel,
Die Habgier und die Schwelgerei,
Der Jeſuit in ſeinem Winkel
Mit heimlichem Empörungsſchrei.

Digitized by Google

Sie lösten gern der Liebe Bande,
Und ſäßen frech am Herrſcherplatz,
Und raubten dem betrog'nen Lande
Gern ſeiner alten Freiheit Schatz. —

Du aber mit dem Hauch der Liebe
Weih'ſt ſchon das Kind der Menſchlichkeit,
Du lenkſt des edlen Jünglings Triebe
Zu anſpruchsloſer Wirkſamkeit.

Du wähleſt nur geprüft das Neue,
Verſchmäheſt gern den eiteln Glanz,
Und windeſt dir durch Gattentreue
Und Kinderzucht den Ehrenkranz.

Du führſt die jungen Menſchenherzen
Zu ihrem Schöpfer zeitig hin,
In ihrer Luſt, in ihren Schmerzen
Nährſt du den gottergebnen Sinn.

Du lehrſt ſie Gottes Diener ehren,
Den Heuchler und Verführer flieh'n,
Du ſtärkeſt dich durch Chriſti Lehren,
In Geiſt und Wahrheit ehrſt du ihn.

Drum mit dem Engelsblick verſcheuche
Des Auslands Ziererei und Tand,
Des Hochmuths und der Wolluſt Seuche
Aus dem geliebten Vaterland!

Ja, fliehe nicht aus unſerm Gaue,
Du, deutſcher Frauen ſchönſte Zier,
Und biedrer Mannes-Sinn erbaue
Den Tempel ſtiller Thatkraft dir!

Es werde dir in den Paläſten
Der Großen ein Altar geweih't;
Dann throneſt du bei Völker-Feſten,
Du Menſchenfreundin, Häuslichkeit!

W. v. C.

Digitized by Google

Vermiſchtes, in Bezug auf die Gegenwart.

Welche heilloſe Zeit! — Sie die den edelſten Biedermann, den gelehrten Deutſchen *) ſchon durch ihren Meduſenblick zu tödten vermochte, — ſie konnte in den Augen der friedlichen Menge, in den Köpfen der Wortgläubigen, in den Gemüthern der Genießenden, ruhig Beſitzenden, und in den Herzen der auf ererbtem Verdienſte ſich ſtützenden nicht anders erſcheinen, als eine nur von Leidenſchaft bewegte Zeit, und ihre zukünftige Geſtaltung als ein hoffnungsleeres, endloſes Chaos. Und wahrlich, wenn man bei langem Frieden, bei wachſender Handelsfreiheit und zunehmendem Reichthum, dennoch überall das Geſchrei der Armuth vernimmt: ſollte man da nicht einſtimmen in den halbehrlichen Seufzer, „daß die Zeit trotz ihren Fortſchritten und ihrer geprieſenen Perfectibilität doch nur dem Elende und der Unzufriedenheit entgegen gehe. Daß die Zukunft nur ein Krieg der zahlloſen Armuth gegen die Wohlhabenheit, und jeder Friede zwiſchen den Beiden nur ein Waffenſtillſtand auf Trümmern ſein werde.“

Dennoch aber iſt dieſe Zeit nicht lauter Raſerei, und ein Funken des Lichts — von Vielen erkannt — ſetzt allen Bewegungen Gränzen. Denn tritt nicht dem Schwindel die Beſonnenheit, dem Umſturz die Achtung der Geſetze, der Anarchie ein legitimes Gefühl und der wilden Leidenſchaft die Humanität ſogleich zur Seite? Sehen wir nicht nach dem heftigſten Aufſtande plötzliche Unterordnung, trotz den lärmenden Aufforderungen der Tribunen aller Art, ein allgemeines Sehnen nach Frieden und Ordnung? Ja ſelbſt in den kleinern Staaten im Oſten und Weſten, wo Gemeinheit mit Patriotismus Hand in Hand gingen, trat unerwartet uns hier Gemeinſinn und dort Menſchlichkeit entgegen.

*) Niebuhr.

Was indeſſen dieſe Zeit am meiſten charakteriſirt, iſt der immer mehr um ſich greifende, freilich aus dem Bedürfniß hervorgegangene Gedanke, daß der Menſchheit geholfen werden müſſe, und daß dieſes geſchehen könne, wenn die edleren Anlagen in ihr durch Erziehung und Unterricht entwickelt werden. Mehr oder minder fühlt dies ein Jeder. Dem verkünden es die Sterne, Dem ſagt's die Flamme in ſeiner Bruſt. Von allen Seiten her, von dem Throne wie aus den Hütten, erſchallt der Ruf: Volksbildung! Und dieſem Rufe muß genügt werden. Doch um dies zu bewerkſtelligen, gehören Mittel und Wege, und ſo fragt die kalte Unterſuchung, welche von dieſen den jetzigen Staaten zu Gebote ſtehen, — da kein Sparta wieder zu gebären iſt, — und von allen Seiten lautet die Antwort: „vorläufig Nichts als die Ausbildung des Verſtandes durch Unterricht, in der Hoffnung, daß die guten ſittlichen Anlagen durch Klarheit der Einſicht, Thätigkeit des Geiſtes und gut gewählte Muſterbilder aus dem ſie verdeckenden Schutte hervortreten werden an das Licht und in das Leben."

Die Regierungen Deutſchlands und die ſeiner Sprachverwandten gingen hierin allen übrigen voran, und auch Frankreich fühlt jetzt dies Bedürfniß. Großbritanien legt allenthalben Unterrichtsfabriken an, wohl fühlend, daß freie Concurrenz eher den Weg zur Sättigung des Magens als des Geiſtes führt. Merkwürdig bleibt für uns der Geſichtspunkt, von dem Frankreich ausgeht. Hr. Thiers ſagt nämlich bei Gelegenheit des Budjets über die Erſparniſſe, welche bei dem Miniſterium des Unterrichts eintreten könnten, „der Staat iſt zwar Allen den Elementar-Unterricht, aber Wenigen den des höhern Unterrichts zu gewähren ſchuldig." Gleichzeitig ſpricht ſich der Berichterſtatter des Cultus-Ausſchuſſes in Caſſel dahin aus, „daß der Staat verbunden bleiben ſolle, das Deficit der Gemeinde-Kaſſen für Schullehrer-Beſoldungen und zu pecuniären Bedürfniſſen der Schulen zuzuſchießen."

Unſere Deutſchen Staatsmänner haben dagegen bis jetzt behauptet, daß das Bedürfniß ſo wie der Nutzen der Elementarſchulen jedes Mitglied des Volkes treffe, und von dieſem daher zunächſt für die Errichtung und Erhaltung der Schulen zu ſorgen ſei. Wogegen der Staat die wiſſenſchaftlichen Anſtalten in ſeine pflegende Obhut zu nehmen habe. So ſtehen denn die Deutſchen Staatsmänner im geraden Gegenſatz zu dem Organ eines ausgezeichneten Miniſteriums einer Nation, die jetzt bemüht iſt aus ihrer ſelbſtgefälligen Bewunderung eigener Claſſicität herauszutreten, und uns — dem großen nachbetenden Haufen — bleibt nun nichts übrig, als durch Unterſuchung dieſer zwiefachen Anſicht uns ein eignes Urtheil zu bilden. Hiebei könnte man ungefähr folgende Fragen ſtellen:

1) Welche Anſicht mochte die Staatsmänner leiten? und

2) Iſt der Staat als ſolcher zur Unterhaltung der Volksſchulen oder der wiſſenſchaftlichen Anſtalten verpflichtet? d. h. nicht allein zur oberſten Leitung, ſondern zur Erhaltung aus Staatsfonds.

Abgeſehen davon, daß die Deutſchen Staatsmänner auf dem Vorhandenen, aus der Ariſtokratie und Hierarchie Entſtandenen, fortbauten; daß ſie ihre unzureichende Kräfte kannten, um die ganze rohe Maſſe zu heben, und daher lieber alle Kraft auf einzelne Punkte zu concentriren, und von da aus auf das Allgemeine zu wirken ſuchten (worin ſie Recht gehabt haben mögen), ſo ſcheint ihr Hauptmotiv wohl folgendes zu ſein:

1) Nur in vollendeter Wiſſenſchaft ſei Gewißheit über alle endlichen Zwecke menſchlichen Treibens und Strebens zu erlangen.

2) Die Wiſſenſchaft ſei aber nicht ein unmittelbares Bedürfniß jedes Einzelnen — mit Ausnahme einiger beſonders Geiſtes Begabter — und es gehören zu Erlangung derſelben unzählige koſtſpielige Hülfsmittel und Vorbereitungen.

3) Um alſo Wiſſenſchaft möglich zu machen, müſſen von Staatswegen keine Koſten geſpart, und der Weg zu denſelben müſſe mit Hoffnungen ausgeſchmückt werden.

Welche Anſicht leitete nun wohl Hrn. Thiers? Wahrſcheinlich folgende: die Franzoſen ſind ein Volk von Staatsbürgern, daher ein jeder ſo viel Selbſtſtändigkeit haben und Kenntniſſe beſitzen muß, als nöthig iſt, ſeine Stelle in der Geſellſchaft, ſo wie das Weſen der letzteren, richtig würdigen zu können. Hiezu führt allein die Elementar-Bildung, und es iſt daher die unerlaßliche Pflicht des Staats, dieſelbe nach allen Kräften zu befördern.

Es bleibt nun der Entſcheidung des Leſers überlaſſen, welche von beiden Anſichten die richtigere ſei, oder ob beide von gleichem Gewichte ſind, oder aber ob die letztere nur für conſtitutionelle und ſolche monarchiſche Staaten paſſe, die ohne Hörigkeit, im Beſitz vollkommener perſönlicher Gewerbe- und Eigenthums-Freiheit ſind, Gleichheit der Pflichten, Städteordnung u. dergl. genießen. Die Erfahrung liefert hiefür noch keinen klaren Beweis, denn ſelbſt die Nordamerikaniſchen Staaten, welche, wenn man ihr wiſſenſchaftliches Streben mit ihren Elementar-Unterrichts-Anſtalten vergleicht, zu Gunſten der Meinung der Deutſchen Staatsmänner angeführt werden könnten, beweiſen noch Nichts zur Gnüge. Dort iſt die erſte Bildung aller Bürger bei ihrer Stellung ganz unerlaßlich, und der Koſtenaufwand des erſten Unterrichts, bei der großen Ueppigkeit der Natur, ſo leicht erſchwinglich, daß der Staat nicht dem Einzeln, Nutzen ziehenden, zu Hülfe kommen darf.

Um den zweiten Theil der Frage: „iſt der Staat als ſolcher zur Unterhaltung der Volksſchulen, oder der wiſſenſchaftlichen Anſtalten verpflichtet?“ beantworten zu können, ſcheint eine Unterſuchung über das Weſen des Staats vorangehen zu müſſen.

Der Staat iſt ein Verein auf Tod und Leben zu gemeinſamen Zwecken *). Mit jedem Fortſchreiten der Menſchen mehren ſich ihre Zwecke, und dieſe ſind verſchieden nach dem Standpunkte des Staats und ſeiner Nachbarn. Der unmittelbar erſte Zweck kann nur Sicherheit der Perſon geweſen ſein, welche ferner nicht ohne einigen Beſitz gedacht werden kann. Wird dieſer Beſitz von dem Vereine anerkannt, ſo entſteht Eigenthum, welches die zweite Stufe wäre. Ehe wir nun dem dritten Zwecke nachforſchen, dürfte wohl ein Blick in das Innere der menſchlichen Natur an ſeiner Stelle ſein.

Sittliches, Religiöſes, wohnt mehr oder weniger in jeder noch nicht ganz entarteten Bruſt. Außerdem führt das Unerklärliche in der Natur, wie in den menſchlichen Schickſalen den Verſtand (ganz abgeſehen von der ſittlich-religiöſen Individualität) auf eine mächtige, überſinnliche Leitung hin. So entſtehen religiöſe Beziehungen und gottesdienſtliche Annahmen, ſo roh ſie auch immer ſein mögen.

Was man nun im innerſten Leben als heilig erkennt, oder als Gefahr bringend achtet (hier von einer überirdiſchen Kraft verſtanden), das will man auch von den Genoſſen alſo erkannt und geachtet, wenigſtens nicht beleidigt wiſſen. Möge der verborgene Grund

*) Dieſe Definition, die Allen, welche den Staat als bloße Rechtsanſtalt betrachten, zuwider iſt, wird Vielen zu unbeſtimmt erſcheinen, und ſie werden wenigſtens verlangen, daß die gemeinſamen Zwecke auch naturgemäß ſein müſſen, indem ſonſt Vereine, wie die der Hospitäler und Flibuſtier u. a. m. auch Staaten genannt werden könnten. Ihnen genüge als Erwiderung die Erinnerung an einen Verein, auf Tod und Leben geſchloſſen von lauter Hageſtolzen, um ein Geſetz, eine Meinung oder eine Idee bis ins Unendliche hindurch zu führen unter Fremden, in unbekannten Sprachen redenden, Völkerſchaften. Iſt dies als Staat gedacht nicht Unnatur? Und dennoch hat eben ein ſolcher Staat lange und glücklich in unſerm Vaterlande beſtanden, ja ſolches gegründet! —

des Benehmens auch in Furcht vor Strafe oder Rache liegen. Auf dieſe Weiſe erzeugt ſich allmählig in allen Mitgliedern eine gemeinſame Achtung für etwas Ueberſinnliches, — Religiöſes.

Was nun der Einzelne als ihn moraliſch bindend anerkennt, das wird für ihn zum ſittlichen Leitſtern (Kompaß), und in ſo fern es auch von ſeinen Genoſſen ſo anerkannt und angenommen wird, ſo wird es zur Sitte, es trete nun als Familien- oder Geſchäftsband, oder anderweitig hervor.

Den Belag zu dem Geſagten finden wir überdies in der Geſchichte. In den erſten patriarchaliſchen Vereinen — wie die Urgeſchichte ſie ſchildert — ſehen wir das ſittlich-religiöſe Band als erſtes Staats-Element. Die ſchnelle Vermehrung der Menſchen und Heerden konnte nun wohl Conflicte, und die Zunahme der Raubthiere anderweitige Unſicherheit der Perſonen und des Eigenthums herbeiführen. Dieſes verſchaffte dann den Jägern und Reitern mit ihren Geſellen ein Uebergewicht, in Folge deſſen alles Uebrige ihnen erſt freiwillig dann zwangsmäßig tributpflichtig wurde. So ſehen wir noch ein viertes Staats-Element erwachſen, und haben nun ein ſittlich-religiöſes, die Perſon ſchützendes, ein Eigenthum gewährendes, und endlich ein regierendes Element in der Bildung des Staats. Daß indeſſen bei den Südamerikaniſchen rohen Wilden das religiös-ſittliche Element das erſte ihres Vereins geweſen ſei, läßt ſich nicht annehmen. Hier mochte wohl Selbſterhaltung den Anfangspunkt geben; obwohl dem einfachſten Vereine immer ein Vertrag, und jedem Vertrage eine moraliſche Verbindlichkeit, alſo die Anerkennung des Sittlichen und der Glaube an daſſelbe zum Grunde liegen muß.

Möge nun jedoch irgend ein Verein dieſen oder jenen Anfangspunkt genommen haben, ſo bedurfte es immer eines Entſchluſſes des gemeinſamen oder einzelnen Willens, eine Gewalt zur Aufrechthaltung der Geſetze, einer Leitung des Kampfes durch einen Haupt-

ling, mit einem Worte einer Regierung als das Zuſammenfaſſende eines Staates. Dieſe gedachte Nothwendigkeit findet auch überall die geſchichtliche Beſtätigung, ſelbſt in den Stämmen der Nordamerikaner ohne Grundeigenthum — dieſen vollendeten Demokratien — und in den Republiken der Alten. Ueberall tiefſte Achtung für Sitte und herkömmliche Geſetze und Gehorſam gegen den jedesmaligen Häupfling. Wenn ſich nun in Folge der Beleuchtung unſeres Begriffes von einem Staate als weſentliche Zwecke, die perſönliche Sicherheit, Anerkennung des Eigenthums, gemeinſame Sitte (in einer beſtimmten Bildungsſtufe) und Nothwendigkeit einer Regierung ergeben haben, — was unſerm Blicke auch entgegentritt, wir mögen die Augen von dem roheſten Indianerſtamme auf die alles umgeſtaltende Völkerwanderung, oder auf den ewig gleich bleibenden Beduinen, oder auch zuletzt auf die ausgebildetſten conſtitutionellen Staaten wenden, — ſo werden dennoch die Gegner dieſer Anſicht einwenden:

a) Daß die Regierung wohl Element, nie aber Zweck des Staats ſein könne, und daß, wenn Religion und Sittlichkeit ein Element des Staats ſei, es deshalb nicht Zweck deſſelben zu ſein brauche.

b) Daß das ſittlich-religiöſe Element, in der Form von Kirche oder Hierarchie, wohl mit den alten Staatsformen verwebt geweſen ſei, daß es indeſſen den neueren und noch mehr den zukünftigen Staatsformen immer fremder werden müſſe.

Diejenigen jedoch, die dieſe Einwendung machen, bemerken nicht, daß das Religiöſe in den neueren Staaten die Geſtalt der Kirche um ſo viel mehr in die des Sittlichen umwandelt, als das Kleid des Kirchenthums herabſinkt. Diejenigen nun, welche alle neuen Staats-Theorieen als Phantaſieſpiele verwerfen, und nur dem, was wirklich in die Erſcheinung tritt, Wahrheit zugeſtehen, muß man darauf aufmerkſam machen, daß die neueren, der Zeit weit voraus eilenden, Vereine, von dem myſtiſchen Amalgama der Simonianer an, bis zu den

Niederlaſſungen des engelreinen Robert Owen, nicht blos das Sittliche als Staats-Element, ſondern als Hauptzweck aufgeſtellt haben.

Was nun den großen Unterſchied anbetrifft, den einige praktiſche Staatsmänner zwiſchen Element und Zweck machen wollen, ſo werden ſie doch wohl zugeben, daß das, was ein weſentliches Element eines Dinges iſt, auch ſeine Natur und Bedingungen mit ihm gemein haben, alſo auch mit ſeiner Exiſtenz eins ſein und allen Werth und Vortheil mit ihm theilen müſſe. Daß nun aber Sitte — und dies in einer ſehr hohen Bildungsſtufe — wahrer Staatszweck ſei, wird um ſo klarer, wenn ſich ein jeder Unbefangene folgende Fragen vorlegen und ſie ſich ſelbſt beantworten will. Zu weſſen Schutz verſpritze ich freudig meinen letzten Blutstropfen? Wer ſchützt mich, und unter wem lebe ich in der größeſten Sicherheit und Ruhe? Auf wen kann ich ſtolz ſein, und für wen kann ich Nationalbegeiſterung haben? und wer hat ſie? Für wen bringe ich, ein jeder und das ganze Volk, alle Opfer mit Freuden? Welches Volk verdient den himmliſchen Schutz? Wonach ſtrebt das Volk und die Regierung?

Wer ſich dieſe Fragen richtig beantwortet hat, der wird fühlen, daß nicht der todte Stein in architektoniſcher Schönheit, nicht das prangende Laub in zierlich gepflanzten Gebüſchen, nicht die üppigen Felder, noch die Unzahl vorübereilender Frachtwagen auf ſpiegelglatten Chauſſeen die Nation ſind, wie Staatswirthe und Reiſende oft in der Täuſchung vermeinen. Eben ſo wenig ſind unzählbare Heerden blöckender Merinos, brüllender Schweizer und Frieſen, oder leichtfüßiger Araber und Engelländer — die Nation. Auch gewaltige Magnaten nicht und geputzte Glückspilze unter der Maſſe von Lumpen ſind das ganze Volk. Nein, die Nation ſind Alle, bis zum Galeerenſclaven hinab und der verlaſſenen Buhlerin auf faulendem Stroh. Aber der Kern des Volkes ſind die Tugendhaften, die Geſcheuten und die Kräftigen, und was dieſe Benennung

nicht verdient, trägt den Namen eines Preußen uns zur Schmach und ſich zum Unſegen.

Wem es nun noch nicht einleuchtet, daß Sitte (und dieſe in einem ſtets fortſchreitenden Stufengange) der Zweck des Staats ſei, der wird wenigſtens fühlen, daß es der edelſte und höchſte Zweck iſt und bleiben wird. — Iſt es nun anerkannt, daß Sitte der nothwendige Zweck des Staats iſt, ſo fragen wir, welche Mittel letzterer anwenden darf, um ihn zu erreichen, und wie weit ſeine Befugniß gehe, die Kräfte ſeiner Mitglieder in Anſpruch zu nehmen, um ſeine unmittelbaren Zwecke zu erfüllen. Hierauf ergiebt ſich die Antwort von ſelbſt; nämlich alle Kräfte, weil ohne die Erreichung ſeiner Zwecke der Staat in den Grundveſten erſchüttert würde. Doch dieſe Kräfte müſſen im Verhältniß ihres Vorhandenſeins in Anſpruch genommen werden, da Einer für Alle und Alle für Einen ſtehen. Es verſteht ſich mithin von ſelbſt, daß nicht allein die, welche den augenblicklichen Nutzen haben, ſondern Alle nach Verhältniß ihren Beitrag liefern müſſen. So muthet z. B. der Staat der durch einen Krieg bedrohten Provinz nicht zu, ſich allein zu vertheidigen, ſondern die Kräfte aller Provinzen werden aufgeboten. Eben ſo wenig wird dem armen Kreiſe zugemuthet, die Rechtspflege aus eigenen Mitteln zu beſtreiten, weil ihm ſonſt allemal eine ſchlechtere Juſtizpflege zu Theil werden würde, als dem reichen Kreiſe, welcher durch reichlichere Beſoldungen die geſchickteſten Beamten an ſich ziehen würde. Nein, es nimmt der Staat zur Ehre des Thrones und zur Sicherheit des Volkes nach gleichem Verhältniſſe — rüſtige Arme wo er ſie findet, und Geld wo es iſt. Demnach muß er auch, um folgerecht zu verfahren, die verſchiedenen Arten der Mittel zu der Verſittlichung des Volkes ohne weitere Rückſicht da nehmen, wo ſie ſich ihm bieten (doch im billigen Verhältniß). — Hiemit wäre die zweite Frage, „iſt der Staat als ſolcher zur Unterhaltung der Volksſchulen oder der wiſſenſchaftlichen An-

Anſtalten verpflichtet?" zu Gunſten der Thiersſchen Behauptung beantwortet.

Wenn wir nun weiterhin unterſuchen, durch welche Anſtalten der Staat auf die Verſittlichung des Volkes direct wirken könne, und wir ſolche ausgemittelt haben, ſo wird ſich die Schwierigkeit zeigen, dieſe auf adminiſtrativem Wege durch die Regierungen allein zu unterhalten.

Größere Staaten können nicht durch Geſetze das Familien- und Societäts-Leben leiten, ihnen bleibt nichts als die Schule, und in dieſer nur das, was in die äußere Erſcheinung tritt. Hiezu gehört nun auch der Schulbeſuch, die Lehrgegenſtände und Lehrmittel, ſo wie die Kenntniſſe und Lehrgewandtheit des Schullehrers. Deſſen inneres Gemüthsleben, die Religiöſität, die Gabe auf das Gemüth der Kinder einzuwirken, können nur erſt nach längerer Amtsverwaltung, und ſomit zu ſpät erkannt werden, wenngleich eine genaue Beobachtung der jungen Aſpiranten des Lehrfaches nicht ohne Nutzen iſt, wozu freilich lauter höchſt gewiſſenhafte Directoren, Inſpectoren, Schul-, Conſiſtorial- und Staatsräthe, Miniſter ꝛc. erforderlich wären. — Die Regierung behält ſomit nur den Unterricht in den Elementarſchulen mit Sicherheit in ihren Händen, d. h. die Bildung auf dem Wege des Verſtandes, wobei ſie die nicht ungegründete Hoffnung hegen darf, daß die ſittlichen Anlagen dadurch mehr in das Bewußtſein treten, der Geſchmack geläuterter, und das Sittliche mehr und mehr über das Gemeine hervortreten werde. Hat ein Staat ſich nur ein in allen Theilen verſtändiges Volk gebildet, ſo hat er viel geleiſtet und viel gewonnen, denn es iſt nicht zu läugnen, daß viel Jammer aus dem Unverſtande und viel Böſes aus dem Jammer hervorgeht.

Jetzt dürfte ſich nur noch folgende Frage aufdringen: Werden die Elementarſchulen, deren Unterhaltung dem Staate obliegt, eine bedeutende Finanzlaſt für ihn ſein, oder nicht? — „Das iſt nicht zu befürchten,"

lautet die Antwort der einen Parthei, „denn wenn dem Volke das wird, was es in ſeiner Berufsſphäre bedarf, nämlich Leſen, etwas Schreiben und Rechnen und Religion (hievon viel oder wenig, je nachdem der Mund eines Pascal oder Voltaire ſpricht), ſo kann ein Schulmeiſter, ohne daß es eines Lancaſterſchen Uhrwerks bedarf, viel über 100 Jungen zuſtutzen, und ſo ein Lehrer koſtet jetzt, wo ein jeder Rekrut in dergleichen Dingen unterrichtet wird, gar wenig. Das Lernen blähet auf, vermehret mit den Kenntniſſen die Bedürfniſſe, bildet Raiſonneurs, und verekelt den Beruf zu dem der gemeine Mann berufen iſt." — Aber dieſe Herren vergeſſen, daß es wenigſtens in Preußen keine Frau mehr giebt, deren Enkel zum voraus unabänderlich gebunden ſind, dem Gemeinen, Blindgehorchenden und ſchwer Arbeitenden ohne Selbſtbeſtimmung anzugehören. Nein, überall freies Gewerbe, freies Eigenthum und freie Dispoſition über dieſes ſo wie über ſich ſelbſt. Eine ſolche Freiheit ſetzt allgemeinen Verſtand und viel Selbſtbeherrſchung voraus, wenn ſie nicht verderblich werden ſoll; und da reicht das Herplappern des Erlernten u. die handwerksmäßige Schule nicht mehr aus.

Freilich tritt dagegen eine andere Parthei auf mit ihren Forderungen in das weite Blaue hinein, indem ſie das Wiſſen von Vielerlei, hohe Geſchmacksausbildung und Kunſtausbildung für nothwendig zur Menſchenbildung hält. — Doch die rechte Mitte, leider die ewige Zielſcheibe der beiden Extreme, beabſichtigt nichts weiter, als eben durch Rechnen, Sprache, einigen Realien und durch Religion, ein richtiges Bewußtſein der Größen-, Vorſtellungs- und Lebens-Verhältniſſe, ſo wie ein (wo möglich lebendiges) Erkennen des Gefühlten, hervorzurufen; und hier zeigt die Erfahrung zur Gnüge, daß ein guter Lehrer unter 60 Kindern das Ziel erreichen könne, daß auf 60 ſchulfähige Kinder ungefähr 420 Seelen treffe, und daß eine Klaſſe mit anſtändiger Unterhaltung des Lehrers, des Gebäudes ꝛc. gegen 150 Thlr. koſtet, alſo auf Oſtpreußen bei 2800

bis 3000 Elementar-Schulklaſſen eine Ausgabe von beinahe 450,000 Thlr., und auf die ganze Monarchie das zehnfache treffen würde. Nun aber trifft die größte Zahl der Schulen auf das platte Land, woſelbſt in Stelle der Geldbeiträge eine Menge unentbehrlicher Naturalien aufgebracht werden müſſen.

Verbindet man dieſen Umſtand mit der berechneten Summe als einer bedeutenden Ausgabe für den jetzigen Stand der Finanzen faſt aller Länder, ſo erſieht man leicht, daß die Naturalien hauptſächlich von den Nutznießern, d. i. von den Societäten, aufgebracht werden müſſen, und ferner, daß wenn ein Staat jetzt alle baaren Beiträge zu übernehmen geſonnen wäre, er dies nur durch neue Auflagen bewirken könnte. Was drückend erſcheint. „Nun ſo trage," ruft der Freund des Alten, „das Nothwendige der unmittelbare Nutznießer," d. i. das armſelige Kind oder ſeine Eltern. Eine harte und wie ſich im Laufe unſerer Unterhaltung erwieſen hat, ungerechte Maxime. Aber in manchen Gegenden, z. B. in Ermeland, zahlen die Hausväter nach Art von Claſſification ein Schulgeld. Iſt dies nicht eine neue Auflage, und eine beſſere als das gewöhnliche Schulgeld von den Kindern? Ließe ſich dieſer Schulbeitrag nicht auf alle ſelbſtſtändig, beſonders in Wohlhabenheit Lebenden, ausdehnen, da ſie der Sicherheit für ihre Bequemlichkeit mehr als die Armen bedürfen? Nebenbei jedoch möge das Schulgeld da beſtehen, wo es ſchon gezahlt wird und nicht zu hoch iſt. So könnte man denn beide Erhebungsweiſen vereinigen, weil überhaupt bei Erhebungen der ungleiche Druck ſich durch Mannigfaltigkeit der Abgaben am beſten ausgleicht.

Aber der Geſichtspunkt werde feſtgehalten, die Koſten der Elementarbildung ſeien eine Staatslaſt *). Denn es folget aus ihm ganz natürlich, daß ein wohlgeordneter Staatshaushalt ſeine glücklichen Erſparniſſe

*) In der Praxis würden wir uns alſo dem Caſſeler Berichterſtatter nähern.

dem mangelhaften Unterrichtsweſen zuwenden werde, und wenn die Erſparniſſe ſich als nicht ausreichend bewähren, er die nöthigen Zuſchüſſe mehr in der Form einer allgemeinen Auflage, als in der der ſpeciellen Beſteuerung zu erheben ſuchen werde.

Gelegenheit zu dieſem Verfahren wird ſich in Fülle darbieten, da theils viele Lehrer noch zu ſchlecht geſtellt ſind, theils die Anlage neuer Schulen und Klaſſen mit jedem Jahre dringender wird, und dieſes beſonders in Kirchſpielen, wo die Klaſſe der Arbeiter ſich auffallend vermehrt. Woher ſollen z. B. die mit Tagelöhnern angefüllten Vorſtädte oder die Eigenkäthnerdörfer die baaren Fonds und die Naturalien, als Holz, Weide, Fuhren ꝛc. ſchaffen, ſie, die kaum im Stande ſind die Füße der zitternden, zur Schule wandernden Kinder zu bedecken, und ihre Taſchen mit Kartoffeln zu füllen?

* * *

Wenn die hier entwickelte Anſicht ſich mit der Thiersſchen als übereinſtimmend gezeigt hat, ſo darf man nicht überſehen, daß dieſer Staatsmann auch die Verpflichtung des Staats zur Gewährung der wiſſenſchaftlichen Bildung — aber nur für Wenige — ausgeſprochen hat. Zu dieſen Wenigen zählt er wahrſcheinlich alle die von der Natur zur höhern Geiſtesausbildung Befähigten, und das mit vollem Rechte. Er zähle indeß wen er wolle zu den Wenigen, ſo folgt daraus, daß die wiſſenſchaftlichen Inſtitute nach wie vor des kräftigen, ſorgenden Armes der Regierung bedürfen. Doch damit iſts noch nicht gethan, denn für den wahrhaft gebildeten Staats- und Weltbürger ſind die beiden Inſtitute, das eine nicht genügend, das andere zu einſeitig. Die wahren, höhern, allgemeinen Bildungsſchulen fehlen, obſchon Couſin ihre zahlreiche Exiſtenz in unſerm Vaterlande vorauszuſetzen ſcheint. Ob dieſe aus dem Volke hervorgehen werde, das gewöhnt iſt ſeinen Vormund und ſeinen Säckelmeiſter in der Regierung zu ſuchen, ſteht zu bezweifeln. —h—

Ueber die Abdeckerei zu Paris.

Ein vom Medizinalrath Profeſſor Dr. Burdach in der phyſikal.-ökonom. Geſellſchaft gehaltener Vortrag.

Schon ſeit einigen Jahren haben wir von der induſtriöſen Weiſe gehört, auf welche man in Paris die verſchiedenen Körpertheile todter Pferde benutzt. Allein die Nachrichten, die wir darüber erhielten, waren nur oberflächlich. Erſt jetzt haben wir einen genauern Bericht bekommen aus der Feder des Herrn Parent Duchatelet, welcher Mitglied und Berichterſtatter der 1825 zu Unterſuchung dieſes Gegenſtandes niedergeſetzten Commiſſion war, und ſeitdem weitere Nachforſchungen darüber angeſtellt hat. Da dieſer Gegenſtand in Hinſicht auf die Oekonomie des Menſchen, wie der Natur manches Intereſſante darbietet, ſo erlaube ich mir die in dieſem Berichte erzählten Thatſachen hier mitzutheilen, indem ich ſie unter zwei Geſichtspunkten, dem des Gewerbfleißes und dem der Geſundheitspolizei zuſammenſtelle.

Was fürs Erſte den Gewerbfleiß anlangt, ſo zog derſelbe ſeit jeher bedeutenden Vortheil aus der Benutzung todter Thiere, die nicht zur menſchlichen Nahrung beſtimmt ſind, namentlich todter Pferde. Bei den Fortſchritten, welche die techniſche Chemie in den neuern Zeiten machte, wuchſen dieſe Vortheile. So errichtete 1812 eine Geſellſchaft von Chemikern eine Anſtalt, in welcher das Fleiſch von gefallenem Vieh zuerſt in geheizten Bleikammern aufgehängt wurde, ſo daß das ſchmelzende Fett herabträufelte und in Rinnen ſich ſammelte, das übrige Fleiſch aber ausgepreßt, getrocknet und zum Füttern von Thieren, oder zum Düngen, oder zur Fabrikation von Ammoniakſalz oder Berlinerblau verwendet wurde. 1816 errichtete der Sohn des berühmten Cadet de Vaux eine Abdeckerei, in welcher er die Erfindungen der neuern Zeit benutzte, und ein andrer techniſcher Chemiker, Namens Foucques,

bereitete aus Fleiſch, Knochen und Eingeweiden gefallener Thiere verſchiedene Seifen, Laugen und Thierfutter. Noch mehr Gewinn ziehen aber die großen Abdeckereien gegenwärtig. Nach Payens Berechnung tragen die einzelnen Theile eines todten Pferdes, wenn es von mittlerer Güte iſt, 18, wenn es von mehr Werth iſt, 33 Thlr. ein. Ein todtes Pferd wird aber für 3 bis 4½ Thlr. gekauft; rechnet man nun noch 1½ bis 3 Thlr. Lohn für den Aufkäufer und die Arbeitsleute hinzu, ſo bleiben 12 Thlr. Gewinn von einem mittelmäßigen Pferde. Nun werden nach Parent Duchatelet im Durchſchnitte täglich 35 Pferde, theils aus Paris, theils aus der Umgegend, nach den Abdeckereien von Montfaucon gebracht, alſo im Jahre 12,775, welche einen reinen Ertrag von 153,300 Thlr. gewähren. Mögen nun auch nicht alle Theile ſo vortheilhaft benutzt werden, wie Payen es angiebt, mögen die Koſten größer ſein als in obiger Schätzung, mag auch die Zahl der Pferde, die jährlich dahin kommen, zu groß angegeben ſein: ſo wird die Größe des Erwerbes durch die Thatſachen erwieſen, daß der Beſitzer einer einzelnen Abdeckerei in Montfaucon, Namens Duſauſſoy, ſich ein Vermögen von mehr als 200,000 Thlr. erwarb, und daß eine Geſellſchaft das Monopol der Abdeckerei auf 70 Jahre ſich mit 600,000 Thlr. erkaufen wollte.

Im ganzen genommen iſt die Abdeckerei in Paris immer als freies Gewerbe betrieben worden. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts ward zwar ein Privilegium darüber ertheilt, welches aber nur 20 Jahre beſtand; im Jahre 1780 ward wieder eine Geſellſchaft von Unternehmern privilegirt, die aber, da ſie der unbefugten Betreibung ihres Gewerbes nicht ſteuern konnte, ihre Rechnung nicht dabei fand, und ihr Privilegium verlor. In unſerm Jahrhunderte wurden mehrmals Geſuche um das Monopol vorgetragen; unter andern 1825 von einer Geſellſchaft reicher Spekulanten, an deren Spitze Robinet und Dufont ſtanden, und ſpäter die erwähnte Geſellſchaft unter Andriel und

Joanny, welche die nach dem Walde von Bondy geführten Kloaken von Paris mit einem Koſtenaufwande von 600,000 Thlr. in Stand zu ſetzen ſich erbot; die Regierung ſchlug es immer ab, um der Concurrenz im Gewerbfleiße keine Schranken zu ſetzen.

Todte Hunde und Katzen werden von den Chiffoniers in den Straßen aufgenommen, und an einem ihnen von der Polizei angezeigten Orte abgelegt, von wo man ſie nach einem Hauſe an der porte du clos de Dusaussois ſchafft. Hier ſind zwei Leute beſchäftigt, ihnen das Fell abzuziehen, das Fett auszuſchmelzen und die Pfoten zum Behufe der Leimſiederei abzulöſen. Außerdem giebt es noch Leute, welche herrenloſe Hunde erwürgen und todte aus der Seine fiſchen, wobei ſie ſich zum Apportiren abgerichteter Schäferhunde bedienen.

Die Abdeckerei todter Pferde geſchieht zu Montfaucon auf einer Anhöhe im Norden von Paris, etwa 1000 Klaftern von der Barriere, und 70 Klaftern über dem Waſſerſpiegel der Seine. Es ſind hier zwei Anſtalten; die eine iſt Privateigenthum, die andre wird von verſchiedenen Abdeckern gemeinſchaftlich benutzt. Es werden theils todte Pferde dahin gebracht, theils unbrauchbare lebend dahin geführt, beſonders gegen den Winter. Man tödtet ſie gewöhnlich durch einen Stich in die Bruſt, der die Aorte und Hohlvene durchſchneidet; oft auch durch einen Schlag auf den Scheitel, nachdem man ihnen die Augen verbunden hat; ſeltner durch einen Stich zwiſchen Hinterhaupt und erſten Halswirbel, da hierzu viel Geſchick gehört, und das Thier beim Niederſtürzen die Umſtehenden gefährdet; noch ſeltner bedient man ſich des Einblaſens von Luft in eine geöffnete Vene, da dies zu viel Mühe und Zeit fordert.

1) Man ſchneidet zuerſt die Mähne und die Schweifhaare ab. Da die langen Haare, die zum Weben von Zeuchen gebraucht werden, und daher mehr Werth haben, vorher ſchon meiſt verloren oder ausge-

zogen ſind, ſo iſt der Ertrag davon gering, und im Durchſchnitte etwa auf einen Silbergroſchen zu ſchätzen, indem nur auf $\frac{1}{4}$ Pfund Haar zu rechnen iſt, und das Pfund mit $4\frac{1}{2}$ Sgr. bezahlt wird.

2) Dann wird die Haut, welche man der Länge nach vom Unterkiefer bis zum After und an den Gliedmaaßen eingeſchnitten hat, abgezogen, mehrfach zuſammengelegt, aufgerollt und noch friſch an die in der Nähe liegenden Gerber verkauft; ſonſt könnte man ſie mittels Holzſäure aufbewahren. Sie wiegt gewöhnlich etliche und 60 Pfund, und wird mit 3 bis 4 Thlr. bezahlt. Die Pariſer Gerber verarbeiten nicht alle Pferdehäute ſelbſt, ſondern verſchicken ſie zum Theil.

3) Das Blut läuft unbenutzt auf die Erde, und vermehrt den unſäglichen Schmutz, den man in Montfaucon findet. Wäre der Platz mit Quaderſteinen gepflaſtert, abhängig und mit Rinnen verſehen, ſo könnte man das Blut auffangen und Nutzen daraus ziehen. Hierzu würde man es beim Erkalten umrühren, damit es ſich in Faſerſtoff und Cruor ſcheide. Was von beiden nicht friſch verbraucht werden könnte, wäre zu trocknen. Der Cruor, welcher vorſichtig getrocknet worden iſt, löſt ſich in Waſſer wieder auf, und iſt dann eben ſo anwendbar, wie im friſchen Zuſtande. Der Faſerſtoff wird getrocknet, nachdem er mit Dämpfen gekocht und ausgepreßt iſt. Beide Präparate, zu Pulver gemahlen, ſind der Verderbniß nicht unterworfen, indem ſie keine Feuchtigkeit anziehen, auch die Inſekten keine Eier darein legen; vor 10 Jahren verfertigte Präparate dieſer Art waren noch ganz gut. Den Faſerſtoff muß man, da er im friſchen Zuſtande ſchneller fault und früher der Sitz von Maden wird, ſchneller trocknen, als den Cruor, auch wohl Holzſäure dabei anwenden. Der Cruor, friſch oder getrocknet und in Waſſer aufgelöſt, wird in den Zuckerraffinerieen abgeſetzt, welche 100 Pfd. mit 25 Sgr. bezahlen. Das Blut kann ferner als Nahrung benutzt werden. Man hat es in Paris, nach dem Vorgange von Schweden,

unter das Brod zu backen verſucht; allein man fand dieſen rothen Teig zu widerlich. Sonderbar iſt es, daß den Schweinen das Blut nicht behagt. Dagegen freſſen es Hühner, Enten, Tauben, beſonders aber Truthühner ſehr gern, und werden äußerſt ſchnell fett dabei; der widrige Geſchmack, den ihr Fleiſch davon bekommt, verliert ſich, wenn man ſie 2 oder 3 Tage vor dem Schlachten mit Körnern füttert. Hühner, die blos mit Blut gefüttert werden, legen Eier ohne Kalkſchale; dies iſt nicht der Fall, wenn man ihnen nebenbei nur etwas Getreide giebt. Endlich wird das getrocknete Blut als Dünger benutzt, wo es an Miſt fehlt. Es ſind in Paris eigene Fabriken von getrocknetem Blute oder Faſerſtoffe, und ſie verſenden davon große Quantitäten ins Ausland, namentlich nach Amerika; 100 Pfd. koſten in Paris 3 Thlr., der Transport nach Amerika eben ſo viel, und doch finden die daſigen Landwirthe immer noch ihren großen Vortheil dabei. Man kann rechnen, daß von einem Pferde 20 Pfd. getrocknetes Blut zu erhalten und für 18 Sgr. zu verkaufen iſt.

4) Am todten Pferde werden in Montfaucon die Hufeiſen abgenommen, und entweder als noch tauglich, oder als altes Eiſen verkauft. Auch die dabei ausgezogenen Nägel werden geſammelt, und namentlich in den Provinzen verkauft. Der Ertrag iſt im Durchſchnitte 2 Sgr. vom Pferde.

5) Die abgeſchnittenen Füße trocknet man, und ſchlägt dann mit ihnen auf einen feſten Körper, ſo daß die Hufe abſpringen. Im Winter läßt man die Füße in Haufen liegen, ſo daß ſich die Hufe durch Fäulniß ablöſen. Sie durch Kochen abzulöſen iſt zu koſtſpielig, und zur Maceration fehlt es an Waſſer. Die Hufe verkauft man theils an Horndrechsler und Kammmacher, theils an Fabriken von Ammoniakſalz und Berlinerblau. Man löſet ungefähr ½ Thlr. daraus, wenn ſie geraſpelt ſind.

6) Das Fett wird ſehr ſorgfältig geſammelt. Man ſchneidet zuerſt das auf und zwiſchen den Muskeln liegende aus, legt dann die Muskeln einzeln auf den Tiſch, um jedes Fettkörnchen auszuſchälen, und löſet endlich das von den Eingeweiden ab. Das geſammelte Fett wird in kleine Stückchen geſchnitten und dann ausgeſchmolzen; das Zellgewebe (die Grieben) ſchöpft man mit einem Schaumlöffel ab, und wirft ſie zur Verſtärkung der Flamme ins Feuer. Wenn man nach d'Arcets Angabe beim Schmelzen verdünnte Schwefelſäure zuſetzte, ſo würde der üble Geruch vermieden und das Fett reiner werden. Das Pferdefett iſt flüſſig, brennt mit immer gleicher Flamme, und giebt dabei mehr Hitze als vegetabiliſches Oel; daher wird es von Emailleurs, Perlenfabrikanten, überhaupt von Gewerbsleuten, die Glas im Lampenfeuer bearbeiten, ſehr geſucht; auch wird es zum Einſchmieren von Pferdegeſchirr und Schuhleder, ſo wie zur Seifenfabrikation und zur Gasbereitung für Beleuchtung benutzt. Das Pfund wird mit 5 Sgr. bezahlt; das Pferd giebt im Durchſchnitte 8 Pfund im Werthe von 1 Thlr. 10 Sgr.; ſehr wohlgenährte Pferde geben aber bis 60 Pfund, alſo für 10 Thlr.

7) Das Fleiſch dient erſtlich den Arbeitern in der Abdeckerei zur Nahrung; ſie wählen ſich dazu die beſten Stücke aus, und bereiten ſich davon ein ſchmackhaftes Gericht. Zweitens wird es zur Fütterung von Hunden, Katzen, Schweinen und Hühnern verwendet. Ein Spekulant hielt ſich 800 Hühner, die er damit fütterte. Enten werden in kurzer Zeit ſo fett davon, daß ſie nicht mehr genießbar ſind. Es giebt große Hunde, die darauf abgerichtet ſind, täglich große Stücken Fleiſch, die man ihnen in Montfaucon überläßt, nach Paris zu tragen. Endlich wird es als Düngmittel und zu Fabrikation von Berlinerblau benutzt. Was nicht friſch zu verbrauchen iſt, kann man unter die hydrauliſche Preſſe bringen, und dann auf Drahtgittern trocknen. Payen hat neuerdings eine noch nicht be-

kannte Methode erfunden, bei welcher man aus dem Pferdefleiſche trockne Kuchen wie Oelkuchen formt, und daraus ein Mehl bereitet, welches zur Fütterung, zum Düngen und in chemiſchen Fabriken zu gebrauchen iſt. Ein Pferd hat 300 bis 400 Pfund Fleiſch, welches auf dieſe Weiſe benutzt, einen Ertrag von 10—13 Tlr. giebt.

8) Die Flechſen werden von den Muskeln abgeſchnitten, die kleineren friſch an die Leimſieder verkauft, die ſtärkeren getrocknet und in größeren Partieen verſendet. Ein Pferd giebt ungefähr ein Pfund getrocknete Flechſen, das mit $2\frac{1}{2}$ Sgr. bezahlt wird.

9) Die Knochen wurden ehemals getrocknet und zur Feuerung verwendet; jetzt werden jährlich 350,000 Pfund Knochen von Montfaucon ausgefahren. Doch bleiben immer noch genug übrig, womit man, namentlich beim Schmelzen des Fettes, feuert. Was man an Meſſerſchmidte, Fächerfabrikanten und andre Knochenarbeiter verkauft, iſt unbedeutend. Mehr wird zur Fabrikation von Ammoniakſalz und Beinſchwarz abgeſetzt, wiewohl man dazu noch lieber die aus den Küchen in den Kehricht gekommenen und von den Chiffoniers aufgeleſenen Knochen gebraucht. Zu Bereitung von Beinſchwarz bezahlt man das Pfund mit $2\frac{1}{2}$ pf.; da ein Pferd etliche und 90 Pfund Knochen giebt, ſo bringen dieſe ungefähr 20 Sgr. ein. Ungleich mehr würden ſie eintragen, wenn man in Montfaucon, wie in Auvergne und Strasburg, Mühlen dazu hätte; denn 100 Pfd. Knochenmehl werden mit 2 Thlr. 12 ſgr. bezahlt, da es ein vortreffliches Düngungsmittel iſt, deſſen Wirkungen ſich auf 3 bis 5 Jahre erſtrecken. In den Krankenanſtalten von Paris werden jährl. 160,000 Pfund Knochen an den Meiſtbietenden, das 100 Pfund zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Thlr. verkauft, und außerdem noch Knochen aus Spanien, Italien und Amerika eingeführt.

10) Aus den Dünndärmen werden grobe Saiten zu Drechſelbänken und dergleichen verfertigt.

11) Die übrigen Eingeweide ſchichtet man auf, und verkauft ſie, in der Fäulniß begriffen, als Dünger;

ein zweiſpänniges Fuder wird mit 1½ bis gegen 3 Thlr. bezahlt. Man ſchichtet ferner Eingeweide und kleine Stücke Fleiſch ½ Fuß hoch auf, und bedeckt ſie gegen die Sonne leicht mit Stroh. Die Fleiſchfliegen werden dadurch herbeigelockt, ihre Eier abzuſetzen, und kaum ſind einige Tage verſtrichen, ſo iſt das Ganze eine lebende Maſſe, und von der faulenden Subſtanz nur noch ein geringer, der Düngerde ähnlicher Reſt übrig. Durch einen unglücklichen Zufall war man auf dieſe Methode gekommen. Ein Betrunkener war bei einem Haufen faulender Eingeweide eingeſchlafen; die Maden waren ihm in Augen, Mund und Ohren gekrochen, und hatten daſelbſt gräßliche Verwüſtungen angerichtet, ſo daß man im Hoſpitale, wohin der Menſch gebracht wurde, anfangs an ſeinem Aufkommen verzweifelte, ihn aber, wiewohl blind und taub, am Leben erhielt. Die bei jener Methode erzeugten Maden werden Maaßweiſe verkauft, und dienen als Köder an Angelhaken, vorzüglich aber zum Futter für junge Vögel, namentlich Faſane. Ein Mann fütterte Hühner mit ſolchen Maden; nach 14 Tagen waren ſie zwei- bis dreimal ſo ſchwer als zuvor, und wurden als Poularden verkauft. Auch haben mehrere Königl. Förſter jährlich eine Zahl Pferde in den Waldungen ſtehen laſſen, um durch ihr Aas Maden für die Faſanerieen zu bekommen. Von den Eingeweiden eines einzigen Pferdes bekommt man ſo viel Maden, daß man nach Payens Angabe gegen ½ Thlr. daraus löſt. Sie können aber nicht ſo vollſtändig aufgeleſen werden, daß nicht ſehr viele von ihnen ſich verpuppen und umwandeln ſollten; daher giebt es in Montfaucon große Schwärme von Musca carnaria, caesar und vivipara. Dieſe ziehen nun wieder eine ungeheure Menge Schwalben herbei, und deshalb gehen alle Jagdliebhaber aus Paris nach Montfaucon, um ſich im Schießen zu üben.

12) Endlich ſpielen die Ratzen bei Aufräumung des Aaſes hierſelbſt eine bedeutende Rolle. Bedenkt

man, daß ſie hier im Ueberfluſſe leben, und daß ein Weibchen im Jahre 5- bis 6mal, und jedesmal 12 bis 18 Junge wirft, ſo wundert man ſich nicht über ihre Unzahl in Montfaucon. In einer Kammer erſchlug man binnen einem Monate 16,000, ohne daß man eine Abnahme derſelben hätte bemerken können; ſie untergraben die Mauern, ſo daß die Gebäude ſich ſenken, und nur dadurch geſichert werden können, daß man die Fundamente mit Scherben von Flaſchen umgiebt; die ganze Umgegend iſt von ihnen ſo durchwühlt, daß der Boden unter den Tritten ſchwankt; viele haben ihre Löcher 400 bis 500 Schritte von der Abdeckerei, und man ſieht auf dem Raſen die Bahn, auf welcher ſie hin und zurück zu laufen pflegen. Zuerſt greifen ſie die Augen der todten Pferde an, wie ſie dies in Leichenkammern auch an menſchlichen Leichnamen zu thun pflegen, und wie auch die Raubvögel eben ſo verfahren; das zarte Fett im Grunde der Augenhöhle ſcheint ſie zu locken, ſo wie ſie auch an menſchlichen Leichnamen demnächſt das Fett in den Backen, die Pulpa an den Fingerſpitzen, die Ballen und die Ferſe vorzüglich gern verzehren. Wenn bei ſtarkem Froſte getödtete Pferde ſteif gefroren im Freien liegen bleiben, ſo ſchlüpfen die Ratzen durch die Stichwunde in die Bruſthöhle, und freſſen nach und nach alle weiche Theile, ſo daß man bei eintretendem Thauwetter das Pferd ſcheinbar unverletzt, in der That aber nur Haut und ganz reine Knochen noch übrig findet. Um ſie zu fangen, legt man des Abends ein friſches Pferdegerippe in eine Kammer, deren Mauern unten Zuglöcher haben; dieſe verſtopft man des Morgens, und ſchlägt die in der Kammer verſammelten Ratzen todt. Die Kürſchner bezahlen das Hundert Ratzenfelle mit 1 Thlr.

So viel über die Induſtrie dieſer Abdeckerei. — In geſundheitspolizeilicher Hinſicht iſt zuvörderſt die Streitfrage über die Zuläßigkeit des öffentlichen Verkaufs von Pferdefleiſch zu erörtern. Die zu Unterſuchung der Abdeckerei im Jahre 1825 niedergeſetzte

ärztliche Commiſſion hatte vorgeſchlagen, daß in der Abdeckerei ein Aufſeher angeſtellt werde, welcher beurtheile, ob ein Pferd geſund und ſein Fleiſch zur Nahrung tauglich ſei; daß das Pferd in ſolchem Falle auf dieſelbe Weiſe, wie ein Rind geſchlachtet und zerhauen, und das Fleiſch davon in eigenen Buden öffentlich zum Verkaufe geſtellt werde, wie dies in Dänemark geſchehe. Dies würde den Vortheil gewähren, daß jeder Beſitzer von Hunden oder Katzen dieſe Thiere mit Pferdefleiſch fütterte, und dadurch die große Menge Magen von Rindern und Schöpſen, die man jetzt zu ihrer Fütterung aufgekauft, erſpart, wohlfeiler und für die Armen käuflich würde. Jetzt kann man zwar Pferdefleiſch kaufen, allein man bedarf dazu eines Erlaubnißſcheins von der Polizei, und muß das Fleiſch von Montfaucon ſelbſt holen laſſen, was doch für die meiſten Perſonen zu beſchwerlich iſt.

Bei dem öffentlichen Verkaufe würde allerdings auch viel Pferdefleiſch in die Kochtöpfe der Pariſer gelangen. Allein dies geſchieht auch ohnedies, und läßt ſich durch keine polizeiliche Maßregel ganz verhindern. 1739 wurde der Verkauf des Pferdefleiſches verboten, aber er dauerte gleichwohl heimlich fort, und wurde bei jeder Theurung während und nach der Revolution ausgebreiteter. 1811 unterſagte man ihn von Neuem, ſah ſich aber gleich darauf genöthigt, einzelnen Perſonen den Ankauf zum Futter für ihre Hausthiere zu geſtatten; dieſe Erlaubniß wurde 1814 aufgehoben, da natürlich Vieles, was unter dieſem Vorwande nach der Stadt gebracht worden, an die Armen, ſo wie an Garköche und Speiſewirthe verkauft wurde. Allein 1816 ſah man ſich genöthigt, dieſe Erlaubniß wieder zu geben, und ſo wird denn jener Verkehr noch heimlich betrieben, da, wer einmal einen polizeilichen Erlaubnißſchein hat, ſo viel als er will nach der Stadt bringen kann. So hatte z. B. der Lieferant des Futters für die Thiere im Muſeum der Naturgeſchichte einen ſolchen Erlaubnißſchein, und er führte wöchentlich

das Fleiſch von 20 Pferden ein, da für den angezeigten Zweck das von 2—3 Pferden hinlänglich geweſen wäre. Dieſer heimliche Verkauf befördert mehr den Betrug der Garköche, und hindert die Armen ſich dieſer wohlfeilen Nahrung zu bedienen, da der Verkäufer darauf bedacht ſein muß, ſeine verbotne Waare ſchnell und in großen Partieen abzuſetzen. Wäre der Verkauf öffentlich, ſo könnte der Arme zu jeder Stunde mit ſo viel ſich verſehen, als er gerade braucht.

Das Pferdefleiſch war die gewöhnliche Nahrung bei den alten nordiſchen Völkern und iſt es noch bei den Tartarn. Im Kriege hat auch in den neueſten Zeiten die Noth oft gezwungen, davon Gebrauch zu machen; ſo erzählt z. B. Barrey, daß es bei den Franzöſiſchen Feldzügen am Rheine, in Aegypten, Spanien, Oeſterreich, Preußen und Rußland den Geſunden wie den Kranken zur Nahrung gedient hat. Nach der allgemeinen Erfahrung giebt es, wenn es nicht zu alt und mager iſt, ein wohlſchmeckendes, nahrhaftes und geſundes Gericht; man muß alſo durch Geſtattung des öffentlichen Verkaufs es dem Armen möglich machen, daß er, wenn er will, ſtatt des theuern Rindfleiſches das wohlfeilere Pferdefleiſch ſich verſchaffen kann.

Was nun den Geſundheitszuſtand der Thiere betrifft, deren Fleiſch zur Nahrung dienen ſoll, ſo iſt es klar, daß die Pferde, welche in Folge einer äußern Verletzung gefallen, oder wegen einer ſolchen getödtet worden ſind, eine für die Geſundheit zuträgliche Nahrung liefern. Daſſelbe gilt aber auch von denen, die durch gewöhnliche Krankheiten, Entzündungen, Lungenknoten u. ſ. w. den Tod gefunden haben. Auf dem Lande wie in den Städten werden ja eine Menge Rinder, Schafe und Schweine, die an ſolchen Krankheiten leiden, geſchlachtet und ohne Nachtheil verſpeiſt. Und was die Pferde in Montfaucon betrifft, ſo befinden ſich die daſigen Arbeitsleute bei ihrem täglichen Genuſſe ſehr wohl. — Daß kein Fleiſch von Pferden, die an bösartigen, mit Ausartung der Säfte verbundenen und

anſteckenden Krankheiten gelitten haben, zum Verkaufe geſtellt werde, verhindern die dabei anzuſtellenden Aufſeher. Sollten aber auch einmal dieſe hintergangen worden ſein, oder ſich in ihrem Urtheile geirrt haben, ſo iſt auch in einem ſolchen einzelnen Falle, der nur ausnahmsweiſe eintreten könnte, kein Nachtheil für die menſchliche Geſundheit zu befürchten. Denn erſtlich iſt bei ſolchen Krankheiten der Sitz der Ausartung mehr in den Säften, als im Muskelfleiſche zu ſuchen, und zweitens hat der Magen, als der Sitz wahrer Transſubſtantiation, eine ſo gewaltige umwandelnde Kraft, daß er vieles unſchädlich macht, was, auf anderm Wege in die Säfte gebracht, höchſt nachtheilig wirkt. So weiß man ja, daß weder Fleiſch von tollen Hunden, welches Menſchen aus Aberglauben aßen, noch auch Milch mit Eiter aus bösartigen Geſchwüren vermiſcht, welche aus Verſehen getrunken worden war, irgend einen Nachtheil für die Geſundheit gebracht hat. Unter den Milchkühen, die aus den Provinzen nach Paris in enge, niedrige, dunkle Ställe gebracht worden, griff 1789 bis 1799 oftmals eine chroniſche Lungenentzündung, wie eine contagiöſe Epidemie um ſich; ihr Fleiſch wurde ohne Nachtheil verſpeiſt. Eine epidemiſche Ruhr, welche 1814 unter den Heerden, die die alliirten Truppen mit ſich führten, ausgebrochen und bald anſteckend geworden war, richtete in allen Gegenden, wo ſie durchzogen, beſonders in den Dörfern um Paris her, große Verwüſtungen an; die Truppen um ganz Paris, ſo wie die Umgegend, nährten ſich über 2 Monate vom Fleiſche dieſes erkrankten Viehes, ohne Nachtheil für den Geſundheitszuſtand. 1814 und 15 herrſchte bei Strasburg ein contagiöſer Typhus unter den Rindern; während der Blokade kam kein einziges Stück geſundes Vieh nach der Stadt; die Truppen ſammt Generalen, Offizieren und Beamten blieben dabei geſund, und da ſo viele Stücke fielen, daß ſie nicht alle verzehrt werden konnten, ſo wurde viel Fleiſch eingeſalzen und nach der Blokade mit Nutzen verſpeiſt.

Im

Im Spaniſchen Feldzuge herrſchte zu Bajadoz eine heftige Epizootie, die binnen 48 Stunden tödtete; das Verbot der Aerzte, das Fleiſch von dem gefallenen Vieh zu eſſen, wurde allgemein übertreten, und ohne Schaden. Das Fleiſch von rotzigen Pferden iſt von den Armen in St. Germain, ſo wie von den Bauern in der Gegend von Alfort häufig und immer ohne Nachtheil verzehrt worden. — Am gefährlichſten für den Menſchen ſind bekanntlich die Theile eines an Milzbrand gefallenen Viehes, indem deſſen Haut oder Blut in Berührung eines wunden oder auch mit dünner Oberhaut bedeckten Theils ähnliche faulige Entzündung und Fieber zur Folge hat. Allein nach den in Montfaucon, ſo wie in den vornehmſten Gerbereien zu Paris angeſtellten Erfahrungen bringen die Theile eines an Karbunkelkrankheit gefallenen Pferdes nichts von ähnlichen Wirkungen hervor. Wenn ſich die Arbeiter in Montfaucon bei ihrem Geſchäfte ſchneiden, thun ſie nichts dagegen, als daß ſie ein Stück friſches Fleiſch auf die Wunde legen, damit dieſe ſchneller heile.

Eine ärztliche Commiſſion hatte 1811 auf die Geſtattung des unter gehörige Aufſicht geſtellten öffentlichen Verkaufs von Pferdefleiſch angetragen, und nur politiſche Gründe hinderten die Polizei darauf einzugehen. Man fürchtete, die Armen würden mit der Regierung unzufrieden werden, die ihnen Pferdefleiſch zur Nahrung geben wollte; ſie würden gegen die Wohlhabenden, die ihnen die beſſern Fleiſcharten wegnähmen, murren; ſie würden endlich die Garköche mit dem Verdachte, daß ſie Pferdefleiſch unterſchöben, verfolgen und ſich an ihnen rächen wollen. Indeſſen würde eine Veröffentlichung der ganzen Angelegenheit alle dieſe Bedenklichkeiten gehoben haben.

Ein zweiter Punkt der Geſundheitspolizei betrifft die Verunreinigung der Atmoſphäre durch die Abdeckerei. Schon im 15ten Jahrhundert wurde dies Gewerbe aus der Stadt verwieſen; allein die öftere Wiederholung dieſes Befehls beweiſt ſchon, wie wenig er durchgeführt

werden konnte. Leute, die Pferde hielten, trieben die Abdeckerei heimlich in ihren Wohnungen in der Stadt, wobei ſie denn auch Pferdediebſtähle theils ſelbſt begingen, theils beförderten und verhehlten; wurden ſie aus einer Wohnung vertrieben, ſo zogen ſie nach einem entfernten Stadttheile, wo man ſie nicht kannte, bis ſie von da aus wieder nach einem andern Quartier flüchten mußten. Erſt in dieſem Jahrhunderte brachte man es dahin, daß die Abdeckerei von Pferden einzig und allein in Montfaucon betrieben wird. Hier iſt nun ein furchtbarer Geſtank, der zum Theil bei dem Geſchäfte unvermeidlich iſt, zum Theil aber auch durch überflüſſige Unſauberkeit über die Gebühr vermehrt wird. Indeſſen wird ſelten etwas davon in der Stadt geſpürt, ſelbſt wenn der Wind von Montfaucon herkommt. Die fauligen Ausdünſtungen ſteigen nämlich in die obern Luftſchichten, wie man denn vormals in der Nähe einer Abdeckerei nur in den obern, nicht in den untern Stockwerken dieſelbe roch; und ſo ſcheinen denn dieſe Dünſte auch vom Winde in einer gewiſſen Höhe über die Stadt weggetrieben zu werden, da Montfaucon höher liegt, als die Giebel der höchſten Gebäude in Paris. Nur zuweilen dringt der Geruch in die Vorſtädte, bisweilen aber auch bis in den Garten der Tuillerieen, beſonders im Sommer nach Sonnenuntergang, wo die Waſſerdünſte in der Atmoſphäre ſich verdichten und die beigemengten Beſtandtheile fallen laſſen. Der Geruch verſchwindet dann plötzlich bei eintretendem Regen, ſtarkem Thau oder Nebel, wie dies auch die Commiſſion beobachtete, welche 1814 nach der Schlacht bei Paris 4000 todte Pferde auf dem Wahlplatze verbrennen ließ. Der faulige Geruch ſcheint nämlich von einer thieriſchen Subſtanz herzurühren, welche durch ihre Verbindung mit Ammonium verflüchtigt worden iſt; das atmoſphäriſche Waſſer aber ſcheint dieſe Art ammonialiſcher Seife aufzulöſen und ihr die Flüchtigkeit zu benehmen, ſo daß man ſie nicht mehr riecht. — Deſto läſtiger iſt jedoch der Geſtank für die nächſte

Umgebung von Montfaucon. Die beſuchteſten Spaziergänge der Pariſer finden ſich in dieſer maleriſchen Gegend, werden aber dadurch verleidet, und die benachbarten Dörfer Pantin und Romainville, die ſonſt einen angenehmen Sommeraufenthalt gewähren würden, werden deshalb nicht beſucht.

Nun fragt es ſich aber, ob außer der allerdings groben Beleidigung des Geruchſinns auch ein weſentlicher Nachtheil für die Geſundheit daraus erwächſt? und hier lehrt die Erfahrung, daß die Verunreinigung der Atmoſphäre durch todte thieriſche Körper unendlich weniger nachtheilig iſt, als die durch lebende thieriſche Organismen. Die Abdecker und ihre Leute genießen bei ihrem ſteten Aufenthalte unter faulenden Maſſen eine blühende Geſundheit, gleich den Fleiſchern; die meiſten ſind feiſt, einige mager, aber dabei geſund. Die Kinder wachſen in dieſer Atmoſphäre fröhlich heran; eine Mutter hatte bei ihrer Arbeit ihren Säugling gewöhnlich neben ſich liegen in einem Pferdegerippe. Dejeux, Parmentier und Pariſet fanden in einer Abdeckerei, die ſie 1810 unterſuchen ſollten, einen ſo furchtbaren Geruch, daß ſie es nicht vermochten, einzutreten; ſie ließen die Frau, die mit ihren 5 Kindern in dieſem Raume Jahr aus Jahr ein arbeitete und auch daſelbſt ſchlief, herauskommen, und fanden alle von Geſundheit ſtrotzend. Auf Montfaucon trifft man 60- bis 70jähr. Arbeiter, die noch ſehr rüſtig ſind, und deren Eltern bei gleichem Gewerbe ein hohes Alter erreicht hatten. Die faulige Ausdünſtung wird aber nicht blos durch Gewöhnung unſchädlich, denn die Fremden, die zuweilen als Arbeitsleute angenommen werden müſſen, bleiben dabei auch geſund.

So ſind auch die Bauern in der nächſten Umgebung keinen beſondern Krankheiten unterworfen. Man ſchrieb 1810 mehrere Krankheitsfälle, die in der Gegend der Salpetriere vorkamen, der Ausdünſtung einer benachbarten Abdeckerei zu; allein die Aerzte fanden bei näherer Unterſuchung, daß die Krankheit von andern

Urſachen herrührte. So weiß man auch, daß die Fabrikanten von Darmſaiten bei ſtetem Geſtanke der macerirten Därme ſich wohl befinden. Bei der frühen Beerdigung in Paris ſetzt man jährlich gegen 200 Leichname in eignen Gruben auf dem Kirchhofe pène la Chaise bei, die man nach 3 bis 4 Monaten, die Jahreszeit mag ſein welche ſie will, ausgräbt und in friſche Särge legt, um ſie auf Familiengüter oder in dazu erbaute Grabmäler zu bringen. Die Todtengräber bleiben geſund dabei. Auf dem Kirchhofe des Innocens wurden 3 Jahre lang auch in der größten Sonnenhitze die Leichname ausgegraben, anfangs mit großen Vorſichtsmaßregeln, die man aber bald als unnöthig bei Seite ſetzte.

Wie iſt aber das Verhältniß bei bösartigen Epidemieen? Während der ganzen Cholera-Epidemie in Paris iſt kein einziger Arbeiter von Montfaucon geſtorben, oder auch nur erkrankt. In der Gemeinde la Valette, zu welcher Montfaucon gehört, ſtarb während der Epidemie 1 von 69 Einwohnern. Von den 87 Arbeitern in den benachbarten Ziegelöfen bekamen 3 die Cholera und einer ſtarb. Von 17 Maurern, die dicht bei Montfaucon arbeiteten, wurde einer von der Cholera befallen, aber wieder hergeſtellt. Im Dorfe Noissy le Sec, wo man den von Montfaucon erhaltenen Dünger aufſtapelt, wurde kein Einwohner der zunächſt an dieſen Haufen liegenden Häuſer von der Cholera ergriffen, namentlich blieben Alle, die mit dem Verkaufe dieſes Düngers ſich beſchäftigen, verſchont. Eben ſo ſtarb von 154 Arbeitern, welche Poudrette bereiten, einer an der Cholera; 10 andere waren blos einige Tage durch Unpäßlichkeit von der Arbeit abgehalten. Von 30 Arbeitern in einer Darmſaitenfabrik ſtarb einer an der Cholera; 30 Arbeiter in einer andern Fabrik blieben ſämmtlich geſund.

Mit dem Allem iſt nichts Neues geſagt. Man hat längſt die Erfahrung gemacht, daß die Peſt in der Nähe von faulendem Aaſe oder Leichnamen keines-

weges ſtärker wüthet, vielmehr gelinder iſt als da, wo Menſchen dicht neben einander wohnen. Denn das Leben wird überall mehr durch Lebendiges, das vom Verderben ergriffen iſt, vergiftet, und beſiegt durch die ihm inwohnende Kraft leichter die ſchädliche Einwirkung des Todten, in welchem nur die Elemente ihr Spiel treiben.

Das adliche Gut Wenſöwen.

Dieſes Gut liegt im Oletzkoſchen landräthlichen Kreiſe und gehört dem Rittergutsbeſitzer Herrn Simpſon auf Georgenburg. Das Hofgebäude ſteht auf einem Berge; am Fuße deſſelben ſteht das Brandhaus, hinter welchem ein kleiner Bach fließt. Vor zwei Jahren wurde auf dem Hofe, zwiſchen dem Hofgebäude und dem Brandhauſe, die Erde zu einem großen Kartoffelkeller ausgegraben; die Arbeiter trafen im Anfange, in einer Tiefe von 6 Fuß, auf eine ſprindige Stelle, wo eine Lage Muſcheln war, wie man ſie an den Landſeen zu finden pflegt; ein Beweis, daß hier ehemals ein See geweſen iſt. Die ſprindige Stelle wurde zugeworfen und einige Schritte davon gegraben, wo reiner feſter Lehm war; hier fand man in einer Tiefe von 8 Fuß das Gerippe eines Pferdes, das eines Menſchen, und was beſonders merkwürdig iſt, eine Brille. Dieſe Brille macht es wahrſcheinlich, daß der hier verunglückte Menſch ein Ritter geweſen, vielleicht aus Italien, wo die Brillen ſchon erfunden waren, als die Ritter nach Preußen kamen. Wenn man annehmen muß, daß mehrere Jahrhunderte dazu nöthig waren, um eine ſolche Maſſe Erde, welche ſich von dem Berge abgeſpühlt hat, auf die Gerippe abzuſetzen, daß alſo die Gerippe mit der Brille zu einer Zeit hier hergekommen, wo den alten

Preußen der Gebrauch der Brille noch unbekannt ſein mußte, ſo wird die Vermuthung, daß hier ein Deutſcher Ritter ſein Grab gefunden hat, höchſt wahrſcheinlich.

In dieſem Sommer wurde wieder auf dem Wenſöwenſchen Felde beim Pflügen eine eiſerne Streitaxt, ein eiſerner Sporn und ein Hufeiſen, bei einem Berge, der noch jetzt der Schanzenberg heißt, gefunden. Das Hufeiſen iſt breit, und blos für den Strahl des Hufes iſt eine Oeffnung gelaſſen; nach der Größe zu urtheilen, iſt es von einem kleinen Pferde. Dieſes und die Streitaxt, ſo wie der unförmliche Sporn, haben ſicherlich einem alten Preußen gehört, der hier ſeinen Tod gefunden hat, und es wird hiernach ſehr wahrſcheinlich, daß, als die Ritter nach der Schlacht am Haaßner-Fluß nach Mierunsken zogen, um dort den letzten Preußiſchen Stamm zu bekämpfen, die Schlacht mit den Mierunskern auf dem Wenſöwenſchen Felde geliefert worden; denn Wenſöwen liegt auf dem Wege nach Mierunsken, nur zwei Meilen davon entfernt, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Mierunsker den Deutſchen Rittern bis Wenſöwen entgegen gegangen, und hier, begünſtigt durch den damaligen See, Wälder und Berge, eine feſte Poſition genommen, die ihnen aber, wie bekannt, nichts half; auch ſie unterlagen dem Schickſal ihrer übrigen Brüder.

In Wenſöwen alſo war es, wo das große Trauerſpiel mit der Unterjochung eines ganzen Volkes, wenigſtens der Hauptſache nach, endete; denn auch der letzte Stamm der alten Preußen wurde hier beſiegt.

Gr. Blandau, den 15. November 1832.

Reuter.

Kunſtliebe unſrer Vorfahren.

Die Meiſterwerke der Kirchen-Componiſten darſtellen zu hören, iſt ein Genuß, der in unſerm Vaterlande in neuerer Zeit nur dem Bewohner großer Städte, und zwar meiſtens für baares Geld, ſelten zur Erhöhung gottesdienſtlicher Feierlichkeiten, geboten wird. Anders war es bei unſern Altvordern. Muſik behauptete bei ihrem Gottesdienſte den ihr gebührenden Ehrenplatz, und vermochte dieſen auch da einzunehmen und würdig auszufüllen, wo ſie jetzt entweder ſpurlos verſchwunden iſt, oder höchſtens noch in verzerrtem Schattenbilde beſteht. In unſern kleinen Städten nämlich iſt heutiges Tages, außer dem meiſtens verunſtalteten Choralgeſange und deſſen faſt durchgängig fehlerhafter Orgelbegleitung, von Kirchenmuſik ſo gut als gar nicht die Rede. Wie ſchwer hielt es nicht, die einfachen Chöre der neuen Agende zur Ausführung zu bringen, und was iſt dieſe Ausführung zur Zeit an den meiſten Orten! — Faſt ſollte man glauben, auf ſolchem Boden habe die heilige Tonkunſt nie Wurzel geſchlagen, nie der geringſten Pflege ſich erfreut. Und doch war Beides in nicht eben allzu ferner Vorzeit in hohem Grade der Fall. — Die Kirche zu Wehlau hat eine reiche Sammlung von Muſikalien aus dem 17ten Jahrhundert und dem Anfange des 18ten aufzuweiſen, welche für die damalige Kunſtliebe des Städtchens ehrendes Zeugniß ablegt. Da finden ſich achtſtimmige Motetten, die zu Venedig herausgekommen ſind (mit welchem Koſtenaufwande *) mag man wohl dieſe damals in Preußen bezogen haben!); da finden ſich

*) Solchem muſikaliſchen Luxus der Vorzeit wird wohl Niemand zürnen wollen. — Was ſoll man aber ſagen, wenn in unſern Tagen ſo manche Kirche auch nicht einmal das Allernothwendigſte für die gottesdienſtliche Muſik, — ein Choralbuch, beſitzt.

Werke von Orlando Laſſo, Heinrich Schütz (Sagittarius), Johann Roſenmüller; von den Preußiſchen Tonkünſtlern: Johann Eccard, Johann Stobäus, Heinrich Albert, Johann Sebaſtian; außerdem eine Menge handſchriftlicher Sachen, größten Theils von des Hauptſammlers, Johann Crone, welcher, aus Hildesheim gekommen, ein halbes Jahrhundert (von 1639 bis 1689) in Wehlau Cantor geweſen iſt, eigner Hand; unter andern ein florilegium, deſſen Sammler ſich auf dem Titel ſeiner ſehr ſaubern und correcten Abſchrift „civis Welovianus“ nennt, und unter den heutigen civibus unſrer kleinen Städte wohl ſchwerlich ſeines Gleichen finden möchte. Man denke aber ja nicht, alle dieſe Motetten, Hymnen, Pſalmen, Chöre, Miſſen, Concerte ꝛc. seien die todte Sammlung eines Liebhabers geweſen; nein! die ſtummen Zeichen ſind zu lebendigen Tongebilden geworden, und dieſe haben Ohr und Herz der damals dort Lebenden gerührt. Dieſes beweiſet ſchon die Theilnahme *), welche jene Alten durch Koſten und Mühe der Sache gewidmet haben, wenn auch nicht Datum und Veranlaſſung der Aufführung öfter beigezeichnet wären. Staunen aber muß man bei der Frage, woher auf einer kleinen Stadt das Perſonale zur Aufführung ſo großer Muſikwerke, die meiſtens 5=, 6=, 7ſtimmig **), und häufig mit

*) Auch Auswärtige intereſſirten ſich für dieſe Kunſtblüthe des Städtchens. Die Herren von Schlieben auf Sanditten, gar nicht zur Wehlauſchen Kirche eingepfarrt, ſcheinen ſich doch mit großer Vorliebe zu derſelben gehalten zu haben; denn ſie haben in derſelben nicht nur Kirchſtühle, ſondern auch Erbbegräbniß und mancherlei Denkmäler, und alle dieſe Gegenſtände unter, über und an der für den Muſikchor beſtimmten, von ihnen mit einem Poſitiv beſchenkten Emporkirche angelegt. Darf man hieraus nicht ſchließen, daß ſie zu der ihnen fremden Kirche ſich beſonders durch die Muſik derſelben angezogen fühlten?

**) Jenes Zeitalter liebte überhaupt den vielſtimmi=

ſehr zuſammengeſetzter Inſtrumental=Begleitung verbunden ſind, genommen worden. Da ſich keine Spur findet, daß die dortige Kirche jemals beſoldete Choriſten gehalten habe, ſo bleibt als einzige Antwort dieſes: Kunſtſinn und Kunſtliebe waren damals allgemeiner unter den Menſchen verbreitet, und mehr dem Hohen und Heiligen zugewandt, als — wie es in der neuern Zeit meiſtens der Fall iſt — dem Sinnlichen und Profanen. Gewiß waren es alſo fromme Dilettanten, welche damals ihrer Heimath einen Genuß verſchafften, an dem auch der Aermſte Theil nehmen durfte, und der jeder gottesdienſtlichen Feier neuen Reiz geben mußte. So viele edle Gemüthlichkeit entwickelte jenes Zeitalter gleichſam als Gegengewicht gegen die kalte, ſpitzfindige Scholaſtik der kirchlichen Lehrvorträge, die man ihm mit Recht zum Vorwurfe gemacht hat. — Vielleicht haben auch andere Stadtkirchen unſres Preußenlandes Aehnliches aufzuweiſen, in welchem Falle freundliche öffentliche Mittheilung darüber zu wünſchen iſt.

Dieſes Wenige möge nur dazu dienen, dem in unſern Tagen ſich wieder regenden Sinne für die dem Heiligen gewidmete Tonkunſt in einer geſchichtlichen Thatſache einen Fingerzeig zu geben, daß auch da ſich ihm Wege und Bahnen eröffnen, wo man gewöhnlich keine zu ſehen glaubt, und ihn ſo zum eifrigen Fortſtreben zu ermuntern.

Saalfeld, den 20. November 1832.

Reinhard.

---

gen Satz. Selbſt für den Geſang der Gemeine beſtimmte Choräle finden ſich in unſrer Sammlung nur 5= bis 7=ſtimmig, und dabei ſehr figurirt.

Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Reg.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

Zweiter Abſchnitt.

§. 22. Die Friſche Nehrung verdankt ihre Entſtehung dem durch die Strandſtrömungen mitgeführten und gelagerten Sande, welcher von einem Schutz- oder feſten Punkte ausging, der bei Bodenwinkel am ſüdweſtlichen Ende des Haffs angenommen wird. Sie bildete ſich als ein Erd- oder Sandſtreifen auf einem feſten Lehm- oder Schlufgrunde zwiſchen den beiden Strömungen, nämlich der Strand- oder Ufer-Strömung und der Strömung der vereinigten Gewäſſer in dem friſchen Haff, d. h. des Elbingfluſſes, der Nogat und des Weichſelſtroms.*) — Da nun die Lagerung dieſes Sandſtreifens von dem ſüdweſtlichen Ende des

*) In der Sandmaſſe, welche die Nehrung bildet, findet ſich zwar auch Bernſtein; dieſer iſt aber nur durch den Strand- oder Uferſtrom dorthin getrieben und mit dem Flugſande verſchüttet worden; denn der an der Nehrung und in der Sandmaſſe ſelbſt gefundene Bernſtein iſt ohne Rinde oder Kruſte, weil ſolche durch den Wellenſchlag in dem Sande und Steingerölle abgerieben und die Maſſe zum Theil ganz durchſichtig iſt. Dagegen hat der Bernſtein, welcher aus dem Ufer der Oſtſee gegraben wird, und gewöhnlich 20 bis 30 Fuß in demſelben über den Waſſerſpiegel liegt, zum größten Theile eine braune Rinde und noch die natürliche Form, wie er den Baumſtämmen zu Zweigen, welches nach den Fiebern und Jahrringen ganz dem Kiehnenholz ähnlich iſt, geſeſſen hat. Mehrere dieſer Stücke Holz und Bernſtein, welche ich dem Negocianten und Bernſtein-Pächter, Herrn Douglas, zu verdanken habe, geben den deutlichſten Beweis, daß der Bernſtein ſich aus dieſem Holz, weil deſſen Poren und Riſſe zum Theil mit Bernſtein durchdrungen ſind, erzeugt hat.

Haffs aus, den örtlichen Verhältniſſen gemäß, vorgegangen iſt und ſich ſo an die urſprüngliche Anhöhe bei Alt-Pillau und dem Schwalkenberg (auf dem jetzt die Landmarke ſtehet) angeſchloſſen hat, ſo iſt es mit Sicherheit anzunehmen, daß der Weichſelſtrom einen Theil ſeines Waſſers, und die Nogat und der Elbingfluß ihre ganze Waſſermenge vorlängs dieſem Sandſtreifen, welcher den Einfluß in die Oſtſee behinderte, hinſtrömen mußte, und nur da übertreten konnte, wo die Nehrung mit dem feſten Ufer noch nicht in Verbindung war, nämlich bei Alt-Pillau in der Gegend an dem urſprünglich hohen Boden, oder dem vorgenannten Schwalkenberge. Durch ähnliche Naturwirkung iſt auch die Erdzunge Hela bei Danzig entſtanden. Sie iſt 4¼ Meilen lang, aus Sand gelagert und ſo ſchmal, daß die Sturmfluthen bis in die Bucht (od. das Putziger-Wiek), welche theils ſchon die Rhede des Danziger Hafens bildet, auf einigen Stellen hinüber rollen und ſie zu durchbrechen drohen. Die Gefahr des Durchbrechens iſt hier aber nicht ſo groß, wie in den Nehrungen, weil das Waſſer der Oſtſee bei ruhiger Witterung an beiden Seiten der Erdzunge Hela gleich hoch ſtehet und nur der Waſſerſpiegel durch Stürme auf ein oder der andern Seite dagegen in die Höhe geſchoben werden kann. Wogegen das Waſſer an den Nehrungen bald in dem Haff bald in der Oſtſee höher ſtehet und dann leicht Durchbrüche erzeugen kann.

§. 23. Nachdem nun das Seetief bei Lochſtädt — früher Witlandsort genannt — (wahrſcheinlich weil das Seeufer und die Dünen dem Seefahrer, wenn er gegen Abend aus Weſten kam, ganz weiß erſchienen und bei Lochſtädt der Ort war, wo er aus der Oſtſee in das Friſche Haff ſegelte) verlandet war, welches nach Grunau im Jahre 1311 im Monat Auguſt bis 1395, während der Regierung des Hochmeiſters Conrad von Jungingen, geſchehen ſein ſoll, ſuchte die zuſtrömende Waſſermenge aus dem Haff und zwar aus dem nördlichen Theile ihren Abfluß nach der See. Sie

wurde aber durch die Anhöhen bei Camſtigall abgewieſen und dadurch in der Bucht bei Alt-Pillau — welcher Ort ſchon im Jahre 1370 in der vaterländiſchen Geſchichte vorkommt — der mitgeführte Sand gelagert. Die Strömung ſetzte nun aus dem Pregelſtrom ihre Bewegung in der natürlichen Richtung, in gerader Linie ſo weit fort, bis die Strömungen von dem ſüdlichen Ende hier entgegenwirkten, und ſich der Waſſerſpiegel im Haff merklich hob. So läßt ſich der Durchbruch bei Alttief, früher das Balgaſche Tief genannt, — 1¾ Meilen weit von Pillau — auf der Friſchen Nehrung erklären. *)

§. 24. Endlich entſtand durch ſtürmiſche Witterung im Monat Januar 1479 ein Durchbruch am Fuße der Anhöhe bei Alt-Pillau und dieſe erweiterte ſich mehr ſüdlich; wurde im Jahre 1510, wo jetzt noch das Seegatt bei Pillau iſt, völlig ſchiffbar und ſie iſt auch in dieſem Zuſtande durch Bauwerke bis jetzt erhalten worden, worüber weiterhin mehr geſagt werden wird. — Es iſt für den Hydrotechniker wichtig, die Strömungen der Waſſermengen in den Meer- und Seeengen zu beobachten und hier zu ſehen, wie ſie im Verhältniß ihrer Geſchwindigkeit über einander, ihre Bewegungen oft in entgegengeſetzter Richtung fortſetzen. So laufen oft die unteren Waſſerſchichten noch ein, wenn die oberen ſchon ausgehend ſind und oft gehet der Strom aus, wenn die Wellen der eingehenden Strömung beim Entſtehen und Umſpringen heftiger Winde, ſchon darüber wegrollen. Dieſe Na-

---

*) In dieſer Gegend baute der König Weidewute ſchon im Jahre 550, nachdem die Gothen an dem Ufer der Oſtſee gelandet waren und ſolches in Beſitz genommen hatten, eine Burg; nämlich nach den alten Geſchichtsſchreibern, zwiſchen den beiden Gewäſſern, als: Chrono (Oſtſee) und Halibo (Friſche Haff) auf einem Hügel oder Düne und nannte ſolche Neitenburg. — Auch legte er hier eine kleine Flotte von Kähnen an und beherrſchte damit das Haff und den Pregelſtrom.

turwirkung zu beobachten, habe ich oft Gelegenheit gehabt. Es iſt überhaupt merkwürdig, hier die Miſchungen der Waſſermengen von verſchiedenen Farben zu ſehen; denn das Waſſer der Oſtſee iſt gewöhnlich bläulich und das aus dem Haff bräunlich. Dieſe verſchiedenen Waſſermengen ſtreichen oft in weiten Strecken fort, ohne ſich wegen der großen Geſchwindigkeit vermiſchen zu können.

Dritter Abſchnitt.

§. 25. Die geſchehene Anhegerung der aus Sand beſtehenden Erdſpitze bei Alt-Pillau, wodurch nach und nach der Hafen und die Grundfläche der Stadt entſtanden, iſt beſonders für den Hydrotechniker ſehr wichtig und die auf dem hieſigen Archiv und der Plankammer vorhandenen alten Situationspläne, geben darüber einige Aufſchlüſſe, welche ich hier zuerſt anführe; dann werde ich zur nähern Beſchreibung der Entſtehung des Hafens bei Pillau und deſſen gegenwärtigem Zuſtande übergehen. — Ein alter Plan, aber ohne Jahreszahl, zeigt das Tief- oder Seegatt, wie ſolches am Fuße der Anhöhe bei Alt-Pillau entſtanden und ohne alle Sicherungsanſtalten und Uferbefeſtigungen damals war. — An der Anhöhe nahe der See, hatte ſich dem Plane nach, ein kleiner Sandſtreifen angeſetzt, auf dem ein Galgen zur Warnung wegen des Pfundzolles gezeichnet iſt. Weiter öſtlich auf dieſer Anhöhe iſt ein Haus, die Pfundbude, und in dem Durchriß oder neuem Seegatt ſind ordnungslos viele Pfähle auf dem Plane angedeutet, welche die Fahrt unſicher machen und vor feindliche Angriffe ſichern ſollten. — An der Spitze der Nehrung liegen 4 große Fahrzeuge, als wollten ſie das Seegatt bewachen, vor Anker; wahrſcheinlich ſind es die 4 Schiffe, welche der Kurfürſt in Danzig zur Bewachung des Hafens angekauft hatte, und welche der König von Schweden, Guſtav Adolph, den 6ten Juni 1626 mit ſeiner Flotte angriff und überwältigte.

§. 26. Ein anderer alter Plan (auch ohne Jahreszahl) iſt nicht allein als Grundriß, ſondern auch mit Anſichten, als eine Landſchaft, wie damals üblich war, gezeichnet. Das Haff iſt öſtlich mit der natürlichen Anhöhe von Camſtigall nördlich nach dem Schwalkenberge und der Pfundbude und ſo nach der Oſtſee hin, ſo wie ſolche auch noch jetzt vorhanden iſt, umzogen. — Auf der Anhöhe ſind auf dem Plane angegeben: Camſtigallerorth, Schwalkenberg, Albrechtskrug (ein Gebäude am Fuße des Schwalkenberges, wo jetzt Alt-Pillau liegt) die Pfundbude, ein Haus auf der Höhe in der Gegend, wo jetzt die Kirche bei Alt-Pillau ſtehet. Ferner zwiſchen der Pfundbude und der Oſtſee, ein Gebäude, Schulzenhaus genannt, und vor demſelben, nach der Durchfahrt hin, abermals ein Galgen mit einem gehangenen Menſchen gezeichnet, wahrſcheinlich als ein Warnungszeichen, wegen Bezahlung des Pfundzolles oder ſonſt zur Erhaltung der Ordnung. — Der Fuß der Anhöhe, worauf der Galgen ſtehet, iſt als Ufer des Seegatts mit einem hölzernen Bohlwerk, beſtehend aus eingerammten Pfählen und dahinter gelegten Bohlen eingefaßt. — Vor dieſem Bohlwerke hatte ſich bei Nordſtürmen, durch die eingehende Strömung eine Sandplatte, 270 Ruthen lang, nach dem auf dem Plane angegebenen Maaßſtabe, angehegert; ſie lag ſchon über Waſſer und iſt mit 3 Fangzäunen mit dem Uferbohlwerke parallel, zur Beförderung der Anhegerung bezogen. Unter dem Waſſerſpiegel zog ſich die Sandplatte, von der Spitze der entſtandenen Vorlandung, ſüdlich nach der Nehrungsſpitze, noch 150 Ruthen weit fort. Das Seegatt war zwiſchen der unter Waſſer liegenden Sandplatte bis an die gerade über liegende Sandzunge oder Friſche Nehrung 200 Ruthen breit (ſo wie ſolche jetzt auch noch iſt). Die Nehrungsſpitze iſt noch ein unregelmäßig ſich über die Waſſerfläche erhebender Sandſtreifen, ohne Einfaſſung

gezeichnet und alſo noch den Wirkungen der Sturmfluthen Preis gegeben. Ueberblickt man dieſe Situation, ſo erhält man die Ueberzeugung, daß ſich die vorhin beſchriebene nördliche Sandplatte noch verlängern und dagegen die ſüdlich liegende auf der Nehrung vermindern mußte; denn das hohe Ufer des Haffs von dem Seeufer an, nach der Pfundbude und Camſtigall bricht bei Nordweſtſtürmen und ſchwächt auch die Sturmfluthen, welche dagegen an der Nehrung ungeſchwächt wirken und durchzubrechen ſtreben. Um dieſer Wirkung vorzubeugen, iſt durch die Bucht des Haffs, vom Fuße des Schwalkenberges an in weſtlicher Richtung ein Damm, bis an die öſtlich ſich unter Waſſer verlängernde Sandplatte 400 laufende Ruthen lang, wie auf dem Situationsplan zu ſehen iſt, gezogen, um dadurch ein Ufer des Seegatts zu ſchaffen. Der Damm beſtehet auf beiden Seiten aus eingerammten Pfählen und iſt in der Mitte mit Steinen ausgefüllt, wovon ſich jetzt noch Ueberreſte in dem Haff zeigen. Es iſt nur ſchade, daß ſolche ungeheure Kräfte damals, wegen Mangel an Hydrotechnikern und der nöthigen Kenntniß verſchwendet wurden. Auf dieſem alten Plan ſind auch die Compaßſtriche und die Tiefen im Seegatt oder der Mündung, wodurch das Haff mit der Oſtſee in Verbindung ſtehet, angegeben. Hiernach waren der ſogenannte Kolk oder die Mündung zwiſchen den beiden Sandplatten 10 Ellen, die Fahrbahnen im Haf und vor der Mündung in der Oſtſee auf den Sandplatten 5 bis 7 Ellen tief. Die Anhöhe, auf der die Pfundbude ſtand, ſo wie auch der Schwalkenberg, war gemäß der Zeichnung damals noch ganz mit Wald beſtanden.

§. 27. Es gewährt viel Intereſſe, dieſe alten Pläne mit der gegenwärtigen Oertlichkeit zu vergleichen, wodurch ſich die fortwährende Umſchaffung der Oberfläche unſeres Erdkörpers deutlich ausſpricht. Dieſen Umſchaffungen der Handelswaſſer-

wege und Meeresufer ſoll der Hydrotechniker durch Bauwerke, welche auch zugleich dauernd ſein ſollen, Grenzen ſetzen. Er hat alſo gegen zwei Naturkräfte zu kämpfen,

1) gegen das Gefälle und die nach dem Geſetz der Schwere daraus entſpringende Geſchwindigkeit der fließenden Gewäſſer, und
2) gegen die Stürme und die dadurch erzeugten Sturmfluthen, welche oft zerſtörende und unerwartete Wirkungen an dem Meeresufer erzeugen.

Erſtere Kraft der ſtrömenden Waſſermengen in ihrem Bette iſt einfach und nach der Strombaukunde zu behandeln; letztere aber iſt aus der ſtrömenden Luftmaſſe und der Waſſermenge zuſammengeſetzt, weshalb die Schutzmittel als Hafenbauwerke ſo angelegt werden müſſen, um auch den ſtürmiſchen Angriffen, als Orkanen und Sturmfluthen möglichſt widerſtehen zu können.

§. 28. Auf einem andern, auf dem hieſigen Archiv vorhandenen alten Situationsplan ſind die beiden Sandſpitzen, welche das Seegat oder die Durchfahrt aus dem Haff in die Oſtſee einſchränken, mit Fangzäunen, aber ohne Regel, in allen möglichen Richtungen zur Anhegeruug und Erhöhung des Bodens verſehen, und die beiden Rinnen oder Fahrbahnen in der Platte in dem Haff nach Königsberg und Elbing deutlich angegeben. Auf der nördlichen Landzunge nach der Pfundbude hin, iſt auch ſchon auf dem verlandeten feſten Boden, vor dem auf der Höhe ſtehenden Galgen, eine Schanze, beſtehend aus eingerammten Pfählen und einem angeſchütteten Wall, angelegt, weil man wahrſcheinlich fand, daß das Geſchütz aus der Schanze mehr, als wie der Anblick des Galgens, damals zur Erhaltung der Ordnung wirkte. Nach einem dritten alten Plane, hatte ſich nun ſchon die Sandplatte von der Pfundbude an ſo weit verlängert, daß ſie mit Camſtigallort weſtlich nach dem ausgehenden Stromſtrich in gerader Linie lag und konnte auch bei Anwendung

der

der nöthigen Mittel, als Uferſicherungen u. ſ. w. erhalten werden. Sie zog ſich in einem Bogen öſtlich und bildete die Form der Grundfläche zu Pillau in der Geſtalt eines Haakens, desgleichen auch die Grundlage zur Nehrungsſpitze. Auf der nördlichen Spitze befand ſich eine Schanze, den damaligen Regeln der Vertheidigungskunſt angemeſſen, wohinter einige Gebäude ſtanden und zwei Baaken weſtlich gerichtet, zur Bezeichnung der alten Einfahrt durch das Seegatt, und dies war die erſte Anlage von Pillau. — Die Schanze ließ der König von Schweden Guſtav Adolph anlegen und ein Blockhaus bauen, wozu das Holz aus dem Walde bei Lochſtädt — jetzt Paradies — entnommen wurde. Er hatte zuvor von denen vom Churfürſten in Danzig zur Bedeckung des Hafens angekauften 4 Schiffen Eins auf den Strand getrieben; die übrigen 3 Stück aber genommen, und als er am 6ten Juli 1626 mit einer Flotte von 80 Segeln vor Alt-Pillau ankam und bei Wogram nahe bei Alt-Pillau landete, erbaute er auf dem damaligen ſogenannten Haaken, wo die entſtandene Verlandung eine ähnliche Form bildete, die beſagte Schanze und zugleich bei Wogram eine Ziegelſcheune; dies Dorf, welches damals nur aus einigen Hütten beſtand, wurde auch durch die Lootſen bewohnt.

§. 29. Hiernächſt kam Guſtav Adolph den 17ten Mai 1627 mit einer Flotte, desgleichen den 25ſten Mai 1628 mit einer neuen Verſtärkung in Pillau an; weil ſeine Truppen durch Krankheiten ꝛc. ſehr gelitten hatten; kehrte jedoch bald darauf nach Schweden zurück. Während der Zeit ſeiner Anweſenheit in Pillau ließ er durch ſeine Krieger, — wovon wegen Mangel an Obdach u. ſ. w. viele ſtarben — die Schanze mit Graben umziehen, Barakken in der Schanze bauen und einige mitgebrachte Kanonen auf derſelben aufſtellen. Unter dem Schutz der Schanze ſiedelten ſich nun einige Fiſcher in Hütten auf dem Haaken öſtlich an. Im Jahre 1636 zogen die Schweden ab und der Churfürſt George Wilhelm mußte den Schweden noch 10,000 Rthlr. Baukoſten — da-

mals eine große Summe — erſtatten. Die brandenburgiſchen Truppen beſetzten nun die Schanze und befeſtigten ſie ihrer Wichtigkeit wegen noch mehr. Die Pfundbude, wo der Seezoll eingenommen wurde, war damals auf der Anhöhe neben Alt-Pillau. Im Jahr 1636 ward die Lizentkammer in Pillau zur Erhebung der Schiffs- und Feſtungsgelder, eingerichtet, weshalb mit den Polen viel Streit entſtand. Im Jahr 1638 waren auf dem Haaken neben der Schanze öſtlich ſchon 9 Wohnhäuſer; im Jahre 1673 ſchon 25 Eigenthümer vorhanden, welche im Jahre 1701 das Jahrmarktsrecht erhielten. Im Jahre 1725 erhielt Pillau die Stadtgerechtigkeit. (Siehe die Beiträge zur Kunde Preußens 6ter Band, 1ſtes Heft.)

§. 30. Aus der Oſtſee nach dem Seegatt hin, gingen damals — gemäß den alten Plänen — zwei Rönnen oder Fahrbahnen, eine nordweſtlich in krummer Linie 12 bis 13 Fuß tief, die neue Fahrt genannt, und die zweite alte Fahrbahn weſtlich, 9 bis 10 Fuß tief. Beide Einfahrten oder ſogenannte Rönnen waren durch Seetonnen markirt; die Tiefen ſind auf dem Plan dabei geſchrieben; desgleichen iſt auch die Fahrbahn über die Sandplatte in dem Haff bei Camſtigall vorbei nach Königsberg hin, bezeichnet. Die Seetonnen zum Markiren der Fahrbahnen, wurden in dem einzigen auf dem Haaken ſtehenden ſogenannten Tonnenhauſe von den in Alt-Pillau wohnenden Lootſen aufbewahrt. Das Tonnenhaus ward im Jahre 1629 von den Schweden abgebrochen und eine kleine Schanze von Holz und Ziegel angelegt. Auch iſt Groß- und Klein-Pillau, nämlich Alt- und Neu-Pillau auf dem Plane und zwar Erſteres aus mehreren Häuſern beſtehend, angegeben; ſo daß man daraus die weitere Anſiedelung in dieſer Gegend wahrnehmen kann; einen unangenehmen Eindruck machen aber die drohenden Strafzeichen, denn es ſtehet ein Galgen auf der Spitze des ſogenannten Haakens bei Pillau und ein zweiter auf der Spitze der Friſchen Nehrung, welche

an die damaligen rohen und barbariſchen Zeiten erinnern. Die Friſche Nehrung war, dem Plane nach, weiterhin ſchon mit Gebüſch und Wald beſtanden und vorlängs dem Seeufer ſind auch ſchon Zäune, jedoch ordnungslos zur Anhegerung des Sandes und zur Verſtärkung dieſer ſchwachen Erd= oder Sandzunge angegeben. Im Jahre 1657 ſuchten die Schweden Pillau wieder einzunehmen, — nachdem die Königin von Schweden, die Gemahlinn Carl Guſtavs, im Jahr 1556 in Pillau geweſen und vom Churfürſten in Perſon empfangen worden — und näherten ſich der Feſtung in den angrenzenden Wäldern, weshalb der damalige Gouverneur, Pierre de la Cave, die Wälder um Pillau, als: 1) bis Pilzenkrug bei Lochſtädt, wo früher das Seegatt war, auf 1 Meile lang und 2) von der Spitze der Friſchen Nehrung bis Alttief 1¼ Meilen weit, abhauen ließ. — Dieſe militairiſche Maaßregel war der Grund der erfolgten höchſt nachtheiligen Verſandung auf der Nehrung und der nördlichen Gegend von Pillau, wogegen wir jetzt noch immer, um einen benarbten Boden zu ſchaffen, zu kämpfen haben.

§. 31. Bis zum Jahr 1657 hielten die Lootſen aus Alt=Pillau in der Pfundbude Wache, nachher in dem von Brettern aufgeführten Thurm neben dem vormaligen Zollhauſe in Pillau, und im Jahr 1657 ließ Friedrich Wilhelm den Lootſenthurm (mit einer Uhr verſehen) auf der Stelle aufführen, wo jetzt der neue Leuchtthurm gebaut worden iſt. Auf dem Haff in der Gegend, wo jetzt das Poſthaus in Neutief ſtehet, iſt auf dem Plane eine kleine Flotte aus 32 Keitelböten oder Fiſcherböten beſtehend, gezeichnet, wobei geſchrieben ſtehet: Keytellböthe thun großen Schaden (gegen die auch wohl die vielen Galgen aufgeſtellt ſein mochten, um die Hafen= und Strompolizei mit Nachdruck ausüben zu können.) Hinter Neutief auf der Nehrung iſt eine große Baumgruppe auf der Haffſeite gezeichnet geweſen, welche Schwarzgebüſch oder Möwenhaaken heißt. Bei Schüttkolk ſind 4 Häuſer wie ein Dorf ge=

4*

zeichnet mit dem Namen: die Schütte. Das Schloß Balga iſt noch in ſeiner ganzen Größe auf dem öſtlichen Ufer des Haffs und mit großen Bäumen umgeben, auf dem Plane gezeichnet.

§. 32. Im Monat Juli 1625 wurden viele Projekte und Zeichnungen zur Anlage der Fortifikationswerke in Pillau entworfen; auf den mehreſten vorhandenen Plänen iſt bemerkt: „dies Muſter iſt viel zu enge oder zu klein" nämlich zur Anlage einer Feſtung.

Auf einem im Jahre 1658 den 29ſten Juli entworfenen Grundriß, iſt der ſogenannte Haaken öſtlich vor der Feſtung Pillau, worauf jetzt die Stadt liegt, welcher ſich auf den früheren ſchon beſchriebenen alten Plänen durch die Anhegerung des Sandes nach und nach bis über den Waſſerſpiegel bildete, mit 4 kleinen aus Holz 7 Fuß hohen ſchanzartigen Werken und mit Staketen oder ſpaniſchen Reitern verbunden, zu umziehen, projektirt. Im Jahr 1657, 1658, 1709 und 1710 herrſchte die Peſt in Pillau, obgleich es hier an dem ſchnellen Wechſel der Winde und der reinen Seeluft nicht mangelt. — Die Entſtehung des Hafens und der Stadt Pillau erregte damals ein beſonderes Intereſſe, weshalb auch der Czaar Peter 1697 die Oertlichkeit in Augenſchein nahm, welche ihm ſo gefiel, daß er ſich im Haff badete und in Alt-Pillau auf einer Schiffer-Hochzeit tanzte. (Siehe die Beiträge zur Kunde Preußens 6ter Band, 1ſtes Heft.) Auf dem im Jahr 1658 aufgenommenen Plane, ſind die Straßen zur Anlage der Stadt ſchon gezogen und auch die jetzt noch vorhandene, aber natürlich oft erneuerte Windmühle angegeben, weil auch dergleichen Mühlenanlagen immer mit das erſte Bedürfniß bei den Anſiedelungen waren. Nach den vaterländiſchen Schriftſtellern ward die Windmühle im Jahr 1729 durch Meiſter Dietrich aus Königsberg auf Königliche Rechnung für 4000 Rthlr. wieder neu gebaut, gerieth aber auch den 10ten November 1735 bei einem ſtarken Sturm aus Südweſt in Flammen und brannte völlig

ab. Sie iſt mehreremale durch Feuer beſchädigt, zuletzt noch den 3ten März 1808, aber immer wieder hergeſtellt worden; denn ſie iſt auch für die Seefahrer als Signal wichtig. — Nach dem durch den Feldmeſſer Lucas Schwarz im Monat Mai 1650 aufgenommenen Plan, gehet die Fahrbahn, welche mit Tonnen bezeichnet iſt, durch das Seegatt nordnordweſtlich, und iſt auf der Platte am Seetief, oder da, wo die Tiefe der Oſtſee anfängt und wo immer die flächſte Stelle — hier und in ähnlichen Situationen — iſt, 9 Fuß, weiterhin nach Pillau in der Mündung 12 bis 18 Fuß tief. Die Fahrt wurde durch 2 Baaken bezeichnet, wovon die eine zwiſchen den gezeichneten Häuſern, welche die Stadt damals bildeten, und die zweite am Seeufer auf dem Plane ſtehet. Im Jahr 1673 ward der Wall um die Feſtung von den Sturmfluthen ſehr angegriffen; das Waſſer in dem Feſtungsgraben löſete die Erdmaſſe auf, weshalb ſolcher mit Quaderſteinen, welche aus dem alten deutſchen Ordensſchloſſe Balga ausgebrochen, nach Pillau geſchafft wurden und der Wall mit einer Futtermauer eingefaßt wurde, womit die Garniſon zu Pillau mehrere Jahre beſchäftigt war. Die Stadt Pillau war in dieſem Jahre noch ſo unbedeutend, daß darin nur 25 Eigenthümer waren. Um die Schiffahrt zu heben und den Ort zu beleben, ließ der Kurfürſt Schiffszimmerleute, Seegelmacher und Ankerſchmiede, um eine Flotte zu bauen, aus Holland kommen, allein der Erfolg entſprach damals noch nicht dem Zwecke. (Siehe Kunde Preußens 1ſtes Heft, 6ter Bd.) — Die durch den Sand entſtandene Fläche, welche den vorhin beſchriebenen Haaken bildet, auf dem die Stadt Pillau liegt, iſt dieſem Plane des Lucas Schwarz nach, noch mit keinem Binnenhafen und Sicherungswerken der Ufer verſehen. Am Ufer des Haffs, wo jetzt der kleine Fährbootshafen in der Stadt iſt, iſt auf dem Plane eine kleine Schanze, um die Schiffahrt am Ufer des Haffs zu beherrſchen, angegeben.

§. 33. Auf dem im Monat October 1702 durch

Digitized by Google

Jeronneme Mitz gezeichneten Plane, iſt der früher erwähnte Damm von dem Schwalkenberge an, in dem Haff bis zum Seegatt hin, wieder angegeben, wahrſcheinlich als ein wieder aufgenommenes Projekt zum Hafen, welcher nachher durch den ſogenannten Rußiſchen Damm gebildet und ausgeführt worden iſt. Desgleichen ſind auch die Feſtung Pillau, das jetzige Poſthaus auf der Friſchen Nehrung zu Neutief und mehrere Häuſer auf derſelben vorlängs dem Haffufer gezeichnet. Die Tiefen der Rönnen oder Fahrbahnen auf dem ſogenannten Heerd oder der Sandplatte im Haff vor der Mündung des Seegatts, ſind 9 bis 11 Fuß tief angegeben. Auf einem neueren Plane iſt die Feſtung, die Stadt Pillau und der Winterhafen, — nämlich der Kanal — angegeben und der Rußiſche Damm zur Einfaſſung des Hafens projektirt worden. Dieſer Plan zeigt noch immer den früher genannten Haaken in ſeiner damaligen Form, auf dem d. Stadt Pillau liegt. Das Haff war damals nur 15 — 20 Ruthen weit vom Feſtungsgraben entfernt. Da wo auf den alten Plänen der Damm vom Schwalkenberge in dem Haff gezeichnet, iſt hier auf dieſem Plane ein Sandſtreifen, welcher ſich ſchon über der Waſſerfläche durch Anhegerung erhoben hat, angegeben. Auf einer vom Samlande im October 1629 aufgenommenen und auf der hieſigen Plankammer vorhandenen Karte, welche durch C. W. Schwembuſch kopirt und deren Richtigkeit im Jahr 1765 durch Vetter atteſtirt worden, iſt das Seegat oder die Seenge bei Pillau, ohne Stadt und Häuſer, ganz roh, ſo wie auch die Friſche Nehrungsſpitze, ohne weitere Befeſtigungswerke an den Ufern angegeben; nur Alt-Pillau, Camſtigall, Wogram und St. Adalbert ſind darauf vermerkt.

§. 34. Im Jahr 1629 beſetzte Guſtav Adolph abermals Lochſtädt und Fiſchhauſen, um Pillau vor dem Angriff von der Landſeite zu decken. Im Jahr 1629 den 31ſten October ward ein Waffenſtillſtand auf 6 Jahre geſchloſſen, worauf die Schweden Pillau,

Lochſtädt und Fiſchhauſen, einen Theil des Schaakenſchen Kreiſes, die Kuriſche Nehrung, die Stadt und Feſtung Memel bis zum Friedensſchluß beſetzt halten ſollten. Die Demarkationslinie iſt auf der vorgenannten Karte genau angegeben. Guſtav Adolph ging nun, wie der Waffenſtillſtaud geſchloſſen war, nach Schweden zurück. Er ſtarb nachher den 6ten November 1632 in der Schlacht bei Lützen den Heldentod. *) — Im Jahr 1637 und 1638 war wegen des Schiffszolles in Pillau und Memel viel Streit und die Schweden und Polen benutzten damals ſolchen eben ſo wie die Franzoſen vom Jahr 1807 bis 1812, welches hier noch im friſchen Andenken iſt. Im Jahr 1640 verlangten die Polen Pillaus Befeſtigung; die Koſten dazu werden von Sachverſtändigen auf 500,000 Gulden geſchätzt.

§. 35. Die Kirchen zu Alt-Pillau u. ſ. w. ſind auf der erwähnten Karte von ꝛc. Schwembuſch perſpektiviſch gezeichnet. Es ſcheint die Kirche zu St. Adelbert, wovon jetzt nur noch ein Theil des Fundaments kenntlich iſt, gegen die übrigen Kirchen nicht unbedeutend geweſen zu ſein. (Die Kirche in Alt-Pillau iſt jetzt durch den Flugſand mit einer natürlichen Umwallung umzogen, und dadurch in die Sandmaſſe auf der Anhöhe gleichſam eingetieft.) Die damaligen Geometer ſcheinen ohne eine gewiſſe Regel gearbeitet zu haben; denn einige Pläne gleichen einer gezeichneten Landſchaft, dagegen ſind andere nur in Linien ausgezogen und mit vielen Beſchreibungen verſehen. Zum Maaßſtabe bedienten ſie ſich der kullmiſchen Elle; denn es heißt auf einem Plane von den Dörfern Amts Soldau wörtlich:

„Eine Recht Cölmiſche Ehle, wie Ich Sie ſelbſt zu alten Culm abgenommen, als ſie nach Conrad von

*) Seinen Rock, welchen er anhatte, als er durch eine Kugel getroffen auf dem Schlachtfelde fiel, nebſt dem Hute, welchen er trug, habe ich noch im Jahre 1792 im Zeughauſe in Wien geſehen.

Jungingen, der 22. Hochmeiſter in Preußen, an der Kirche daſelbſten Einmauern laßen, wie Ich bericht ſolcher Achthalb Ehlen und dazu zwei Daumen breit (vermöge der Landverordnung) Iſt eine rechtfertige Colmſche Rute. Mit dieſem Maaß, habe ich ſolche Dörffer dieſes Ambts auch gemeßen, Wornach ſich der künftige Landmeſſer zu richten. Vermeſſen und volezogen den 22ſten May Anno 1615.

Johannes Schiller L. mpp."

Auch befindet ſich auf dem hieſigen Archiv eine alte Situationszeichnung aber ohne Jahreszahl von der Friſchen Nehrung und zwar von der Gegend, wo die See oder auch das Haff, je nachdem die Naturwirkung war, bei Alttief durchbrach und das Seegatt und die Fahrbahn bildete. Eine zweite Zeichnung zeigt das Seegatt oder die Fahrt bei Alttief aus dem Haff in die Oſtſee, wo die Ufer des Seegatts von der Oſtſee nach dem Haff mit hölzernen Bohlwerken, beſtehend aus eingerammten Pfählen und dahinter gelegten Bohlen, angegeben ſind. Endlich iſt am Haff am nördlichen Ufer der Fahrt oder des Seegatts ein Haus gezeichnet. In dem Seegatt ſtehet geſchrieben, und zwar in plattdeutſcher Sprache: Fart of nii dep (Fahrt auf dem neuen Tief). Es iſt ſchade, daß auf dieſen alten Plänen die Jahreszahl nicht immer angegeben iſt, und daß ſolche überhaupt ſo leicht gezeichnet ſind, ſo daß ſie den Beweis geben, wie weit man damals in der Feldmeßkunſt und dem Planzeichnen noch zurück war. *)

*) Die alten zum Theil ſchon ſehr zerriſſenen Pläne, welche auf dem hieſigen Archiv noch vorhanden ſind, und welche man in frühern Zeiten nicht ſorgfältig aufbewahrt hat, können nur noch dem Hydrotechniker, welcher mit den jetzigen Lokal-Verhältniſſen genau bekannt iſt, verſtändlich werden. Es bleibt deshalb ſehr zu wünſchen, daß dergleichen alte Pläne Hydrotechnikern, welche mit der Oertlichkeit genau bekannt ſind, zum Gutachten mitgetheilt werden, um den Geſchichtsſchreiber mit Sachkenntniß unterſtützen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Erinnerungen aus dem Jahre 1807.

Vorwort.

Bei einem Durchſuchen älterer Papiere fand ich vor Kurzem das Bruchſtück der Schilderung einer Geſchäftsreiſe ins Ruſſiſche Lager, welche mein nun längſt ſchon verewigter väterlicher Freund, Graf Dohna-Lauck, im Februar 1807 in ſeiner eigenthümlichen launigen Manier entworfen hatte. Da nun jene für das Preußiſche Vaterland ſo verhängnißvolle Zeit, mit allen ihren Schreckniſſen, Gräueln und ſeltſamen Erfahrungen bei der ſeitdem aufgewachſenen Generation ſchon ziemlich in Vergeſſenheit gerathen iſt; und da ſie bald vom fluthenden Strome neuerer Ereigniſſe verſchlungen werden und nur noch in der Geſchichte leben wird — ſobald nur wir noch übrige Zeitgenoſſen jener Leidensperiode nach und nach von des Lebens Bühne abgetreten ſein werden — ſo ſchienen mir jene Reiſebemerkungen wohl werth der Aufnahme in die Preußiſche Provinzial-Blätter. Ihr Verfaſſer, der gewiß noch vielen Leſern dieſer Zeitſchrift unvergeſſen ſein wird, war ein Mann von vielſeitiger Bildung, von großer Beleſenheit, und einem überſtrömenden, oft ſcharfen, doch nur ſelten wohl verletzenden Witze, der ihm ſtets zu Gebote ſtand. Das Leben in der großen Welt, am Königlichen Hofe, und in den feinen und hohen Zirkeln der Hauptſtadt hatten ihm eine Gewandheit der Unterhaltung verliehen, welche dieſelbe höchſt anziehend, ja reitzend machte. Mit gleicher Leichtigkeit drückte er ſich in der Franzöſiſchen wie in der Deutſchen Sprache aus. Dies war insbeſondere früher der Fall, ehe die traurigen Zeitverhältniſſe ſeine gute Laune oft verſtimmten. So vieles ſchwer zu Ertragende mußte ihm auch wohl dieſe heitre Lebensanſicht verdunkeln. Er ſah durch den Krieg ſeine Erbgüter (die an der Paſſarge, alſo auf dem eigentlichen Kriegsſchauplatze lagen) ganz verwüſtet, ſah ſeine herrlichen Garten- und Wirth-

ſchafts=Anlagen, die koſtbare Frucht vieljähriger Bemühungen, von Grund aus zerſtört, ſeine Plane vernichtet; ſein einziger Sohn und Erbe verſchwand *) in der Schlacht bei Görſchen; es häufte ſich noch ſo viel anderes Bittere in ſeinen letzten Lebensjahren. Doch gab es auch da noch Zeiten, wo er ſich in ſeiner ganzen alten Liebenswürdigkeit zeigte, wo ſein Witz in den blendendſten Farben ſpielte, ſeine feine Unterhaltung alle Zuhörer bezauberte. So fand ich ihn noch im Juni des Jahres 1818, als ich ihm zum letztenmale in Lauk meinen Beſuch machte.

Das Reiſe=Fragment dieſes mir in ſo vielfacher Hinſicht werth gebliebenen Mannes, welches ich hier mittheilen will, wird das Ebengeſagte beſtätigen. Die Zeit jener Reiſe war der 22ſte und 23ſte Februar des Schreckensjahres 1807, unmittelbar nach der Eilauer Schlacht; die bereiſte Gegend gerade der Schauplatz damaliger entſcheidender Weltereigniſſe. Alſo iſt das von mir gegebene Bruchſtück gerade ein Beitrag zur Kunde des intereſſanteſten Zeitpunkts in jenem ohnehin ſo intereſſanten Jahre. — Die Heiterkeit, mit der Graf Dohna hier alles auffaßt und darſtellt, charakteriſirt ihn ganz. Wie niedergeſchlagen, melancholiſch, ja weinerlich klingen nicht ſo viele andre Berichte, Schilderungen, Nachrichten aus jener Zeit, deren ich ſo manche noch von damaligen Zeitgenoſſen aufbewahre; und das iſt auch kein Wunder, wenn man der großen Noth jener Zeit gedenkt. Aber um ſo bewundernswerther wird jedem Leſer die Heiterkeit des folgenden Aufſatzes dünken, wenn er hören wird, daß der Verf. deſſelben nur erſt am letztverfloſſenen 22. Januar 1807 durch Franzöſiſche Marodeurs vom Corps des Prinzen

*) Er verſchwand im eigentlichen Sinne; denn nie iſt es klar geworden, ohnerachtet der mühſamſten, oft wiederholten und Jahre lang fortgeſetzten Nachforſchungen, wie und wo eigentlich dieſer hoffnungsvolle Jüngling, Theodor zu Dohna, Lieutenant in der Kavallerie, umgekommen iſt.

von Porte Corvo in ſeinem Schloſſe Lauck überfallen, ausgeplündert, aufs äußerſte perſönlich gemißhandelt und mit ſeiner ganzen Familie zuletzt zur nächtlichen Flucht in Verkleidung genöthigt worden war; ein Schickſal, das an demſelben Tage und Orte auch meine Eltern und mich mit, eben ſo grauſam traf; das uns gleich bei der erſten Bewegung der Neufranken das Bitterſte und Empörendſte des Leidenskelches zu trinken gab, den wir nun mit wenigen Unterbrechungen bis zum Ende des Jahres 1807 leeren mußten, wo endlich unſre Peiniger die Paſſarge verließen.

Ueber die Veranlaſſung der beſchriebenen Reiſe darf ich hier kein Wort verlieren; ſie wird im Anfange derſelben mit großer Genauigkeit angegeben. Graf Dohna entwarf die Schilderung derſelben gleich den folgenden Tag und ſandte ſie mir von Königsberg nach Lauck mit der erſten thunlichen Gelegenheit, als einen Aufheiterungsbeitrag in der dumpfen Beängſtigung und Betäubung, in der wir unglückliche Paſſargeanwohner, umringt und faſt erdrückt von zahlloſen feindlichen Horden, bis zur Schlacht bei Friedland (den 14. Juni 1807) hinſchmachteten. Leider blieb die Beſchreibung ein Fragment; denn andre Geſchäfte und neue Bedrängniſſe entfernten dem Verf. dieſe Skizze aus ſeiner Erinnerung, und dies um ſo mehr, da er von der erſten Hälfte, die ich hier liefere, keine Abſchrift zurückbehalten, ſpäter aber das Intereſſe an der Fortſetzung verloren hatte.

Wiewohl nun der beſprochene Aufſatz das Werk eines Andern iſt, ſo glaube ich doch vollkommen berechtigt zu ſein, ihn als mein Eigenthum behandeln zu dürfen. Der mir ſo unvergeßliche Verf., mein Pathe und Gönner und Mitleiter meiner Jugend, iſt längſt nicht mehr in der ſinnlichen Welt, wo Geiſtes-Eigenthum wohl noch zu Zeiten reklamirt wird. Und auch bei ſeinen Lebenszeiten hat er das Original nie von mir zurückgefordert, außer ein einziges Mal, bereits 1808, wo er es mit mir und einigen nähern Freunden

gemeinſchaftlich durchging, und noch manches Ergänzende und Spaßhafte mündlich hinzufügte, dann aber es mir zum Andenken überließ. Ich äußerte mich einſt ſcherzend: „daß ich den Aufſatz vielleicht einſt drucken laſſen würde.“ Darauf erwiederte er: „dies ſei ſelbſt anfangs ſeine Abſicht geweſen, wenn er es vollendet hätte; dann aber hätten alle ſich darin vorfindende perſönliche Beziehungen wegfallen müſſen.“ Dieſe Beziehungen aber können nun, nach 25 ſeitdem verfloſſenen Jahren, weder dem Schreiber, noch wohl denen von ihm Angeführten ſchaden. Vermuthlich deckt ſie Alle ſchon die Erde; und lebt auch Einer oder der Andre der Angeführten noch, ſo hat gewiß ein ſeitdem faſt verfloſſenes Menſchenalter ihnen Weisheit und Nachſicht gelehrt gegen Anſichten, die ſie jetzt vielleicht ſelbſt für richtig anerkennen, oder die ſie doch — wenn ſie dieſelben noch für irrthümlich halten ſollten — vernünftigerweiſe nicht mehr auf ihre gegenwärtige Perſönlichkeit beziehen dürfen.

So glaube ich denn ſowohl denen, welche meinen verewigten Gönner nicht kannten, als noch mehr ſeinen zahlreichen in ganz Oſtpreußen zerſtreuten Bekannten durch die Mittheilung des folgenden Aufſatzes willkommen zu ſein.

Zimmermann,
Pfarrer zu Marienau.

Et moi aussi, j'ai été à Rome!
Auch ich war in Arkadien!

Leider iſt hier weder von Rom noch von Arkadien die Rede, ſondern von Pr. Eilau, d. i. von dem Skelett dieſer in verſchiedenen Nahrungs- u. Gewerbszweigen ehedem blühenden Stadt, wohin ich vermittelſt eines Auftrags einiger Stände des Brandenburgiſchen Kreiſes ging, um die unregelmäßigen Requiſitionen der dahin gehenden Ruſſiſchen Truppen durch regelmäßige Requiſitionen möglichſt zu verhindern; und nur in dem anſetzt allgemeinen Drange nach Pr. Eilau

zu gehen und in der allgemeinen Sucht davon zu reden, liegt der Grund des Vergleichs mit Rom und Arkadien. Bereits am Freitag, als den 20. Februar, hatte die Ruſſiſche Armee, die bisher in den Dörfern vor dem Friedländiſchen und Brandenburgiſchen Thor bis auf eine Meile vor der Stadt geſtanden hatte, ſich in Bewegung geſetzt, um, nach Umſtänden, entweder den Feind zu verfolgen, oder eine neue Stellung zu nehmen. Die Armee war in 9 Diviſions getheilt, und es waren drei Gutsbeſitzer ernannt, nämlich Gr. Schulenburg von Rippen, Major v. d. Gröben v. Arnſtein und ich, um dieſe 9 Diviſionen zu begleiten, und, in Verbindung mit den dazu bereits ernannten Kammer-Commiſſarien, für ihre regelmäßige Verpflegung die nach Umſtänden mögliche Sorge zu tragen *). Ein jeder von uns bekam alſo drei Diviſionen; Gr. Schulenburg die

---

*) Gr. Eulenburg v. Wicken war zuerſt als Dritter ernannt, auch ein Commiſſorium auf ſeinen Namen bereits ausgefertigt worden. Er hatte aber das Commiſſorium wieder zurückgegeben. Nun ging es auf mich los. Indeſſen nur die dringenden Bitten des Gr. Kalnein und des Geh. Finanzraths v. Domhard, welche den 21ſten Morgens mich — da ich noch im Bette war — überfielen, und die Ausdehnung meines Commiſſorii bis auf das Oberland, wo ein eignes Intereſſe mich hinzog, vermochten mich, dieſen Auftrag — ſo unausführbar er mir auch gleich ſchien — anzunehmen. Dieſem Entſchluß gemäß ging ich ſogleich zum Herzog v. Holſtein, wo ich bereits meine beide Collegen fand, und mit ihnen unſre nähere Beſtimmung erfuhr. Von da ging es mit meinen Collegen und dem Geh. Rath v. Stein fort, um die bei der Sache betheiligten Männer aufzuſuchen und in Bewegung zu ſetzen, welches aber fruchtlos ablief, weil uns ein jeder derſelben ganz lakoniſch verſicherte, daß er noch nicht mobil ſei, und vor dem folgenden Tage durchaus nicht mobil werden könne. Endlich zum Gen. Benningſen, um uns bei demſelben zu melden und ein Creditiw in Ruſſiſcher Sprache zu extrahiren, wobei ſich indeſſen ſo viel Aufenthalt und ſo viel Schwierigkeiten fanden, daß uns allen der zur Unternehmung nöthige Muth darüber beinahe vergangen wäre. D.

Digitized by Google

des rechten Flügels, welche ihren Marſch über Brandenburg längs dem Haff; Major v. d. Gröben die des Centrums, welche auf Creuzburg und Zinten, und ich die des linken Flügels, welche auf Uderwangen und Pr. Eilau ihren Marſch nehmen ſollten. Herzog von Holſtein wollte bei dem Hauptquartier bleiben, um von da aus das Ganze unſrer Operationen theils zu leiten, theils auch nach Maßgabe unſrer Berichte die etwa eintretenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Laut der uns mitgetheilten Dislocation ſollte bereits am 21ſten Abends ſämmtliche Kavallerie unter dem Befehl des Fürſten Gallitzin, und eine Diviſion erſten Treffens unter dem Befehl des Gr. Oſtermann-Tolſtoy in und um Pr. Eilau, eine Diviſion zweiten Treffens aber unter dem Befehl des General Sommow in und um Uderwangen ſtehen. Fürſt Gallitzin ſollte ſein Hauptquartier im Forſtamte Pr. Eilau, Gr. Oſtermann in der Stadt Pr. Eilau, und General Sommow in Uderwangen haben. Dies waren die drei Diviſionen und die drei Befehlshaber, an die ich gewieſen war. Es war mir eine Escorte von einem Unteroffizier und zwei Huſaren ausgemacht. General Szapplitz, zu deſſen Regimente ſie gehörten, meinte: ſie müßten von der erſten Diviſion, zu welcher ich kommen würde, zurückkehren; General Fock aber, als der immerwährende Gen. du Jour der Ruſſiſchen Armee, an welchem ich mich deshalb wendete, ſagte: General Szapplitz könnte nichts meinen als was er beföhle, und er würde befehlen, die Escorte ſolle bei mir bleiben, ſo lange ich es würde wollen. Mit dieſem Troſte ging ich den 21ſten Abends zu Bette.

Den 22ſten Morgens um 7 Uhr war mein Schlitten und die Escorte von einem Unteroffizier und zwei Huſaren, die mich begleiten ſollten, vor meiner Thür. Nicht ohne Bangigkeit ſchied ich von Weib und Kind, und trat, begleitet von meinem Kammerdiener, den ich bei mir in den Schlitten nahm, und von meinem Kutſcher, der die Pritſche beſetzte, meine Reiſe

Digitized by Google

an *). Schon in der Stadt ſpürte ich die wohlthätigen Wirkungen meiner Escorte; denn ſo viel Rußen ich auch begegnete, ſo gab es dadurch doch keinen Aufenthalt; alle bezeugten mir Höflichkeit, einige ſogar Reſpekt. Auf der Straße vor der Stadt flößte die mich begleitende Escorte denen mich begegnenden Landleuten ſogar Furcht ein. Denn einige ritten quer Feld ein, und waren von meinen Huſaren nur mit Mühe herum zu holen, wenn ich mich nach dem Wege erkundigen wollte. Meinen Weg nahm ich über Seligenfeld, wohin ich aber den rechten verfehlte, und nur durch einen beſchwerlichen Umweg gelangte. In Seligenfeld ſahe ich die erſten Spuren des Gräuels der Verwüſtung, der in der ganzen Gegend angerichtet worden. Kein einziges Haus war bewohnt noch bewohnbar. Doch war jedes derſelben von Ruſſen, die darin ihr unverſtändliches Weſen trieben, angefüllt. Einzelne Landleute trieben ſich zwiſchen denſelben herum, wie Geſpenſter zwiſchen den Trümmern ehemals bewohnter Veſten und Burgen. Meine Huſaren ſetzten zwei ſo eben von irgend einer Fuhre zurückkommende Schlitten in Requiſition, um uns weiter den Weg zu zeigen. Die ſo eben gemachte unangenehme Erfahrung des verfehlten Weges beſtimmte mich zur Einwilligung; auch hätten wir allein den Weg, der erſt friſch gebahnt werden mußte, gewiß nicht gefunden.

Dalheim, wohin der Weg uns führte, fanden wir — dem Anſcheine nach — regelmäßiger als Seli-

---

*) Hier darf ich — meiner tiefen Beſchämung ohngeachtet — nicht verſchweigen, daß meine Frau mich mit einigen Befriedigungsmitteln des etwanigen Hungers und Durſtes verſehen wollte, und daß ich dieſelben mit dem heroiſchen Ausſpruche abwies: daß wo für eine ganze Armee Unterhalt ſich finden müſſe, doch auch wohl für meine Perſon das Nöthige ſich finden werde. Die Folge wird indeſſen zeigen, wie ſehr die Bedachtſamkeit meiner Frau gegründet, und mein Heroismus ungegründet war. D.

genfeld mit Ruſſ. Truppen belegt; denn am Eingange des Dorfes waren Kanonen aufgefahren, und im Hofe, wohin ich fuhr, um einen neuen Boten zu bekommen, lag ein General, der zum Vorwande diente, daß man mir, anſtatt eines des Weges kundigen Boten, der zum Dollmetſcher dienen mußte, einen Menſchen gab, der in währendem Reiten immer verſicherte: er wiſſe nicht den Weg nach S ch a n w i tz, wohin er mich führen ſolle. Am Ausgange des Dorfs kam es zu einer förmlichen Disputation zwiſchen meinem Boten, der immer verſicherte: er wiſſe nicht weiter, und einem Bauermanne, der ihm begreiflich machen wollte: er könne nicht fehlen. Den unkundigen Boten vom Pferde ab- und den kundigen hinaufſetzen, das war das Reſultat dieſer Disputation, und für meine Huſaren ſo ſehr das Werk eines Augenblicks, daß Opponent und Reſpondent in dem ſchönſten Fluß ihrer Rede unterbrochen und in ihren Plätzen vertauſcht wurden, ehe ſie ſelbſt es ſich im geringſten verſahen. „Im Präſidentenſtuhl,“ ſagt Lichtenberg, „ſitzt gewöhnlich die Null.“ Im gegenwärtigen Fall nun ſaß ſie im Schlitten, das heißt: ich als Präſes bei dieſer Disputation ließ mir dieſe kurze Methode gefallen, die ſich ganz bewährt zeigte. Denn der Bote brachte mich auf Wegen, die ein jeder andrer gewiß nicht gefunden haben würde, nach S ch a n w i tz. Hier fuhr ich ans Schankhaus und ſchickte einen meiner Huſaren in den Hof, um einen neuen Boten zu requiriren. Im Schankhauſe, wo ich meine Huſaren durch einen Schnaps reſtauriren laſſen wollte, erfuhr ich, daß weder hier noch in der ganzen Gegend ein Schnaps zu haben ſei. Mein Huſar brachte ſehr bald einen Boten, der wenigſtens ganz das Anſehen eines Freiwilligen hatte, und in der Folge nur zu viel Gewandheit bewies; denn in B o r ch e r s d o r f, wo er mir — während daß ich abermals an den Krug fuhr und vergeblich eine Requiſition nach Schnaps anſtellte — einen Boten ſchaffen oder weiter mitreiſen ſollte, verſchwand er vor unſern Augen, und es war

un-

unmöglich, in dieſem von Menſchen ganz leeren Orte einen Boten aufzutreiben. Fand ſich endlich ein Menſch, ſo hatte er kein Pferd, und ging er fort um ſeiner Ausſage nach ſich eins zu ſchaffen, ſo kam er nicht wieder, und war immer wie in die Erde geſunken. Dieſe einige male wiederholte Erfahrung brachte meine Huſaren ſo auf, daß ſie mir endlich an der Spitze ihrer Säbel einen Menſchen brachten, der mehr todt als lebendig meinen Schlitten erreichte, und beinahe in denſelben hereinſprang, um ſich vor ſeinen Treibern zu retten. Mein deutſcher Zuſpruch ſchien ihm ein mächtiges Troſtwort zu ſein. Dafür mußte ich auch auf dem ganzen Wege bis zum Pilzenkruge ſeine bitteren Klagen über einen ſeiner Ellenbogen anhören, von dem er behauptete, er wäre abgehauen; bei einiger Unterſuchung fand es ſich indeſſen, daß er noch weit mehr Integrität beſaß, als gegenwärtig der Preuß. Staat*), und gebe Gott nur, daß dieſem eben ſo leicht möge können geholfen werden, als jenem durch das kleine Pflaſter geholfen zu ſein ſchien, das ich ihm bei ſeiner Entlaſſung am Pilzenkruge auflegte.

Im Pilzenkruge mußte ich wieder mit einem Fußboten vorlieb nehmen, weil nach Ausſage des Wirths die Koſaken ihm nur ein Pferd mit drei Füßen gelaſſen hatten. Auch hatte er zu mir das Zutrauen, daß ich ihn von einem Schwarm Ruſſen befreien würde, der ſich eigenmächtig bei ihm einquartiert hatte, und nicht abziehen zu wollen ſchien. Ich verſicherte ihn aber: „ich wäre der Präſident der ihm ſo mächtig ſcheinenden Commiſſion, folglich eine Null, eine Null,“ und ſo fuhr ich weiter. In Weißenſtein ſprang mein Bote, der nur ein kleiner Junge war, vom Schlitten, um einen andern Boten zu ſchaffen, und lief quer über den beſchneiten Dorfsanger nach einem Hauſe; einer meiner Huſaren, die nun ſchon die Boten nicht mehr aus den Augen ließen, hinter ihm drein. Eine moraſtige Stelle aber, die den

*) 1807.

leichten Zweifüßler übergehalten hatte, hielt den ſchweren Vierfüßler nicht über, und der Centaur blieb im Kothe ſtecken. Ein gewaltiges Geſchrei auf den Jungen war die erſte Folge dieſes Vorfalls. Die Kluft aber, die zwiſchen beiden Partheien war, hinderte zu meiner nicht geringen Freude alles Nachſetzen. Der Junge ſetzte ſeinen Marſch, oder vielmehr ſeinen pfeilſchnellen Lauf, ungehindert fort. Ein reitender Bote kam glücklich aus einem Hauſe, ſo wie mein Huſar aus dem Koth zum Vorſchein, und meine Reiſe ging weiter.

Nun entſtand ein Schneetreiben, welches die Luft ſo ſehr verdunkelte und meinen Augen ſo zuſetzte, daß ich mit aller Mühe den ſehnlichſt erwünſchten Thurm von Uderwangen nicht entdecken konnte und ſchon verzweifeln wollte, als ich mich dicht vor dem Orte befand. Mein Bote wußte nichts vom Amtshauſe, wo ich abtreten wollte, weil ich laut erhaltener Dislocation den General Sommow daſelbſt finden ſollte. Doch war es bald ausgefragt, und ich hielt daſelbſt meinen militairiſchen Einzug. Im Amtshauſe fand ich aber durchaus keine militairiſche Einquartierung, ja nicht einmal den Wirth, ſondern nur deſſen Tochter, die aller erlittenen Drangſale ungeachtet doch nicht ſehr bedrängt ausſah, mir aber auch auf nichts Beſcheid geben konnte, und endlich auf mein dringendes Bitten ſich entſchloß, einen gewiſſen abwärts wohnenden Onkel rufen zu laſſen, unterdeſſen aber mir den ſchlechten Troſt gab: für mich habe ſie zwar noch Schnaps, den ſie auch gleich aufmarſchiren ließ, für meine Huſaren aber, wegen welcher mir hauptſächlich darum zu thun war, keinen mehr. Mittlerweile trat ein Mann in quasi-militairiſcher Kleidung in die Stube, den ich ſogleich für einen verabſchiedeten Major v. Berg erkannte, den ich im J. 1796 als ſtattlichen Lieutenant im Regimente v. Bardeleben, anjetzt v. Eſebeck, hatte kennen lernen, der mich aber durchaus nicht wieder erkannte. Mein Anſpruch, mein umſtändliches Zurückführen auf manche mit einander erlebte Vorfälle, brachen ihn endlich zur Beſinnung u. zu der Entſchuldigung:

daß die Franzoſen, unter welchen er 14 Tage gelebt habe, ihm alle Beſinnungskraft geraubt hätten. Ein Kriegsrath, der ihn Gott weiß in welchem angeblichen Geſchäfte begleitete und deſſen Namen mir entfallen, vernahm mich beinahe ad Articulos über meine Perſönlichkeit, über die Natur meines Geſchäfts, über die Art, wie ich es auszurichten meinte u. ſ. w., und verſicherte mir am Ende mit einem gewiſſen Air de Protection: er werde dem Kammer-Präſidenten, den er noch heute Abend zu ſprechen denke, anzeigen, daß er mich bereits in Activitate gefunden habe. O, ſagte ich, wenn Sie den Präſidenten heute noch ſprechen, ſo bitte ich ihn doch auch ſehr von mir zu grüßen; er iſt mein Schwager. Dieſe ihm — wie es ſchien — ganz unerwartete Entdeckung, die doch ſchon nach dem, was ſich durch das angeſtellte Verhör über meine Perſönlichkeit ergeben hatte, ihm wenigſtens nicht unmöglich hätte dünken ſollen, ſchien ihn ſo aus der Faſſung zu bringen, daß er ſich verneigte, und von dem Augenblick an nicht allein vor meinen Augen ein reſpektvolles Schweigen beobachtete, ſondern auch in der Folge alle Berichtserſtattung über meine Activität mochte vergeſſen haben; denn er hat meinen Schwager weder geſehen noch geſprochen. Ein Ruſſiſcher Courier, der ſich durch ſeine vor den Bauch geſchnallte Brieftaſche als ein ſolcher ausſprach, ſagte zu allem dieſem kein Wort, und verlangte nur bisweilen in ziemlich unverſtändlichen Tönen nach ſeinem weitern Fortkommen.

Ueber dieſes alles erſchien endlich der längſt erwartete Onkel, in welchem ich ſogleich den ehemals in Schlodien als Sekretair geſtandenen Hrn Supplitt erkannte, und auf den ich alſo mit allen Demonſtrationen alter Bekanntſchaft u. freudiger Wiedervereinigung losging. Er aber blieb bei der kalten ſogar peinlichen Stellung einer neuen Bekanntſchaft, und jemehr ich auf ihn losging, jemehr fand er es für nöthig ſich zurückzuziehen. So trieb ich ihn denn aus einer Verſchanzung in die andre, bis in die letzte, d. h. in die

Poſition mit dem Rücken an die Wand, die ich durch Nennung meines Namens erſtieg. Nun aber ging es dafür auch von ſeiner Seite an ein gewaltiges Avanciren auf mich los, welches nur durch ſeitwärts auf ſeine Nichte gerichtete Requiſitionen unterbrochen wurde, welche dieſelbe aber immer durch ein gewiſſes mit einem bedeutenden Achſelzucken begleitetes „Lieber Onkel, Sie wiſſen ja!“ erwiederte. Das Ende war, daß der Herr Onkel mir ſagte: „ſo werden der Herr Graf denn müſſen vorlieb nehmen mit dem, was Sie hier finden werden;“ ich antwortete: „und noch dazu recht gerne; nur bitte ich um Sättigung für meine Leute und Pferde, für baares Geld verſteht ſich.“ Dazu ward denn auch ſogleich Anſtalt gemacht, und ich benutzte den erſten Augenblick von wiederhergeſtellter Ruhe, Hrn. Supplitt zu befragen: „warum er mich denn gar nicht wieder erkannt habe?“ Zur einzigen Urſache führte er an: „ich wäre ihm viel ſchwächer als ſonſt vorgekommen.“ Des Doppelſinnes wegen bat ich um nähere Erklärung, und erfuhr zu meinem Troſte: „er meine das körperlich.“ Ich bewunderte ſeinen Scharfblick, der den eigentlichen Umfang meiner Taille durch einen Pelz und Ueberrock hatte beſtimmen können, ſchob übrigens alles auf die erlittenen Drangſale, und da das Haus, in welchem wir uns befanden, durch ähnliche gegangen war, ſo konnte ich keine Seite berühren, die nicht einer korreſpondirenden angeſprochen hätte. In Beziehung auf den eigentlichen Zweck meiner Reiſe konnte Hr. Supplitt mir weiter nichts ſagen, als daß in der vorigen Nacht, nicht wie die Dislocation es beſagte, der General Sommow, ſondern der General Sacken hier geſtanden habe, und von hier nach Knauten marſchirt ſei. Daß auf die kommende Nacht abermals ein General angemeldet, deſſen Namen aber noch nicht bekannt ſei, vielleicht nun der General Sommow, und vielleicht am Ende derſelbe ſein werde, den ich in Dalheim gefunden hatte; daß für den Bedarf der Truppen ſo wenig aus dem Amte als aus den umliegenden adl.

Gütern etwas herbeigeſchafft werden könne, weil die ganze Gegend gänzlich verheert ſei, und die Ruſſiſche Armee auf dem ganzen ihr bevorſtehenden Marſche mit Mann und Maus durchaus würde müſſen zu Grunde gehen, wenn ihr von Königsberg nicht alles und jedes zu ihren Bedürfniſſen Dienendes würde nachgeführt werden. Der Mangel des Orts ward mir durch meine und meiner Pferde Bewirthung ziemlich anſchaulich. Für dieſe bekam ich mit vieler Mühe ½ Scheffel Gerſte gegen eine laut meiner Inſtruction ausgeſtellte und von E. K. Kammer zu honorirende Quittung, und zwei Bund Heu, jedes von der Größe eines großen Hutes, die ich einer Frau, die es Gott weiß wie? gerettet hatte, mit 1 fl. bezahlen mußte. Ich bekam eine Bierſuppe, eigentlich nur warm gemachtes Bier, und ein Gericht Sauerkraut, welches ohne weitere Erfahrungen als die der Feuerprobe, aus dem Faß in die Schüſſel gekommen zu ſein ſchien. Ich erbat mir einige Kartoffeln, die ich in der Küche hatte ſtehen ſehen, bei welchen aber, dem Geſchmack nach, ſogar die Feuerprobe nicht angewandt worden zu ſein ſchien. Kaltes Fleiſch von verſchiedener unerklärbarer Art ward mit aufgeſetzt, und mir nun das Sattwerden überlaſſen. Das übrige vorher aufgeführte reiſende Perſonale hatte ſich bereits ſucceſſive empfohlen. Dagegen trat, als ich eben im beſten Kampfe mit meiner Mahlzeit war, ein Kammer-Referendarius, Namens Leweck, herein, den ich eigentlich ſchon hier hätte finden ſollen, weil er von Seiten der Kammer den Auftrag hatte, für die Verpflegung derer ſucceſſive in Uderwangen ſtationirenden Ruſſ. Truppen zu ſorgen. Freilich kam Herr Leweck noch immer zeitig genug um das zu thun, was er den gegenwärtigen Umſtänden nach thun konnte, nämlich n i c h t s. Ich ſchlug daher Hrn. Leweck vor, mit demſelben Fuhrwerke, das ihn von Königsberg gebracht hatte, umzukehren, und die Unmöglichkeit ſeines Auftrags vorzuſtellen. Er aber ſchien in dem H a u p t g e ſ ch ä f t e, d. i. in der E i n z i e h u n g

ſeiner Diäten, nichts unmöglich zu finden. Ich überließ ihn alſo ſeinem Gewiſſen, und dachte an meinen Abzug, der indeſſen nicht ohne Schwierigkeiten erfolgte. Denn bei Sammlung meiner in verſchiedene Häuſer verlegten Escorte fand es ſich, daß die Hauptperſon derſelben, der Unteroffizier nämlich, der zu meinem Troſte Deutſch und Franzöſiſch ſprach, von einem heftigen Fieber befallen worden, welches ihn an Fortſetzung der Reiſe durchaus verhinderte. Nun blieben mir nur noch die zwei Huſaren, die Stock-Ruſſen, zum Glück aber gute Menſchen waren, welches ich daraus ſchloß, daß ſie den bisherigen Mangel an Branntwein ohne Murren ertragen hatten. Herr Supplitt wollte für die Bewirthung durchaus weiter nichts annehmen als die Verſicherung, daß ich ſatt geworden ſei; eine Verſicherung, die am Ende ſchwerer zu geben war als Geld.

Dicht vor dem Dorfe ging der Weg über eine ſumpfige Stelle, die vielleicht bei dem harten Froſt übergehalten haben mochte, und meinen Boten, der abermals ein Junge jedoch zu Pferde war, auch noch überhielt. Wie ich aber mit meinen etwas ſchweren Pferden hinauf kam, fiel eins derſelben ſo hinein, daß — nach dem Ausdruck des alten Oberförſter Fiſcher *) — kaum noch das Ohrläppchen zu ſehen war.

---

*) Dieſer höchſt originelle Mann, ein geborner Sachſe, der den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht und eine Menge ſeltner Erfahrungen gemacht hatte, wird wohl vielleicht noch ſo manchem Forſtbeamten und Gutsbeſitzer im Hakerlande und im Braunsberger Kreiſe erinnerlich ſein. Damals war er bereits weit in die Siebziger heraufgerückt, und lebte als emeritirter Oberförſter oft und viel am gräflichen Hofe in Lauck. Er hatte die launigſten Einfälle, aber das Eigenthümliche, daß er keine Eigennamen behalten konnte. Bei ſeiner blühenden Einbildungskraft wußte er ſich aber immer durch die kenntlichmachendſte Umſchreibung zu helfen. So manche ſeiner Späße, Ausdrücke und Redensarten blieben in dem Kreiſe ſeiner Freunde ſtehend, wie der Obenangeführte. Z.

Ich wollte es nicht abwarten, daß auch ich bis an das Ohrläppchen unſichtbar werden möchte, und ſprang alſo mit gleichen Füßen aus dem Schlitten. Unterdeſſen wurden zum Herausbringen des Pferdes alle nur mögliche Anſtalten gemacht, mit welchen man indeſſen vielleicht ohne die Beihülfe einiger uns begegnenden Fuhrleute gar nichts ausgerichtet haben würde: ſo tief lag das Pferd im Sumpf, und ſo wenig fruchtete ſelbſt die eigene Hülfe, die es ſich gab. Die erſte Folge der überſtandenen Noth war, daß man ſeinen Regreß an den Boten nehmen wollte. Meine Huſaren, ja ſelbſt meine Leute wollten ihm zu Dache. Wahrſcheinlich aber hatte der Zauber meiner Willenloſigkeit nur an dem Präſidentenſtuhl gelegen. Denn kaum war ich aus denſelben, d. i. aus dem Schlitten geſtiegen, ſo fühlte ich mich von der Null zur Ziffer geworden, inhibirte allen Regreß, ſetzte mich wieder in meinen Präſidentenſtuhl und fuhr weiter.

Mein Weg ging nun über Vierzighuben, einem zu den Knautenſchen Gütern gehörigen, ehemals ſehr wohl conditionirten, anjetzt im höchſten Grade devaſtirten Vorwerke, nach Mühlhauſen, wo ich bereits am Eingange, zu welchem auch der Weg von Königsberg herein kommt, Ruſſ. Kanonen, und noch dazu mit der Mündung nach der Gegend aus welcher ich kam, aufgefahren fand. Ich konnte mich nicht enthalten hierin ein böſes Omen zu finden. Denn zu der Zeit als ich diente, wurden bei vorwärts gehenden Märſchen die Kanonen nicht an dem Ende, zu welchem man herein kam, ſondern an dem, zu welchem man hinaus wollte, und mit der Mündung gegen den Feind aufgefahren. In Mühlhauſen war alles voll von Ruſſen, und ich erfuhr, daß der Befehlshaber derſelben, ein Fürſt Dolghorucky, im Pfarrhauſe liegen ſollte. Ich beſchloß dem Fürſten mein Kompliment zu machen, und ging zu dem Ende in das Pfarrhaus, deſſen ehemaliger Bewohner, Pfarrer Heiligendörfer, der mir und einem wahrſcheinlichen Leſer dieſer Zeilen

wegen ſeiner Kathechiſir-Methode, davon wir einſt eine Probe anhörten, merkwürdig bleiben wird, vor einiger Zeit geſtorben war, und deſſen Stelle bei den gegenwärtigen Unruhen noch nicht wieder war beſetzt worden. Das Haus war alſo unbewohnt, unterſchied ſich aber eben nicht von den ſogenannten bewohnten. An der Stubenthüre, linker Hand vom Hausflur, wo ich ſonſt den alten Heiligendörfer in ſeiner prieſterlichen Ruhe gefunden hatte, ſtand anjetzt mit großen Buchſtaben angeſchrieben: Bureau. Ich ſchloß gleich, daß der Fürſt in dem nicht ſtecken werde, und indem ich eben an die andre Thüre mich wenden wollte, kam ein Ruſſ. Offizier heraus, von welchem ich nach einem etwas beſchwerlichen Gedankenwechſel erhielt, daß er mich beim Fürſten meldete. Bald darauf öffnete ſich die Thüre mit der mehr ſtummen als beredten Erklärung: daß es bei mir ſtände hinein zu gehen. Ich fand den Fürſten mit dem Rücken gegen die Thüre an einem kleinen Tiſche ſitzend, und ihm gerade über ein Ruſſ. Offizier, mit welchem er Karten und dazwiſchen auch einige mir unverſtändliche Töne wechſelte. Mit wenigen Worten ſagte ich ihm auf franzöſiſch, warum ich auf der Reiſe ſei, und präſentirte ihm mein in Ruſſ. Sprache abgefaßtes Beglaubigungs-Schreiben, nach welchem jeder Ruſſ. Machthaber mir treu, hold und gewärtig ſein ſollte. Nachdem er es durchgeleſen und mich von oben bis unten mit ſeinen Blicken gemeſſen hatte, welches letztere freilich bei dem kleinen Umfange meiner Perſon ihn nicht lange aufhielt, ſagte er: Vous êtes donc Membre de la Commission, dont le Duc de Holstein est le Chef? — Oui Mons.: Mais en ce cas; Vous n'avez qu'à commencer par me procurer à moi de quoi vivre. Je puis Vous en donner Quittance tout aussi bien qu'un autre. — Je le crois bien Mons. Mais les Ordres que j'ai reçus m'attachent aux Divisions du Prince Galliczin et du Comte Ostermann, que je compte trouver a Eilau et que je dois me hâter de

joindre. J'imagine que celui de mes Collégues qui est attaché à la Brigade*) de V. A. ne tardera pas à s'annoncer. Hierauf wieder ein Blick, der den immerfort währenden Kartenwechſel etwas unterbrach, und die kalte Einladung: Mais ne voulez-Vous pas prendre place? Ich nahm mir nicht die Mühe mich nach einem leeren Stuhl umzuſehen, der vielleicht auch nicht einmal in der Stube war, ſondern ſagte gleich: Mes Ordres ne me permettent pas de m'asséoir et je ne me serais pas même arrêté ici, si je n'avais cru de mon devoir de m'annoncer chez V. A. en passant le poste où Elle commande. Hierauf erfolgte eine halbe Erhebung von dem Reiſethron, begleitet mit einem Blicke, der mir die völlige Freiheit gab, das Loch zu ſuchen, welches der Zimmermann gelaſſen hatte. Beim Hinausgehen dachte ich wie Bürger, als er dem Miniſter Göthe ſeine Aufwartung gemacht hatte: „hol' ihn der — und ſein Küſter!"

*) Fürſt Dolghorucky war nämlich nur Brigadier, und gehörte mit ſeiner Brigade zur Diviſion des General Sacken. D.

(Beſchluß folgt.)

Ueber den Aufhelf der kleinen Städte Oſtpreußens, mit Bezüg auf Oſterode.

Oſtpreußen, das ſo ſehr von der Centralſonne des Staats nördlich entfernt iſt, ſteht andern, beſonders den neueren Provinzen, in Betreff der Kultur und Induſtrie in grellem Abſtich nach. Ob es gleich von der Natur ſelbſt etwas ſtiefmütterlich behandelt iſt, ſo beſitzt es doch mehrere Materialien, die von Kunſt, Fabrikatur und Induſtrie bearbeitet und veredelt werden könnten.

Die kleinen Städte ſind aber größtentheils auf den kleinſtädtſchen Materialhandel — der nur Erzeugniſſe des Auslandes umſetzt — auf etwas grobe Woll- und Leinen-Manufaktur, und dann auf die Fabrikation von ordinairen Getränken beſchränkt. Früher, als die kleinen Städte noch ihre Privilegia beſaßen, und mit dem Lande concurriren konnten, machten die ſtädtſchen Brauereien Geſchäfte; aber da das platte Land ſeine Getränke wohlfeiler liefern kann, weil es alle Materialien, die der Städter auf dem Markte kaufen muß — größtentheils ſelbſt erzieht, und weniger der Controlle ausgeſetzt iſt — kann der Städter mit ihm nicht Schritt halten, und ſo gehen die ſtädtſchen Brauereien nach und nach ein, und der Landfuſel verdrängt alle andren Getränke. Vor Zeiten wurde noch mehr Bier conſumirt, aber auch dieſes nimmt nachgerade ab, und wenn überdem, trotz dieſem Mangel an Gewerbe und Erwerb, die ſtädtſchen Abgaben immer drückender werden, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Häuſer und Grundſtücke der Bürger immer mehr im Verfall gerathen. Der Ackerbürger kann auch von ſeinem Landbau nicht große Vortheile beziehen, zumal wenn die Grundſtücke leicht, zu ſehr parcellirt, oder entfernt ſind, und die Zeit und die Beſchwerlichkeit jedes Transports den Erwerb verzehrt. Das kleinſtädtſche Geſinde iſt zu ſehr verwöhnt, nicht ſtreng zur Arbeit angehalten zu werden, mithin ſaumſelig. So betragen die Betriebskoſten oft mehr, als der Erwerb einbringt; ſo bleiben viele Aecker ſteril liegen, weil es ſich nicht verlohnt, ſie zu bearbeiten; und wenn es überdem am Kern des Betriebes fehlt, ſo kann ſich auch der Gefliſſenere nicht werfen, um irgend etwas zu erſpekuliren; und wenn er auch als guter Wirth irgend einen Groſchen erſparen würde, um ihn zu irgend einer Verbeſſerung und Erweiterung ſeines Gewerbes anzuwenden, ſo ſind, wie geſagt, die ſtädtſchen Abgaben, beim Mangel an Kämmerei-, Erb- und Zeitpacht-Gefällen, oft ſo drückend, daß man nur gerade für ſie den ſauren Schweiß vergießt.

An Fabriken iſt bei uns zu Lande zur Zeit noch wenig zu denken, ſo ſehr ihnen die Natur die Hände bieten würde, wodurch der arme Bürger an Arbeits-lohn und Verdienſt gewönne. Der Umlauf des baaren Geldes iſt demnach gehemmt. Der gemeine Mann hat ſomit keinen Sinn dafür, ſich etwas zu erſammeln und ſeine Umſtände zu verbeſſern; er lebt nur für den Augenblick, und iſt demnach häufig dem Trunk ergeben, wozu der Reiz des Fuſels ſo mächtig anſpornt. Leider! nimmt auch unter den Perſonen des zweiten Geſchlechts die Putzſucht überhand, und wer irgend nur einen Groſchen erübrigt, wendet ihn auf Kleider, Hauben, Tücher und Bänder an.

Bei der ſogenannten ſchlechten Zeit, d. h. bei dem Mangel an Gewerbe und baarem Gelde, wo ein jeder ſich nur das Allernothwendigſte anſchafft, kann der Profeſſioniſt in den kleinen Städten, zumal wenn die Communal-Abgaben drücken, nicht beſtehen; er geht lieber auf das platte Land, wo wenigſtens die Miethen und Lebensbedürfniſſe wohlfeiler ſind, und ſo verläßt einer nach dem andern die Stadt, wozu der Mangel an Holz ein Vieles beiträgt.

Bei dem Mangel an Gewerbe verſuchen es viele, die noch etwas bei Kräften ſind, mit dem kleinſtädtſchen Handel; aber auch der ſchlägt größtentheils fehl, weil ſie den Handel nicht verſtehen, und faſt der 10te Bürger ein Kaufmann iſt. Reichen die Mittel dazu nicht aus, und haben die Kinder nur irgend Anlagen, ſo ſucht der emporſtrebende Bürger ſeinen Sohn in einer Schreiberei unterzubringen, wodurch das Land mit ſolchen Subjecten überſchüttet wird, die trotz der ſchreibſeligen Bureaucratie kein Unterkommen finden und dem Staat zur Laſt fallen, doch aber auch oft wiſſenſchaftlichen und um den Staat verdienten Männern das Brod vor der Naſe wegnehmen.

Was nun das Schlimmſte iſt, — der kleinſtädtſche Bürger kann durch Gewerbe und Miethe kaum ſo viel erſchwingen, ſein Haus in baulichem Stande zu erhalten.

Verfällt es, ſo hat er keine Mittel in Händen, es wieder aufzubauen. Das mag wohl oft die unglückliche Veranlaſſung ſein, daß Brände entſtehen, die den Verdacht erregen, daß ſie angelegt ſind!! Dann kommt doch wenigſtens die Wohlthat der Feuerkaſſe ihnen zu ſtatten, wobei — wenn ihre Häuſer hoch cataſtrirt ſind — ſie auch noch irgend etwas erübern.

Allen dieſen Uebelſtänden irgend abzuhelfen, wäre es wohl zuvörderſt ſehr zuträglich, daß auch für den Verfall der Häuſer durch den Verlauf der Zeit eine Retabliſſements-Kaſſe errichtet würde. Der Vortheil aller dergleichen Kaſſen iſt zu evident, als daß daraus nicht dem Bürger ein bedeutender Segen entſpröſſe! Der Menſch will durchaus ſummariſch behandelt werden, d. h. er läßt ſich zu gerne am Gängelbande führen, wo es den innern Haushalt betrifft. Einer ſolchen Mühe überhoben, kann er getroſt für andre Lebenszwecke ſeine Thätigkeit anſtrengen, und es kommt nur auf eine gute Anleitung an, ihn zu einer Repoſition von Erſparniſſen zu vermögen und aufzumuntern. Hiezu haben in vielen Ländern die ſo bewährten Sparkaſſen hingewirkt. Die individuellen Erſparniſſe ſind oft ſo unbedeutend, als zu größeren Erwerbszwecken angelegt werden zu können, mithin werden ſie wieder oft verſchleudert und vergeudet; aber ein ſummariſcher Fond läßt ſich beſſer anlegen, wenn er nur nicht zu gewagten Speculationen verwandt wird. Viele Bürger, die etwas erſpart, und es nicht ſicher anzulegen wiſſen, auch es nicht auf ungewiſſe Zinſen, ohne hinlängliche Begründung auszuleihen wagen, laſſen ſich auf koſtſpielige Bauten ein, die am Ende ſie aus allen Sprüngen bringen. Daher wäre das Etabliſſement von Sparkaſſen ſo ſehr wohlthätig, wobei die adminiſtrativen Behörden ſo weſentlich mit hinwirken könnten, da mit der Verarmung die Abgaben immer drückender werden. Ein zweiter ſehr benöthigter Behelf zum Emporkommen der kleinen Städte!

Mancher Ackerbürger hat den guten Willen, ſich etwas zu erwirthſchaften, ſeine Gründe zu verbeſſern; und an manchen Orten wäre eine Separation ſehr zweckmäßig, da er jetzt, wenn er vom Ackerbau leben ſoll, über Sandberge Stunden weit hinaus zur Beackerung, Bedüngung und zur Erndte fahren und gehen muß, ſo daß die Zeit den Betrieb auffrißt, und es demnach beſſer wäre, wenn er alle ſeine Parcelen — die oft in der Erndte weit zu ſuchen ſind — auf einem Flecke zuſammen hätte, welches, ohne die Gemeinheit aufzuheben, durch gegenſeitigen Austauſch bewirkt werden kann, wodurch er von ſeinem, wenn auch nicht zu fertilen Acker, doch irgend einen Genuß hätte. Will er ſich aber von ſeinem ſonſtigen einträglichen Gewerbe nicht gern trennen und den Ackerbau nur als Nebenſache betreiben, ſo muß er bei dieſer Lage der Sache, wo die Zeit den Betrieb oft verzehrt, und er auch nicht Mittel in Händen hat, für die beſſere Kultur ſeines Landes zu ſorgen, noch Gott danken, wenn ſich Jemand findet, der ihm für ein Spottgeld den Acker abpachtet, und doch am Ende, bei allem dürftigen Betriebe und Leben, oft nicht im Stande iſt, über ſeinen eignen karglichen Lebensbedarf ſo viel zu erſchwingen, dem Verpächter gerecht zu werden! So bleiben, weil die Aecker oft zu entfernt und der Mühe auch oft nicht verlohnen, viele Parcelen, die ſehr klein und von einander Stunden weit entfernt ſind, ſteril liegen. Die Wieſen, die nicht gehörig entwäſſert und befriedigt werden, verfallen zu Moräſten und Brüchern, und taugen nicht einmal zur Weide, weil das Vieh darauf verſinkt. Zwar haben die Städte ſogenannte Feldkaſſen, die eigentlich die Verbeſſerung der Weide und Wege, Anlage von Plantagen und Ziehung von Gräben zum Zwecke haben; aber leider werden dieſe Zwecke nicht immer berückſichtigt, ſondern das Reſiduum zu andern Communal-Abgaben verwandt. Das platte Land, in ſpecie die adlichen Güter, wurden hierin von dem Staate mehr berückſichtigt; derſelbe verlieh ihnen

Retabliſſements=Gelder und Credit=Syſteme, deren Mißbrauch ihren Zweck wiederum verfehlen ließen. Was geſchah aber für die kleinen Städte, die doch gewiß größere Beiträge für die Aufrechthaltung des Staats leiſten, als das platte Land? Wäre es daher nicht billig, daß auch dem Städter ein Creditſyſtem zu Hülfe käme, um ſeine Aecker und Wieſen zu cultiviren, um friſchen Muth zum Erwerb zu ſchöpfen, und das Anſehen der Städte — der Pietät des Staats! — zu verſchönern und ihr Gewerbe zu verbeſſern. Ich weiß, daß bei manchen Städten viele Dröſche und Brücher vorhanden ſind, die mehrere hundert Fuder Heu liefern, und den Viehſtand anſehnlich verbeſſern; wo ein erſprieslicher Ertrag an Feldfrüchten wuchern, Obſt= und Hopfengärten=Plantagen und Baumſchulen etablirt werden könnten, die, auf Communalplätzen angelegt, oft den Communalbedarf abwerfen würden, wodurch dem Kleinſtädter neue Erwerbsquellen erwüchſen, und er bei der Evidenz der Verbeſſerung ſeiner Umſtände auch gern und mit Eifer auf jeden Zweig der Agricultur ſich legen würde, um nicht in ſo vielen Stücken vom platten Lande abzuhängen, da die Stadt, ſo gut wie der Staat, das Princip der vermehrten Ausfuhr und der verminderten Einfuhr, oder der Mehr=Einnahme, behaupten kann, um die Balance zu ihrem Vortheil ausſchlagen zu laſſen.

Der Menſch iſt zu allem Guten fähig, er muß nur dazu angehalten werden; hat er keinen Reiz zum Betriebe, fehlt ihm der Muth zum Erwerbe, ſo verſinkt er in eine gewiſſe Art von Indolenz, die ihn ſeine Zeit im Müßiggange und beim Trunk vertrödeln läßt. Oft fehlt es ihm auch an Kenntniß, ſeine Kräfte gehörig zu benutzen; er bedarf nur der Anleitung. Daher wäre es wohl zu wünſchen, daß die Bürgerſchulen praktiſcher eingerichtet würden, wo ſtatt mit dogmatiſchem Gedächtniß=Wuſt und todten Sprachen das Kind mit den Elementen der Natur und Kunſt

vertraut gemacht, es im Selbſtdenken geübt würde; es in der Thon- und Formenlehre, im Zeichnen und Plaſtik und Mechanik Fortſchritte machte, und ſo für das bürgerliche Leben in jedem Fache gefähigt und vorbereitet würde, um — wenn auch nur in den kleinſtädtiſchen Profeſſionen — mit der Zeit fortzuſchreiten, und durch Ruf ſich auswärtige Beſtellungen und Kundſchaft zu verſchaffen. Die adminiſtrativen Behörden müſſen aber durch Conzeſſionen ſich bemühen, geſchickte Meiſter in allen Zünften zur Anſiedelung zu vermögen, um Knaben für ein veredelteres Gewerbe zuzubilden. Schon regt ſich auch bei uns der Fabrikgeiſt. Die Tuchmacher liefern hin und wieder mittel, ſelbſt feine Tücher; aber es fehlt ihnen zum Verlage und zum Anſchaffen zweckdienlicher Geräthe an Fonds, um feinere Produkte u. viel zu fabriciren. Früher exiſtirten Wollkaſſen, um dürftigen Profeſſioniſten Vorſchub zu leiſten. Ob noch an andern kleinen Orten welche exiſtiren, iſt mir unbekannt. Selbſt die Frauenwelt giebt ſich häufig auch auf dem Lande mit Geſpinnſt und Weberei ab, ſowohl in Wolle als Leinen; ſie verfertigen Halbtücher, Drilliche, feine Leinwande und mancherlei Buntes; nur fehlt es ihnen an frequenten Muſtern, um ihren Erzeugniſſen einen bedeutenderen Abſatz zu verſchaffen. Auch ihnen könnten die adminiſtrativen Behörden mit Fingerzeigen und Anleitung an die Hand gehen, ihnen Aufmunterungen zufließen laſſen, ihnen Fonds überweiſen, und Kanäle des beſſern Abſatzes eröffnen. — Hin und wieder tauchen Genies in allerlei Maſchinen-, Inſtrumenten-, Wagen-Fabrikaten ꝛc. auf; ſolche müſſen eben ſo aufgemuntert werden ihre Kunſt zu verbreiten, und ſich an Ort und Stelle zu fixiren. So würde auch bei uns der Geiſt der Induſtrie erwachen, und wir uns bemühen, wie andre blühende Provinzen, ſelbſt mit dem Auslande zu wetteifern.

Oſtpreußen hat vor allen andern Provinzen noch einen großen Vorrath an Holz, es wird damit ein

bedeutender Handel ins Ausland getrieben; aber dies Material, das ſo vielen Fabriken die Hände bietet, wird zu dieſer Verſilberung noch wenig benutzt. Selbſt die exiſtirenden Glashütten liefern noch ſchlechte Waare. Was könnten Schreiner, Drechsler, Wagner ꝛc. nicht für vorzügliche Fabrikate liefern, wenn ſie im Verlage wären, beſſere Werkzeuge hätten und mit der Zeit fortgingen. Aber den Pfuſchern müßte auch mehr das Handwerk gelegt werden; die reſp. Concurrenz iſt der Schorf, der ſie nährt.

In den kleinen Städten herrſchte früher eine bedeutende Fabrikatur von Getränken, die ſonſt den Haupt-Nahrungszweig der Städte ausmachte. Die Concurrenz des platten Landes hat ſie aus dieſem Gewerbe verdrängt, und es exiſtirt nur noch hin und wieder etwas Brauerei. Aber auch dieſe geräth nach Aufhebung aller Privilegien allmälig in Verfall, weil ſie nicht mit gehöriger Sachkenntniß, mit zweckmäßigen Anlagen, und wahrer chemiſchen Procedur betrieben wird, und die adminiſtrativen Behörden (deren Beruf es doch iſt, den Gemeingeiſt zu beleben, alle Quellen des Erwerbes zu eröffnen, und alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, ihnen Vorfluth zu verſchaffen) ſind oft nur, wie gute Röhrenmeiſter, mit den Prob-werken beſchäftigt. Die adminiſtrativen Behörden müſſen demnach, da ſie eigentlich dazu berufen ſind, den allgemeinen Wohlſtand zu leiten und zu fördern, ſich um bewährte Meiſter bemühen, die ſtädtſchen Getränke ſo zu beſchaffen, daß ihr Debit weit und breit vermehrt würde, nicht aber dem Privat-Intereſſe ſelbſtſüchtig hierin die Hände bieten; ſie müſſen ſich überhaupt im Gefühl ihrer Pflicht und des Werths ihres Berufs bemühen, ſich um die vorzüglichſten Erwerbsquellen in allen andern Stücken zu bekümmern, um ſolche zur Stelle anzuſiedeln und zu verpflanzen, und ſo ſich den Orden des innern Verdienſtes zu verdienen.

Was früher das vom Mutterherzen des Staats etwas entfernte Oſtpreußen belebte, waren die vielen

Gar-

Garniſonen; jetzt iſt der Großtheil der Truppen nach den weſtlichen Provinzen gezogen, weil die Conjuncturen es ſo mit ſich gebracht haben. Wo ſolche noch vorhanden ſind, herrſcht noch einiger Verkehr und Circulation; Miethen und das Conſumtions-Gewerbe gewähren Vortheile; auch kommen noch die übrigen Bureau's der Adminiſtration und der Juſtiz den kleinen Städten zu Hülfe, ohne die, bei der ſonſtigen Sterilidität der Gewerbe, ſie ſämmtlich in Verfall gerathen würden. Wohl demnach den kleinen Städten, die den Vortheil der Garniſon genießen; ſie ſind im Stande von dem Servis die Staats- und Communal-Abgaben zu entrichten, und die Zinſen etwaniger Kriegsſchulden aufzutreiben; dagegen gerathen andre, die von Garniſonen entblößt ſind, wenn ſie nicht andre bedeutende Gewerbequellen haben, nach und nach in Schulden und Verfall, und ihre Häuſer und Gründe erliegen einer verſchleudernden Subhaſtation. Früher erkannte man nicht die Wohlthat der Garniſon, aber nachgerade ſind manche durch eine traurige Erfahrung zu dieſer Ueberzeugung gelangt.

Schließlich komme ich noch einmal auf die Anlage von Plantagen, Baumſchulen, Obſtgärten, Hopfengärten, wozu ſo manche vacante Plätze die Hände bieten, wie auch auf die Production andrer reichhaltiger ſegenbringender Naturerzeugniſſe, als der Oelpflanzen, der Medicinalkräuter, imgleichen der Bienenzucht, zurück. Erſtere, wenn auch nur von Pappeln, Linden, Akazien, Eber-Eſchen, Leinbäumen u. ſ. w., würden Veranlaſſung geben, die Landſtraßen und die Environs der Städte mit Alleen und Parks zu verſchönern, und den Städten ein freundlicheres, einladendes Anſehen zu geben, da ſonſt dieſe Umgebungen einen traurigen, nackten und öden Anblick gewähren, die nicht einmal die coronirenden Sanddünen verdecken, die faſt die Städte verſchütten, zu deren Kultur ſelbſt dem Betriebe die Aufmunterung fehlt, wohl gar verweigert wird. Eine große Baumſchule allein wäre hinreichend, die

Communalkaſſe zu bereichern, um nicht den betriebſamen Bürger mit Abgaben zu beläſtigen und zu entmuthigen; aber hiezu gehört ein wohlthätiger humaner Gemeinſinn! Wie viel gewönne die kleine Stadt, wenn ſie den Bedarf an Hopfen zu ihrer Bierfabrikation ſelbſt erbaute, und ſo bedeutende Ausgaben erſparte! Verlohnt ſich der Anbau von gewöhnlichen Feldfrüchten nicht, wo der Betrieb der ſtädtſchen Wirthſchaft ungleich koſtſpieliger als der des platten Landes, jeden Erwerb des Landbaus überwiegt, ſo lege man ſich doch auf Tabacks-, Färbe- und Oelpflanzerei, deren Betrieb die Induſtrie reizt und höher belohnt! — und — was iſt die Bienenzucht für ein einträgliches Gewerbe, beſonders wo Wieſen und Wälder ihr entgegenkommen, und im Grunde mit wenigen Unkoſten zu betreiben iſt. Und wenn denn auch wirklich der Oſtpreuße dem Einfluſſe eines ſtiefmütterlichen Klimas unterliegt, ſo haben wir doch Beiſpiele, daß auch bei uns Wein und Obſt gedeiht, daß mancher Bienenzüchter herrlichen Gewinn von ſeinem Fleiße zieht, daß auch hier Hopfen, Farben- und Oelkräuter gedeihen und beſondern Segen verleihen. Vielleicht ließe ſich auch mit Communal-Schäfereien etwas machen; aber es müßte mit dem ſtädtſchen Feldbau eine ganz zweckmäßigere Verwaltung einſchreiten und obwalten!

Für Oſterode würde eine reichhaltigere Ausſicht erblühen, wenn das Project, den Drevenzſee mit dem Drauſen durch einen Durchſtich nach dem Tarden in Verbindung zu ſetzen, verwirklicht würde. Der Staat gewönne ungemein dadurch, wenn er das hieſige Salz-Depot mit Salz durch den Waſſer-Transport fourniren könnte; der Handel, wenn Maſten und Spieren, Bau- und Brennholz und Naturprodukte aller Art directe nach den Seeſtädten zu Waſſer verfahren werden könnten; die jetzt auf den mäandriſchen Verſchlingungen der Drevenz Wochen lang zubringen und den Erwerb größtentheils verzehren, wohl durch Verſpätung oft gänzlich erſchöpfen, ehe ſie die Stapel-

plätze erreichen. Wie gerne würde hiezu Elbing die Hand in Aktien bieten; aber auch Oſterode würde dadurch ungemein gewinnen. Es würde ſelbſt eine Art von Stapelplatz werden; es könnte ſeine Natur-Produkte und Gewerbs-Erzeugniſſe bequemer und billiger abſetzen; der Verkehr gewönne ein regeres Leben, und die Ausſicht auf Abſatz würde die Trägheit in Thätigkeit verwandeln. Der größere Gewinn aber wäre der, daß durch den Fall des Drevenzſees die ſtädtſchen Ländereien und Wieſen trocken gelegt würden, da jetzt die Wieſen der Verſaurung erliegen, und oft ihr Ertrag an Nachheu gar nicht gewonnen werden kann, worauf der Werth der Grundſtücke beruht, und wovon die Größe des Viehbeſtandes abhängt, der die Baſis der Ertragbarkeit iſt.

Käme es noch hinzu, daß — wie es im Werke geweſen — eine höhere Bildungsanſtalt hier errichtet würde, wozu die centrale und romantiſche Lage, die Kultur der Bewohner und ein freundliches und geräumiges Unterkommen ein Vieles beitrüge, ſolche Idee zu begünſtigen: ſo würde Oſterode unter den kleinen Städten des Oberlandes bald eine bedeutende Rolle ſpielen, wozu die ökonomiſche Sorgfalt der Behörden vieles beitragen könnte, da — bei einer wahrſcheinlichen Parcellirung der Vorwerke — das vacante große Schloßgebäude ſich füglich zu einer ſolchen Anſtalt qualificiren würde, deren Vibrationen ſich auf 10 bis 12 Meilen in die Runde erſtrecken möchten.

E — r.

Nachricht von heidniſchen Gräbern auf der Kuriſchen Nehrung.

Seit wenigen Jahren ſind in der Nachbarſchaft von Nidden auf der Kuriſchen Nehrung drei heidniſche Begräbnißplätze beim Fortwehen des Sandes zu Tage gekommen. Sie liegen ſämmtlich ſüdlich von Nidden auf der Seeſeite der Sandberge, und zwar an deren Fuß, in geringer Erhöhung über der langen magern Wieſe, welche zwiſchen den Bergen und der See, eine bedeutende Strecke ſich fortzieht, und die vom höchſten Stande der See nicht, oder doch nur an wenigen Stellen erreicht wird. — Auf zufällig erhaltene Nachricht beſuchte der Unterzeichnete am Sonntage, den 9. September d. J. dieſe Gräber, und fand ihren Zuſtand wie folgt.

Der erſte dieſer Begräbnißplätze iſt eine Viertelmeile von Nidden entfernt, er iſt der bedeutendſte, 250 Schritte lang und zum Theil an 100 Schritte breit. In ſeiner ganzen Ausdehnung iſt er ziemlich dicht mit zerſtreuten Scherben bedeckt. Dieſe Scherben beſtehn aus einem grauen Thon, bald ins Schwarze bald ins Gelbe übergehend, mit großen Grandkörnern durchſprengt, und tragen wenigſtens zum Theil Spuren des Feuers. Sie ſind von roher Arbeit, mit rohen Verzierungen verſehn, beide auf ein hohes Alter deutend, und man erkennt Fragmente von Urnen an ihnen. Mehrere Urnen befinden ſich noch in der Erde, und obgleich man bei vorſichtigem Ausſcharren, ſo wie auch an den Bruſtſtücken, ihre Form mit Beſtimmtheit beurtheilen, auch den Inhalt erkennen kann, ſo bringt man ſie trotz aller Mühe nicht ganz heraus, weil ſie zu mürbe ſind. Die obenliegenden Scherben ſind die Reſte derjenigen Aſchentöpfe, welche durch die Winde ganz herausgeweht und dann von ſelbſt zerfallen ſind. Sie erhärten, wie es ſcheint, an der Luft, und

es wäre daher möglich daß man bei längerer, auf den Verſuch zu verwendender Zeit, ganze Töpfe herausbrächte.

Die Form der mehreſten iſt breit, nicht hoch, der Körper gebaucht, oben mit etwas eingezogenem Halſe, und verhältnißmäßig ſchmalem Boden, wodurch das Ganze der ſogenannten antiken Form ähnlich wird. Einige haben höhere ſteile Hälſe mit breiten Verzierungen; andere ſind ſchmal und hoch, krugförmig, doch in Geſtalt mit den erſtbeſchriebenen verwandt. Einige haben kleine ringförmige Henkel, in die man mit dem Finger eingreifen kann; andere, kurze volle etwas hervortretende, die beim Aufheben des Topfes, dem Zeigefinger zur Unterſtützung dienen, während man ſie mit dem Daumen von oben bedrückt. Man ſieht dergleichen an antiken Vaſen. Noch andere haben an jeder Seite zwei kleine durchbohrte Löcher, durch die eine Schnur oder Drath gezogen geweſen ſein mag. So roh die Gefäße gearbeitet ſind, erkennt man doch die Töpferſcheibe daran. Die Zierrathen ſind zum Theil auf etwas hervortretenden Rändern mit dem Finger eingekniffen; zum Theil ſind ſie mit zweidräthig gewundenem Drath oder Schnur eingedrückt. Mehrere Stücke von Deckeln liegen dort herum; ſie ſind flach mit einem niedern übergreifenden Rande. Noch finden ſich einige Scherben von ſonderbarer Geſtalt, die nicht auf der Scheibe gedrechſelt ſind. Sie ſehn aus, als ob jemand mit der Ferſe in den Thon getreten, und durch Wegſtreichen einen Rand um dieſelbe gebildet hätte. Sie gleichen vollkommen in Form und Größe dem hintern oder Hackentheile eines Holzſchuhs oder einer ſogenannten Klumpe, wie ſie das Landvolk trägt. Es iſt dem Erzähler nicht gelungen, von dieſer Gattung ſo viele paſſende Stücke zuſammenzubringen, als nöthig, um über die Geſtalt des Ganzen ein Urtheil zu geben. *) Die Größe der

*) Herr Beerbohm hat ſowohl von den Ueberreſten dieſer Gefäße, als auch von den Urnen und den Streit-

Aſchenkrüge iſt ſehr verſchieden. Einige zeigen einen Durchmeſſer von 21 bis 24 andere nur von 6 bis 8 Zoll.

Die Urnen ſtehen unter kleinen Erderhöhungen, die mit abgerundeten Kieſelſteinen von unbedeutender Größe im Kreiſe umlegt, auch damit bedeckt ſind. Außerdem liegen daſelbſt viele kantige größere Steine. Dieſe letztern können mithin nicht von der See genommen ſein, da dieſe nur abgerundete auswirft. Einige Stücke von röthlichem Granit fanden ſich, ſo mürbe, daß es ſcheint, ſie wären in ſtarkem Feuer geweſen. Der Inhalt der Urnen iſt Aſche von grauer Farbe, zum Theil kohlenartig ins Schwarze übergehend, etwas compact zuſammengebacken, und mit Knochenfragmenten durchmiſcht. Eine große Urne, die noch ihre urſprüngliche Lage in der Erde hatte, von deren thönerner Hülle man jedoch nur einzelne mürbe Scherben ſammeln konnte, war unten mit der beſchriebenen Todtenaſche, oben aber, wie es ſchien, mit unverbrannten Lebensmitteln gefüllt; denn es waren in der Maſſe einige feine Knochen, wie von Vögeln, auch Fiſchgräten, und ganz deutlich, noch ziemlich wohlerhaltene Fiſchſchuppen zu erkennen. Auch waren in den Urnen mehrere kleine Stücke Bernſtein, deren Aeußeres eine ſtark verwitterte gelbe Kruſte bildete. Einige davon zeigten unverkennbare Spuren der Bearbeitung; ſo war deren eines von einer Seite durchbohrt, ein anderes zylindriſch geſchnitten.

Es iſt bemerkenswerth, daß ſich viele ſteinerne zugeſchliffene Streitäxte dort finden. Die mehreſten ſind nicht groß, 3 bis 5 Zoll lang, auch nicht durchlocht, ſondern müſſen in Keulen, die zu dem Ende geſpalten, oder mit Löchern verſehn, eingezwängt geweſen ſein. Von zweien großen, die etwa 7 Zoll lang geweſen ſein müſſen, wurden Fragmente gefunden.

Der zweite Begräbnißplatz iſt beinahe $\frac{3}{4}$ und der

äxten mehrere zur Sammlung der Preußiſchen Alterthümer auf dem hieſigen Königl. Geheimen Archiv eingeſchickt.

dritte eine Meile von Nidden. Der zweite liegt am höchſten, etwas weiter von der See, iſt ſehr klein, und wahrſcheinlich nur zum Theil ausgeweht. Der dritte iſt ziemlich bedeutend, doch nicht ſo groß als der erſte. Die Beſchaffenheit iſt bei allen dieſelbe.

Der Unterzeichnete wagt einige Vermuthungen, deren Beurtheilung er gründlicheren Forſchern anheimſtellt.

1. Die Kuriſche Nehrung muß ſchon in den älteſten Zeiten ſtark bevölkert geweſen ſein. Der zuerſt beſchriebene Todtenplatz allein, würde ſchon für eine ſehr beträchtliche Einwohnerzahl, vielleicht ein Jahrhundert zum Beiſetzen der Todten ausreichen, beſonders wenn man erwägt, wie wenigen Raum eine Urne einnimmt. Daß dieſes etwa eine heilige Stätte geweſen wäre, wohin man aus entfernten Ortſchaften die Todten hingebracht, iſt nicht anzunehmen, weil dergleichen Begräbnißplätze auf einer Strecke von circa $\frac{3}{4}$ Meilen drei ſind. Es iſt vielmehr zu vermuthen, daß jeder Kirchhof einem beſondern Dorfe angehört habe. War dieſes der Fall, ſo iſt das in Rede ſtehende Land ſchon deshalb dicht bewohnt geweſen. Selbſt mit Einſchluß der eingegangenen Ortſchaften, deren Lage und Namen nach bekannt geblieben iſt, waren die Dörfer 2 bis gegen 3, wenige eine Meile von einander entfernt, wogegen damals in jenen älteſten Zeiten auf $\frac{3}{4}$ Meilen deren drei geweſen ſein müſſen.

2. Wenn die Nehrung zu jener Zeit ihre jetzige Form gehabt hat, ſo müſſen dieſe Gräber, nicht wie jetzt an der See- ſondern an der Haffſeite gelegen haben; jedenfalls ſind die Sandberge, wenn ſie damals ſchon exiſtirten, zwiſchen den Gräbern und der See geweſen. Denn da der Sandberg, wie die Erfahrung lehrt und das Hervortreten dieſer Gräber beſtätigt, vor den herrſchenden Winden, von Weſten nach Oſten überrollt, ſo müſſen dieſe niedrig liegenden Todtenplätze früher auf ſeiner Oſtſeite geweſen ſein. Wenn man durch 50- oder 100jährige Beobachtungen den Grad

des Fortrückens der Berge kennen möchte, ſo ließe ſich ungefähr berechnen, welches Alter wenigſtens die Gräber haben müßten. Iſt dieſe Annahme und Folgerung überhaupt richtig, ſo dürfte ihr Alter in ſehr entfernte Zeiten zu ſetzen ſein; daß aber die Ortſchaften und ihre wahrſcheinlich nahen Ruheſtätten nach der Haffſeite zu gelegen haben, iſt auch deshalb zu vermuthen, weil die Lage am Haffe, des vortheilhaftern Fiſchfanges und der Communikation mit dem feſten Lande wegen, bequemer, und weil ſie geſchützter und bei weitem nicht ſo rauh als an der See iſt. Die jetzigen Nehrungsdörfer liegen deshalb ſämmtlich am Haffe, und haben da gelegen, ſo weit die Nachrichten reichen.

3. Die damalige Naturbeſchaffenheit der Nehrung muß anders als ihre jetzige, und mag vielleicht der des gegenüberliegenden Landes an der Oſtſeite des Haffes ähnlich geweſen ſein. Hiefür ſprechen die vielen kantigen Feldſteine, die bei den Gräbern liegen, dergleichen man jetzt auf der Nehrung, außer bei Roſſitten, nicht findet. Es giebt nur gerundete Seeſteine. Sollten ſich die Bewohner jene fremde Gattung Steine zu dieſem Zwecke von dem jenſeitigen Lande geholt, und ſich nicht lieber mit dem näher zu habenden runden Gerölle von der See beholfen haben?

4. Sind dieſe kantigen Steine aus der Nachbarſchaft der Stellen genommen, wo ſie jetzt liegen, ſo wird es ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Theil der Nehrung einſt, aber wohl in noch viel früherer Zeit, mit dem jenſeitigen Lande zuſammen gehangen. Jedenfalls ſcheint es alsdann gewiß, daß ſie nicht durch einen bloßen Sand-Auswurf der See entſtanden; weil die See dieſe Form von Steinen nicht leidet. Die Windenburger Ecke liegt ſchräge über, nur zwei Meilen entfernt, in einer Richtung, die auf Nidden, mehr noch auf Pilkoppen hinzeigt. Sie hat viel weiter ins Haff hineingereicht; wie weit, läßt ſich gar nicht begrenzen, da die Wellen mit jedem Jahre mehr davon abreißen. Auch iſt eine Meile von

Windenburg in der angegebenen Richtung eine Stelle im Haffe, von den Fiſchern Akmenys (die Steine) auch Miestas (die Stadt) genannt, woſelbſt im Boden eine Maſſe Steine, denen bei Windenburg ähnlich, liegen.

5. Die frühern Bewohner der Nehrung haben vermuthlich Acker und fruchtbares Land, und ſolches vielleicht in reichlichem Maaße gehabt. Hierauf deuten die bei 1. begründeten Spuren einer ſtärkern Bevölkerung hin, da ſo viele Menſchen vom bloßen Fiſchfange nicht gelebt haben werden; weil ſelbſt bei ergiebigem Fange, Fiſcher, um zu beſtehn, auch hinreichende Gelegenheit haben müſſen, den Ertrag gegen Brod und andere Bedürfniſſe zu vertauſchen, und Städte, wenn es damals welche gab, wohl nicht ſo volkreich ſein konnten als jetzt, um ihnen den Abſatz zu ſichern. Auch ſprechen dafür die bei 3. dargelegten Vermuthungen für eine, ehemals andere Beſchaffenheit des Bodens. Endlich bietet Roſſitten noch den letzten Proberest, daß die Nehrung nicht von jeher ein bloßes Sandmeer geweſen. So gut wie Roſſitten jetzt noch ſchönes Ackerland beſitzt, das vielleicht in weniger als hundert Jahren ohne Spur verſchwunden ſein wird, mag eben ſolch fruchtbares Land auch bei Nidden geweſen ſein, das einſt lebenden Weſen, jetzt nur todten Muthmaßungen Nahrung giebt; deſſen Grab, Wellen und Flugſand, und deſſen Denkmal die Vergeſſenheit iſt!

Feilenhof bei Windenburg, im September 1832.

Wilhelm Beerbohm.

Erinnerungen an ehrenwerthe verſtorbene Preußen.

II. Johann Nathanael Auguſt Mützel.

Es iſt kein gewöhnlicher Fall, daß die dankbare Anerkennung der Verdienſte eines wirklich im Leben geachteten und geliebten Mannes, ſogar bis über das Grab fortbeſteht, und ſich durch die That äußert; am wenigſten aber dann, wenn es gilt das bezweckte und erwirkte Gute eines Vorgeſetzten, und am allerwenigſten das eines Lehrers, noch ſeinen Nachkommen zu verkündigen, und ihnen es kund zu thun, wie man zu ſchätzen wußte, was der nun Entſchlafene bei ſeinem Leben leiſtete. Um ſo nöthiger halte ich es zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und zwar in einem Blatte, das hauptſächlich Preußen angehört, wie ein Verein der hieſigen Lehrer den Mann noch nach ſeinem Tode ehrte, der nicht nur als Vorgeſetzter, ſondern als väterlich geſinnter Freund, bei jeder Gelegenheit, ſich ihre Liebe erworben hatte. — Es iſt die Rede von einem ſehr braven Manne, der von Jedermann geachtet, und von denjenigen, die ihm näher ſtanden, auch wahrhaft geliebt wurde; nämlich von dem ehemaligen erſten Prediger an der hieſigen Hauptkirche zu St. Marien, Senior des Elbinger Miniſteriums, Königl. Superintendenten und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe, Herrn Johann Nathanael Auguſt Mützel.

Ich bekenne mich hiemit als Verfaſſerin des Aufſatzes, welchen die Zimmermannſche Kirchenzeitung aus dem Geſellſchafter entlehnt hat; wenn ich hier alſo meine eigene Worte wiederhole, ſo habe ich nicht das Eigenthum eines Andern angetaſtet, und ſchütze mich ſelbſt durch dieſe Erklärung vor jedem Vorwurfe, den man ſonſt mir zu machen allenfalls berechtigt wäre.

Der von mir Genannte ſtammt aus einer alten Pommerſchen Familie und wurde am 17. November 1765 zu Neu-Stettin geboren. Frühzeitig durch den Tod ſeines Vaters, eines evangeliſchen Predigers, verwaiſt, traf ihn das harte Schickſal, in der erſten einflußreichen Zeit jugendlicher Entfaltung der liebevollen älterlichen Fürſorge zu entbehren. Er wurde alſo von ſeinem zwölften Jahre an in dem Waiſenhauſe zu Halle erzogen, und genoß einen gründlichen Unterricht in der lateiniſchen Schule jener Anſtalt. Seine Univerſitätsſtudien wurden ebenfalls zu Halle von 1783 bis 1786 in ächt evangeliſchem Geiſte von Semler, Nöſſelt, Knapp, Niemeier ꝛc. geleitet. 1786 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, um dort die Stelle eines Hülfspredigers zu bekleiden; zugleich wurde er Conrector am Gymnaſium zu Neu-Stettin, in welchem Verhältniſſe er eine erwünſchte Gelegenheit fand, ſeine beſten Kräfte einer umfaſſenden, zweckmäßigen Bildung der Jugend widmen zu können. Nach 9 Jahren, in welcher Zeit er das doppelte Amt verwaltete, erhielt er 1796 einen Ruf zu der zweiten Predigerſtelle bei der Stadtkirche zu Konitz, dem er folgte. 1811 ward er auf höhere Veranlaſſung vom hieſigen Magiſtrate an die Marienkirche als dritter Prediger berufen. 1821 erhielt er nach dem Tode des Superintendenten Weber die zweite, und 1829 endlich die erſte Predigerſtelle an der genannten Kirche. Schon im Jahre 1814 ward ihm von der Königl. Regierung die Inſpection der Elbingſchen Stadt- und Landſchulen übertragen, und 1816 fügte dieſelbe die Superintendentur der Elbingſchen Diöceſe hinzu. In dieſer Stellung arbeitete er aus Neigung und Pflichtgefühl, und ſeine Anſtrengungen wurden belohnt durch das Gedeihen der guten Sache. 1823 hatte er das Unglück, in Folge ſeiner mühevollen, raſtloſen Anſtrengungen, nach vielen vorangegangenen Leiden, ſein rechtes Auge zu verlieren; er übergab daher ſein bis dahin ſehr thätig geführtes

Inſpectionsgeſchäft rüſtigern Händen, und durfte ſich endlich, ſeiner zunehmenden Kränklichkeit halber, ſogar nicht mehr der mittelbaren Aufſicht über die Schulen, noch den Geſchäften der Superintendentur unterziehen, um dem Anſpruche ſeines Arztes zu willfahren. Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten — von welchen ſich mehrere in ſeinem Nachlaſſe fanden — ſind, ſeinem Grundſatze gemäß, nur einige homiletiſche Sachen gedruckt, z. B. eine Reformationspredigt in dem Gedächtnißwerke von Pudor. Der Verewigte lebte in muſterhaft ehelichen Verhältniſſen ſehr glücklich, hinterließ eine tief durch ihren Verluſt gebeugte Wittwe und einen einzigen Sohn, der die ſchönſten Hoffnungen giebt, daß er ſeinem braven Vater und der durch ihn genoſſenen Erziehung Ehre machen wird. Der junge Mann hat ebenfalls zu Halle ſtudirt u. widmet ſich dem Lehrfache.

Das Vorſtehende wäre alſo das, was über das Leben des Verſtorbenen, und über ſeine öffentliche Wirkſamkeit, nur hier mir zu ſagen vergönnt ſein kann; aber ich kann nicht umhin noch einige Worte zum Lobe des Redlichen, dieſem Nekrolog beizufügen, weil ich dadurch den Entſchlafenen am richtigſten und ſicherſten zu charakteriſiren denke.

Hauptſächlich war es eine wahre Beſcheidenheit — nicht jene erkünſtelte, der man ſo oft begegnet, die gerade den höchſten Grad von Egoismus und Hochmuth unter ihrer Decke verbirgt — womit dieſer Mann ſeinen reichen Schatz von Wiſſen weit lieber verheimlichte, als damit prunkte: Dann, daß er da nicht forderte, wo er allenfalls dazu berechtigt war, ſondern durch ſeine Art zu handeln, durch ſeine ſtrenge Rechtlichkeit, durch die Weiſe, wie er ſeine reellen Verdienſte, namentlich um das Lehrfach, kaum ahnen ließ, und Niemanden ſein Uebergewicht des Verſtandes aufdrang, die Herzen derjenigen, welche er im Lehramte anführte, und in dem Vereine, den er unter ihnen ſtiftete, ſo für ſeine Wünſche durch ihnen erzeigte Liebe zu gewinnen

wußte, daß ſie ihnen begegneten, noch bevor er ſie ausſprach.

Mit ſchon gebleichtem Haare — nicht etwa bloß durch die Zeit gebleicht — bewahrte er noch ein rein kindliches Gemüth im Buſen, das ihm zu allem Guten der Antrieb wurde. Er fand daher in dieſem von ihm geſtifteten Vereine der Lehrer ſo viele Liebe, daß eine ihm von einem Mitgliede deſſelben zugefügte Kränkung von all den Uebrigen als eine Selbſtanklage betrachtet worden wäre, die nicht nur eine ſtrenge Rüge verdient, ſondern ſicher auch erhalten hätte.

Dem Herzen des Bezeichneten vorzugsweiſe be-freundet und von ihm geliebt — wie er es oft gegen die Seinigen geäußert hat — war derjenige Lehrer, welcher dem Vereine den Vorſchlag machte, das An-denken ihres väterlichen Vorgeſetzten durch ein Monu-ment zu ehren, das verkündigen ſollte, wie ſehr ſie den Verſtorbenen geliebt hatten. Er fand bei Allen freund-liche Bereitwilligkeit ſeinen Vorſchlag zu unterſtützen, und keine Confeſſion ſchloß ſich davon aus. Sie ehr-ten dadurch gewiſſermaßen ſich ſelbſt; denn ſie lieferten den Beweis, daß ſie im Stande waren die ſeltenen Eigenſchaften ihres Vorgeſetzten und väterlich gegen ſie geſinnten Freundes zu würdigen.

Der lobenswerthe Plan wurde durchgeführt; das Monument — ganz von Gußeiſen — iſt aus Berlin angekommen, und bereits an dem Todestage des Ge-nannten, am Kopfende ſeines Grabes, welches die Liebe ſeiner Hinterbliebenen reich mit Blumen geziert hat, aufgeſetzt worden. Es iſt viereckig, beinahe in der Form eines kleinen Altars, und darauf befindet ſich eine Opferſchaale. Auf der äußeren Seite ſtehen die Worte:

Hier ruhet
Johann Nathanael Auguſt Mützel, Königlicher Super-intendent, erſter Prediger zu St. Marien hieſelbſt, und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe. Geboren zu Neu-Stettin den 17. November 1765, geſtorben zu Elbing den 30. Auguſt 1831.

Auf der hinteren Seite ſteht;

Wohl Dir! ruh' in Frieden;
Deinen Lauf hienieden
Haſt im Segen Du vollbracht.

Aus Achtung und Liebe ſeinem entſchlafenen Wohlthäter gewidmet von dem Lehrer-Vereine zu Elbing.

Auf der dritten Seite befindet ſich ein Genius mit erlöſchender Fackel, und auf der vierten Seite ein Mohnkranz. Das Monument iſt mit Gold verziert, und das Ganze eben ſo geſchmackvoll als koſtbar, jedoch keinesweges prunkend.

Dem Entſchlafenen iſt hier im Schooße der kühlen Erde wohl, und Gott möge den Schmerz derer, die ihn beweinen, in ſanfte Wehmuth verwandeln.

Elbing, den 18. Dezember 1832.

E. Satori. (Johanna Neumann.)

Das Amtsjubiläum des Herrn Pfarrer A. Becker zu Falkenau.

Der 28ſte October 1832 war für die Gemeine Falkenau, und demnächſt für die Geiſtlichen der Friedländiſchen Inſpektion, ein höchſt bedeutungsvoller Tag. Herr Abraham Becker, Pfarrer der genannten Gemeine, und in unſerer Diöceſe ſowohl den Jahren des Lebens, als der Amtsführung nach der älteſte Geiſtliche, erlebte das ſeltene Glück, an dieſem Tage das Andenken 50jähriger, raſtloſer Wirkſamkeit im Amte, wenn auch äußerlich prunklos, ſo doch auf eine für ihn und die trauliche Umgebung innerlich erhebende Weiſe feiern zu können. Es ſei vergönnt, in der Ueberzeugung einer allgemeine-

ren Theilnahme, über dieſe Begebenheit, und den, der ſie veranlaßte, Folgendes hiemit zu veröffentlichen.

Des Königs Majeſtät, ſtets bereit, das gerechte Verdienſt in jeglichem Stande huldvoll anzuerkennen und gnädig zu lohnen, hatten auf diesfälligen Antrag der vorgeſetzten Behörden dem Jubelgreiſe ein Gnadengeſchenk von 200 Thalern und aus Höchſteigner Bewegung den rothen Adlerorden 4ter Kl. zu verleihen geruhet, und die Königl. Höchſtverordnete Regierung zu Königsberg zur angemeſſenen Mittheilung ſolcher Huld und Gnade an Herrn Pfarrer Becker veranlaßt. Dieſe hohe Behörde hatte in gewohnter, gütiger Fürſorge für die ihres Schutzes ſich Erfreuenden, den Kreis-Superintendenten Pancritius beauftragt, eine entſprechende Feier an dem oben genannten Sonntage zu veranſtalten. Solche wurde denn auch einfach und würdig, wie es dem Sinne des Jubilars zuſagte, in nachſtehender Art ausgeführt. Am 28. October frühe begab ſich der Superintendent mit den beiden nachbarlichen Amtsbrüdern des Jubelgreiſes, den Pfarrern Hinz aus Schippenbeil und Hoffheinz aus Gallingen, in deſſen Behauſung. Sie fanden ihn umgeben von Verwandten und Mitgliedern ſeiner Gemeine, welche herzliche Theilnahme an dem wichtigen Ereigniß um ihn verſammelt hatte. Die an perſönlicher Gegenwart gehinderten Freunde hatten dieſelben Gefühle ſchriftlich recht zahlreich kund gethan. In einer kurzen Anrede ſprach der Superintendent den ihm gewordenen Königl. Auftrag aus, überreichte dem Jubilar ſodann die Inſignien des Ordens und das Glückwünſchungsſchreiben der Königl. Regierung, erwähnte des ſchon in Empfang gegebenen Gnadengeſchenkes, fügte den Ausdruck ſeiner eignen innigen Empfindungen bei, und ſchloß mit der Aufforderung an ihn und die Verſammelten, nun nach dem Hauſe Gottes zu wallen, um dort die frohen Herzensgefühle durch Aufſchauen zu dem, der ſie uns gab, zu heiligen, und Ihm unſere frommen Wünſche für die

fernern Lebenstage des Verehrten vorzutragen. Pfr. Hinz verſicherte den gefeierten Greis der Theilnahme ſeiner ſämmtlichen Amtsgenoſſen, namentlich der Synodalen, und überbrachte in deren Namen herzliche Wünſche, wie ſolche auch Pfr. Hoffheinz, der Verſchiedenheit des Alters und der nahen Amtsgenoſſenſchaft angemeſſen ausſprach. Der Jubilar erwiederte mit ſichtbarer Rührung Worte der tief gefühlten Dankbarkeit gegen des Königs Majeſtät für die ihm gewordene hohe Gnade, verſicherte, daß er die ihm kund gegebenen Aeußerungen des wohlwollenden Antheils zu würdigen verſtehe, und daß ſolche die Freude dieſes Tages ungemein erhöhen. Geziert mit dem Zeichen der Königlichen Huld, wurde nun der Greis in die von den unter ſeiner väterlichen Leitung ſtehenden Lehrern feſtlich geſchmückte Kirche geführt, wo er zuerſt kniend am Altare ein ſtilles Gebet zu Gott emporſandte, und ſodann mit den übrigen Geiſtlichen in der Nähe deſſelben ſich niederließ. Nach dem Liede „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr'" ꝛc. verlas Pfr. Hoffheinz die Liturgie, wählte ſtatt der Perikope die Stelle 1 Theſſ. 2, 3—12., und fügte zu den Worten des allgemeinen Gebetes der neuern Agende Aeußerungen ſeiner Empfindung für die Erhaltung des frommen Landesvaters, und das fernere ſegensreiche Beſtehen des ſchönen Bandes, das den Jubelgreis an ſeine Gemeine knüpft. Nach dem nächſtfolgenden Liede „Meinen Jeſum laß ich nicht, weil er ſich" ꝛc. hielt Hr. Pfr. Becker ſelbſt den Kanzelvortrag über Apoſtelgeſch. 4, 12.: „Es iſt in keinem andern Heil" ꝛc. Wenn auf der einen Seite die ungeſchwächte Kraft des Vortrags die Zuhörer erfreulich feſſelte, ſo that andrerſeits der dem Texte entſprechende Inhalt dem Gemüthe ungemein wohl durch den tröſtlichen Gedanken, wie ein langes erfahrungsreiches Leben nur dazu gedient habe, die Ueberzeugung unerſchütterlich zu befeſtigen, es ſei wahre Beſeligung nur in Jeſu zu finden. Die Predigt ſchloß mit einem Gebete,

bete, worin der Greis mit allen Zeichen inniger Bewegung den König, ſeinen Wohlthäter und den Vater des Landes, der Fürſorge des Höchſten empfahl, den Schutz Seiner Allmacht und Güte für alle ihm fern und nahe ſtehenden, chriſtlichen Brüder, beſonders für die nächſten Behörden, die Seinen und ſeine Gemeine erflehte, tief gerührt für die ihm lebenslang erwieſene göttliche Gnade dankte, und den Allvater um Seinen Segen für den Reſt ſeiner Tage anrufte. Hiernächſt trat nach dem Liede: „Komm Heil'ger Geiſt, Herre Gott" der Superintendent vor den Altar, und ſuchte nach Anleitung von 1 Tim. 3, 13: „Welche aber wohl dienen, die erwerben ihnen ſelbſt eine gute Stufe und eine große Freudigkeit im Glauben in Chriſto Jeſu" — auseinander zu ſetzen: was bei dem Blicke auf den Jubelgreis unſer und der Gemeine Inneres bewege, daß wir nämlich mit Dankbarkeit daran gedenken, daß er wohl gedient habe; daß wir uns der Ehrenſtufe erfreuen, auf welcher wir ihn heute erblicken; und daß wir endlich ſeine dadurch geſtärkte Freudigkeit im Glauben theilen. Nach den hieraus abgeleiteten Folgerungen forderte er den Jubelgreis auf, ſeine Hoffnungen und Gelübde zu bezeichnen, mit denen er der Zukunft entgegen gehe, worauf derſelbe am Altare knieend die feierliche Erklärung abgab, daß er auch fortan, ſo lange ihn der Herr hier wallen ließe, die ihm anvertraute Gemeine zu Jeſu führen und bei ihm erhalten wolle; — dazu möge ihm Gott Seines Geiſtes Beiſtand und Hilfe verleihen. Die anweſenden Geiſtlichen legten dann weihend, und zum allgütigen Vater betend, ihre Hände auf des Greiſes Haupt. Mit dem Segen und dem Liede: „Bis hieher hat mich Gott gebracht" wurde die kirchliche Feier beſchloſſen. — In der Dienſtwohnung des Herrn Pfarrers war eine faſt allein aus Verwandten beſtehende Geſellſchaft zu einem einfachen Mahle verſammelt. Als Pfarrer Hinz an unſern guten König erinnerte, an ihn, dem die

Unterthanen jedes Standes theuer ſind, der ſo gerne beglückt und erfreut, für den unſere Herzen in Ehrfurcht und Dankbarkeit wie in Liebe und Vertrauen ſchlagen: — da begegnete er einem in Allen regen Gefühle, und von allen Lippen ertönte mit Begeiſterung der Wunſch für die lange Dauer ſeines geſegneten Lebens.

So wurde denn dieſer feſtliche Tag im engen traulichen Kreiſe, wie es der Wunſch des Jubelgreiſes war, — der fern von Prunkliebe und eitlem Ehrgeiz, mit edler Genügſamkeit die äußern Liebesbeweiſe ſeiner nicht begüterten Gemeine, in freundlicher Anerkennung des guten Willens, von ſich gewieſen hatte — mit Befriedigung für eines Jeglichen Herz und Sinn, herzlich und ſinnig, und mit dem Wunſche beſchloſſen, es möge Vielen eine ſolche Lebensſtufe zu Theil werden, von welcher man auf die frühere Laufbahn ſo freudig ſelbſt blicken, und Andere an ſolchem befriedigenden Blicke Theil nehmen laſſen kann. In dieſem Sinne wollen wir denn auch ſchließlich noch auf die Hauptereigniſſe ſeines Lebens hindeuten.

Er iſt geboren zu Königsberg in Pr. den 30. März 1761, und verlebte ſeine erſte Jugendzeit — die doch bei den Meiſten zu ſo freundlichen Erinnerungen Anlaß giebt — in einer ſehr drückenden Lage. Als Pauperſchüler im Löbenicht erlitt er alles Ungemach, welches damals mit dieſem Verhältniſſe verknüpft war. Aus dem Pauperhauſe im Jahre 1779 dimittirt, bezog er die dortige Univerſität; doch gewährt auch dieſe Zeit ſeines Lebens wegen der äußerlichen Bedrängniſſe und herben Lebensſorgen gewiß kein erfreuliches Andenken. 1782 ernannte ihn der Magiſtrat zu Königsberg zum Katecheten und Prediger am Zuchthauſe. Während der treuen Verwaltung dieſes Amtes, von welcher noch heutiges Tages das in der Zuchthauskirche zu jener Zeit durch ſeine unermüdliche Sorge erbaute Orgelwerk Zeugniß ablegt, — war er zugleich Lehrer und Inſpicient zur Zeit des damaligen Directors ꝛc. Dr.

Reccard. Auch als Rector und Katechet in Biſchofſtein von 1786 bis Ende 1793 iſt er, obſchon die ſo höchſt kärgliche Beſoldung dazu äußerlich wenig ermuthigte, unverdroſſen thätig geweſen. Seit dem Anfange des Jahres 1794 verwaltet er nun ſein jetziges Amt als Pfarrer zu Falkenau. Wie er hier im Weinberge des Herrn gearbeitet, mag die Auszeichnung Sr. Majeſtät des Königs und der hohen Behörden beweiſen, davon kann auch ſeine Gemeine, mit der er nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren in Kriegs- und Friedenszeiten, bei glücklichen und widerlichen Ereigniſſen Freude und Leid in Wort und That treulich getheilt hat, gerechtes Zeugniß geben. Um ſeinem beſcheidenen Sinne nicht zu nahe zu treten, ſei hier nur ſo viel, als Beweis ſeines gewiſſenhaften Eifers, angeführt: Es ſind durch ſeine Vermittelung in der Falkenauſchen Kirche eine neue Orgel, und des Kirchſpiels beide Schulen gebaut; es iſt das Glockengeläute verbeſſert, Kanzel und Altar neu bekleidet, dem Organiſten eine jährliche Gehaltszulage erwirkt, das Schulgeld erhöht, und noch ſonſt manche gute Einrichtungen getroffen, ſo daß aus allen mit ſeinem Wirkungskreiſe in Verbindung ſtehenden Angelegenheiten auch dem nur oberflächlich Beobachtenden auf eine wohlthuende Art der Geiſt der Ordnung unverkennbar hervorleuchtet.

So mögen denn auch die dem Greiſe fern Stehenden einſtimmen in die Wünſche der Seinen, daß er zu ihrem Glücke und der Gemeine Segen noch lange lebe, und der Herr ihm nahe bleibe mit ſeiner Gnade.

An das Preußiſche Volk beim Jahres-wechſel 1833.

Eingeſandt vom Pfarrer Krieſe zu Preußiſch-Stargardt.

Rings herrſchte Nacht; es zuckten Blitzesflammen,
Beleuchtend ihrem Graun die blutge Spur
Des Völkerirrwahns; Jammerthränen ſchwammen
In jedem Aug'; des Heil'gen Tempelflur
Befleckte Gottverläugnung, ſie zuſammen
In Trümmer ſtürzend, Völkertreu und Schwur,
Geſetz und Recht, Vernunft und Gott verhöhnend
Der frechen Willkühr und dem Böſen fröhnend.

Da mußten wohl ſelbſt Muth und Kraft erbangen,
Als Sieg und Macht mit Höllenliſt im Bund'
Der Völker leichten Sinn bethörten, Schlangen
Der Selbſtſucht nährend, an dem feſten Grund
Der Thronen rüttelnd; als weithin vordrangen
Die Schaaren ſtolzen Uebermuths, dem Schlund
Des Elends ſelbſt zuſchreitend, ſich zu ſchmieden
Und Völkern Feſſeln, mordend Glück und Frieden.

Gedenkſt Du noch mein Volk, der Prüfungstage
Die Dich geläutert einſt durch tiefe Schmach,
Als Väter, Söhne, Brüder von dem Schlage
Des Schickſals ſanken, hartes Ungemach,
Ein unausſprechliches, und jede Menſchenplage,
Vom ſtarken Feind verübt, im Mordgekrach
Der Feuerſchlünd' und blut'gen Kampfesgrauſen
Dich beugend traf, gleich wüth'gen Sturmes Brauſen?

Gedenkſt Du noch der Schmach, als Deine Brüder,
Jenſeits der Deutſchen Ströme, fremdem Joch
Sich fügen mußten, alle Jubellieder
Für Preußens Ruhm verſtummten, höhnend doch
Der Corſe Deine Feſten, ſtarke Glieder
Des Vaterlandes, frevelnd Dir entzog,
Mit frechem Wortbruch, Deine Kraft zu zähmen,
Die ſchlummernde, des Nordens Macht, zu lähmen?

Gedenkſt Du Deiner Noth, als jene wilde
Durch Uebermuth entmenſchte Frankenſchaar
Die Trümmer Deiner Habe, Hochgebilde
Der Deutſchen Kunſt und was Dir Rettung war,
Des Fleißes Lohn, den Segen der Gefilde,
Getroſte Hoffnung für das künft'ge Jahr,
Dir höhniſch raubte? — Ach, ich ſah Dich weinen!
Wer fühlte nicht die Schmach und Noth der Seinen?

Was der Gedanke ſchuf, erlag im Staube,
Doch ragte groß das Herz empor und hehr;
Geſunken war ſchon Hoffnung, Muth und Glaube,
Nur Treue ſtand noch wie ein Fels im Meer;
Europa war erſehn zum Geierraube,
Nach Oſten drang der blutbefleckte Speer
Des Herrſchers jener zügelloſen Franken,
Die frech geſtürzt der Menſchheit heil'ge Schranken.

Gedenkſt Du noch, als in dem Sturmestoben
Die letzte Rettungsſtütze Dir auch ſchwand
In Rußlands Macht und ſeiner Treue Proben, —
Als mit dem Würger Dich die Noth verband?
Als dann, nach allem Leid, der Vater droben
Gerettet Dich und unſer Vaterland?
Was früh in Thränen kummervoll zerronnen,
Dann ward in Freude neu und feſt gewonnen? —

Die alte Moskwa glomm in Feuergluten,
Rutheniаs treue Völker ſtanden auf,
Begeiſtert, für das Vaterland zu bluten,
Für Gott und Kaiſer. Und der ganze Hauf'
Der wilden Feinde ſank in Orkusfluten. —
Erwacht vom Schlummer riefſt Du: dran und drauf!
Nun galt es Deinen alten Ruhm zu retten,
Zum Tod und Siege ſah man Dich ſich ketten.

Gleichwie auf eines Wunderaares Flügel
Flog hin Dein Sieg bis zu der Seine Strand;
Dein Adler wallte auf Montmartre's Hügel,
Lutetias Schickſal lag in Deiner Hand;
Der König führte mild des Sieges Zügel,
Nicht rächend, was am theuren Vaterland'
Der Weltenſtürmer Frevel rings verbrochen:
Das Schickſal hat's durch ihren Fall gerochen.

Es fällt im unbegrenzten Raum der Sterne
Der Weltgeiſt, richtend ſtreng, gerechten Spruch:
Drum trifft, wie Blitzesſtrahl aus Himmelsferne,
Den Völkern leuchtend, jede Unthat Fluch.
Ein edles Volk führt Gott, daß Kraft es lerne
Und Völkerweisheit, zu dem Schickſalsbuch.
Es iſt Dir aufgeſchlagen, Volk der Preußen,
Ein großes Leben iſt Dir drin verheißen.

Kennſt Du das Land, deß Volk im Sturmgewühle
Der böſen Zeit, in jedem Ungemach,
Mit Thatkraft, der Vollendung höchſtem Ziele,
Der reinſten Gottesliebe ſtrebte nach?
Dem ganz der Wurf gelang im großen Spiele:
Daß groß es daſtand, nach der großen Schmach?
Daß ſeine Kraft nun hemmet die Zerſtörung
Des Völkerheils, weiſ' fliehend die Bethörung:

Die heimlich ſchleicht mit gleisneriſchen Worten
Und Truggebilden der Verführung hin,
Zerbrechend wild die Schranken ſtarker Pforten,
Des Eides Heiligthums; den reinen Sinn
Der Treu und Redlichkeit, den Nachtumflorten,
Dem Lug und Trug hinopfernd zum Gewinn',
Um zügelloſe Willkühr rings zu ſchaffen,
Dem wilden Pöbel ſchärfend Mordeswaffen.

Kennſt Du das Land, deß Volk auf ſtillen Wegen
Mit Gott für König, Recht und Vaterland
Die Treue übt? mit freudigem Bewegen
Das Glück erkennt, daß ſeines Herrſchers Hand
Des Rechtes und der heilgen Ordnung Segen,
Geſetzes Kraft und Frieden ihm als Pfand
Des Vaterſinns in jeder Noth geſpendet,
So reich als weiſ', und Unglück abgewendet?

Kennſt Du den Herrſcher, Sproß von Heldenahnen,
Deß milder frommer Geiſt voll Thatenkraft
Sein treues Volk hinführt auf ebnen Bahnen,
Daß nimmer es für Gott und Recht erſchlafft?
Den ſtarken Hort der ſieggeweihten Fahnen,
Der Jugend, Kunſt und jeder Wiſſenſchaft?
Der ſich bewährte in des Unglücks Grauen,
Auf den vertrauend die Germanen ſchauen?

Digitized by Google

Kennſt Du das Volk, deß Krieger mit Erbarmen
Den Feind geſchont, der teufliſch es geſchmäht?
In Kampfesglut ihn menſchlich mild umarmen,
Wenn er beſiegt um Schutz und Schonung fleht?
Die kräftig für Geſetz und Recht erwarmen,
Wenn neue Frechheit Völkern Unheil ſä't?
Die ihrem Königsthron ſind feſte Säulen,
Auf Herrſchersruf mit Luſt in Schlachten eilen.

Das Volk biſt Du, mein Preußenvolk! im Wogen
Der Zeitenflut ſtehſt Du geläutert da,
Ein Fels im Seeſturm! liebend fortgezogen
Von höh'rer Kraft biſt der Vollendung nah!
Du haſt durch Gottesliebe Kraft geſogen
In Dein Gemüth; drum Großes auch geſchah
Durch Dich, und neues Großes wirſt vollenden,
Wirſt allen Völkern Heil und Frieden ſpenden!

Der Herrſcher iſt Dein König, deſſen Walten
Für Dich daß Größte herrlich hat vollbracht!
Denn ſeit daheim die Schlachtgeſäng' verhallten,
Hat Ihn wie Dich Sein Sorgen groß gemacht.
Durch Ihn ſahſt Deine Kräfte ſich entfalten,
Er war Dir Morgenroth in trüber Nacht!
Vertrau'n muß feſt Dein treues Herz umſchlingen,
Dann wirſt Du ſichre Wohlfahrt Dir erringen.

Und jene Krieger? Es ſind Deine Söhne,
Mit Dir geeint zu freud'ger Kampfesluſt!
Entgegen jauchzend neuem Schlachtgedröhne
Und neuem Sieg mit ſtarker Heldenbruſt,
Zu ſtrafen ernſt des Uebermuths Gehöhne,
Der alten Kraft und Ehre ſich bewußt:
Wenn ſolche Krieger für das Recht erglühen,
Da lohnet Gott durch Siegen große Mühen.

Es brauſet, ach! der flücht'ge Strom der Zeiten
Noch ſtrudelvoll Vernichtung dräuend hin;
Auf ſeiner ſturmbewegten Woge gleiten
Zerſtörungstrümmer; denn ein frecher Sinn
Hat Völker jüngſt, die des Gedeih'ns ſich freuten,
Der Unterthanentreu', der Pflegerin
Erhabner Bürgertugend, abgewendet,
Der Fremden täuſchend Wort hat ſie verblendet.

Digitized by Google

Noch immer ſtreuen Läſt'rer böſe Saaten
Der Zwietracht aus und der Empörungswuth;
Sarmaten bluteten ob Gräuelthaten;
Es floß der Belgier und Römer Blut;
Selbſt Deutſche wankten untreu, ſchlecht berathen,
Erkennend nicht der Fremden Uebermuth,
Mit dem ſie gieren nach den deutſchen Landen,
Wo ſie doch oft ſchon deutſche Schläg' empfanden.

Doch Du, mein Volk, wirſt Eid und Treue halten,
Weil Liebe Dich beſeelt und Jugendkraft;
Wirſt nie für Thron und Vaterland erkalten,
Geeint für ſie in feſter Bundesſchaft.
Dein Heldenſinn wird ſtets ſich neu entfalten;
Der Fremden Tücke zwäng' in ewge Haft;
O wehr' ſie ab von allen deutſchen Gauen,
Dann wirſt Germaniens Völkerheil Du bauen!

Halt feſt im Auge, was Du Dir errungen:
Die alte deutſche Ehre! Schütze ſie!
Daß unbefleckt ſie bleibe. Drum geſchwungen
Sei ſtets Dein Schwerdt! Mit Kraft ergläh'
Für Thronenrechte! Fremde feile Zungen
Erſtreben durch Empörung Anarchie,
Die Geißel, die verworfen und verachtet,
In Zwietracht ſelbſt, nach Völkertrennung trachtet.

O halte feſt an deutſchem ſchönen Glauben,
Wenn er, Dein Hort, zu neuer großer That
Dich führt gen hinterliſt'ger Feinde Schnauben
Nach Rach und Raub. Auf ſeinen Herrſcherpfad
Streu tauſend Blumen. Laß Dir nimmer rauben
Die Gottesliebe, ſie, die Himmelsſaat
Auf Deine Bahnen ſtreut, daß Kraft und Stärke
Erwachſen Dir und große deutſche Werke.

Dem Königsſohn', der in der hehren Reihe
Der ruhmgekrönten Ahnen leuchtet mild,
Erneuſt Du gern' die fromme heilge Weihe,
Ihm angeſtammter Größe hehrem Bild,
Zum Opfertod, zur alten Bürgertreue,
Die jedes edle Preußenherz erfüllt.
Er iſt Dir Herold künftger ſchöner Zeiten,
Mit weiſer Kraft wird liebend er Dich leiten.

Digitized by Google

Der neuen Zeiten Töne ſind erklungen:
Ein Gotteswalten tagt den Völkern ſchön:
Ein feſtes Band hat ſegnend es geſchlungen
Um Volk und Thron. Der alten Zeiten Weh'n
Entfliehn; es dringen Huldigungen
Der Wahrheit und dem Recht zu Himmelshöh'n!
Mag neuen Wetters Glut ſich ringsum thürmen:
Ein edles Volk wird Gottes Gnade ſchirmen.

Die Weisheit wird ſich mit der Treue paaren:
Die Herrſcher gehn mit Völkern Hand in Hand!
Muth, Hoffnung, Glaube ſtärkt die tapfern Schaaren,
Sie löſchend ſiegend neuen Frevels Brand.
Geſchützt durch ſochen Bund ſind unſre Laren,
Denn feſt umſchlinget er das Vaterland. —
Ein Strahlenſtern wird Preußen einſt erſcheinen,
Stets wird es ſeine Völker feſt vereinen.

Der Preußen Stolz iſt Friedrich Wilhelms Walten,
Er iſt des Ruhms, der Ehre leuchtend Pfand;
Durch Ihn wird ſich der Völker Wohl geſtalten,
Denn ſegnend ruht auf ihnen ſeine Hand.
Drum laßt uns feſt am alten Wahlſpruch hangen:
Mit Gott für König, Recht und Vaterland!
So wird der Preußen Aar mit kühnem Schwingen
Zum Sonnenlichte der Vollendung dringen!

Literariſche Chronik.

Boruſſia, eine vaterländiſche Reim-Chronik in vier Geſängen, von W. von Chappuis. Culm 1832. S. 58. 8.

Dieſe Reim-Chronik, von der ich meinen Leſern Nachricht geben will, iſt zum 600jährigen Gedächtnißfeſte der Gründung Culms, am 28. December 1832, vom Culmer Magiſtrat zum Druck befördert worden, und zwar zum Beſten der ärmſten Schulkinder, mit vorzüglicher Berückſichtigung der durch die Cholera verwaiſeten. Möge die wohlthätige Abſicht, von der das Titelblatt ſpricht, durch die rege Theilnahme ſelbſt befördert werden, welche bei der Leſung dieſer anſpruchsloſen und anſprechenden Gabe für Culm und deſſen Wohlfahrt in jedem rege werden muß! Der Ertrag iſt ja für die Aermſten beſtimmt, die niemanden mehr haben, der ſich ihrer aus natürlicher Liebespflicht annehmen wird, und hier kann es die Liebe einmal wieder beweiſen, daß ſie jede Noth lindern und jeden Schmerz wenigſtens aus den nächſten Geſichtskreis zu rücken vermag.

Die vorliegende Reim-Chronik iſt wohl geeignet, unſer ſchlimmes Vorurtheil gegen Erzeugniſſe dieſer Art zu zerſtreuen; denn das Beſſere darin erſcheint als ſo überwiegend, daß wir uns ſelbſt durch manche Einzelheiten, die einmal dieſer Gattung ankleben, nicht in unſerer günſtigen Stimmung ſtören laſſen. Freilich ſind wir im Allgemeinen den Reim-Chroniken, die einer neueren Zeit ihre Entſtehung verdanken, nicht befreundet; denn der Hauptwerth, welchen wir den älteren Erſcheinungen in dieſer Gattung zugeſtehen müſſen, daß ſie nämlich den, freilich untergeordneten, Rang hiſtoriſcher Quellen einnehmen, fällt hier völlig weg; ſie erſcheinen vielmehr als Zwitter zwiſchen Epos und trockener pragmatiſcher Geſchichtserzählung, und es bleibt nach Hinwegnahme der geſchichtlichen Namen und Ereigniſſe oft wenig anderes übrig, als eitle Proſa in die engen Windeln des Reimes gewaltſam eingeſchnürt. Aber bei dieſem Werkchen, das ich mit meinen Leſern beſpreche, werde ich wahrlich nicht an die gereimten Geſchichten und Geographieen erinnert, welche zwar für die Jugend denſelben Vortheil herbeiführen ſollen, den ſich

gutherzige Philanthropen verſprechen, wenn ſie ihre kleinen ABC-Schützen die Buchſtaben aus Lebkuchen gebacken verzehren laſſen: die wir aber, ſind wir bei guter Laune, wohl gutmüthig belachen, doch öfterer noch als ein elendes Machwerk unwillig bei Seite werfen.

Unſere Reim-Chronik zerfällt in vier Geſänge, welche „Preußens Vorzeit," „Preußens Eroberung durch den Deutſchen Orden," „deſſen Herrſchaft bis zu ſeiner Auflöſung," und endlich „Preußen unter den Hohenzollern" zum Gegenſtande haben. Das gewählte Versmaaß iſt die im Ganzen gut behandelte Ottave rime. Die Chronik nimmt vor allem unſere Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch durch die männliche und patriotiſche Stimmung, die ſich darin ausſpricht. Aber der Verfaſſer reiht ſich auch ehrenvoll jener Zahl wackerer Preußen an, die Schwerdt und Leier gleich kundig handhaben, denn wo wir ihn nicht durch den rohen und unfügſamen Stoff von Thatſachen gehemmt ſehen, ſchlägt oft eine Flamme ächten dichteriſchen Geiſtes auf, die ſich gewiß auf anderem Wege noch muthig Bahn brechen wird. Daß der gewählte, weitſchichtige Stoff, beſonders in ſo engem Raume, für eigentlich dichteriſche Behandlung unzweckmäßig und hindernd ſei, legt ſich freilich auch in dieſer Chronik zu Tage; ſchon die gehäuften Namen ſtören oft und nehmen der Sprache gewaltſam jene Innerlichkeit und den ſchwebenden, luftigen Körper, deſſen ſie doch bedarf, wenn ſie auf den Vorzug einer wahrhaft dichteriſchen Anſpruch machen will. Eigentlichen hiſtoriſchen Werth räumt der Herr Verfaſſer ſeiner Chronik ſelbſt nicht ein, denn obwohl an einer Stelle der „Handveſte Culms" Erwähnung geſchieht, ſo iſt doch zum größeſten Theile nur aus mittelbaren Quellen, beſonders aus den „gediegenen Werken" unſeres Herrn Profeſſor Voigt geſchöpft worden. Wie dem aber auch ſei, ſo wird es doch jeden unſerer Leſer erfreuen, die vaterländiſche Geſchichte in einem ſo freundlichen Bilde an ſich vorübergehen zu laſſen. Zudem erleichtern zahlreiche Anmerkungen das nähere Verſtändniß.

Einzelne Wortverſchränkungen hätte die verbeſſernde Hand ausmerzen können. So gleich S. 13 in den Worten:

Soll ſeiner Harf' entlocken Klagetöne,
Dein Barde, treu geliebtes Vaterland,
Daß der Gefall'nen Schatten er verſöhne,
Die hielten feſt, was ſie als Recht erkannt?

Digitized by Google

Dann weiter S. 40:

Nicht mehr die Fauſt, das Recht, der Geiſt gebietet;
— — — — — — — — — —
Der Adel reiſt, und nicht mehr Fehden brütet.

Auch die matte und proſaiſche Diction (S. 30) fällt ſtörend auf, wenn es vom Fürſten von Braunſchweig heißt:

(Er) hob die Schulen, liebte
Die Sänger, da er ſelbſt die Dichtkunſt übte.

Endlich aber bemerken wir noch, daß S. 19 unſer Königsberg „die herrliche" genannt wird. Dieſe Huldigung mag nun als wohlthuend gar wohl entgegengenommen werden, doch hätte, meinen wir, wohl deutlicher angezeigt werden ſollen, daß hier die herrliche „Stadt" gemeint ſei, da die Städtenamen im Deutſchen doch nicht geradezu wie in den orientaliſchen Sprachen weiblichen Geſchlechtes ſind. E. von Lengerke.

In Commiſſion bei Unterzeichnetem, zum Beſten des Bülow-Dennewitzſchen Blinden-Inſtituts, iſt erſchienen:

Der Uebertritt der Polniſchen Corps von Gielgud, Chlapowski und Rybinski auf das Königl. Preußiſche Gebiet, ihr Aufenthalt daſelbſt und die angeordnete Entfernung derſelben. Unter Benutzung amtlicher Quellen von W. von Dankbahr, Kapitain im Königl. Preuß. Generalſtabe. gr. 8. geh. Preis 8 ggr. oder 10 Sgr. In Königsberg zu haben in der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Indem wir dieſe Schrift der Beachtung unſerer Leſer empfehlen, bemerken wir, daß der Verfaſſer bei deren Bearbeitung, mit höherer Genehmigung, die in dem Archive des hieſigen General-Kommandos befindlichen, für den vorliegenden Zweck ſehr wichtigen und umfaſſenden amtlichen Quellen benutzen durfte, wodurch die vollkommenſte Bürgſchaft, für die darin angeführten Thatſachen gewährt wird.

Strenge Richtigkeit aller Angaben bei Entwicklung der hiſtoriſchen Folgenreihe der Begebenheiten, begleitet von den nöthigen Erläuterungen in Bezug auf örtliche und

Zeit-Verhältniſſe, ſo wie urkundliche Beglaubigung durch mehrere intereſſante Beilagen, iſt der Hauptzweck des Verfaſſers geweſen, der dafür den aufrichtigen Dank aller derjenigen verdient, denen die nähere Kenntniß dieſer Verhältniſſe fehlte und die bisher den vielfach in Umlauf geſetzten übertriebenen und unwahren Gerüchten, nur die innere Ueberzeugung entgegenſetzen konnten, welche der Hinblick auf die unwandelbare Gerechtigkeit und Humanität unſeres erhabenen Monarchen in jedem rechtlichen Gemüthe hervorrufen muß.

Auch dafür verdient der Verfaſſer unſern Dank, daß er alle politiſchen Raiſonnements von ſeiner Bearbeitung ausgeſchloſſen hat, die ohnedem mit dem amtlichen Charakter der benutzten Quellen, nicht wohl vereinbar geweſen wären. Jeder Unbefangene und Gutgeſinnte wird übrigens nach Durchleſung dieſer Schrift ohne weiteres Hinzuthun, die Ueberzeugung gewinnen, daß die Menſchenfreundlichkeit und Milde unſeres hochverehrten Monarchen, gegen die vertriebenen Inſurgenten, um ſo größer geweſen, als eine Neutralität im völkerrechtlichen Sinne, zu Gunſten von Empörern auf keine Weiſe ſtatt finden, und nur Mitleid ihnen die Aufnahme gewähren konnte, die ſie in unſerem Staate gefunden haben.

Hiſtoriſche und literäriſche Abhandlungen der Königlichen teutſchen Geſellſchaft zu Königsberg. Herausgegeben vom Prof. Dr. F. W. **Schubert**, d. Z. Director der Geſellſchaft. **Erſte** Samml. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1830. 228 S. 8.

Ref. begrüßt Sammlungen, welche die gediegenen Abhandlungen eines **Vereins** gelehrter Männer umſchließen, jedesmal mit Freude, weil ſie eben ſo durch den Wechſel und die Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffe, wie durch die Vielſeitigkeit der Schattirungen des Ausdruckes, diejenige Monotonie — ſelbſt im guten Sinne des Wortes — beſeitigen, welche bei einem größern Werke des einzelnen Schriftſtellers ſchwer zu vermeiden iſt. An der vorliegen-

den Sammlung haben aber mehrere, in der teutſchen Literatur längſt bekannte und geachtete, Männer Antheil, welche aus der Fülle ihres Wiſſens eine reiche und vielſeitige Spende bieten. Nur daß eben dieſe Vielſeitigkeit des Stoffes es von ſelbſt unmöglich macht, bei der Anzeige derſelben in den „Jahrbüchern“ tiefer ins Einzelne einzugehen. Mögen daher unſere Leſer durch die Nomenclatur deſſen, was ſie in dieſem erſten Bande finden, veranlaßt werden, das Einzelne ſelbſt aufzuſuchen und nachzuleſen.

Der Herausgeber eröffnet die Sammlung mit Nachrichten über die K. teutſche Geſellſchaft zu Königsberg. Sie ward im Jahre 1741 von Flottwell geſtiftet. Ihr damaliger Zweck war, Liebe für teutſche Literatur und Kunſt auf der daſigen Univerſität zu wecken, fähige Studirende durch ihre Aufnahme in die Geſellſchaft zu eigenen Arbeiten zu ermuntern, und ihre Kräfte durch gegenſeitige ſtrenge Prüfung zu üben. Friedrich 2. ertheite ihr am 18. Auguſt 1743 ein beſonderes Privilegium, in welchem ausdrücklich „der Cenſurfreiheit für ihre Schriften“ gedacht ward. (Wie weit werden denn die Teutſchen in dieſer Angelegenheit am 18. Auguſt 1843 ſein?) Die Veränderungen, welche die Geſellſchaft im Laufe der Zeit, und namentlich in dem Jahre 1806, erfuhr, ſchildert der Herausgeber in kurzen Umriſſen, welche zugleich das Inhaltsverzeichniß der in den letzten Jahren in der Geſellſchaft gehaltenen Vorleſungen und der von ihr unterſtützten Druckwerke, ſo wie der von ihr ausgegangenen Preisaufgaben, und die Namen ihrer gegenwärtigen ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder enthalten.

Darauf folgen ſieben Abhandlungen. — 1) Wie ſoll das Studium der vaterländiſchen Geſchichte betrieben werden; und wie vermag ihre genaue Erkenntniß am ſtärkſten die Vaterlandsliebe zu beleben und zu erhöhen? In Bezug auf Preußen dargeſtellt von Schubert. Ref. wählt aus dieſer Abhandlung nur diejenige Stelle aus, welche den Einfluß des gründlichen Studiums der vaterländiſchen Geſchichte auf die parlamentariſche Beredſamkeit ſchildert. „Man durchmuſtere die Debatten der geſetzgebenden Kammern in Großbritannien und Frankreich, und man wird häufig zu erſtaunendem Bewundern über die in die edlere Volksbildung übergegangene und doch genaue

Kenntniß der wichtigern Epochen der Staatsgeſchichte die gerechteſte Veranlaſſung finden. Denn ſchon ſeit längerer Zeit vermißt kein unbefangener Beobachter gediegenes, auf begründete Erfahrung der Geſchichte geſtütztes, Urtheil in den meiſten engliſchen Parlamentsreden; und ein ähnliches Beſtreben verkennt man im Allgemeinen eben ſo wenig in den Debatten der franzöſiſchen Deputirten- und Pairskammer, wenn gleich die letztern, aus dem natürlichen Grunde der kürzern Dauer der franzöſiſchen politiſchen Beredſamkeit und der politiſchen Selbſtſtändigkeit der Individuen, den engliſchen Reden noch ſehr nachſtehen müſſen.“ —

2) Einleitungsrede zum Krönungsfeſte am 18. Januar 1828, enthaltend den Plan zu einer ausführlichen Geſchichte des Hauſes Hohenzollern und des preußiſchen Staates, von Schubert. Ref. theilt ganz die Anſicht des Verfs. (S. 51), „daß die Vereinigung der vielen Provinzialgeſchichten, aus welchen Provinzen allmählig das Königreich Preußen erwuchs, mit der Staatsgeſchichte durch das Haus Hohenzollern gebildet werde, weil nur die perſönliche Größe der einzelnen Fürſten dieſes erlauchten Stammes die verſchiedenen Landſchaften erſt innig an einander geknüpft und ſie gleichmäßig zu Provinzen eines gemeinſamen großen ſelbſtſtändigen Staates gemacht hat.“ Aus dieſem Standpunkte will der Verf. die Geſchichte der preußiſchen Monarchie in 19 Theilen und 11 Ergänzungsbänden bearbeiten; folglich nach einem Plane, welcher von dem, den Reitemeier, Rühs, Lancizolle, Panſe, Stenzel u. a. feſthielten, weſentlich abweichen wird. Möge der Verf., nach 30 Jahren, auf dieſe 30 Bände, als auf ein abgeſchloſſenes Ganzes, mit dem frohen Bewußtſein der Vollendung blicken können! Es iſt die Aufgabe für ein ganzes Menſchenleben!

3) Ueber Handel und Schiffahrt des alten Indiens, vom Prof. v. Bohlen. Der Verf. hat ſeine tiefen Kenntniſſe der morgenländiſchen Sprachen durchgehends mit der Geſchichte des Orients verbunden, wodurch es ihm möglich ward, zu den neuen und überraſchenden Anſichten zu gelangen, die er, namentlich in einem nächſtens anzuzeigenden Werke, über das alte Indien aufſtellt. Der hier behandelte Gegenſtand bildet eine intereſſante, mit gelehrten Anmerkungen ausgeſtat-

tete, Epiſode in dem Kreiſe ſeiner geſammten orientaliſchen Studien.

4) **Ueber die Verwandtſchaft zwiſchen der litthauiſchen u. Sanskritſprache, von v. Bohlen.** Ref. bekennt offen ſeine Incompetenz, über dieſen Gegenſtand zu urtheilen, weil ihm die Kenntniß beider Sprachen abgeht.

5) Darſtellung der ſtändiſchen Verhältniſſe und des innern Zuſtandes im Lande Preußen vor 200 Jahren, von Schubert. Der Verf. giebt eine klare und gelungene Ueberſicht davon, wie der Churfürſt Georg Wilhelm das Land Preußen als polniſches Erblehn übernahm, und was Preußen durch die große und edle Perſönlichkeit der nächſten Nachfolger des ſchwachen Georg Wilhelms ward. Wenn man den Verfall der innern Verhältniſſe Preußens unter dieſem Churfürſten durch die mitgetheilten geſchichtlichen Belege näher kennen lernt, ſo wird es erklärbar, wie viel die Krone und das Land mit der vom großen Churfürſten von Polen errungenen Souverainetät gewannen. Sie ward die Grundlage der ſteigenden Größe der preußiſchen Staatskraft, obgleich Ref. gewünſcht hätte, daß die Stellung der preußiſchen Stände gegen Rußland unter Friedrich 2., ſeit der, von denſelben im Jahre 1757 an Rußland geleiſteten, Huldigung (von 1757—1762) nicht ganz übergangen worden wäre. Dieſe Epiſode iſt für das auswärtige Publikum noch ziemlich im Dunkeln, obgleich Friedrich 2. dieſe Huldigung ſo wenig verſchmerzte, daß er bis zu ſeinem Tode Oſtpreußen nicht wieder beſuchte.

Ein Urtheil über die philologiſch-kritiſche Vorleſung des D. Struve: 6) über Veranlaſſung und Abſicht von Horaz Od. III. 3. liegt nicht im Bereiche der „Jahrbücher"; wohl aber wird 7) der Vortrag des geh. Archivars Faber: über die Verhältniſſe des teutſchen Ordens zum päpſtlichen Stuhle, unter dem letzten Hochmeiſter, Markgrafen Albrecht, nebſt ſeinen beiden Beilagen, den Forſchern der Welt- und Kirchengeſchichte willkommen ſein. (Pölitz in ſeinen Jahrb. der Geſchichte und Staatskunſt.)

Ueber den Urſprung der Domkirche in Königsberg.

Das Weihnachts-Feſtprogramm der Univerſität zu Königsberg enthält eine Abhandlung über den Urſprung der Domkirche daſelbſt, welche wir den Leſern unſrer Blätter in einer Ueberſetzung nachſtehend mittheilen.

Das folgende (nämlich das 1833ſte) Jahr iſt das fünfhundertſte, ſeitdem die Domkirche zu Königsberg gegründet wurde. Sie iſt ein herrliches Denkmal jener Zeit, wo, nach endlich gebrochener Hartnäckigkeit des alten Preußiſchen Volks, das den chriſtlichen Namen verabſcheute, nach Zerſtörung des heiligen Romove, nach Aufhebung der Verehrung der alten Götter Percunus, Potrimpus und Picullus, die chriſtliche Religion, zu den Küſten des Baltiſchen Meeres gebracht, auch hier anfing, die Sitten zu mildern, die Gemüther zum Himmliſchen zu erheben, die zügelloſe Rohheit der Einwohner Preußens zu mäßigen und ſie an Geſittung zu gewöhnen. — Mit regem Eifer ſtrebten des Deutſchen Ritterordens Hochmeiſter und Biſchöfe dahin, an den heiligen Orten, wo die Prieſter der alten Preußen den Göttern geopfert hatten, chriſtliche Tempel zu erbauen. — Als der Böhmen König Ottocar ſiegreich im Jahre 1255 nach Chriſti Geburt in ſein Vaterland heimkehrte, rieth er dem Deutſchen Ritterorden, welchen er überdies mit Truppen unterſtützte, am Pregelfluſſe eine Feſte zu gründen, um die Angriffe der herumſchweifenden Barbaren zu zügeln. Er ſelbſt gab den Ort an, wo das Caſtell gebaut werden ſollte, welches zum Andenken an den tapfern König, Königsberg genannt wurde [1]). Bei den alten Preußen hieß es

---

1) Siehe Petri de Dusburg, Ordinis Teutonici Sacerdotis Chronicon Prussiae sqq. Königsb. 1697. c. 70—71. cfr. c. 101., und Johannes Voigt's Geſchichte Preußens Thl. III. S. 86 ff.

Zwangſte. Auch wurde daſelbſt ſogleich eine Kirche, die erſte in der eben eroberten Provinz, gegründet, und dem heiligen Nicolaus geweiht. In ſpäterer Zeit bei eintretender Ruhe, in welcher Königsberg bereits blühte, baute der Biſchof Siegfried im Jahre 1302 [2]) daſelbſt eine Kathedralkirche, am Ende der Altſtadt, zunächſt dem Thore nach dem Löbenicht zu, weihte ſie dem heiligen Adalbert, und verband damit Wohnungen für die Domherren und eine Schule. Dieſe Kirche ſcheint keinen großen Umfang gehabt zu haben; denn als die von Tage zu Tage ſich vergrößernde Stadt, welche anfangs nur für ſich allein beſtand, ſich allmählig durch die Menge der Gebäude und Einwohner zu einer dreifachen erhoben hatte, und durch Reichthum blühte, beſchloß man eine neue Kathedralkirche zu bauen, die durch Größe und Glanz ausgezeichnet, als ein zu den Wolken ſtrebender Bau, den jener Zeit eigenthümlichen frommen und kühnen Sinn beurkunden und ein würdiges Heiligthum für die Gebete und frommen Andachtsübungen der chriſtlichen Gemeinden ſein ſollte. Dieſer fromme Vorſatz wurde bald ausgeführt, und die neue Kathedralkirche nahe der Altſtadt erbaut, auf einer Inſel des Pregels, welche ſchon damals Knibabe, von andern Pregormunde, bisweilen auch Insula Advocati (Voigtswerder, Voigtsinſel) genannt wurde.

In welchem Jahre und von wem die Kathedralkirche errichtet wurde, darüber haben bis auf unſere Zeit die Geſchichtſchreiber verſchiedene Angaben überliefert, welche in einer kurzen Ueberſicht vorzutragen vergönnt ſein möge. Die Schriftſteller, welche in den frühern Jahrhunderten hierüber ſich ausgelaſſen haben, wären: Wigand von Marburg [3]),

2) Vergl. die Schriften über die Gründung in dem „Handfeſtenbuch des Stifts Samland No. 7. S. 70.“

3) Chronica nova prutenica, sed in multis superfluis verbis descisa, inchoataque anno 1293 et terminata anno 1394. Voigt, der uns bei dieſer Arbeit viel Wohlwollen

Simon Grunau [4]), Caspar Schütze [5]), Lucas Da-

---

bewieſen, hat auch dieſes Buch, welches er ſorgfältig ſchriftlich übertragen, uns freundlich mitgetheilt. Was aber über den Luderus für unſern Zweck beim Wigand zu finden geweſen, iſt Folgendes: „Der Bruder Lutherus von Braunſchweig, ein frommer Meiſter, hat ſowohl in Reden als tugendhaften Handlungen viel des Gedächtniſſes würdiges aufgeſtellt, und beſchloß ſein Leben in guten Werken, in dem Chore der Geiſtlichen zu Königsberg, der achtzehnte in der Reihe, ein berühmter Meiſter, weil er als Herzog von Braunſchweig verſtändig die Kirchen beſuchte, und gemeinnützige Bücher geſchrieben hatte (?). Oftmals ſang er in dem Chore, da er es verſtand, die Noten ſanft vorzutragen, und er die heilige Eliſabeth als ſeine beſondere Beſchützerin mit frommem Gehorſam und Lobpreiſungen verehrte."

4) Vgl. Simon Grunau, Chronika und Beſchreibung des Landes zu Preußen. 1526. Fol. Handſchrift, wo man Folgendes findet. Tract. IX. „Jacobus, Der geburt ein Preuſſe vom Culme. Er war ein ſeer gelart man, und man gebrauchte yn yn viel ſachen, Die den orden anſtieſſen, zcu lone erwelt man yn zcu eym Biſſchoffe und gab ym Das Creutze mit loebligkeit, Er wart zcu Konsbergk ym thume yn Dem newen Chore Der angehabenen Thumkirchen geweihet, ſtarb zcu Powunden und leit zcu Kongsbergk Im Thume." — „Bartholomeus, Thumprobſt zcu Konsbergk war. Er celebrirte Dy Jubileen, Die der Babſt zcum Bau der Thumkirchen geben hett, So war ym zcu der haut der Homeiſtere Bruder Luderus Furſt zcu Brunswigk, unde ein ander getrewlich holffen, nach Diſſem czogk er ken Rom, und wolt erſtreckung der Jubileen erlangen, Sunder er ſtarb ym warmen bade vor Mont Flaskon, und wart zcu Viterbio begraben." Ferner Tract. XII. wird dies gefunden: „Luderus Furſſt und Her von Braunſchweig, und war er Homeiſter ſeines Ordens — — Er hub an zu bawen die Thumkirche auf Pregelmunde, itzunt Kneiphoff genant zu Konigsberg, von dem gelde das mit Applas erlangt wart, Er ſtarb den Freitag nach Oſtern, In der Kirche alſo, Er fuhlte ſich ganz ſchwach, Darumb er ließ ſich fueren In Die Kirche, unnd ließ Im leſen die meß mit der Paſſio, nach welcher er ſtarb, wart zu Konsberg in die newe thumbkirche begraben, In die Kormaur."

5) Historia rerum Prussicarum. Wahrhaffte und eigentliche Beſchreibung der Lande Preußen ff. Durch

Digitized by Google

vid [6]), Johann Leo [7]), Johann Freybergk [8]), Caspar

Caspar Schützen. Leipzig, 1599. Nur mit wenigen Worten erwähnt er bei dem Jahre 1335 S. 67: „Unnd in demſelben Jahr (1335) ſtarb der Hohmeiſter Ludert von Braunſchweig zu Königsberg, da er den Thumb bawen ließ, und iſt in demſelben begraben.“

6) Lucas David's Preußiſche Chronik sqq. herausgegeben von Dr. Ernſt Hennig. Königsberg 1812. Da das Manuſcript des Lucas David in Hinſicht auf die Lebens-Geſchichte des Hochmeiſters Luderus verloren gegangen iſt, ſo findet man auch nur wenig davon, was er vom Luderus erzählt hat. Thl. VI. S. 118: „Nachdem Br. Luder v. Brunſchwig, geborner Herzog, des D. O. H. M. in Preußen, von dieſem Jhamerthal durch ſeinen zeitlichen Tod beruffen, ſein Leichnam auch zu Königsberg in dem Chor der Thumbkirchen, zu derer Erbauung er gar merkliche Hülff und Vorſchub gethan, hingelegt und begraben worden, ſeindt die Meiſtere auß Deutſch und Lifflande ff. zuſammenkommen“ ff.

7) Historia Prussiae sqq. authore Joanne Leone, Brunsbergae 1725, vergl. S. 142: „Dieſer Meiſter (Luderus) baute die Kneiphöfſche Kirche zu Königsberg.“ S. 146: „In eben demſelben Jahre (1335) nach Wiederherſtellung des Friedens ſtarb Luderus, und zwar in der Kirche, in die er ſich am ſechſten Tage nach Oſtern, um Gottes Wort zu hören, hatte bringen laſſen. In der Mauer der Kirche des neuen Kneiphöfſchen Collegiums, die er erbaut hatte, wurde er begraben. — — Unter Luderus führte Bartholomäus, der ſechſte Samländiſche Biſchof aus dem Vorſtande von Königsberg, unter reichlich empfangenen frommen Schenkungen, den Bau der Kirche des Collegiums von Königsberg weiter. Aber auch Luderus hat ihn hierin mit Eifer unterſtützt. Der Biſchof reiſte nach Rom, damit er Verlängerung der Jubiläen erlangte, ſtarb in den warmen Bädern von Mont Fiascon, und wurde zu Viterbio begraben.“

8) Chronicka ubir Preuſſen, eine Handſchrift in der Bibliothek unſerer Stadt, ass. S. 40: „Der XV. Hoemeiſter Teutſches Ordens was genant Luder ff. — — Er hat auch die Thumkirche zu kongsperg zum dritten mal verſetzt, und an den ort da ſie noch heut ſtehet gebawt.“ Und S. 41: „Dieſer Homeiſter Her Luder Regirte vier Jar und wart zu kongsberg begraben in dem Thum in ſeine kirche Die er gebawet hatte Im Jare 1335.“ Freybergk

Henneberger [9]), Chriſtoph Hartknoch [10]), Michael

---

glaubte ohne Zweifel, daß auch die erſte Kirche zu Königsberg, die zur Zeit König Ottocar's gegründet war, die Kathedralkirche ſei.

9) Caspar Henneberger erzählt in ſeinem Buche: „Kurtze und wahrhaffte Beſchreibung des Landes zu Preußen, ſamt deſſen alten Außtheilung ff. Königsb. 1584" vom Hochmeiſter Luderus Folgendes: „Luderus ein Hertzog von Braunſchweig der XV. Hohemeiſter iſt Anno 1331 zum Hohemeiſter erwehlet worden. — — Er fing an den Thum zu Königsperg, im Kneiphoffe zu bawen, Regiret IIII. Jar. Er ſtarb in der Kirchen, denn als er ſich ſchwach befand, lies er ſich, den Freytag nach Oſtern in die Kirchen bringen, da er denn ein meß höret, nach welcher er alda verſchiede, ward in die Chormawren des newen Thumſtiffts zu Königsperg begraben." — Jedoch in einer andern Schrift eben dieſes Verfaſſers, „Erclerung der Preußiſchen größern Landtafel ff. Königsperg 1559" lieſt man S. 209: „Von erbawung des Thums. Luderus Hertzog von Braunſchweig der 15. Hoemeiſter, hat den Thum, umbs Jahr 1332 aus dem heiligen Geiſte, ſo in der Altenſtadt beym Löbenichtſchen Thor war, welcher Thum auch zuvor iſt ein Schlos geweſen, in den Kneiphoff oder Pregelmünda verlegt und gebawet, in welchem er Hertzog Luderus von Braunſchweig der Hoemeiſter auch in der Chormauren begraben liegt." Und S. 286: „Er (Luderus) fing an die Thumkirchen auff Pregelmünda ſo nu Kneiphoff heißt, zu bawen, vom Ablasgeld, ſo damals auff die dritte ſtelle verlegt ward. — (Vgl. die Erzählung des Freybergk.) — — Hat regieret vier Jar, und als er ſich ſchwach befunden, hat er ſich am Freytag nach Oſtern in die Kirche laſſen füren, ein Meß laſſen leſen, nach welcher er darin verſchieden, Iſt zu Königsperg in der Mawer des newen Thumbs im Chor begraben, wie ſein Begrebniß noch vorhanden iſt."

10) Alt und Neues Preußen ff. durch M. Chriſtoph Hartknoch, Frankfurt und Leipzig, 1684 S. 393: „Anno 1332 (hat) Luderus Hertzog von Brunſchwig des Teutſchen Ordens Hohemeiſter, auff die andere Seite des Werders gegen Oſten eine Kirche gebauet, und den Thum, ſo vorhin in der Alten Stadt zum H. Geiſt an dem Löbenichtſchen Thor geweſen, dahin verleget. Daraus iſt dieſes zu ſchließen, daß bei Anlegung der Thumbkirchen zwiſchen der Langgaß und der Kirchen die meiſten Plätze ſchon

Lilienthal [11]). Nach jenen wiederholen in neuerer Zeit Raymund Duelli [12]), Carl Friedrich Pauli [13]), Daniel Heinrich Arnoldt [14]), Ludwig von Baczko [15])

---

müſſen gebauet geweſen ſeyn, ſonſt würde man die Kirche ſo weit von der Langgaſſe nicht geſetzet haben." Bei eben demſelben Schriftſteller leſen wir in dem Buche „Preußiſche Kirchen-Hiſtoria, Frankfurt und Leipzig 1686 S. 170," wo von den Samländiſchen Biſchöfen die Rede iſt: „Jacobus, ein Preuß von Culm, war ein gelehrter Mann, derſelbe hat die Thum-Kirche aus der Alten Stadt Königsberg aus der Heil. Geiſt-Gaſſen in den Kneiphoff geſetzet, woſelbſt ſie noch ſtehet. Bartholomäus, Thumprobſt zu Königsberg, welcher mit Hülff Luderi von Braunſchweig, Hohemeiſter des Teutſchen-Ordens, die Thum-Kirche, ſo Jacobus zu bauen angefangen, zu Ende gebracht hat."

11) Hiſtoriſche Beſchreibung des Thums oder der Cathedral-Kirchen der Stadt Kneiphoff-Königsberg, entworffen von Michael Lilienthal. Königsberg 1716. Vgl. S. 1: „Den Thum hat Luderus, Hertzog zu Braunſchweig, der XV. Hohemeiſter des Deutſchen Ordens Anno 1332 im Kneiphoff zu bauen angefangen. Er ſoll anfänglich im alten Königsbergiſchen Schloß befindlich geweſen ſeyn. Nach deſſen Verwüſtung ſtand er in der Alten-Stadt unfern dem Löbnichtſchen Thor, und ward genannt die Kirche zum Heil. Geiſt; Davon auch noch heut zu Tag die Straße den Nahmen führet, daß ſie die Heiligen-Geiſt-Gaſſe genennet wird. Endlich hat der obbemeldte Luderus ihn in den Kneiphoff verleget, und der Jungfrauen Mariä und allen Heiligen gewidmet. Zuerſt ward der Chor gebauet, wozu Jacobus der fünffte Samländiſche Biſchoff viel geholffen; Das übrige iſt durch Hülffe Bartholomäi, des ſechſten Samländiſchen Biſchoffs, zum Stande gebracht, und das Gebäude von lauter Ablaß-Geldern auffgeführet worden."

12) Historia Ordinis Equitum Teutonicorum ff. ed. Raymundus Duellius. Viennae 1727. S. 31.

13) Carl Friedrich Pauli, allgemeine Preußiſche Staatsgeſchichte Thl. IV. Halle 1763. S. 181, S. 183.

14) Dan. Heinr. Arnoldt's Kurzgefaßte Kirchengeſchichte des Königreichs Preußen. Königsberg 1769. S. 171. S. 184.

15) Geſchichte Preußens von Ludwig von Baczko. Königsberg 1793. Thl. II S. 107.

und Auguſt von Kotzebue [16]) dieſe Ueberlieferungen der frühern Jahrhunderte, jeder nach ſeiner Art. Duelli aber, dem Pauli und v. Baczko zu folgen ſcheinen, fügt von ſelbſt am genannten Orte hinzu: „In der That iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Luther, um Gott wegen des erwähnten Sieges (über das Polniſche Heer bei Plowcze) ſich dankbar zu zeigen, den Bau der Kathedralkirche in Kneiphoff-Königsberg im Jahre 1332 begonnen habe“ [17]).

Aus dem eben Erwähnten ergiebt ſich, daß ſowohl die ältern als neuern Schriftſteller, mit Ausnahme Wigands von Marburg, entweder dem Luderus ſelbſt, oder den Biſchöfen Jacobus und Bartholomäus, den Bau der Kathedralkirche, und daß Diejenigen, welche den Biſchöfen dieſen Bau zuſchreiben, zugleich erzählen, daß Luderus große Hilfe dabei geleiſtet habe. Den Urſprung der Kirche aber ſetzten beinahe Alle in das Jahr 1332, und erzählen auf gleiche Weiſe, daß Luderus in der Mauer des Chors begraben ſei. Und in der That werden in der Kathedralkirche ſelbſt, an der Mauer des Chors, nicht auf einer Erhöhung [18]), ſondern an einer etwas tief liegenden Stelle, in Mannsgröße ein Abbild, vielleicht eines Prieſters des Deutſchen Ritterordens, aber nicht

---

16) Preußens ältere Geſchichte von Auguſt von Kotzebue. Riga 1808. Thl. II. S. 166, 168.

17) Derſelbe Duelli fügt von ſich ſelbſt zum zweiten Male an der angeführten Stelle unter der Note o Folgendes hinzu: „Es giebt einige, welche glauben, daß der Hochmeiſter Lutherus in dieſem Tempel (in der Kathedral-Kirche in Kneiphof-Königsberg) begraben geweſen ſei; aber ich glaube, daß jener, da dieſer Bau noch nicht vollendet war, in der alten Kathedral-Kirche, die nach der Erzählung Lilienthal's auf dem Königsbergſchen Schloſſe (?) nicht weit vom Löbnichtſchen Thore ſtand, begraben ſei.“

18) Siehe S. 16, wo erzählt iſt, daß Luderus in der Mitte des Chors begraben, und daſelbſt ihm ein Grabhügel geſetzt ſei.

Digitized by Google

eines Hochmeiſters, und einige Gebeine gezeigt, mit der lateiniſchen Inſchrift:

Hier ruhen die Gebeine
des Gründers der Kathedral-Kirche
Luderus
Herzogs von Braunſchweig
Hochmeiſters des Deutſchen Ritterordens
geſtorben im Jahr 1335.

Und ſo beſtand bis auf unſere Zeiten eine allerdings einſtimmige, obgleich auf verſchiedene Weiſe ausgeſchmückte, aber falſche Ueberlieferung faſt bei allen Schriftſtellern [19]). Denn jetzt hat der verdienſtvolle Johannes Voigt [20]) aus den Schriften über die Gründung der Kirche ſelbſt, welche bis auf unſere Zeit gekommen ſind, bisher aber in dem Königlichen Archiv verborgen lagen, die Zeit des Urſprunges dieſer Kirche und die Perſon des Gründers feſtgeſtellt.

Aus dieſen Schriften [21]) geht hervor, daß Jo-

---

19) Wigand von Marburg iſt der Einzige, welcher vom Luderus nur ſagt: „in guten Handlungen beſchloß er in dem Chore der Geiſtlichen in Königsberg ſein Leben,“ alſo ihm den Bau der Kirche nicht zugeſchrieben hat. Was Lucas David außer dem Erwähnten gewollt habe, iſt nicht klar.

20) Geſchichte Preußens Thl. IV. S. 507 ff. Preußiſche Provinzial-Blätter 1832, Januar-Heft S. 74 ff. Vgl. Faber's Taſchenbuch von Königsberg S. 41.

21) Bis jetzt ſind die Schriften über die Gründung der Kathedralkirche zu Königsberg noch nicht vollſtändig herausgegeben, welche wir bereits bekannt machen, und zwar der Brief des Samländiſchen Biſchofs Johannes vom 9. September 1333, in welchem er erklärt, er wolle auf der Inſel, nahe an der Stadt Königsberg, keine Burg oder Feſte bauen, ſondern einen Chor, ein Kloſter und eine Kirche ſchön und ziemend ſeiner Anſicht gemäß, und der Brief des Hochmeiſters Luderus vom 13. September 1333, in dem er den Bau der Kathedralkirche erlaubt. Uns ſind übrig, der Brief des Samländiſchen Biſchofs im Königl. Archiv, „Handfeſt. des Stifts Samland No. 7. Fol. 76.,“ und des Hochmeiſters Luderus im Königl. Archiv,

hannes, Biſchof von Samland, im Jahre 1333 den

„Handfeſt. des Biſth. Samland p. VII.“ Hier ſind aber die Briefe ſelbſt, die Faber aufs genaueſte abgeſchrieben hat.

I. Brief des Biſchofs Johannes.

Im Namen des Herrn Amen. Wir, ich der Bruder Johannes, durch die Gnade Gottes und durch die Fürſorge des apoſtoliſchen Stuhls, Biſchof der Samländiſchen Kirche, der Bruder Bertram Vorſteher, und der Bruder Zacharias Dekan, und das ganze Capitel eben dieſer Kirche, wünſchen, daß dieſes allen, ſowohl den Gegenwärtigen als auch den Zukünftigen, auf die unſere gegenwärtige Schrift kommen wird, bekannt ſei, daß wir, da bei Gelegenheit des Baues, den wir für unſere Kathedralkirche auf der Inſel nahe der Stadt Königsberg, wie bekannt, ſchon einigermaßen angefangen haben, zwiſchen dem verehrten Bruder in Chriſto, Luderus, Hochmeiſter des Deutſchen Ritterordens, und durch Gottes Gnade geborner Herzog von Braunſchweig, und den übrigen Brüdern deſſelben Ordens einerſeits, und uns, dem Biſchof und dem genannten Capitel andererſeits, einiger Anlaß zur Uneinigkeit entſtanden war, beiderſeitig in Freundſchaft und Eintracht zu dem untenerwähnten Vereine gekommen ſind, offenbar, daß wir wollen und erklären und glauben, daß es ſo anzuordnen ſei, daß wir auf der vorerwähnten Inſel nicht eine Burg und Feſte errichten, ſondern ein Chor, ein Kloſter und eine Kirche, ſchön und geziemend nach unſerer Anſicht nach dem Bilde der Kathedralkirche, des Kloſters und der Wohnung frommer Perſonen mit Mauern und Gewölben bauen wollen, und daß der Eſtrich des Chores des Kloſters und unſerer Kirche von ſolcher Höhe iſt, wie jetzt die Feldſteine in der Mauer des Chores im Umkreiſe liegen, und die Wand zwiſchen dem Chore und der Kirche die Höhe einer Meßruthe von dem Eſtrich habe, und die Dichtheit der vier Seiten erhalte, in welcher Wand auch zum Eingang in den Chor zwei Oeffnungen gelaſſen werden ſollen, zwiſchen welchen der Altar gebaut werden ſoll, und oberwärts durch die Unterſtützung von Säulen ein Gewölbe errichtet werden ſoll, deſſen oberer Theil für das Leſen des Evangeliums und die Hinſtellung der Inſtrumente bleiben ſoll. Bei ſolcher Anordnung wollen wir dieſe Wand ohne irgend eine andere Unterſtützung der Mauer bis zu der Höhe des Gewölbes des Chores errichten, die Campanilia aber unſerer beſagten Kirche nach der Form und Anordnung der

Bau der Kathedralkirche aus eigner Autorität [22]),

Culmiſchen Kirche bauen. Wir wollen auch und verſprechen beim Bau unſeres Kloſters ſo vorzuſchreiten, daß die Wände des Kloſters ſelbſt, ſowohl die äußeren als inneren vom Eſtrich bis zur Spitze derſelben in die Höhe vier und zwanzig Fuß der Mauer ſich erheben, die letzten Wände aber innerhalb und außerhalb gegen die Stadt Knypabe gelegen, wollen wir von Bauholz machen und zwiſchen den Balken mit der Dichtigkeit einer und einer halben Seite befeſtigen. Wir wollen aber und müſſen nicht eben dieſer Art mit davor aufgeführter Mauer oder Gräben oder andern Befeſtigungswerken beſchirmen, außer mit Erlaubniß und Begünſtigung des Hochmeiſters und der Brüder. Hinzufügend, daß, wenn wir zu einer Zeit das Gegentheil der Verſprechungen zu thun ſcheinen, dann der Meiſter und die vorn erwähnten Brüder Gewalt haben ſollen, ſolches zu verbeſſern, und nach der vorgehabten Art anzuordnen. Wir erklären auch, daß unſere beſagte Kirche mit ihren Gebäuden keinen beſondern Schutz und Befeſtigung auf der Inſel haben ſolle, ſondern zugleich mit jenem Theile der Stadt Knypabe, welcher auf derſelben Inſel mit unſerer Kirche liegt, durch eine und dieſelbe Befeſtigung ſolle geſchützt werden. Wir fügen hinzu, daß, wenn die Nothwendigkeit der Flucht droht, wir einige von unſern Leuten rufen werden, damit wir zugleich mit der Mannſchaft der Brüder uns mit Hilfe des Herrn vor allen Angriffen der Feinde vertheidigen können. Und die Verſprechungen, alle und die einzelnen die Stärke der ewigen Dauer behaupten, ſo bekräftigen wir ſie durch den Schutz gegenwärtiger Schrift, welcher zum offenbaren Zeichen wir unſer und unſers Capitels Siegel beizudrücken für richtig erachten; verhandelt und gegeben in Königsberg am 8. September im Jahre des Herrn 1333. Zeugen hievon ſind die achtbaren Männer der Meiſter Weczelo, Canonicus der Warm. und Darbat. Kirche, der Herr Johannes, Plebanus der Culmiſchen Kirche, der Bruder Heinrich Capellan, und Johannes, Notarius des oben erwähnten Meiſters, Johannes Notarius unſerer Kirche, und mehrere andere glaubwürdige Männer.

II. Brief des Hochmeiſters Luderus.

Im Namen des Herrn Amen. Wir, ich der Bruder Ludderus, Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, durch die Gnade Gottes von Geburt Herzog von Braunſchweig, wollen daß allen, die gegenwärtige Schrift leſen werden,

Digitized by Google

und zwar anfangs nicht einmal mit Zuſtimmung des

---

bekannt ſei, daß wir, da bei Gelegenheit des Baues, den für ihre Kathedralkirche auf der Inſel nahe unſerer Stadt Königsberg, der in Chriſto ehrbare Vater und Herr Johannes, Biſchof der Samländiſchen Kirche, zugleich mit ſeinem Capitel, dem Bruder Bertram, dem Vorſteher, dem Bruder Zacharias, dem Dekan und andern, wie bekannt, ſchon einigermaßen angefangen haben, zwiſchen dieſen einerſeits, und uns und unſern Brüdern anderſeits, einiger Anlaß zur Uneinigkeit entſtanden war, beiderſeitig in Freundſchaft und Eintracht zu dem untenerwähnten Verein gekommen ſind. Offenbar daß dieſe bei ihrem Bau ohne irgend welche Abhaltung und Verhinderung unſer und unſerer Brüder fortſchreiten ſollen, nach Beobachtung der unten angegebenen Form und Auseinanderſetzung. Nämlich, daß der ſchon erwähnte Herr Biſchof und ſein Capitel auf der beſagten Inſel nicht eine Burg oder Feſte bauen werde, ſondern einen Chor und eine Kirche ſchön und ziemend nach ihrer Anſicht, nach dem Vorbilde der Kathedralkirche, des Kloſters und der Wohnung frommer Perſonen mit Mauern und Gewölben errichten ſollen, ſo daß das Eſtrich des Chores der Kirche und des Kloſters von ſolcher Höhe werde, wie bereits die Feldſteine in der Mauer des Chores ſelbſt im Umkreiſe gelegt ſind, und die Wand zwiſchen dem Chor und der Kirche vom Eſtrich die Höhe einer Meßruthe und die Dichtheit von vier Seiten habe. In dieſer Wand mögen ſie zum Eingange des Chors zwei Oeffnungen laſſen, zwiſchen welchen der Altar erbaut werden ſoll, und oberwärts mag durch die Unterſtützung der Säulen ein Gewölbe errichtet werden, deſſen oberer Theil zum Leſen der Evangelien und Hinſtellen der Inſtrumente bleiben ſoll. Bei ſolcher Anordnung mögen ſie dieſe Wand ohne irgend eine andere Unterſtützung der Mauer bis zur Höhe des Gewölbes des genannten Chors errichten. Auch ſollen ſie die Companilia ihrer beſagten Kirche nach der Form und Anordnung der Culmiſchen Kirche bauen. Bei dem Bau ihres Kloſters ſelbſt aber mögen ſie ſo zu Werke gehen, daß die Wände des Kloſters, ſowohl die innern als äußern vom Eſtrich, wie vorher geſagt iſt, bis zu ihrer Spitze in die Höhe vier und zwanzig Fuß der Mauer ſich erheben. Die äußerſten Wände aber, ſowohl die innern als die äußern, die nach der Stadt Pregormunde ſich ausbreiten, mögen ſie von Bauholz machen, und zwiſchen den Balken mit der Dichtheit einer

Digitized by Google

Hochmeiſters Luderus begonnen habe, denn wir leſen:

und einer halben Seite befeſtigen. Und nicht ſollen ſie den Ort ſelbſt mit einer Mauer oder mit Gräben oder mit andern Befeſtigungswerken beſchirmen, außer mit unſerer und unſerer Brüder Erlaubniß und Begünſtigung. Wenn ſie aber zu irgend einer Zeit das Gegentheil der Verſprechungen zu thun ſich vornehmen, was ferne ſein mag, dann werden wir und unſere Brüder freie Wahl haben ſolches zu verbeſſern, und nach der verſprochenen Weiſe anzuordnen. Dann möge ihre beſagte Kirche mit ihren Gebäuden keinen beſondern Schutz oder Befeſtigung haben, ſondern zugleich mit jenem Theile unſerer Stadt Pregormunde, welche auf eben derſelben Inſel mit ihrer Kirche liegt, möge ſie unter einem und demſelben Schutze verbleiben. Auch mögen der genannte Vorſteher und das Capitel, die gerade zur Zeit ſind, bei drohender Gefahr einige von ihren Leuten rufen, um zugleich mit unſern Leuten ſich mit Hülfe Gottes vor irgend welchen Einfällen der Feinde vertheidigen zu können. Sie mögen drei Stockwerke über das Waſſer bauen, und mögen freie Wahl haben, den Theil ihrer vorerwähnten Inſel gegen die benannte Stadt Pregormunde abzuſchließen und zu umzäunen, wenn ſie wollen, mit kurzen Planken oder Verzäunungen, eine Meßruthe hoch. Wir wollen und verſprechen dieſe ſo zwiſchen dem vorerwähnten Herrn Biſchof und deſſen Capitel und uns und unſern Brüdern gehaltenen Anordnung, wie es verſprochen iſt, ſammt unſern Brüdern in allen ihren Sätzen unverletzlich zu halten, und zum Zeugniß dieſer Sache und zur Bekräftigung der ewigen Dauer haben wir gegenwärtig dies niederſchreiben und durch Beidruckung unſeres Siegels bekräftigen laſſen. Gegeben zu Königsberg den 13. September im Jahre des Herrn 1333, in Gegenwart unſerer Lieben: Theoderich von Aldenburg, oberſter Marſchall des Ordens, der Bruder Rudiger von Talheim, Comthur in Brandenburg, der Bruder Sighard von Schwarzburg, Comthur in Graudenz, der Bruder Friderich von Liebenzelle, Comthur in Goluba, der Bruder Heinrich, unſer Capellan, die Brüder Conrad von Garthow, Otto Dobirmer, unſere Genoſſen, der Bruder Hartung, Vice-Comthur des Hauſes Königsberg, der Bruder Johannes, Aufſeher der Fiſcherei daſelbſt, Johannes, Canonicus der Warm. Kirche, Herrmann von Camenata, unſere Notarien und mehrere andere glaubwürdige Männer.

„Bei Gelegenheit des Baues, welchen für ſeine Kathedralkirche auf der Inſel, nahe der Stadt Königsberg, der Biſchof Johannes mit ſeinem Capitel zu unternehmen ſchon einigermaßen begonnen hatte, war zwiſchen dem Biſchof und dem Hochmeiſter einiger Grund zur Uneinigkeit entſtanden;“ denn Luderus glaubte, der Biſchof wolle eine Burg oder Feſte aufbauen, und erſt am 13. September 1333, nachdem der Biſchof ſchon am 9. September erklärt hatte, er wolle keine Burg oder Feſte aufbauen, ſondern eine Kirche, ſagte er in ſeinem Briefe; „Wir ſind von beiden Seiten einmüthig und freundſchaftlich zu dem unten erwähnten Vereine gekommen. Natürlich weil ſie (der Biſchof und das Capitel) bei ihrem Bau ganz ohne irgend welches Hinderniß und Hemmung von Seiten unſerer Brüder fortſchreiten ſollen, mit Beobachtung der unten bezeichneten Form und Ordnung.“

Unter dieſen Umſtänden bleibt nur noch übrig, die Zeit des Jahres 1333 näher zu beſtimmen, in welchem der Anfang mit dem Bau der Kathedralkirche gemacht ſein ſoll. Aus dem Briefe, welchen wir eben angeführt haben, kann nur ſo viel erſehen werden, daß im Monat

22) Am äußerſten Theile der Kirche nach Oſten zu, welcher Fürſtengruft genannt wird, und wo jetzt ein Grabmal des Herzogs Albert zu ſehen iſt, fand man neulich einen ſehr großen viereckigen Leichenſtein, aber zum Unglück zerbrochen, auf deſſen vier Seiten A. Hagen den Theil der mangelhaften Inſchrift geleſen u. geneigtſt mitgetheilt hat:
1. Trecentesimo mille
2. — — ille presul Johannes pporsit (?) — — — — nocce
3. — — — — — quae
4. Huic isg polica fudit ecca quem Ugo Maria.
Ohne Zweifel geht dies auf den Biſchof Johannes, der die Kirche gründete, was ſowohl das Jahrhundert, als die Worte ſelbſt „fudit ecca“ beſtätigen. Vielleicht kann man bei genauer wiederholter Leſung die Inſchrift wiederherſtellen, daher wir alle der Sache Kundige bitten, es zu verſuchen, dasjenige, was wir bis jetzt nur theilweiſe leſen konnten, wo möglich zu enträthſeln.

September des erwähnten Jahres der Biſchof und das Capitel den Bau für ſeine Kirche ſchon einigermaßen angefangen hatte, und daß Feldſteine in der Mauer des Chores und im Umkreiſe herum gelegt waren. Es wird alſo wohl ohne Zweifel ſchon am Anfange des Frühlings oder Sommers des benannten Jahres der Grund zur Kirche gelegt geweſen ſein. Da jedoch der wenig vorher begonnene Bau der Kirche erſt am 13ten September deſſelben Jahres durch die fürſtliche Autorität des Hochmeiſters des Deutſchen Ritterordens, Luderus, genehmigt iſt, ſo ſcheint dieſer Tag des Jahres 1833 als der Tag angenommen werden zu müſſen, an welchem die fünfte Secularfeier der Gründung der Domkirche zu halten iſt. Und ſo wird denn auch an dieſem Tage mit Bewilligung unſeres gnädigſten Königs die Gemeinde der Domkirche eine Secularfeier veranſtalten.

Doch wiewohl Luderus ſelbſt die Kathedralkirche nicht gegründet, ſondern nur die Erlaubniß zur Gründung gegeben hat, ſo legte doch dieſer fromme Hochmeiſter ſeinen Eifer für dieſelbe durch die That an den Tag. Denn er, unter deſſen Begünſtigung man den Bau begonnen, brachte der Kathedralkirche reichliche Geſchenke, und verordnete zugleich unter andern Beſtimmungen, daß über dem in der Mitte des Chors zu errichtenden Grabmal, in welchem nach ſeinem Tode ſein Körper ruhen ſollte, eine Wachskerze hängen und ohne Unterbrechung brennen ſolle. Dankbar ſpricht ſich über dieſe Geſchenke das Capitel der Samländiſchen Kirche aus, und verſpricht für ſich und ſeine Nachfolger die Verordnungen des Hochmeiſters für immer unverletzlich zu befolgen [23]). Doch alles iſt dem Wechſel

---

23) Vgl. den Brief des Vorſtehers Jacobus und des Capitels der Samländiſchen Kirche, im Königl. Archiv Rigaiſche Handlung S. 123:

Im Namen des Herrn Amen. Da das gegenwärtige hinfällige Leben als allen feindlich erkannt wird, und des Menſchen Tage kurz ſind, ſo iſt es werth zu einem Mittel

unterworfen! Verloſchen iſt ſchon lange das Licht der Kerze, das Grabmal zerſtört, und abgeſchafft ſind alle Verordnungen.

Kaum hatte der fromme Luderus das Obige verordnet, als er mit Tode abging; vielleicht ſchon am ſechſten Tage nach dem Oſterfeſte des Jahres 1335, nach den Ueberlieferungen einiger Schriftſteller, die zugleich erzählen, er ſei in der Kirche ſelbſt, in die er zum Anhören des Gottesdienſtes ſich begeben habe,

---

der Rettung zu ſchreiten, damit nicht ein plötzlicher Tod einen übereile; daher kommt's, daß wir, der Bruder Jacobus, Vorſteher, der Bruder Bertram, Dekan, und das ganze Capitel der Samländiſchen Kirche, im Laufe der Dinge wieder erkennen, und wollen, daß allen der jetzigen und künftigen Zeit, die dieſe Schrift zufällig leſen, bekannt ſei, daß der erhabene Fürſt, der verehrte und gottesfürchtige Bruder in Chriſto, Herr Luderus, Hochmeiſter des Deutſchen Ritterordens, und durch Gottes Gnade geborner Herzog von Braunſchweig, geſund an Geiſt u. Körper, eingedenk der menſchlichen Beſchaffenheit, welche immer begleitet eine angeborne Hinfälligkeit, in der vom Anfange des Lebens ſelbſt die Herrſchaft des Todes regiert, von einem göttlichen Geiſte beſeelt, von den vergänglichen Sachen nach dem ewigen Leben trachtend, beſchloß durch ein heilſames Mittel für das Heil und die Ruhe ſeiner Seele zu ſorgen, auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes vertrauend, weil er ein zerknirſchtes und demüthiges Herz nicht verachtet, der um ſein Volk zu erretten, nicht verſchmähte den Kelch des Leidens zu koſten, durch ſeinen wohlwollenden Antrieb der reinen Geſinnung und Ergebung für uns und unſere Kirche angetrieben, uns und derſelben unſere Kirche reiche Allmoſen und fromme Unterſtützungen der Verehrung freigebig zuſammengebracht und geſchenkt, und bei uns und unſerer Kirche geſetzmäßig feſtgeſetzt hat, daß zum Preiſe und zur Ehrfurcht gegen den Leib unſers Herrn Jeſu Chriſti und der glorreichen Jungfrau Maria und aller Heiligen zum ewigen Andenken an vorerwähnten Hochmeiſter, in unſerer Kirche eine immer leuchtende Wachskerze zu bereiten ſei, die über dem Grabhügel in der Mitte unſeres Chors, wo er anordnete und auserwählte, daß ſein Körper ruhen ſolle, nachdem er durch den Willen des Herrn dieſes elende Leben mit einem beſ-

geſtorben [24]). Nach ſeinem kurz vorher geäußerten Wunſche wurde das Grabmal ohne Zweifel in der Mitte des Chores der ſchon erbauten Kirche eingerichtet, der Grabhügel errichtet, und auf demſelben eine Kerze angezündet. Da aber jetzt ein Grabhügel des Luderus in der Mitte des Chors nicht mehr zu ſehen iſt [25]), in der Mauer des Chors aber die angeblichen Gebeine des Luderus aufbewahrt werden, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß man in ſpäterer Zeit, als man vielleicht die Grabmäler in der Mitte des Chors erneuerte, deren meh=

ſern vertauſcht habe, unauslöſchlich hänge, und daß ſogar Wein für die Feier des Gottesdienſtes in unſerer Kirche für ewige Zeiten, und daß ein Mahl, nämlich zwei gute und ſchmackhafte Gerichte außer Gewohnheit mit dem beſten Tranke, der gefunden wird, gehalten werde, zur Erfriſchung unſeres Collegiums bei einem Vormahl, jedes Jahr am Tage des Todes des verehrten Hochmeiſters, welcher Jahrestag durch Nachtwachen und Meßfeier von uns und unſern Nachfolgern und den einzelnen von unſerm Collegium mit ſchuldiger Ehrfurcht vollbracht werden ſoll; nachdem wir alſo die theure Schenkung dieſes benannten Hochmeiſters mit vieler Dankbezeugung aufgenommen, verſprechen wir alle und die einzelnen Vorſchriften nach dem Willen, Anordnung und Verlangen des benannten Meiſters zu beſorgen und zur ſchuldigen Ausführung zu bringen, und eben ſo für uns und unſern Nachfolger in Ewigkeit unverletzlich zu betrachten; daß ſich aber von allem Vorbenannten in unſerer Kirche ein fortdauerndes und ewiges Andenken erhalte, haben wir für gut befunden, den geſchriebenen Brief durch Beidrückung des Siegels unſeres Capitels zu bekräftigen. Gegeben und verhandelt den 5. April im Jahre des Herrn 1335.

Mit dieſem ſtimmt gut überein, was Wigandt von Marburg am angeführten Orte erzählt.

24) Vgl. Voigt am angeführten Orte Thl. IV. S. 512 sqq., welcher, wie er's pflegt, genau die Zeit des Todes des Luderus angiebt, im Monat April des Jahres 1335.

25) In der Mitte des Chors iſt ein Grabhügel des Herzog Albert im ſechzehnten Jahrhundert errichtet, ich glaube an eben dem Orte, wo vorher die Grabmäler des Luderus und anderer Hochmeiſter ſich befanden.

mehre ſowohl von Hochmeiſtern als Biſchöfen waren, einige Gebeine fand, welche man dem Luderus zuſchrieb, und in einem Käſtchen in einen etwas tief liegenden Ort der Mauer ſtellte, damit ſie in Zukunft nicht verwechſelt würden, und zugleich die oben angeführte Inſchrift hinzufügte [26]). Da dieſer Umſtand den ſpäter Lebenden nicht bekannt war, ſo bildete ſich ſeit der Zeit des Simon Grunau die Fabel, daß man dem Luderus an dem Theile der Mauer ein Grabmal errichtet habe, bis zu welchem man, als er ſtarb, im Bau der Kirche gekommen ſei. Dieſe Fabel aber widerlegen ſowohl die eben genannten Briefe des Capitels [27]), als auch Wigand von Marburg, deſſen Zeit ſie noch nicht gekannt zu haben ſcheint. — Der Biſchof Johannes iſt alſo als Gründer der Kirche anzuerkennen, Luderus aber kann mit Recht für den Beförderer und Beſchützer derſelben gehalten werden.

Der nahe bevorſtehenden fünfhundertjährigen Feier des Urſprunges unſerer Domkirche ſcheint es würdig und angemeſſen, daß auch die Univerſität das neue Jahr mit einer Erinnerung an jenen Urſprung der Kirche beginne, und daß dieſelbe darüber ihre Freude ausſpreche, daß ein Heiligthum, in welchem im Jahre 1561 am 29. September [28]) die Beſtätigung der Univerſität öffentlich bekannt gemacht wurde, das überdies auf mannigfache Weiſe bis auf unſere Zeit mit der Univerſität in inniger Beziehung ſtand, bisher erhalten iſt.

---

26) Dies iſt ohne Zweifel ſchon vor der Zeit des Herzog Albert geſchehen, weil das Schnitzwerk des Käſtchens zu alt erſcheint.

27) Denn in dieſem Briefe iſt nicht nur von einem Grabhügel in der Mitte des Chores die Rede, ſondern auch von einer nicht erſt zu erbauenden Kirche und Chor, ſondern ſchon erbauten, denn es wird immer geſagt: Unſere Kirche, Unſer Chor.

28) Vgl. Arnoldtii Hiſtorie der Königsbergiſchen Univerſität Thl. I. S. 61.

Miſſionsweſen.

In Röhr's kritiſcher Prediger-Bibliothek finden wir einen Aufſatz über das Miſſionsweſen auf den Südſee-Inſeln. Es werden daſelbſt Auszüge aus Recenſionen des Werks des Engliſchen Schiffs-Kapitain Beechy: „Narrative of a Voyage to the Pacific and Behring's Strait to co-operate with the Polar Expeditions, performed by his Majesty's ship Blossom, under the command of Capitain F. W. Beechy, in the jears 1825, 26, 27, 28 etc.“ — gegeben, welche ſich in zwei der geachtetſten Engliſchen Zeitſchriften: The Edingburgh Review (N. C. V. March 1831 p. 217 seq.) und: The Quaterly Review (N. LXXXIX. April 1831 p. 85 seq.) befinden. Wir bedauern es mit dem Verfaſſer jenes Aufſatzes, daß uns das gedachte Werk nicht im Originale vorliegt, und daß wir uns daher mit demjenigen begnügen müſſen, was in den gedachten Zeitſchriften auszugsweiſe gegeben iſt. Nach demſelben wird uns eben keine erfreuliche Anſicht von dem Miſſionsweſen in den Südſee-Inſeln geliefert; wir hoffen jedoch (ohne daß wir uns zu irgend einer Parthei bekennen) die Miſſionaire von den ihnen gemachten Beſchuldigungen vollkommen rechtfertigen und deren Ungrund nachweiſen zu können.

The Edingburgh Review erzählt: „Kapitain Beechy ſei, nachdem er die überſichtliche Unterſuchung der Korallen-Inſeln vollendet hatte, nach Otahaite geſegelt und daſelbſt am 18. März 1826 eingetroffen. Dieſes ſchöne romantiſche Eiland ſtelle ſich in moraliſcher Hinſicht in einem äußerſt beklagenswerthen Zuſtande dar. Die Miſſionaire hätten Alles gethan, um ſich eine überwiegende Gewalt über daſſelbe anzueignen, aber es ſei zu beklagen, daß ihre Bemühungen bis jetzt ſich noch ſehr wenig ſegensreich erwieſen hätten. Man habe das Ziel überſchritten, das ſie ſich hätten ſtecken ſollen, und indem ſie zu viel unternommen, hätten ſie

ſich um den Erfolg gebracht, den ſie mit mehr Geduld und weniger Ehrgeiz hätten bewerkſtellen können. Dem äußeren Anſcheine nach, hätten ſie faſt die ganze Bevölkerung glücklich zum Chriſtenthume geführt, und dieſe ſei im Allgemeinen vom Unglauben u. Verachtung gegen ihr früheres Heidenthum durchdrungen. Unglücklicherweiſe ſei aber durch die Miſſionaire zwar der Götzendienſt unter den Bewohnern ausgerottet, aber, Gott weiß aus welcher Urſache, unterblieben, irgend ein beſſeres Princip an deſſen Stelle zu ſetzen. Die einzige Wirkung des eingetretenen Wechſels beſtehe darin, daß jetzt das Chriſtenthum bis zur Gleichförmigkeit mit dem ſinnloſeſten Götzendienſte herabgewürdigt werde, ohne daß zur Erhebung dieſer elenden Götzendiener zum Range von Chriſten der mindeſte Schritt geſchehen ſei. Dem zu Folge wären die Genoſſen dieſes Volks noch eben ſo barbariſch und wild, wie ſonſt, oder vielmehr — ſie wären noch ſchlimmer. Denn ſie hätten von der Civiliſation nichts als die Laſter entlehnt, durch welche ſich dieſelbe entehrt, und ſtellten in ihrem Charakter eine bejammernswürdige Vereinigung von alle dem dar, was in den zwei entgegengeſetzten Zuſtänden der Geſellſchaft, welche hier neben einander geſtellt würden, am Verderblichſten und Verworfenſten ſei. Darum ſei die Unſittlichkeit, welche unter dieſen unglücklichen Inſulanern herrſche, gräßlich und empörend. Trunkſucht ſei unter ihnen ganz allgemein. Der letzte König, Pomare II. *), ſei an Berauſchung geſtorben. Eine ganze Menge ſeiner entwürdigten, verwilderten Landsleute ende ihr Daſein auf dieſelbe Weiſe. Die Wirkungen dieſes Laſters auf unciviliſirte Geſchöpfe, u. die Auftritte, zu denen daſſelbe Anlaß gebe, ließen ſich leicht denken. Sie kämen täglich, ja ſtündlich vor, wenn die Eingebornen ſo glücklich wären, ſich hitzige Getränke zu verſchaffen; ſtets wären ſie bereit, ſolche um jeden Preis und jedes Opfer an

*) Seit dem 7. Decbr. 1821 iſt Pomare III. König. Da er minderjährig iſt, ſo regiert ſeine Tante.

ſich zu bringen. Ein anderer ihrer vorherrſchenden Charakterzüge ſei Trägheit. Sie hätten eine unbeſiegliche Abneigung gegen Arbeit irgend einer Art; das einzige Vergnügen, nach dem ſie zu ſtreben ſcheinen, beſtehe im Faulſein u. möglichſt häufiger Berauſchung. Die unmittelbare Folge davon ſei, die verworfenſte Lüderlichkeit, nebſt alle den Laſtern, welche dem niedrigſten Zuſtande des menſchlichen Seins eigenthümlich angehörten. Der erſte Schritt zur Geſittung eines Volks beſtehe in dem Verſuche, ihnen die Gewohnheiten eines erwerbſamen Lebens anzubilden, und, wo möglich, das Verlangen nach Verbeſſerung ihrer Lage in ihren Herzen rege zu machen. Aber bis jetzt habe man nichts dieſer Art ernſtlich unternommen. Die Miſſionaire wären weit mehr geneigt, die Rolle der Geſetzgeber unter den Otahaitern zu ſpielen, als die Rolle ihrer Lehrer. Sie hätten ſich unendliche Mühe gegeben, ein lächerliches Schein-Parlament herzuſtellen und andere ähnliche Albernheiten ins Werk zu ſetzen; aber zu den unſcheinbaren und beſcheidenern Bemühungen, welche allein ein Volk zur Aufnahme politiſcher Inſtitutionen vorbereiten könnten, hätten ſie bisher keine Muße gefunden. Wir hätten eine beſſere Meinung von ihnen gehegt, und würden die Hoffnung einer künftigen Verbeſſerung der unglücklichen Lage dieſer Inſulaner gefaßt haben, wenn ſie (die Miſſionaire) ſich beſtrebt hätten, dieſelben an einigen weſentlichen Wohlthaten der Geſittung Antheil nehmen zu laſſen, ſtatt ihre Zeit mit thörigten Verſuchen zu verſchwenden. Aber das Hauptübel, und, wir fürchten ſehr, das unverbeſſerlichſte von allen, ſei die grobe und ſchamloſe Lüderlichkeit, welche unter allen Klaſſen der Einwohner herrſche. In der That, Otahaite laſſe ſich ein großes Hurenhaus nennen, in welchem (wie an andern Orten derſelben Art) die Weiber wo möglich noch verworfener wären, als die Männer. Trotz dem, daß die ſogenannten Geſetze die Verletzung des äußeren Anſtandes ſchwer verpönten, verſichert Kapitain Beechy, daß, wenn ſich Anlaß dazu darbiete, von dem weiblichen

Theile von Otahaite für den geringen Preis eines Brummeiſens, eines Ringes oder einer ſonſtigen Spielerei, jede gedenkliche Gunſtbezeugung zu erhalten ſei u. ſ. w. Auf den Sandwichs-Inſeln ſei die Lage der Dinge nicht ſo ſchlimm. Hier hätten in Folge einiger günſtigen Umſtände, und beſonders vermöge der natürlichen Ueberlegenheit des Volkscharakters, Geſittung und Künſte wirklich einen bedeutenden Vorſchritt gemacht. Das Außenwerk des geſellſchaftlichen Lebens ſei errichtet; bürgerliche Einrichtungen begründet; Geſetze gegeben und aufgenöthigt; Städte gebaut und mit Rückſicht auf Eleganz und Behaglichkeit angelegt; Vertheidigungsmittel, wenigſtens für die Hauptſtadt Honoruru, bereitet; eine kleine Flotte von verſchiedenen Kriegs-Briggs und geringeren Fahrzeugen zuſammengebracht, und ein namhafter Handel, vorzüglich mit Sandelholz, dem werthvollſten Erzeugniſſe dieſer Inſeln, eröffnet. Das allgemeine Aeußere des Volks, wenn auch auf den erſten Anblick ſeiner dunkeln Farbe und einer gewiſſen Wildheit des Ausdrucks in ſeinen Geſichtszügen halber, etwas abſtoßend, zeige von einer Männlichkeit des Charakters, welche mit der zügelloſen Verweichlichung der Otahaiter vortheilhaft abſteche. Mit einem Worte in Gewohnheiten und Sitten und in der Lage des Volks ſei eine bewundernswerthe Veränderung vorgegangen, ſeit jener Zeit, wo Cook dieſe Inſeln beſucht habe. Dieſe Veränderung ſei aber nur das Verdienſt des Königs Tamehamna und ſeines Miniſters Krimako, nach ſeinem Zeitgenoſſen, dem Engl. Staatsmann Pitt genannt u. ſ. w. Allein die Erziehung des Volkes habe weit geringere Fortſchritte gemacht, als man bei einigem Wohlmeinen mit dem Lande wünſchen ſollte. Wenige Individuen hätten eine mäßige Kenntniß der heiligen Schrift erlangt; die weit größere Mehrheit ſei ſogar in den Gebeten unwiſſend geblieben, welche man ſie wiederholen lehrte; in anderer Hinſicht wären ſie völlig ununterrichtet. Die Miſſionaire hätten ſich zwar alle Mühe gegeben, unter

allen Einwohnern die Lehre des Evangeliums zu verbreiten, allein die wüßten auch recht gut, wie wenig Erfolg ihre Arbeit gehabt habe, wahrſcheinlich, weil ſich die Unterlehrer in den Mitteln vergriffen hätten, Erziehung zu verbreiten.“

The Quaterly Review erklärt: „Es ſei ſehr zu bedauern, daß ein ſo durchdringender und freiſinniger Beobachter, als Kapitain Beechy ſei, die entſchiedene Anſicht hege, daß die Sache des Chriſtenthums auf Otahaite nicht in dem Maße gediehen ſei, als man nach andern Nachrichten, inſonderheit nach den ergötzlichen: Polynesian Researchs des Herrn Ellis hätte vorausſetzen ſollen,“ und giebt demnächſt Folgendes aus dem Buche: „Unbekanntſchaft mit der Sprache der Inſulaner habe den Kapitain Beechy keiner ganz genauen Einſicht in die Fortſchritte gelangen laſſen, die ſie als Bekehrte im Allgemeinen in der Kenntniß der heil. Schrift gemacht hätten; aber er habe doch ſo viel geſehen (und eben ſo ſeine Schiffs-Offiziere) daß dieſe Fortſchritte äußerſt gering wären, und daß nur ſehr Wenige auch den einfachſten Inhalt der Bibel verſtänden. Er hätte von Vielen die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie dieſes heilige Buch eben ſo anſähen, wie ihre ehemaligen Hausgötzen. Dieſe Anſicht habe ihr Betragen bei einem falſchen Gerüchte wegen geſtohlener Schiffsvorräthe beſtätiget. Sie hätten nämlich in der Verwirrung ihre Bibeln in der Miſſion niedergelegt und erklärt, in Bezug auf ihr Leben und ihr Eigenthum ſo lange ganz außer Sorge ſein zu können, als das heilige Buch in Sicherheit wäre. Im Allgemeinen hätten die Bekehrten großen Reſpekt vor dem heiligen Buche, wenn ſie aber ihm zu Liebe ihre Vergnügungen, ihre Tänze, ihren Geſang und ihre Muſik einſtellen ſollten, würde es von ihnen mit weit weniger gutem Willen geleſen, als es der Fall ſein würde, wenn die eingeführte Ordnung der Dinge in ihre religiöſe Verfaſſung und geſellſchaftlichen Verhältniſſe den Geiſt der Heiterkeit und des Wohlbefindens gebracht

hätte. Die Otaheiter wären für Ergötzlichkeiten leidenſchaftlich eingenommen, und bedürften der Freuden weit mehr, als andere Völker. Ihr größtes Vergnügen beſtehe in dem Genuſſe von Trägheit und Sinnlichkeit, und in einem übertriebenen Luxus, der einſt ihr Verderben werden müſſe. Obgleich das äußere Betragen der Bevölkerung, in Folge der ſchweren Ahndungen, welche ihre neuen Geſetze an jede Verletzung des Anſtandes knüpfen, unfehlbar weit bedachtſamer ſei, als früher, ſo hätten ſie doch, bei Lichte betrachtet, ihre Sitten eben ſo wenig verändert, als ihre Kleidung. Trotz aller ihnen auferlegten Beſchränkungen ſei bei einer günſtigen Gelegenheit jede Art der Gunſtbezeugung für den geringen Preis eines Brummeiſens, eines Ringes oder einer ſonſtigen Spielerei, von dem weiblichen Theile Otaheites zu erlangen. Ihre Beſchäftigungen wären nicht der Rede werth; im Allgemeinen beſtänden ſie nur in ſolchen, die zu ihrer Exiſtenz oder zur Befriedigung ihrer Eitelkeit erforderlich wären. Man finde ſie in der Regel entweder bei der Zubereitung ihres Mahles, oder Glättung ihrer Strohhüte, oder mit Aufreihung kleiner Kügelchen zu Finger- und Ohrringen, oder mit Spielen auf der Maultrommel, oder im Faullenzen auf ihren Lagermatten u. ſ. w."

Halten wir dieſe Beſchreibung mit demjenigen zuſammen, was uns Otto von Kotzebue in ſeiner Neuen Reiſe um die Welt, 1830, — S. 91 und 92 wie folgt erzählt: „Nach vielen mißlungenen Bekehrungsverſuchen ſeit 1797, gelang es endlich Engliſchen Miſſionairen, dem, was ſie Chriſtenthum nannten, bei den Tahitiern Eingang zu verſchaffen, und ſelbſt den König Tajo, der damals über beide Halbinſeln in Ruhe und Frieden herrſchte, für ihre Lehre zu gewinnen. Aber dadurch war der Funke in die Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Exploſion gab. Die neue Religion ward mit Gewalt eingeführt. Die Marais wurden plötzlich auf Befehl des Königs zerſtört, wie Alles, was an die bisher verehrten Gottheiten erinnern

konnte. Wer nicht ſogleich an die neue Lehre glauben wollte, wurde ermordet. Mit dem Bekehrungseifer hatte ſich Tigerwuth der ehemals ſo ſanften Gemüther bemeiſtert. Ströme von Blut floſſen; ganze Stämme wurden ausgerottet. Viele gingen ſelbſt dem Tode muthvoll entgegen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend. — König Tajo, nicht zufrieden, in den Ueberreſten ſeines Volkes lauter Anhänger der neuen Religion zu ſehen, zog auf Eroberung aus, um ſie auch auf den übrigen Societäts-Inſeln einzuführen. Es war ihm auch ſchon mit den mehreſten gelungen; da aber trat der junge Held Pomare, König der kleinen Inſel Tabua, gegen ihn auf. Was ihm an Heeresmacht abging, erſetzte ſeine beiſpielloſe Tapferkeit und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt. So entriß er dem König Tajo eine Inſel nach der andern, und endlich ſelbſt Tahaiti, nahm den blutgierigen Mörder ſeiner Religionsgenoſſen gefangen u. opferte ihn ihren Manen.“ — ſo iſt es wohl Niemanden zu verargen, wenn er gegen das Miſſionsweſen, wie es uns hier geſchildert worden, mit gerechtem Abſcheu und Widerwillen erfüllt wird. Allein: „audiatur et altera pars.“ Wir wollen prüfen, ob es denn wirklich geſchehen ſei, daß man das Chriſtenthum, die Religion der Liebe und Menſchlichkeit, mit Feuer und Schwerdt auf den Societäts-Inſeln eingeführt habe? ob es dort wirklich um das Chriſtenthum ſo ſtehe, wie uns Beechy und auch v. Kotzebue erzählen, und ob die Miſſionaire, wenn es ſo iſt, die Schuld davon tragen? Der Verfaſſer des Aufſatzes in der Röhrſchen Prediger-Bibliothek ſcheint alles dieſes als ausgemacht gewiß angenommen zu haben, ſonſt würde er unmöglich ſich ſo weit vergeſſen haben können, ohne Scheu, in ſeiner gewöhnlichen Breite, die Bemühungen von Männern herabzuſetzen, welche ihr ganzes Leben, unter Mühen und Entbehrungen aller Art, einer Sache widmen, die die geſammte Menſchheit intereſſirt, nämlich der Verbreitung des Lichts des Evangelii unter den Heiden;

ſonſt würde er nicht, ohne vorher genau zu prüfen, das Verdammungsurtheil über ſie ausgeſprochen und ihnen vorgeworfen haben, daß ſie in ungemeſſenen, ſchamloſen und ſelbſtrednerischen Schilderungen, in gutem Vertrauen auf die Entfernung und Abgeſchiedenheit des Schauplatzes ihrer miſſionairiſchen Wirkſamkeit, die gebildete Welt über die angeblichen Fortſchritte ihrer geiſtigen Zöglinge in Geſittung, bürgerlicher u. häuslicher Glückſeligkeit, zu täuſchen verſuchten. Wahrlich, wer ein ſo hartes Urtheil, ohne von der Wahrheit der Thatſachen, auf welche daſſelbe gegründet iſt, vollkommene Ueberzeugung zu haben, ausſpricht, macht ſich ſelbſt deſſen ſchuldig, was er Andern vorwirft, nämlich der Schamloſigkeit und der Lüge, und mit ihr zugleich der herzzerreißendſten Ungerechtigkeit.

Wir geſtehen, uns erſcheint die Sache in einem andern Lichte. — Kapitain Cook ſchildert uns jene Inſulaner in ſeiner dritten Entdeckungsreiſe um die Welt S. 331 ff., 2r Bd., Berlin 1789, als ein fröhliches Volk, ohne Sorgen, welchem der Boden, auf dem es lebt, alle ſeine Bedürfniſſe giebt; das ſich gerne im Awatranke berauſcht, der die ſchädliche Wirkung einer Betäubung der Verſtandeskräfte zur Folge habe; das des Tages ſechsmal ſpeiſet; ausſchweifend in der Geſchlechtsliebe iſt, ſo daß die ſchönſten Einwohner beiderlei Geſchlechts in zügelloſem Umgange ihre Jugend verſchwelgen; deſſen Weiber, ohne ſichtbare Spuren von Zärtlichkeit und Menſchenliebe in dieſer Beziehung, ihre neugebornen Kinder ermorden; das zwar an eine Fortdauer nach dem Tode glaubt, ſonſt aber gar beſondere Religionsbegriffe hat, da es nicht für Unrecht hält, den Gott, der nicht alle Erwartungen erfüllt, zu verabſchieden; das ſeinen Göttern eifrig dient, ſo daß an den heiligen Oertern ſich Gerüſte befinden, auf welchen Früchte und Opferthiere liegen, ja daß Mancher keine Mahlzeit anfängt, ohne einen Biſſen den Göttern

zu opfern; daß aber das Verderblichſte dieſes Aberglaubens die Menſchenopfer wären.

Faſſen wir nun dieſe wörtliche Schilderung ins Auge, ſo geht daraus deutlich hervor, daß jene Inſulaner um das Jahr 1780, alſo nur vor etwa 50 Jahren, in welchem die dritte Entdeckungsreiſe Cook's beendigt wurde, noch im finſterſten Heidenthum, das Menſchenopfer forderte, lebten; daß Faulheit, Wolluſt und Grauſamkeit hervorſtechende Züge ihres National-Charakters waren, und daß bei dieſen Umſtänden keine Aufgabe ſchwieriger ſein konnte, als die, ein in Trägheit, Wolluſt und Grauſamkeit verſunkenes Volk zu civiliſiren und für das Licht des Evangelii empfänglich zu machen. Wie ſchwer dies überhaupt iſt, davon geben uns die ſonſt ſanftmüthigen Hindus, zu den ſeit 1492 Europäiſche Kultur hinübergetragen iſt, den ſprechendſten Beweis.

Wir wenden uns nunmehr zu den hauptſächlichſten Vorwürfen, welche den Miſſionairen gemacht werden, und zwar zuerſt zu Herrn v. Kotzebue. Derſelbe hat offenbar die Unwahrheit geredet, denn es gab nie einen König Tajo auf den Societäts-Inſeln; es konnte alſo auch ein ſolcher nicht zum Chriſtenthume bekehrt, und eben ſo wenig, nachdem er einen Krieg geführt hatte, ermordet werden. Eine Inſel Tabua hat es im Stillen Meere auch nicht gegeben; Pomare konnte alſo auch nicht König derſelben ſein; es war vielmehr Pomare I. König von Tahiti ſchon zu der Zeit, in welcher Engliſche Miſſionaire auf die Inſel kamen. Er ſtarb 1803, ohne daß es ihm zu Sinne gekommen war, Chriſt zu werden. Sein Sohn, Pomare II., trat die Regierung an. Erſt ſeit 1814 fand das Chriſtenthum einigen Eingang bei den Inſulanern, welches nunmehr, ohne Zwang und Widerſtand, ſchnellen Fortgang hatte und ſich ausbreitete. Zwar empörte ſich eine fanatiſche heidniſche Partei, griff die Chriſten an, ſo daß es auf Tahiti zwiſchen beiden zu einem Treffen kam; erſtere wurde jedoch geſchlagen; man verſöhnte ſich darauf,

Digitized by Google

und kein einziger Inſulaner wurde wegen ſeiner Anhänglichkeit an das Heidenthum verfolgt. Von jetzt ab herrſchte Ruhe und Frieden.

Herrn Otto v. Kotzebue geht es mit der Geſchichte Otahaites eben ſo, wie ſeinem Herrn Vater mit der Geſchichte Preußens, in die derſelbe Mährchen verwebte, vielleicht in der Abſicht, um ſie den Leſern — wie man zu ſagen pflegt — mundrecht oder anziehend zu machen. Er hat, wie wir hören, übrigens ſeine Abfertigung in der Allgem. Kirchenzeitung 1831 No. 123. erhalten; wir brauchen daher nur auf dieſelbe zu verweiſen. Und nun zu Herrn Beechy, welcher erklärt: „Die Bemühungen der Miſſionaire wären wenig ſegensreich geweſen; man habe zwar den Götzendienſt abgeſchafft, ſtatt deſſen aber kein beſſeres Princip an die Stelle geſetzt; das Chriſtenthum ſei zur Gleichförmigkeit mit dem ſinnloſeſten Götzendienſte herabgewürdigt, und die Bewohner der Inſeln wären noch eben ſo barbariſch und wild wie ſonſt, oder vielmehr noch ſchlimmer.“ Wir wollen zugeben, daß der moraliſche Zuſtand jener Inſulaner noch ein beklagenswerther ſei; ſo arg aber, als es Herr Beechy macht, kann es doch wohl nicht ſein. Es geht vielmehr aus ſeinen eignen Behauptungen hervor, daß es jetzt beſſer ſein müſſe als früher, wenn man darauf rückſichtiget, was Cook uns von ihnen ſagt. Der Götzendienſt, das Heidenthum mit Menſchenopfern, iſt abgeſchafft; der nach glaubwürdigen Zeugniſſen noch im Anfange der Miſſion dort allgemein herrſchende Kindermord, welcher drei Viertheile der Kinder gleich nach der Geburt, entweder durch die Eltern ſelbſt, oder von Männern, die ausſchließlich ſich damit beſchäftigten, des Lebens beraubte, nicht mehr vorhanden *); die Bewohner be-

---

*) Nach Abſchaffung dieſer ſchrecklichen Sitte wurde einſtmals ein Weib gefragt, wie viel Kinder daſſelbe habe? Das Weib erwiederte: „Nur ein einziges; die übrigen 8 derſelben hätte ſie gleich nach der Geburt umgebracht.“

kennen ſich zur Chriſtus-Religion; ihr König, ein ausgezeichneter Mann (ſeine Schwäche, die Neigung zu geiſtigen Getränken abgerechnet), förderte die neue Lehre überall in ſeinem Reiche, und war im wahren Sinne des Wortes ein frommer Menſch, welcher es ſich nicht zu ſchwer fallen ließ, eigenhändig eine Ueberſetzung des Evangelii Lucä abzuſchreiben; der ſich an den Abenden Abſchnitte aus der Bibel vorleſen ließ; ſogar viele ſeiner Häuptlinge leſen lehrte, und ſeine Schwäche wenigſtens in ſo weit beherrſchte, daß er in ſeinem Gebiet keine geiſtigen Getränke verfertigen ließ, obgleich es die Materialien dazu, nämlich Zuckerrohr und die Tiipflanze, in Fülle liefert. Lancaſterſchulen ſind eingeführt; über 6000 Einwohner können leſen und viele auch ſchreiben. — Wir ſind alſo, unter dieſen Umſtänden, berechtigt, den obigen Behauptungen nicht allein geradezu zu widerſprechen, ſondern ſie auch als völlig widerlegt anzunehmen. Sie ſind entweder auf Mährchen gegründet, oder es liegt ihnen vielleicht noch etwas Schlimmeres zum Grunde; das letztere wollen wir jedoch zur Ehre des Herrn Beechy nicht glauben. Ein Volk, das dem Heidenthum entſagt, die Menſchenopfer und den Kindermord abſchafft und zur chriſtlichen Religion übergetreten iſt, kann nicht ſchlimmer, ſondern es muß beſſer geworden ſein, und ihm iſt mit dem Evangelio ein beſſeres Princip an die Stelle früheren Heidenthums gegeben; es ſei denn, daß Herr Beechy das Evangelium für kein ſolch beſſeres Princip anerkennt. Daß die Miſſionaire aus den verwilderten Inſulanern ſogleich wahre Engel haben machen ſollen, wird Herr Beechy wohl nicht verlangen, ſondern, wenn er ſich die Mühe giebt, mit Ruhe den Kulturzuſtand des *chriſtlichen Europa* zu überblicken, in welchem ſeit Jahrhunderten das Licht des Evangelii leuchtet, mit uns, wenn er ſonſt edel genug iſt, einen Irrthum zuzugeſtehen, bekennen, daß in einem kurzen Zeitraume von etwa 20 und einigen Jahren auf den Südſee-Inſeln von wenigen Männern (den Miſſionairen) Viel — im Verhältniß zu den Schwie-

rigkeiten, welche zu überwinden geweſen ſind — unendlich viel geſchehen iſt, um das Volk zu geſittigen und für das Reich Gottes zu gewinnen. Ja wahrlich, wir können, ohne uns des ſchnödeſten Undanks ſchuldig zu machen, dies nicht verkennen.

Es wäre alſo nur noch der Vorwurf zu beleuchten, daß das Chriſtenthum dort zur Gleichförmigkeit mit dem ſinnloſeſten Götzendienſte herabgewürdiget ſei. Wir bekennen, daß wir nicht recht wiſſen, was Herr Beechy hiemit eigentlich gemeint habe, da derſelbe keine Thatſachen angegeben hat, die ſeinen Vorwurf rechtfertigen oder beweiſen könnten, mit Ausnahme der einzigen, in Beziehung auf den Glauben an die gewiſſermaßen zauberiſche Kraft der Bibel, und können daher in jenem Satze nichts anderes finden, als die Klage, daß die Gebräuche aus dem früheren Heidenthum nicht alle haben abgeſchafft werden können. Iſt dem ſo, nun ſo wundern wir uns, daß Herr Beechy den Miſſionairen einen ſolchen Vorwurf gemacht hat, da es ihm, wenn ſonſt wir an der ihm angerühmten durchdringenden Beobachtungsgabe nicht zweifeln ſollen, nicht hätte entgehen können, daß es nicht möglich ſei, heidniſche Gebräuche und Gewohnheiten auf einmal auszurotten, worüber wir in einem früheren Hefte dieſ. Blätter die Beweiſe geliefert haben, daß Aberglaube auch in der chriſtlichen Kirche in Europa, das Licht neben der Finſterniß überall herrſche; daß ſeine eignen Landsleute nicht frei ſind von ähnlichen Thorheiten; daß nur ein ſehr geringer Theil unſrer chriſtlichen Europäer mit den heiligen Schriften vertraut iſt, und daß dasjenige, was Nationen, welche beinahe in jedem Dorfe eine Schule, und im Umfange von ohngefähr jeder Meile einen Religionslehrer haben, nicht zur Schande gereicht, eben für die Südſee-Inſulaner, aber am wenigſten für die Miſſionaire ein Gegenſtand des Vorwurfs ſein kann, um ſo weniger, als wir es unſern Religionslehrern, ohne ungerecht zu ſein, wohl ſchwerlich zur Laſt legen werden, daß wir gebildeten chriſtlichen Europäer nicht alle die Bibel kennen,

und den Aberglauben, die Ueberbleibſel aus dem Heidenthum, noch nicht abgelegt haben.

Einen ſprechenden Beweis, daß es dort beſſer geworden ſein müſſe, giebt uns der Engländer Montgomery in ſeinen 1831 erſchienenen Miſſions-Reiſeberichten, und der Lieutenant Ridgley, welcher dieſe Inſeln 1827 beſuchte, in ſeinem Reiſetagebuche. Wir geben aus demſelben einen Auszug, da hier Thatſachen vorgetragen werden, welche wir bei Herrn Beechy leider vermiſſen. — Die Häupter und Edlen des Landes ſind nämlich verſammelt, um die Gewohnheitsrechte der Inſel einer Reviſion zu unterwerfen. Sie ſind in ihrer gemeinſamen Berathung bis zur Discuſſion über die Beibehaltung oder Abſchaffung der Todesſtrafe gekommen. Es hat Jemand vorgeſchlagen, ſtatt ihrer Verbannung eintreten zu laſſen. „Ich zweifle nicht,“ ſprach Hitoti, ein eifriger Beförderer der religiöſen Reform und Chef des Stammes der Papiten, „daß dieſes ein gutes Geſetz ſei (nämlich das eben vorgeſchlagene); aber es iſt ſeit mehreren Tagen in meinem Herzen ein Gedanke erwacht, und wenn ihr meine kleine Rede gehört habt, werdet ihr wiſſen, was es iſt. Die Geſetze Englands, von welchem Lande wir ſo viel Gutes jeder Art erhalten haben, müſſen ſie nicht gut ſein? Und ſtrafen die Geſetze Englands nicht Mörder mit dem Tode? Nun iſt mein Gedanke, daß wenn England ſo thut, es auch für uns gut ſein wird, ſo zu thun. Dies iſt mein Gedanke.“ — Das tiefſte Schweigen erfolgte; wie denn überhaupt nie zwei Redner zugleich ſich in den Sitzungen erheben; kein böſes Wort wurde geſprochen, keiner nahm den Ton an, als wenn er mehr wüßte als die Andern. Kein Redner widerlegte die Meinung ſeines Vorgängers oder machte auch nur eine Bemerkung darüber, ohne das Gute und Löbliche, das darin enthalten ſei, anzuerkennen, während er mit Beſcheidenheit aber Feſtigkeit die Gründe angab, weshalb eine andere Meinung ihm beſſer ſchien. — So erhob ſich nun Utami, der vornehmſte Häuptling von

Buanaauia, nachdem er ſich umgeſehen hatte, ob nicht bereits ein Anderer vor ihm aufgeſtanden ſei, u. ſagte: „Der Häuptling von Paperte hat wohl geſprochen, daß wir viele gute Dinge von dem lieben chriſtlichen Volke in England erhalten haben. Aber geht Hitoti's Rede nicht zu weit? Wenn wir die Geſetze Englands befolgen wollen, müſſen wir denn nicht auch den, welcher in ein Haus einbricht, mit dem Tode beſtrafen? den, welcher einen falſchen Namen ſchreibt, — den, welcher ein Schaaf ſtiehlt? Und wird Jemand in Taſiti ſagen, daß für dieſe Alle der Tod erwachſen ſoll? Nein, nein, das geht zu weit! So denke ich, daß wir inne halten. Das Geſetz wie es geſchrieben iſt, iſt gut. Vielleicht habe ich Unrecht; aber das iſt meine Meinung." — Nach einem Augenblicke des Stillſchweigens trat Upaparu, ein edler einſichtsvoller Häuptling auf. Er machte den früheren Rednern einige Complimente, da, ſeiner Meinung nach, Jeder in Einigem Recht, aber in Anderem Unrecht hatte, und fuhr dann fort: „Mein Bruder Hitoti, der vorſchlug, daß wir den Mord mit dem Tode beſtrafen ſollen, hatte Unrecht, wie Utami gezeigt hat. Denn es ſind nicht die Geſetze Englands, die uns leiten müſſen, obwohl ſie gut ſind; die Bibel iſt unſer untrüglicher Führer. Nun hat Mitti-Truttu uns neulich aus der heiligen Schrift gepredigt: Wer das Blut eines Menſchen vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden, und er ſagte uns, daß dies der Grund ſei für das Geſetz von England. Meine Meinung iſt deshalb nicht mit Utami, ſondern mit Hitoti, obwohl nicht weil das Geſetz von England, ſondern weil die Bibel es befiehlt: daß wir mit dem Tode ſtrafen ſollen, wer des Mordes ſchuldig befunden wird." — Von allen Seiten wurden Blicke gewechſelt, als ob Jeder von den Anſichten des Redners tief ergriffen worden wäre; beſonders als er den Grund für die Todesſtrafe nicht auf den Vorgang der Engländer ſondern auf das Gebot der Bibel ſtützte. Ein anderer Häuptling folgte, und indem er ſich erhob, ſchien er

„gleich einer Seule des Staates“ ein Mann deſſen Anblick, deſſen Geſtalt und ausgezeichnete Tracht ſelbſt den Redner vergeſſen ließ, der ſich eben niedergelaſſen hatte. Sein Name war T a t i, und auf ihn waren ſogleich alle Augen gerichtet, während er mit nicht weniger Einfachheit und Beſcheidenheit als ſeine Vorgänger folgendermaßen ſprach: „Vielleicht mögen Einige von Euch verwundert ſein, daß ich, der ich der erſte Häuptling hier bin, und der nächſte nach dem Königlichen Hauſe, ſo lange geſchwiegen habe. Ich wünſchte zu hören, was meine Brüder ſagen würden, um die Gedanken zu ſammeln, die bei dieſer großen Frage in ihrer Bruſt erwachſen wären. Ich bin froh daß ich wartete, weil einige Gedanken in mir erwachſen, die ich nicht mit mir herbrachte. Die Häuptlinge die vor mir geſprochen haben, haben wohl geſprochen. Aber iſt nicht die Rede Upuparus gleich jener ſeines Bruders Hitoti — darin? wenn wir nicht in allen Dingen den Geſetzen von England folgen können, wozu uns vielleicht die Gedanken Hitotis führen würden, müſſen wir denn nicht auch vor Upuparu ſtehen bleiben, weil ſeine Gedanken uns gleichfalls zu weit führen würden? Die Bibel ſagt, er iſt unſer untrüglicher Führer. Das iſt ſie. Aber was bedeutet das Wort der Schrift: Der, welcher das Blut eines Menſchen vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden? Geht dies nicht ſo weit, daß wir ihm nicht bis zu Ende folgen können, eben ſo wenig als wir den Geſetzen von England ganz folgen können? Ich bin Tati. Ich bin ein Richter, ein Mann wird von mir überführt; er hat Blut vergoſſen; ich befehle ihn vom Leben zum Tode zu bringen; ich vergieße ſein Blut, wer ſoll nun meines vergießen? Hier, weil ich ſo weit nicht gehen kann, muß ich inne halten. Dies kann nicht die Meinung dieſer Worte ſein. Aber vielleicht, weil manche der Geſetze des alten Bundes von Jeſus Chriſtus niedergeworfen ſind, und nur einige aufrecht erhalten, — vielleicht iſt dies eines von denen die niedergeworfen ſind. Inzwiſchen da ich unwiſſend bin,

bin, mag irgend ein Anderer uns zeigen, daß in dem Neuen Teſtament unſer Heiland oder ſeine Apoſtel daſſelbe über den geſagt haben, der Blut vergießt, was in dem Alten Teſtamente geſagt worden iſt. Zeiget mir dies in dem Neuen Teſtament, und dann muß es unſer Führer ſein.“ — Die herzlichſte Zuſtimmung folgte dem Schluſſe von Tati's Rede, und ſeine Appellation an das Evangelium ſchien viele Schwierigkeiten und Zweifel zu entfernen, die in Bezug auf die Anwendbarkeit der Autorität der Bibel auf den vorliegenden Fall noch in den Gemüthern ſchwebten. Zunächſt erhob ſich Pati, ein Häuptling und Richter von Eymer, früher Oberprieſter von Oro, und der Erſte, der auf Gefahr ſeines Lebens den Götzendienſt abgeſchworen hatte. „Meine Bruſt,“ rief er aus, „iſt voll von Gedanken, Ueberraſchung und Entzücken. Wenn ich um mich blicke, in dieſem Fare burera (Gotteshauſe), in welchem wir verſammelt ſind, und bedenke, wer die ſind, die hier ſüßen Rath mit einander faſſen, ſo iſt dies Alles für mich mea huru e (ein Gegenſtand des Staunens) und mea faa oaoa te aau (ein Ding das mein Herz erfreut). Tati hat die Frage entſchieden; denn iſt es nicht das Evangelium, das unſer Führer iſt? Und wer kann (darin) ein Gebot finden, den Tod zu geben? Ich weiß viele Stellen, die verbieten, aber ich weiß nicht eine einzige, die gebietet zu tödten. Aber dann erwächſt ein anderer Gedanke in meiner Bruſt, und wenn ihr meine kleine Rede hören wollt, ſo werdet ihr wiſſen, was es iſt. Geſetze, diejenigen zu ſtrafen, welche Verbrechen begehen, ſind gut für uns, aber ſaget mir, warum Chriſten ſtrafen? Iſt es, weil wir zornig ſind, und Vergnügen darin finden, Schmerz zu verurſachen? Iſt es, weil wir die Rache lieben, wie wir thaten als wir Heiden waren? Keines von dieſen. Chriſten lieben die Rache nicht; Chriſten ſollen nicht zornig ſein, ſie dürfen kein Vergnügen daran finden, Schmerz zu verurſachen. Deshalb alſo ſtrafen Chriſten nicht. Geſchieht es nicht, damit wir durch die Leiden,

die auferlegt werden, den Verbrecher abhalten, ſein Verbrechen zu wiederholen, und Andere abſchrecken, zu thun, wie er gethan hat? Gut denn, weiß nicht Jedermann, daß es eine größere Strafe ſein würde für immer von Thahiti auf eine wüſte Inſel verbannt ſein, als in einem Augenblicke den Tod zu leiden? Und kann der verbannte Mann hier wieder einen Mord begehen? Und würden nicht Andere durch eine ſolche Strafe mehr geſchreckt werden, als durch eine, die das Leben hinwegnimmt? So iſt mein Gedanke, daß Tati Recht hat, und das Geſetz am beſten ſo bleibt, wie es geſchrieben iſt." — Einer der Taata rii oder kleinen Leute, ein Diſtrict-Abgeordneter trat jetzt auf und wurde mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit angehört als die hohen Herrſchaften, welche vor ihm geſprochen hatten. Er ſagte: „da kein Anderer aufſteht, ſo will ich meine kleine Rede machen, weil mehrere angenehme Gedanken in meiner Bruſt erwachſen ſind, und ich wünſche, daß ihr ſie hört. Vielleicht iſt alles Gute und Nothwendige von den Häuptlingen bereits geſagt worden; aber da wir nicht zuſammengekommen ſind, um dies oder das Geſetz anzunehmen, weil ein großer Mann es empfiehlt, ſondern wir, die Taata rii eben ſo wie die Häuptlinge alle unſere Gedanken zuſammenwerfen ſollen, damit die Verſammlung aus dem ganzen Haufen die aufrecht ſtehen laſſe, welche die beſten ſind, woher ſie auch kommen, — ſo iſt dies mein Gedanke, Alles was Tati geſagt hat, war gut; aber er erwähnte nicht, daß ein Grund zum Strafen iſt — wie ein Miſſionair uns ſagte, als er uns das Geſetz las — den Verbrecher wo möglich wieder gut zu machen. Nun, wenn wir einen Mörder tödten, wie können wir ihn beſſer machen? Aber wenn er auf eine wüſte Inſel geſandt wird, wo er ganz allein iſt, und gezwungen, für ſich ſelbſt zu denken, ſo mag es Gott gefallen, die böſen Dinge in ſeinem Herzen ſterben und gute darin wachſen zu laſſen. Aber wenn wir ihn tödten, wohin wird ſeine Seele gehen?" — Andere ſprachen in ähn-

licher Anſicht, und der Erfolg war der einſtimmige Beſchluß, daß die Verbannung, nicht der Tod die Strafe der Mörder ſein ſollte *).

Kann man ſich etwas Herzerhebenderes denken, als dieſe Verhandlungen? Wir ſagen kein Wort weiter über dieſen Gegenſtand, ſondern überlaſſen es der Prüfung jedes Unbefangenen, wer von beiden Partheien, ob die Kotzebue-Beechyſche oder die Miſſionairiſche, Recht haben möge? ob es gerecht ſei, den Miſſionairen den Vorwurf zu machen, ſie hätten ſich um den Erfolg gebracht, den ſie mit mehr Geduld und weniger Ehrgeiz hätten bewerkſtelligen können? wenn auch die Wahrheit der beiderſeitigen Behauptungen nur in der Mitte liegen ſollte. Wir übergehen es, daß Herr Beechy dieſe Verſammlung ein Scheinparlament nennt, welche zu den Albernheiten zu zählen ſei, und demnächſt ſich luſtig macht über den dortigen Aava-rai (Unterſuchungsrichter), welcher in eine lange, ſchön gefaltete, mit Franzen verbrämte Strohmatte gekleidet, die zum Durchſtecken des Kopfes mit einer aufgeſchlitzten Oeffnung verſehen geweſen; der eine Perücke von aufgedrehten Schiffsſeilen auf dem Kopfe gehabt, und übrigens ohne Strümpfe, Schuhe und Beinkleider erſchienen ſei, da die Mode, ſie ſei auch noch ſo albern, unter allen Zonen ihr Recht behauptet, und gehen zur Beantwortung der übrigen Beſchuldigungen über.

„Die Otahaiter hätten von der Civiliſation nichts als die Laſter entlehnt, durch welche ſich dieſelbe entehrt“ ꝛc. Wir haben dies ſchon oben widerlegt. Von der Civiliſation brauchten ſie keine Laſter mehr zu entlehnen; denn ſie hatten bei ihrer Entdeckung die Summa derſelben, wie ſolches aus der Reiſebeſchreibung Cook's hervorgeht, Heidenthum, Menſchenopfer, Wolluſt, Völlerei, Kindermord u. ſ. w.

---

*) Siehe auch Miscellen von Dr. Fr. Bran, 1832 4tes Heft, und Maltens Weltkunde.

„Darum ſei die Unſittlichkeit gräßlich empörend, Trunkſucht, Faulheit und die verworfenſte Lüderlichkeit wären die Folgen davon; Otahaite ſei ein großes Hurenhaus zu nennen." Wir haben bereits zugegeben, daß der moraliſche Zuſtand jener Bewohner ein noch immer beklagenswerther ſein möge, bleiben aber dabei, daß es ungerecht ſei, deswegen die Miſſionaire anzuklagen. Iſt es denn bei uns anders? Iſt etwa unſer Zuſtand in dieſer Beziehung vielleicht nicht noch beklagenswerther? Gleichen wir nicht, in Wahrheit geſagt, einer ſchön übertünchten, aber im Innern morſchen Wand? Herrſchen bei uns chriſtlichen hochgebildeten Europäern nicht auch Mord, Raub, Diebſtahl, Hurerei u. ſ. w.? welche wir — wie ſie der Herr Verfaſſer des Aufſatzes in der kritiſchen Prediger-Bibliothek nennt — den verchriſtlichten Inſulanern vorwerfen. Die Südſee-Inſulanerin läßt ſich durch eine Spielerei, z. B. durch ein Brummeiſen, welches für ſie gewiß einen hohen Werth hat, zu jeder gedenklichen Gunſtbezeugung verleiten; bei uns thut ein Putz oder ein Stück Geld in mehren Fällen eine gleiche Wirkung. Beweiſen die zahlloſen unehelichen Geburten, die Kindermorde, die Bordelle, die Kriminal-Unterſuchungen wegen Blutſchande und Sodomiterei nicht hinlänglich, daß Herr Beechy den Splitter im Auge des Andern geſehen, ſeines Balkens aber vergeſſen habe. Iſt Otahaite ein großes Hurenhaus, was iſt denn ganz Europa (insbeſondere England) anders? Die zahlloſen Bordelle in den großen Hauptſtädten, insbeſondere in London, die nichtswürdigen Kupplerinnen beinahe in jeder Straße, die der Venus vulgivaga heimlich ihre Tempel errichten, die Jugend an ſich locken und vergiften, zu deren Altären Hohe und Niedrige wallfahrten, liefern den ſprechendſten Beweis. Iſt bei uns etwa Trägheit u. Faulheit nicht zu Hauſe? obgleich wir erleuchtete Chriſten ſein wollen. Man verſetze uns einmal in ein Land, in welchem nichts fehlt, um das Leben angenehm zu machen, in dem das Uebel des Reichthums und der Armuth nicht bekannt iſt, wo

man an jedem Aſte des nächſten Baumes die kräftigſte Frucht zur Erhaltung des Lebens findet, wo Schweine, Geflügel und Fiſche in reicher Fülle vorhanden ſind, kurz wo man, wie in Otahaite, zur Befriedigung aller Bedürfniſſe, Alles vorfindet, und wir wollen ſehen, wie es mit unſerm Fleiße beſchaffen ſein wird?

„Die Beſchäftigungen der Südſee-Inſulanerinnen ſind nicht der Rede werth, und die Gegenſtände derſelben die Befriedigung ihrer Eitelkeit. Sie glätten ihre Strohhüte, bereiten das Mahl, reihen Kügelchen an einander zu Ohrringen oder Ringen, ſpielen auf der Maultrommel oder wälzen ſich auf den Lagermatten." Iſt es denn bei uns anders? putzen und glätten unſre Damen nicht etwa den ganzen Tag, reihen ſie nicht auch Kügelchen an einander, wenn auch nicht zu Ringen, ſo doch zu tauſend andern — ſehr oft — ganz unnützen Dingen; ſpielen ſie nicht auch, zwar nicht auf der Maultrommel, ſo doch auf dem Pianoforte, und wälzen ſie ſich nicht ſtatt auf den Lagermatten auf den Sophas oder Ottomanen? Wer von uns macht ihnen deshalb einen Vorwurf? Thun ſie nicht noch etwas weit ſchlimmeres, wie jene Inſulanerinnen? Wie oft verdrehen ſie ihr Gehirn durch das Leſen nichtswürdiger Bücher, während jene doch in der Bibel leſen, welche dieſe kaum mehr kennen; wie oft ſündigen ſie in ihren Kaffee- und Thee-Geſellſchaften gegen das achte Gebot, indem ſie über die Ehre ihres Nächſten herfallen u. ſie unbarmherzig zerfleiſchen.

Und wie ſteht es mit dem Hange zum Trunke? Wir müſſen mit Wehmuth bekennen, daß wir auch in dieſer Beziehung den Südſee-Inſulanern nicht nachſtehen. Man ſehe nur die Steuerliſten der geiſtigen Getränke nach; man zähle die Schankſtätten in den Städten und auf dem Lande; man beſuche die Weinkeller, Gaſthäuſer und Kneipen; man merke nur auf die aus den Städten nach ihrer Heimath zurückkehrenden trunkenen Landleute aus der niedern Volksklaſſe, und man wird erſtaunen darüber, zu welcher Virtuoſität wir es im Trinken gebracht haben. Und wer von uns

— frage ich — wollte wohl wegen aller dieſer Uebel unſern Lehrern der Religion einen Vorwurf machen?

Wir glauben durch das Vorſtehende ſowohl Herrn v. Kotzebue als Herrn Beechy hinlänglich widerlegt zu haben. — So große Achtung wir auch vor dem durchdringenden Verſtande und Beobachtungsgeiſte der gedachten Herren haben, ſo können wir ihnen doch in dem vorliegenden Falle, nach dem Gegebenen, kein richtiges Urtheil zutrauen; ja wir müſſen ihnen vielmehr den Vorwurf machen, daß ſie von ihrem Talente nicht den rechten Gebrauch gemacht und ſich wahrſcheinlich von einigen mit den Miſſionairen mißvergnügten zerfallenen Inſulanern etwas haben vorſchwatzen laſſen, was ſie unbedingt als wahr angenommen haben, und nun, unter Vorwürfen an die Miſſionaire, der Welt mittheilen, wozu beigetragen haben mag, daß ſie — wie ſie ſelbſt geſtehen — der Sprache jener Inſulaner nicht vollkommen kundig geweſen ſind; daß es ihnen aber hauptſächlich an chriſtlichem Elemente, der Liebe, fehle, weil ſie ſonſt auf Nachrichten durch ſogenannte ungewaſchene Mäuler nicht Männer verunglimpft haben würden, die von uns den herzlichſten Dank dafür verdienen, daß ſie vermöge der Macht des chriſtlichen Geiſtes, nicht aus Ehrgeiz, über jene Inſulaner herrſchen, um ſie auf dem einmal betretenen Wege des Heils zu leiten, und welche die ihnen gemachten Vorwürfe um ſo ungerechter treffen, als man bei ihrer Anklage alles nur im allgemeinen andeutet, und keinen einzigen haltbaren Beweis für dieſelbe geführt hat.

Mit großem Abſcheu und Widerwillen wenden wir uns aber von der Ungerechtigkeit des Verfaſſers des Aufſatzes in der Röhrſchen Prediger-Bibliothek über dieſen Gegenſtand. Wer ehrenwerthe Männer, ohne die Gründe dafür und dawider zu prüfen, fromme Schwindler, gleißneriſche Hierarchen nennen; wer geradezu, gegen alle Wahrheit, ſchreiben kann, Kotzebue

und Beechy hätten alles was ſie ſchrieben, mit unwiderleglichen Beweiſen beurkundet: den trifft der Vorwurf mit Recht, welchen er Andern macht, und man muß vor ihm, wie vor den Wölfen in Schaafspelzen, warnen. Wie es mit den erwähnten unwiderleglichen Beweiſen ausſieht, haben wir ſattſam dargethan. Wir rufen ihm alſo nur noch zu: „Du ſollſt kein falſch Zeugniß reden von deinem Nächſten, ſondern Gutes von ihm reden und alles zum Beſten kehren.“

Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Reg.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

Vierter Abſchnitt.

§. 36. Daß das Weichſelthal, welches mit dem Friſchen Haff in Verbindung ſteht, ehemals ſo hoch mit Waſſer beſtanden geweſen, daß Schiffe bei Culm gelandet, iſt eine alte unbegründete Sage, denn überblickt man das Thal des Weichſelſtroms von der Anhöhe, auf der die Stadt Culm liegt, ſo wird es klar, daß dieſer Behauptung nur ein Irrthum zum Grunde liegt. Nach der vaterländiſchen Geſchichte iſt die Stadt Culm im Jahre 1232 bei Althaus in dem Thal des Weichſelſtroms angelegt, hat aber in dieſer Lage durch Ueberſchwemmungen ſo ſehr gelitten, daß ſie im Jahre 1254 auf die Anhöhe, auf der ſie jetzt liegt, verlegt werden mußte. Wenn Schiffe gelandet ſein ſollen, ſo konnte dies nur da geſchehen, wo die Stadt früher lag, im Thale des Weichſelſtroms, welcher früher ſeinen Lauf

am Fuße der Anhöhe, auf der jetzt die Stadt Culm liegt, gehabt hat, wovon ich zur Stelle um ſo mehr überzeugt worden bin, als ſich das Strombett in der Thalebene fortwährend zu verändern ſtrebt. Der Handel und die Schiffahrt bis Culm und Thorn wurde damals mit Schweden, Dännemark, Niederland, England und Deutſchland ſehr betrieben; dies ſetzt jedoch keineswegeſ voraus, daß eine hohe Ueberſtauung der ganzen Niederung ſtattfand, ſondern nur ein tieferes Bett des ſchiffbaren Stroms in der Thalebene ſelbſt. — Wenn gleich angenommen wird, daß der Weichſelſtrom ſehr hoch, wie z. B. (nach Denon und demnächſt von Wiebeking beſchrieben) der Nil am Nilometer 24 Fuß 6 Zoll angeſchwollen ſei, ſo iſt dieſer Waſſerſtand bei dem Fluthwaſſer im Weichſelſtrom doch nur vorübergehend geweſen und nicht als die gewöhnliche Tiefe wegen der Unebenheiten in der Thalfläche anzunehmen. Dieſer Waſſerſtand iſt aber noch lange nicht hoch genug, um mit Schiffen bei der jetzigen Stadt Culm landen zu können, und es würden dadurch ſchon Danzig und Elbing mit deren Umgegenden ganz unter Waſſer geſetzt worden ſein. Auch müßte dann der Waſſerſtand im Friſchen Haff weit höher geweſen ſein.

§. 37. Vom Jahre 1400 hat die Schiffahrt nach Culm und Thorn ſehr gelitten, beſonders weil der Verkehr und Handel in Danzig ſehr emporſtieg. Es nahmen die Untiefen in dem Bette des Weichſelſtroms immer mehr zu, wegen der Verbreitung durch das Abſpühlen der Ufer u. durch das Lagern des Sinkſtoffes, ſo daß nach dem alten vaterländiſchen Geſchichtſchreiber Hartknoch der Waſſerſtand in dem Weichſelſtrom im Sommer des Jahres 1684 ſo niedrig war, daß keine Weichſelkähne von 15 bis 18 Laſt hinaufgehen konnten. Nach Hartknochs Anzeige iſt der Nogat- und Weichſelſtrom im Jahre 1410 äußerſt klein, und im Jahre 1473 der Waſſerſtand im Weichſelſtrom ſo niedrig geweſen, daß man durch das Strombett bei

Thorn und Graudenz hat durchgehen können. Dieſer weitern Verflachung des Strombettes hat man in neuern Zeiten durch Waſſerbauwerke vorzubeugen geſucht, wodurch auch bis jetzt der ſchiffbare Waſſerweg unterhalten worden iſt. — Die Verflachung nahm auch in dem Elbingfluß dergeſtalt zu, daß die Ausmündung des Fluſſes im Friſchen Haff im Jahre 1682 geräumt werden mußte; erſt den 22. Auguſt deſſ. J. konnte das erſte Schiff wieder einlaufen und bis Elbing hinaufgehen, welches in vielen Jahren nicht mehr möglich geweſen war.

Fünfter Abſchnitt.

§. 38. Ich gehe nun zur nähern Beſchreibung der in der Nehrung entſtandenen Durchbrüche über. — Das Seegatt bei Lochſtädt war, wie ſchon vorhin bemerkt, das erſte, welches unter gehöriger Aufſicht ſtand, und hieß: das Elbinger Tief, weil die Elbinger es ſich als ihres Vorhafens bedienten. Dieſe Erdzunge zwiſchen der Oſtſee und dem Friſchen Haff, wo früher die Durchfahrt bei Lochſtädt war, iſt jetzt nur noch 290 laufende Ruthen breit und 10 bis 15 Fuß über dem Waſſerſpiegel erhaben; ſie wird durch Anpflanzungen vor Durchbrüchen geſichert, indem häufig tiefe Einriſſe in dem ſandigen Boden durch die Stürme und Sturmfluthen entſtanden, welche wieder eine Verbindung des Haffs mit der See befürchten ließen. Zu dieſem Behuf werden Fangzäune zur Anhegerung des Seeufers oder Seedeichs gezogen, und ſpäter mit Pflanzungen und Beſamungen von Sandroggen, Sandhafer, Weiden, Erlen und andern Laub- und Nadelhölzern verſehen. Das ſteile Ufer wurde hier von den ſtürmiſchen Wellen der Oſtſee ſehr angegriffen und abgebrochen; endlich iſt es jetzt gelungen, den Sand am Fuße des Ufers durch Fangzäune anzuhegern und das Ufer zu doſſiren, welche Methode in ähnlichen Fällen zur Nachahmung zu empfehlen iſt. — Das Seegatt bei Lochſtädt verflachte, wie ſchon vorhin bemerkt, im Jahre 1311, und

zwar ſo, daß die Schiffe darin nicht gehen konnten, und im Jahre 1395 war die Verlandung völlig geſchehen. Nach dem alten Geſchichtsſchreiber Leo wurde auch ſchon im Monat Auguſt 1311 ein Tief zwiſchen Vogelſang und Schmergrube, welches letztere Dorf jetzt verſandet iſt, verſchüttet; ein Umſtand, der für die Entſtehung der Friſchen Nehrung, durch die Lagerung des Sandes, von dem ſüdlichen Ende ausgehend, ſpricht.

§. 39. Nach der Verſandung des Lochſtädtſchen Seegatts wurde nicht das Tief gerade über Roſenberg, ſondern zwiſchen Schmerberg und Voglers zur Schifffahrt, wie vorhin bemerkt, gebraucht; es hieß das erſte Balgaſche Tief, und gehörte als Vorhafen zu Elbing. Auch benutzten ſolches die Städte Königsberg, Braunsberg, Thorn und Culm. — Elbing erhielt im Jahre 1341 vom Hochmeiſter Dietrich die Erlaubniß, das Pfahlgeld von den durch das Seegatt gehenden Waaren, und zwar von der Mark als Werth der Waaren, 2 Pfenninge zu erheben; wozu zwei Mitglieder des Magiſtrats beauftragt wurden, welche zugleich die Waſſerbaue ꝛc. im Seegatt beſorgten. Nun erfolgte im Jahre 1395 auch hier die Verſandung, und ſo entſtand das zweite Balgaſche Tief, nämlich bei Alttief gerade über Roſenberg. Auch dieſes Tief gehörte zu Elbing, und der Magiſtrat legte den übrigen vorgenannten Städten über die Einnahme der Pfahlgelder und über die Baukoſten Rechnung ab, ſchoß oft auch Koſten zu, wenn die Einnahme nicht hinreichte, um nur eine ſichere Waſſerfahrt für den Handel zu erhalten. Im Jahre 1422 nahm der Hochmeiſter ꝛc. v. Sternberg der Stadt Elbing die Aufſicht über das Seegatt bei Alttief ab, wovon die Urſache nicht bekannt iſt, und trug ſie der Stadt Königsberg auf *).

*) Was alſo früher war, iſt ſpäter wieder eingeführt worden, nämlich daß jetzt der Kaufmannſchaft zu Königsberg, Memel, Elbing und Braunsberg die Unterhaltung der Hafenanſtalten und Bauwerke unter der Controlle des

§. 40. Im Jahre 1430 wurden ſchon Fangzäune, jedoch nach keinem gründlichen Syſtem, zur Sicherung der Nehrung und des Hafens angelegt; das Holz und Strauch wurde aus dem Walde bei Pillau genommen, und die Arbeiter wurden aus den Aemtern aufgeboten; ein Beweis, welchen Werth man damals ſchon auf die Erhaltung der Nehrung legte. — Im Jahre 1456 verſenkten die Danziger 5 alte Schiffe, mit Sand und Steinen angefüllt, in das Tief, um es zu verhindern, daß dem Orden Verſtärkung, Munition, Proviant u. ſ. w. aus Liefland zugeführt wurde. Dies geſchah damals, als das Land wegen der übeln Behandlung dem Orden ſchon den Gehorſam aufgeſagt hatte. Dabei werden auch merkantiliſche Gründe angeführt, um den Handel allein in Danzig zu haben; jedoch ſcheint erſterer Grund der wichtigſte geweſen zu ſein. Beim Abfall der Städte vom Orden zerſtörten die Danziger den Hafen bei Memel. Endlich wirkte dieſem Unfug der Markgraf Albrecht kraftvoll entgegen, und der Handel belebte ſich wieder *). — Nach dem 13jähr. Kriege ward dem Orden im Jahre 1466 das Tief oder Seegatt nebſt der Einnahme der Zölle, Fiſcherei u. ſ. w. überlaſſen, und nun ward es auch mit vielen Koſten wieder ſchiffbar gemacht. Im Jahre 1520 verſenkten die Danziger abermals 2 Schiffe mit Steinen, um dem

---

Staats übertragen worden iſt, und zwar in Pillau und Königsberg der Kaufmannſchaft, in letzterer Stadt ſeit dem 1. Juni 1810. Eben ſo wurde den 1. Juni 1808 in Memel der dortigen Kaufmannſchaft, und den 23. April 1809 die Hafenbauwerke ꝛc. in Elbing der Kaufmannſchaft daſelbſt, desgleichen auch der Kaufmannſchaft in Braunsberg die Hafenbauwerke bei Pfahlbude, und dem Magiſtrat in Frauenburg der dortige kleine Hafen übertragen.

*) Auf ähnliche Art wurden auch in Holland im J. 1572 die Ausmündungen einiger ſchiffbaren Ströme von den benachbarten Städten aus Neid verflächt, und ſo zerſtörte ſchon damals erbärmlicher Eigennutz die wichtigſten Anlagen.

Digitized by Google

Orden die Zufuhr abzuſchneiden, weil er mit den Polen Krieg führte, an welchem die Danziger Theil nahmen. Da die Fahrt noch nicht ganz geſperrt war, ſo verſenkten ſie noch mehrere Fahrzeuge, und zwar den 8. Juni deſſ. J. 4 Weichſelkähne, und den 2. Juli abermals 2 Kähne dieſer Art. Dieſe Operation ward aber durch das Ordensvolk oder die bewaffnete Macht bei einem kräftigen Angriff und durch einen heftigen Sturm zum Theil verhindert. — In frühern Zeiten wurden die Durchbrüche in der Nehrung, welche die Mündungen des Haffs mit der Oſtſee bildeten, von den alten Preußen gegen den Deutſchen Orden tapfer vertheidigt, und im Jahre 1237 ließ Heinrich Markgraf von Meißen auf dem Friſchen Haff 2 Kriegsſchiffe bauen, um ſolches von den Seeräubern (worunter wahrſcheinlich die alten Preußen verſtanden ſind) zu reinigen.

§. 41. Das jetzige Tief bei Pillau entſtand den 16. September 1510, wie ſchon vorhin bemerkt, bei einem heftigen Nordweſtſturm; hat ſich auch bis jetzt mit Hülfe der dem Zwecke entſprechenden Bauwerke erhalten. Zur Ueberſicht der jetzigen Situation der Friſchen Nehrung, des Haffs, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. wird die v. Schrötterſche und ꝛc. Engelhardtſche Karte von Preußen, ſo wie auch die Karte, welche ich meinen Bemerkungen über die Gewäſſer, die Oſtſeeküſte und die Beſchaffenheit des Bodens im Königreich Preußen (Königsberg 1829) beigefügt habe, dienen können.

§. 42. Die Friſche Nehrung iſt wegen ihrer Entſtehung und Erhaltung durch Seeuferbauwerke und Anpflanzungen zur Feſtlegung der Sandmaſſen für den Hydrotechniker ſehr wichtig. Um in Zukunft ihre Veränderungen gehörig beurtheilen zu können, dürfte es nicht unpaſſend ſein, hier einige Bemerkungen über ihre gegenwärtige Beſchaffenheit u. Größe anzuführen. — Die Friſche Nehrung iſt von der Spitze von Pillau an, bis zum Grenzhauſe zwiſchen dem Oſtpreußiſchen und Danziger Regierungs-Departement, 3 Meilen,

von da bis Bodenwinkel an dem ſüdlichen Ende des Haffs $4\frac{1}{2}$ Meilen lang, und verbindet ſich da mit der Niederung. — Im Jahre 1801 war nach dem vom Lieutenant Jachnick ſpeciell aufgenommenen Situationsplan von einem Theile der Nehrung, die Spitze der Nehrung von Oſten nach Weſten 55 Ruthen breit, und vor derſelben lag in dem Seegatt über dem Waſſerſpiegel noch eine Sandplatte, 12 Ruthen breit und 33 Ruthen lang. Letztere iſt nach der Zeit wieder fortgeſpühlt, weil ihr Daſein der Strömung und dem Waſſerſtande untergeordnet war. Bei Neutief iſt die Nehrung 220 Ruthen breit; bei Schüttkolk 128 R.; beim Möwenhaaken 270 R.; beim Danziger Haaken 280 R.; beim Krähenbruch 180 R.; bei Alttief 333 R.; bei der kleinen Bucht 200 R.; bei der großen Bucht, an dem ehemaligen Tief, jetzt Klein-Tafel genannt, nur 100 R.; beim Waſchhaaken 370 R.; beim Grenzhauſe 300 R.; bei Polsk 250 R.; bei Böglers 500 R.; bei Kahlberg 560 R.; bei Prebbenau 750 R.; und bei Bodenwinkel am ſüdlichen Ende 500 R. breit. An der letztern Stelle verbindet ſich die Nehrung mit der Niederung und dem höher liegenden, zum Theil mit Wald beſtandenen Terrain; jedoch iſt dieſer Strich Landes zwiſchen der Oſtſee und dem Weichſelſtrom etwa eine Meile von Danzig, ohnfern des Dorfes Neufähr, nur kaum 120 Ruthen breit, und der Sandflug iſt auch hier nur durch Anpflanzungen möglichſt gehemmt worden.

§. 43. Der mit Wald beſtandene Blocksberg ſcheint auf die Entſtehung der Nehrung vorzüglich gewirkt zu haben, indem ſich dahinter zwiſchen der Haff- und der Seeufer-Strömung der Sand lagerte. Die Wälder ſind zur Deckung und Feſtlegung der Sandmaſſen für die Nehrung äußerſt wichtig, und bedürfen einer ſorgfältigen forſtwirthſchaftlichen Behandlung zu ihrer Erhaltung, worauf von den Behörden beſonders Rückſicht genommen wird. — Der im Jahre 1801 vom ꝛc. Jachnick aufgenommene Situations-

plan von der Friſchen Nehrung, der den Theil von der Nehrungsſpitze an bis hinter Alttief auf 2 Meilen Länge umfaßt, gleicht einer Gebirgskarte *). Die Sanddünen und Kuppen ſcheinen Gebirgszüge im verjüngten Maßſtabe zu ſein, und die tief liegenden Stellen bilden zwiſchen den 60 bis 80 Fuß hohen Sandhügeln ſchöne Wieſenflächen, worauf die Baumgruppen von verſchiedenem Laubholz angenehme Parthien zeigen. Dieſe Flächen werden zuweilen bei anhaltenden Stürmen aus Südweſt, Weſt und Nordweſt, wenn der Abfluß aus dem Haffe gehemmt wird und aus der Oſtſee das Waſſer ſtark zurück ſtaut, völlig überſchwemmt, wodurch die Vegetation dann noch mehr zunimmt. — Durch die großen Sturmfluthen am 13., 14. und 17. Dezember 1824 und am 3. Januar 1825 ſtanden ſämmtliche Flächen auf der Nehrung am Haff mehrere Fuß unter Waſſer, welche beinahe $\frac{1}{3}$ der ganzen Nehrung betrugen. — Die Grundlage der Nehrung beſteht hier nicht, ſo wie die Kuriſche Nehrung bei Roſſitten, aus ungleichen Erdarten, nämlich aus urſprünglichem Boden und gelagertem Sande, ſondern nur aus Sand, worauf ſich nun die Hügel oder Dünen gebildet haben, zu deren Entſtehung zum Theil manche Pflanzen beitragen, die im Winter immer ſo hoch vom Flugſande verſchüttet werden, als ſie im Sommer aufgewachſen ſind **). Solche Hügel oder Kuppen, welche oft nach

*) Da ſich die Situation, wegen der Sandmaſſen der Dühnen, welche durch Stürme und Fluthen oft bewegt werden, ſeit dem Jahre 1801 ſchon ſehr verändert hat, ſo wird jetzt, um die Anlage der Dühne-Dämme oder See-Deiche und Anpflanzungen gehörig überſehen zu können, eine neue Aufnahme der Situationspläne von der Spitze der Nehrung von Pillau an, bis zur Gränze des Verwaltungs-Bezirks der hieſigen Königl. Regierung, auf 3 Meilen Länge, bewirkt, und dieſe werden dann jährlich, durch ſogenannte Klappen, zur geſchichtlichen Karte berichtigt werden.

**) Der Boden im Bette des Haffs beſteht aus Schluff oder auch aus ſchwarzgrauem Lehm, imgleichen

Digitized by Google

dem Haff oder der öſtlichen Seite ganz ſteil ſind, oder gleichſam überhängende Lawinen bilden, ſo lange wie der Sand feucht iſt, werden wieder nach dem Geſetz der Schwere und durch Stürme angegriffen und füllen die Tiefen an, wodurch beſonders ſüdlich hinter Alttief die ſchönen Brücher und Laubholz-Waldungen nach und nach verſchüttet werden. So geht auch hier die Umſchaffung fort, weil nie Ruhe in der Natur iſt. Die Umſchaffung und Umwälzung dieſer Sandmaſſe, die ſich auf der Nehrung von der Oſtſee nach dem Haff, oder von Weſten nach Oſten bewegt, iſt noch ſehr merklich.

§. 44. Nur durch Anpflanzungen und Waldbeſaamungen kann eine Benarbung und Feſtlegung des Flugſandes hervorgebracht werden, womit gegenwärtig noch fortgefahren wird. — Früher war die Nehrung durchgängig mit Wald beſtanden, beſonders mit Erlen und auch Kiehnbäumen, wovon die Stubben und Ueberreſte in dem Durchriß bei Alttief und andern Orten oft unter dem vom Winde fortgewehten Sande zum Vorſchein kommen. Die Wälder auf der Nehrung ſind ſchon öfter zerſtört worden; ſo brannten die Koſaken den 5. Mai 1734 die ganze Danziger Nehrung bis Polski ab. (Siehe Kunde Preußens 6ter Band 1ſtes Heft.) Auch am Rande der Oſtſee, zwiſchen Pillau und Alttief, ſind gewöhnlich Stubben von großen Bäumen ſichtbar, und beweiſen das frühere Daſein eines großen Waldes. Die Zerſtörung dieſer Wälder iſt theils durch die Naturwirkung, aber zum größten Theil durch Menſchen, beſonders bei Kriegsoperationen, ſo wie es uns die Geſchichte lehrt, geſchehen. — Die Erle iſt beſonders auf der Nehrung einheimiſch, und hat daſelbſt die herrlichſte Vegetation. Die Kiehnen und Tannen ſind ſelten auf dem nördlichen Ende der

---

unter der aus Sand beſtehenden Nehrung bis in die Tiefe der Oſtſee, und gewährt auf der Rhede einen guten Ankergrund.

Nehrung hin, dahingegen ſind die kleinen Brücher mit vielen Gattungen von Laubhölzern beſtanden, welche im Wachsthum zu wetteifern ſcheinen. Von dem frühern Walde und Sandgräſern iſt auf den Ebenen der Nehrung zwiſchen den Hügeln eine 3 bis 6 Zoll dicke Rinde von Dammerde zurückgeblieben; ſie wird bei Ueberſtauungen oft ſtückweiſe vom Waſſer aufgehoben und mit den Fluthen fortgeführt. — Das Abbrechen der ſogenannten Eisdünen, nämlich wenn die obere Rinde der Sandmaſſe gefroren iſt und unterſpühlt wird, iſt für die Seedeiche oder Dünendämme ſehr nachtheilig.

§. 45. Auf der Friſchen Nehrung ſind jetzt nur folgende Oerter vorhanden, als: Neutief, auf der Nehrungsſpitze bei Pillau, beſtehend aus den Wohnungen des Strandreiters, des Poſthalters und einiger Bernſteinſchöpfer; Alttief, $1\frac{1}{4}$ Meilen von Pillau, wo nur die Wohnung des Strandreiters und einige Wohnungen für die Bernſteinſchöpfer vorhanden ſind, und dann das Gränzhaus zwiſchen Neutief und Alttief; auf dem Möwenhaaken wurde im Jahre 1825 das Gränzzoll-Offizziantenhaus; im Jahre 1827 das Waldwärterhaus im großen Bruche hinter Alttief, und im Jahre 1830 auf dem Möwenhaaken ein Schulhaus mit einem Betſaal erbaut; weiterhin liegen auf der Nehrung die Dörfer Polsk, Neukrug, Vöglein, Kahlberg, Prebenau, Vogelſang und Bodenwinkel. — Nach Hennebergs Karte von Preußen waren im Jahre 1595 auf der Friſchen Nehrung folgende Oerter vorhanden, als: Alttief, Zur Geſchütte, Neukrug, Fegler, Schmergrube, Kaleberg, Pilparnow und Vogelſang. Ueber die Nehrung führt eine Poſtſtraße von Pillau nach Danzig für Extrapoſten und die Reitpoſt *). Es iſt auch der Plan, behufs der ſichern Communication über das Seegatt und ſo weiter über die Nehrung, auf der Nehrungsſpitze öſtlich einen kleinen Bootshafen, worin die Fahrzeuge zum Ueberſetzen über das Seegatt bei

*) Erſtere iſt jetzt aufgehoben.

bei ſchnell eintretenden Stürmen in Sicherheit gebracht werden können, anzulegen.

§. 46. Die Reiſe über dieſen Sand- oder Erdſtreifen iſt bei ungünſtiger Witterung nicht angenehm und auch langweilig. Iſt aber die Witterung ruhig und milde, ſo hat dieſe Gegend viel Eigenthümliches und Angenehmes, beſonders des Nachts bei Mondſchein; alsdann erſcheint dieſe Gegend feierlich und erhaben. Aber eben ſo fürchterlich iſt es hier bei ſtürmiſcher Witterung, wo die Wellen dieſen Sandſtreifen der Nehrung zu durchbrechen und zu verſchlingen drohen. Die Sandgräſer und Kräuter, worunter es ſeltne Exemplare giebt, haben vielen nährenden Stoff, und das Vieh, welches hier nur in einer beſtimmten Anzahl, wegen der Schonung und Beförderung der Vegetation, gehalten werden kann, iſt ſtark und kraftvoll. — Die Brunnen, ſelbſt nahe am Ufer der Oſtſee, haben ſüßes und wohlſchmeckendes Waſſer; denn es wird durch die Seigerung durch den Sand geläutert *). Das Waſſer oder der Niederſchlag aus der Luft, welches die Sandhügel oder Dünen aufnehmen, wird von den Anhöhen, vermöge des hydroſtatiſchen Drucks, am Ufer der Oſtſee abgeſetzt, und dadurch werden oft gleichſam Quellen gebildet, welche auf den Sandplatten oder dem Vorlande am Ufer der Oſtſee ihren Abfluß ſuchen, und dann die Decke der Sandplatte im trockenen Zuſtande zu kleinen Hügeln heben, oder auf dieſen Flächen ſtellweiſe den gefährlichen mit Waſſer geſättigten Triebſand erzeugen. Von den Anhöhen der Nehrung hat man bei ruhiger Witterung eine angenehme Fernſicht; auf dem Haff kreuzen Schiffe und Fiſcherkähne thätig durcheinander, man ſieht die Seeſchiffe auf dem Waſſer-

*) Hier wäre es leicht, gebohrte oder ſogenannte arteſiſche Brunnen, welche jetzt wieder als eine neue Erfindung betrachtet werden, in den durch Diluval-Formation entſtandenen Sandmaſſen zu fertigen.

ſpiegel der Oſtſee mit vollen Segeln hinſchweben und unter dem Horizont nach und nach verſchwinden. Die ankommenden Schiffe erſcheinen wie ein Punkt am Horizont, nähern ſich immer mehr und mehr, und kommen dann oft bei günſtigem Winde in kurzem Zeitraum auf der Rhede vor Pillau oder im Hafen ſelbſt an. Auch die Anſicht der Stadt Pillau ſelbſt, als Vorhafen von Königsberg, zum Theil mit den flachen Dächern — weil keine hohe Häuſer der Feſtung wegen erlaubt werden — hat von der Nehrung aus viel Eigenthümliches, und giebt dem Landſchaftsmaler Stoff zu ſeinen Entwürfen. Pillau zeigt überdies das Bild einer raſchen und fortdauernden Vergrößerung. Im Jahre 1784 gab es hier 126 Feuerſtellen u. 1300 Einwohner; im Jahre 1802 dagegen ſchon 187 Feuerſtellen und 1970 Einwohner; im Jahre 1820 ſchon 243 Feuerſtellen und 2717 Einwohner. Und gewiß würde der Zuwachs noch ſchneller erfolgen, wenn der Flächenraum nicht ſo beſchränkt wäre und der Handel oft nicht ſo ſehr ſtockte. — Auf der Nehrung ſind die Gebüſche und Baumgruppen der Aufenthalt verſchiedener wilden Thiere, als Haſen, Füchſe u. ſ. w., und theils ſeltener Arten von Vögeln. Selbſt der Reiher horſtet hier auf den noch vorhandenen Kiehn- und Fichtenbäumen in den Brüchern hinter Alttief, und belebt dieſe ſonſt öde Gegend. Dieſe ſogenannten Brücher oder Gebüſche werden nicht allein von der Strandpolizei bewacht, ſondern auch noch durch Beſaamung und Anpflanzung für Königl. Rechnung jährlich erweitert.

§. 47. Die Oſtſee ſtrebt ſich auf den flachen Stellen der Nehrung, wo früher Durchbrüche waren, nämlich ſüdlich hinter Neutief bei Schüttkolk und dem ehemaligen Tief, hinter Alttief u. ſ. w. mit dem Haff zu verbinden. Vorzüglich iſt dies bei Sturmfluthen der Fall, wo die Wellen weit in die Nehrung hineinlaufen und die Schluchten zwiſchen den Sandbergen ſchnell erweitern. Doch wird dieſe Gefahr von Jahr zu Jahr geringer, da ihr durch die Seeuferbaue und

Anpflanzungen fortwährend entgegen gewirkt wird. Dieſe Verbindung der Oſtſee mit dem Haff würde für den Hafen in Pillau und für Königsberg die traurigſten Folgen haben; es würde das Seegatt und der Hafen ſogleich verſanden, verflachen und völlig eingehen, und dann wäre auch die Feſtung bei Pillau ganz zwecklos, denn ſie iſt nur des Hafens wegen da. — Die Beſchaffenheit der Feſtung Pillau betreffend, ſo beſchloß im Jahre 1770 der König Friedrich der Große ſchon, ſie gänzlich eingehen zu laſſen, und da nun nichts mehr auf die Unterhaltung und Feſtlegung des Flugſandes am Seeufer verwandt wurde, erfolgte auch die Verſandung der Werke mit ſchnellen Schritten. Der König Friedrich Wilhelm wollte dagegen die Feſtung erhalten, und die Wiederherſtellung geſchah unter der Leitung des Obriſtlieutenants v. Gonzenbach im J. 1790. Sie ward durch den Brigadier v. Laurenz im J. 1805 vollendet und wird jetzt ſorgfältig unterhalten. Dies giebt einen Beweis von den verſchiedenen Anſichten über die Nützlichkeit ſolcher Anlagen. — Im Herbſte des Jahres 1793 legte auch der Obriſtlieutenant v. Gonzenbach die Plantage bei Pillau, vorlängs dem Seeufer bis an die Anhöhe bei Alt-Pillau an, und hat ſich dadurch ein Denkmal geſtiftet, welches ſeinen Namen den Bewohnern Pillau's ſtets unvergeßlich machen wird.

§. 48. Um die Verbindung der Oſtſee mit dem Haff zu verhüten, ſind ſchon in frühern Zeiten bedeutende Anlagen, als Anhegerungszäune und Pflanzungen, auf den niedrigſten Stellen, ſo wie auch auf der Spitze der Nehrung bei Pillau ausgeführt, jedoch nach keinem beſtimmten Syſtem, wovon man bei der Ueberſicht der Projekte auf den Situationsplänen völlig überzeugt wird; daher entſprach der Erfolg den beabſichtigten Zweck nicht völlig *). Nach

*) In den Jahren 1800 und 1801 wirkte der jetzige Ober-Landes-Bau-Direktor Eytelwein in die Ausführung dieſer Anlagen kräftig ein, u. der Erfolg entſprach dem Zweck.

der Zeit ſind die Anlagen durch die Kriegsoperationen zerſtört, und bei den Unruhen hat die Unterhaltung nicht gehörig fortgeſetzt werden können. Die Nothwendigkeit ward nun aber immer ſichtbarer, ſo daß im Jahre 1816 die Dünen- oder Seeuferbaue und Anpflanzungen auf meine Anträge, die ſich auf abgehaltene Lokaluntersuchungen gründeten, unter der ſpeziellen Leitung des Hafenbau-Inſpektor Peterſon wieder fortgeſetzt werden mußten. — Der Herr Miniſter v. Bülow bereiſte im Jahre 1816 die Friſche und Kuriſche Nehrung, und da er ſich von der Wichtigkeit des Zweckes überzeugt hatte, bewirkte er, daß von Sr. Majeſtät dem Könige ein jährlicher etatsmäßiger Fond bewilligt wurde, ſo daß jetzt, der Deich- und Dünenbaukunde gemäß, jährlich mit der weitern Vervollkommnung der Dünen- und Seeuferbaue dergeſtalt fortgefahren wird, daß ein Jeder, und beſonders der Sachverſtändige, ſich von den günſtigen Reſultaten leicht überzeugen kann, was auch ſchon oftmals geſchehen iſt.

§. 49. Ueber die Seeuferbaue bemerke ich Folgendes. Die Dünen auf der Nehrung bilden die Seedämme oder die Seedeiche, und wenn ſolche durch Orkane und Sturmfluthen durchbrochen ſind, müſſen ſie durch Anhegerungen, mittelſt Fangzäunen, wieder hergeſtellt und dem Zwecke gemäß geformt werden. — Im Jahre 1812 wurde durch den Geh. Oberbaurath Cochius und mich, nach zuvor abgehaltener Lokal-Unterſuchung, längs der Oſtſeeküſte in Oſtpreußen für dieſe Bauten das folgende Syſtem feſtgeſetzt (wie ich ſolches auch ſchon in dieſen Prov.-Blättern 5ter Band Mai-Heft Seite 447 erwähnt habe): Die Seedämme werden horizontal und in möglichſt gerader Linie parallel zum Ufer gezogen, weil ſolche dann den beſten Widerſtand gegen Stürme und Wellen leiſten. Es werden ferner die Anpflanzungen mit den Seedeichen möglichſt parallel angelegt, die Krone oder Spitze der Sandkuppen von den durch Stürme und Sturmfluthen zerriſſenen hohen Dünen dadurch aufgelockert, daß die

Digitized by Google

Sandgräſer u. Wurzeln ausgeriſſen, u. ſo die Sandmaſſen zum Ebenen des Bodens dem Spiel der Winde preis gegeben werden. Die Doſſirungen dieſer Seedeiche, welche durch die Anhegerung des Sandes längs den Seedeichen geformt waren, werden nun auf beiden Seiten mit Sandroggen u. Sandhafer in ſogenannten Neſtern, und die dahinterliegenden Flächen oder Sandſchellen mit Neſterpflanzungen aus Weidenſtrauch (gemäß der praktiſchen Anweiſung zur Konſtruktion der Faſchinenwerke u. ſ. w., von dem jetzigen Oberlandes-Baudirektor Eytelwein im Jahre 1800 herausgegeben), und auch ſtreifenweiſe 1½ bis 2 Ruthen breit bepflanzt um den Sand zu lagern. Endlich werden die in Schutz liegenden Flächen mit Kiehn- und Erlenſaamen beſäet, und tiefer liegende Stellen zum Theil mit dem Pflug, in parallel laufenden Furchen 3 bis 4 Fuß von einander entfert, durchzogen, und in ſelbige kurzgehacktes Weidenſtrauch, als Stecklinge, etwa 9 Zoll lang, und eben ſo weit von einander, zum Aufkeimen, nämlich ſo, daß das eine Ende des Stecklings auf der Oberfläche des Bodens etwas vorſteht, gelegt. Auf der Friſchen Nehrung ſind ſeit dem Jahre 1818 bis 1824 ſchon auf 1900 Ruthen Länge in den Schluchten neue Seedeiche in gerader Linie gezogen, die zum Theil bis auf 11 Fuß hoch angewachſen ſind, und 17 Hufen Sandfläche durch Anpflanzungen von Laubhölzer, als Erlen ꝛc., Sandroggen, Sandhafer und Beſämungen feſtgelegt und zum Theil ſchon benarbt worden. Dieſe Anlagen werden noch immer weiter dem Zwecke entſprechend bis zur Gränze des Verwaltungs-Bezirks der hieſigen Königl. Regierung thätigſt fortgeſetzt, wovon ſich der beſte Erfolg mit Sicherheit erwarten läßt. Auf der Kuriſchen Nehrung hat ſich auch ſchon der günſtige Erfolg dieſes Verfahrens ſeit dem Jahre 1816 gezeigt und ſich zur Nachahmung empfohlen.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Jahre 1807.
(Beſchluß.)

Von Mühlhauſen ging es nach Knauten. Jeder Schritt auf dieſem Wege erinnerte mich an die unzähligen Schritte, die ich hier an der Seite des verehrungswürdigen Feldmarſchalls Kalkſtein, meines väterlichen Gönners und liebreichen Pflegers meiner erſten Dienſtjahre, gethan hatte, der dieſes ſein Tusculum ſo innig liebte, und bis in ſein hohes Alter ein Fußgänger war, der durch die Länge und Langſamkeit ſeiner Gänge ehe die Andern ermüdete, als ſelbſt müde ward. In Knauten hielt ich an, um mich bei dem General Sacken, der daſelbſt ſtand, zu melden. Der Wirthſchafter, den ich in frühern Zeiten als Schreiber an dieſem Orte gekannt hatte, kam mir mit ausgebreiteten Armen und mit lautem Wehklagen über den Unterſchied zwiſchen der jetzigen Zeit und der vergangnen entgegen. „Ach Gott!“ ſagte er, „der liebe ſeel. Herr, was würde der ſagen, wenn er wieder aufſtünde! Und alle meine ſchöne Ochſen! ſo eben laſſe ich den letzten ſchlachten.“ Von ganzem Herzen theilte ich ſeine Trauer über den erſten Verluſt, mit halbem Herzen auch die über den zweiten, und bat: mich bei der Ruſſ. Excellenz, die anjetzt bei ihm hauſete, zu melden. Das geſchah, und ich ward auch ſogleich angenommen. Ich mußte mich neben die Ruſſ. Excellenz auf daſſelbe Sopha hinſetzen, auf welchem ich ehedem Stunden lang an der linken Seite des guten ſeel. Feldmarſchalls (der zuletzt nur auf dem linken Ohr, und auf demſelben nur ſchwach hörte) geklebt hatte, und obgleich die gegenwärtige Ruſſ. Excellenz mir die Rechte gab, ſo erſetzte ſie mir dennoch nicht die geweſene Preußiſche. Uebrigens war die Begegnung äußerſt höflich, ſogar freundſchaftlich. Den Ruſſ. Ferman, den ich ihm ſogleich präſentirte, wollte er gar nicht leſen, und verſicherte: mein Wort ſei für ihn Beglaubigung genug. Darauf ging

es an ein Klagen über den gewaltigen Mangel an Lebensmitteln. Da ich aber verſicherte: es würde ſo eben ein Ochſe, und zwar der letzte, geſchlachtet, ſchien die Excellenz ſich zu beruhigen, und entließ mich ſo höflich und artig, als ich es nur immer hätte erwarten können. Beim Hinausgehen erzählte ich dem Wirthſchafter, wie der General gegen mich über Mangel geklagt habe, und er erwiederte: „Mein Gott!“ wie kann der gute General doch klagen! er hat mir ja ein Stück Brod gegeben, welches bei mir zu Ende gegangen war, und ein Glas Wein, das ich nun ſchon in Monaten nicht geſehen habe.“ So iſt denn alles in dieſer Welt relativ. Der General hatte ungleich mehr Genuß gehabt als der Wirthſchafter. Denn aus dem Abhub ſeines Tiſches, zu welchem ich eben ankam, war zu erſehen, daß er nichts weniger als gehungert hatte. Dennoch fand der General ſich gedrückt und der Wirthſchafter beglückt, erſterer weil er weniger, letzterer weil er mehr gehabt hatte als gewöhnlich. Dieſer, vielleicht nur durch die Macht der Umſtände, genügſam gewordene Mann, war auch gleich bereit, meinen armen bereits ganz leck gewordenen Huſaren einen Schnaps zu geben. „Denn,“ ſagte er, „wenn ich noch ſo viel hätte, bis Abend würde er doch zu Ende ſein.“ Wenn nun gleich dieſe Bewilligung beinahe in die Kathegorie der Einladung: „Nehmen Sie doch! es kommt ja doch nur für die Hunde,“ gehörte, ſo nahm ich es dennoch mit Dank an, ließ den Schnaps meinen Huſaren, die ihn mit einem gewiſſen, den Tönen nach unverſtändlichen, den Gebehrden nach aber ſehr verſtändlichen Wohlbehagen annahmen, reichen, ſetzte mich in meinen Präſidentenſtuhl und fuhr weiter.

Der Weg ging über den Spaniſchen Krug, Leidtkeim, Perkuiken, Schmoditten und Schloditten nach Pr. Eilau; lauter Oerter, die mir und einem wahrſcheinlichen Leſer dieſer Zeilen, dem ich in Gedanken wehmuthsvoll die Hand drücke, unter andern Umſtänden auf die intereſſanteſte Art

bekannt geworden *), und die anjetzt den Gräuel der Verwüſtung auf die herzzerſchneidendſte Art darſtellten. Ja, lieber Zimmermann, das ſchöne Schmoditten, nach deſſen Pfarrſtelle einen Jeden gelüſtete, wo wir einſt den Tempel des Herrn mit ſilbernen und goldenen Gefäßen prangend fanden, war anjetzt ein Ort des Jammers und der Zerſtörung, den alle Bewohner verlaſſen hatten und der auch für jetzt gar nicht bewohnbar war. Ein ſchreckliches Schneetreiben, das mich von Knauten ab angreifend verfolgte oder verfolgend angriff (denn es kam mir entgegen und verließ mich doch nicht), hinderte mich noch vielleicht manches zu ſehen. Es nahm ſo ſehr zu, daß ich beinahe am Leben hätte verzagen mögen, und daß ich mich in Abrahams Schooß glaubte, als ich endlich um halb 6 Uhr Abends das ganz zerſtörte Pr. Eilau erreichte.

Dieſer Schooß war zwar viel weiter, als ich zu meinem Unterkommen ihn verlangen konnte. Nur konnte ich den Umſtänden nach nicht erwarten, daß er bequem ſein werde. Das zeigte ſich auch nur zu bald. Bei der Natur meines Geſchäfts mußte ich immer zuerſt nach der erſten Verpflegungs-Behörde des Orts, alſo hier nach dem Königl. Amte fragen. Mit vieler Mühe, ſelbſt nach einigen Verirrungen, erreichte ich daſſelbe. Aber was hatte ich am Ende erreicht? Ein leeres Gemäuer, in welchem ich nach langem vergeblichen Suchen in einer ehemals bewohnbaren Stube einen auf der Erde liegenden, mit quasi-Betten bedeckten Sterbenden, und wieder in einem

*) Ich hatte nämlich früher in der Eigenſchaft eines Erziehers des Sohnes des Grafen, der ſich jetzt im Gröbenſchen Stipendienhauſe in Königsberg befand (als Hofmeiſter, wie man es damals zu deutſch, gouverneur auf franzöſiſch nannte), in deſſen Geſellſchaft ſo manche Reiſen durch faſt alle Gegenden Oſtpreußens gemacht, wo Dohna allenthalben Freunde und Bekannte hatte, auch oft weite Abſtecher machte, um nur ſeine Kunde des Vaterlandes zu vermehren. Z.

ähnlichen Behältniß ein junges Mädchen unter der Obhut eines alten Weibes fand, die mir beide wie zwei in einem alten Gemäuer ſchwirrende Fledermäuſe vorkamen. Nach den erſten Bewillkommnungen, die ſich eigentlich auf Beklagungen einſchränkten, erklärte mir das junge Frauenzimmer: der Beamte wäre zu Fuß weggegangen, um ſich — ich weiß nicht von wo — einen Rock, an dem es ihm ganz gefehlt habe, zu holen. Sie werde aber den Stellvertreter deſſelben, den Amtsſchreiber, rufen laſſen, um — wie ſie ſich wahrſcheinlich wegen dem an der Tagesordnung ſeienden Ton ausdrückte — meine Befehle zu empfangen. Dieſer kam denn auch, verſicherte aber, „daß zu meinen und der Armee Befehlen durchaus nichts ſein könne, weil hier alles ausgezehrt ſei; daß er bei den eingeſchlagenen Fenſtern auch nicht einmal mit einer warmen Stube, ſondern nur mit einem leeren Bettſtell dienen könne, in welches ich mich würde legen und ſo lange liegen bleiben können, bis mich einer etwa — wie ſolches hier ſehr oft geſchehen ſei — hinauswerfen würde; daß für meine Pferde ebenfalls ein Unterkommen, jedoch nicht allein mit einem ähnlichen, ſondern ſogar mit dem Riſico gänzlicher Entführung bereit ſei, und daß er nun dieſen Umſtänden gemäß meine Befehle erwarte." Ich geſtehe, daß mir bei dieſen Umſtänden die Luſt zum Befehlen, ſo natürlich ſie immer iſt, dennoch ganz verging, und daß ich mich in meinen Präſidentenſtuhl ſetzte, um nach dem vor der Stadt liegenden Forſtamte zu fahren, wo der Fürſt Gallitzin, laut Dislocation, ſein Hauptquartier haben und den eingezogenen Erkundigungen nach, auch wirklich ſein ſollte.

Im Forſtamte, welches etwa 1000 Schritte vor der Stadt am äußerſten Ende der Landsberger Vorſtadt liegt, fand ich es, ſo wie überall wo der Feind gehauſt hatte, das heißt aufgeräumt und unaufgeräumt. Aufgeräumt, in Anſehung des Innern der Gebäude, die zum Theil ſogar der Thüren und Fenſtern beraubt waren. Unaufgeräumt, in An-

ſehung der äußern Plätze, auf welchen ausgedroſchenes und unausgedroſchenes Stroh in verwirrten Haufen herum lag. Nicht ohne Mühe fand ich in dem auch zum Theil zerſtörten Wohnhauſe Gehör. Denn nach dem Abzug des Fürſten Gallitzin, dem es vermuthlich in dem wüſten und ſchon durch ſeine ganz freie Lage mehr noch wie jedes andre wüſte den Angriffen des Wetters ausgeſetzten Hauſe gegraut, und der alſo ſein Hauptquartier in die Stadt verlegt hatte, hatten ſich gemeine Ruſſen einquartieren und wie gewöhnlich den Herrn daſelbſt ſpielen wollen. Nur mit Gewalt hatte man ſie ſich abgewehrt. Hiedurch war aber in dem Hauſe eine gewiſſe Stimmung entſtanden, die der Stimmung der Gaſtfreiheit nicht ganz gemäß war. Da ich indeſſen nicht mit der Schärfe des Schwerts, ja nicht einmal mit ſcharfen Worten eindrang, ſo war der Widerwille, den vermuthlich meine Escorte erregt hatte, ſehr bald gehoben. Ein hübſcher junger Mann fand ſich hervor, der mir anzeigte: der eigentliche Forſtbediente werde in dieſem Augenblick verbunden und könne nicht erſcheinen. Er habe indeſſen das völlige Recht, mich in ſeinem Namen ſo gut aufzunehmen, als die Umſtände des Hauſes es anjetzt geſtatten würden. Anſtatt zum Fürſten Gallitzin, nach dem ich verlangte, führte er mich in eine Stube, zeigte mir die Lagerſtätte, auf welcher der Fürſt die vorige Nacht zugebracht hatte, und lud mich ein, derſelben Annehmlichkeiten mich zu erfreuen. Der Platz hatte aber wahrlich nichts Einladendes. Eine ungeheuer große beinahe leere Stube, in welcher zwei mit Gewalt erbrochene Schränke an ähnliche Gegenſtände, die wir in Lauck verlaſſen hatten, auf die ſchreckhafteſte Weiſe erinnerten; beſchädigte Fenſtern, die ſelbſt bei zugemachten Laden das Eindringen der ſtürmiſchen Luft zu hemmen nicht vermögend waren, eine Stubenthüre, an welcher ein Strick die Stelle des ehemaligen, anjetzt weggebrochenen Schloſſes vertrat, und nahe an derſelben auf dem Hausflur ein Eingang zu einem Keller,

von welchem die Bedeckung auch ein Raub der Feinde geworden, über den man folglich immer wegſpringen mußte, wenn man die Hausthüre gewinnen wollte; die Lagerſtätte, aus einem unbezogenen Unterbette und Kopfkiſſen in einem ſchlechten Bettſtell beſtehend, dies Bettſtell dicht an einem glühenden Ofen, deſſen Glut aber auch nur bis an das Bettſtell reichte und auf die eiskalte Stube gar keine Wirkung äußerte. Dazu ein Stürmen und ein Toben des Wetters, welches das ganze Haus in ſeinen überhaupt nur ſchwachen Grundveſten erſchütterte. Außer dem Hauſe auch kein ſicherer Platz für meine Equipage und Escorte; denn alle Stallungen waren ohne Thüren, zum Theil auch ohne Fächer. An Futter war durchaus nicht zu denken, das in Uderwangen eroberte f ä r g l i c h e Futter mußte alſo noch g e r e c k t werden; an Schnaps für meine Huſaren eben ſo wenig, kaum an nothdürftige Sättigung mit ſogenannten Landskindern. Dabei ſah mir alles ſo windig, ſo iſolirt aus, daß ich ſchon nichts als Ueberfälle, Einfälle und Einbrüche im Geiſte zu ſehen und zu erfahren glaubte. Und doch — war es, daß mir graute mich wieder aufs neue in meinen Präſidentenſtuhl zu ſetzen und neue Abentheuer zu beſtehen, war es das freundliche Zureden des jungen Mannes, eines Oberjägers Namens Schaller, welcher bei der unheilbaren Krankheit des eigentlichen Verweſers dieſes Poſtens denſelben interimiſtiſch verwaltete; war es endlich die Verſicherung, daß ich in der Stadt, wohin ich wieder zurück wollte, gewiß eben ſo wenig Futter und Lebensmittel, und nur ein Unterkommen finden würde, welches ich mit einer Heerde Ruſſen würde theilen müſſen; genug — alles des vorhin geſchilderten Elends ungeachtet, blieb ich wo ich einmal war, drückte meinem freundlichen Wirth die Hand und ſagte ihm: „ich würde, in gutem Vertrauen auf ihn und ſeinen Schutz, das Abentheuer wagen, und ungeachtet der Aſpekten, die ich nicht anders als widrig finden könne, dennoch die Nacht bei ihm bleiben.“ Mein Zutrauen

fand ſich auch ſogleich belohnt; denn es fand ſich ein verſchloſſener Stall, in welchem bereits die einzigen zwei noch übrigen Pferde meines Wirths befindlich waren, und in welchen wenigſtens meine zwei eignen Pferde noch hineingezwängt werden konnten. Mein Schlitten ward ins Haus gezogen, und ich that den Vorſchlag, der auch beliebt ward, daß er über den offnen Eingang des Kellers geſetzt und dadurch zugleich dem vorhin beſchriebenen Salto mortali vorgebeugt ward. Meine Huſaren, ans Bivouacquiren und ans ſchlechte Leben gewöhnt, nahmen mit den offnen Ställen und mit der Ausſicht des ſie erwartenden magern Soupers vorlieb, verſprachen mir mit Gebehrden und unverſtändlichen Tönen gute Wache zu halten, und ich fing nun an, über mein bisheriges Schickſal und über das daraus für die Zukunft wahrſcheinlich zu Abſtrahirende einiges Nachdenken anzuſtellen.

Immer klarer ward es mir zuerſt, daß — ſo wie ich die Verfaſſung der Gegend hatte kennen lernen — meine Reiſe durchaus ohne Nutzen u. Wirkung ſein müſſe, und daß ich mich ohne Umſtände verbindlich machen könne, alles was in der Gegend von Pr. Eilau gewaltſam möchte genommen werden, aus eignen Mitteln zehnfach zu erſetzen, aus dem ganz einfachen Grunde, daß daſelbſt in einem Diſtrikt von ſechs Meilen im Umfange durchaus nichts mehr zu nehmen war, weil, ſo weit wenigſtens die Poſition ſich ausgedehnt hatte, welche die Feinde 14 Tage behauptet hatten, und wie es in dieſem Diſtrikte ausſehen müſſe, konnte ich aus den mir bereits bekannt gewordenen Proben ſchließen. Und wenn es auch möglich, wenn gleich unwahrſcheinlich war, daß in einer weitern Entfernung noch etwas aufzutreiben ſein dürfte, ſo wäre es doch unmöglich geweſen, meinen Wirkungskreis weiter als auf ſechs Meilen in die Runde auszudehnen. Ferner war es mir ſelbſt ungeachtet des beſchwerlichen Ideenverkehrs zwiſchen mir und meinen Huſaren dennoch klar geworden, daß ſie nicht Luſt hatten mich weiter

als bis Pr. Eilau zu begleiten, worauf eigentlich auch die von ihrem Befehlshaber, dem General Szapplitz, empfangene und trotz aller Bravaden des General York dennoch nicht weiter ausgedehnte Beſtimmung ſich nur erſtreckte. Wie hätte ich es ihnen auch zumuthen können, länger bei mir zu bleiben, da die Erfahrung bereits gelehrt hatte, wie unvermögend ich war, für ſie ſelbſt und ihre Pferde den nöthigen Unterhalt zu ſchaffen. Wo aber in deren Stelle eine andre Escorte herbekommen? Und wie hätte ich es wagen dürfen, ohne Escorte die mir vorgeſetzte Tour nach dem Oberlande, zu welcher die gegenwärtige mir eigentlich nur als Brücke dienen ſollte, und die ich nicht anders als quer durch die Ruſſ. Armee machen konnte, auszuführen? Endlich, ſo war es mir bei dem eingetretenen ganz heftigen Thauwetter klar, daß der Schlittweg abging. Wie hernach, wenn der abgegangen ſein würde, weiter u. vollends wieder zurück kommen, da ein Präſidentenſtuhl auf Kuffen und ein ähnlicher auf Rädern in einer ausgeplünderten Gegend nicht zu bekommen war? Das Reſultat aller dieſer Klarheiten war der feſte Entſchluß, je eher je lieber abzureiſen. Nur lag mir das in den Gliedern, daß ich von den Generalen, an welche ich gewieſen war, noch keinen geſehn und geſprochen hatte. Doch auch dafür wußte mein gefälliger Wirth Rath. Er ſagte nämlich: er wolle noch heute gerne in die Stadt, und ſei bereit, mich alsdann mitzunehmen. Das war nun eben meine Sache. Es ward alſo ein Schlitten angeſpannt, und wir fuhren. Jedoch fand ich für gut, einen meiner Huſaren mitzunehmen, um auf alle Fälle eines Schutzes mich erfreuen zu können, wenn ich in der Stadt unter die Ruſſen gerathen ſollte, deren Gewühl mir ganz ſchrecklich beſchrieben wurde.

Unſre Abfahrt ging ſehr, und eigentlich zu raſch; denn bereits im erſten Heck lagen wir herum. Mein Wirth, der immer nur das Beſte zu denken zu hoffen und ſelbſt zu fühlen ſchien, verſicherte auch anjetzt: wir lägen nicht. Ganz unrecht hatte er

nicht; denn wir hatten uns nur an den Heckpfoſten angelehnt, und wurden aufgerichtet, ohne unſere Sitze verlaſſen zu dürfen. Dieſe Sitze waren übrigens nur ein Paar Bund Stroh zwiſchen zwei halb zerbrochene Leitern gelegt, und ohne andre Unterlage als einen dünnen Baum, der an beiden Seiten hinlänglich Raum ließ, um ſich die Füße einzuklemmen. Mein Huſar ſtand hinter mir gleich einem Steuermann, und ein junger Menſch, der zu meinem Wirth gehörte, hatte beliebt, ſich auf eine der Leitern zu ſetzen, und dadurch nicht wenig zu unſerm Umſturz beizutragen. Auf mein demüthiges Bitten entſchloß er ſich, den übrigen Weg auch ſtehend zu machen, und ſo kamen wir denn auch glücklich in die Stadt, und zwar zuerſt in die Landsberger Straße, in welcher mir mein Wirth das Haus zeigte, in welchem Napoleon 10 Tage gewohnt hatte, und dann auf den Markt, wo wir vor dem Hauſe des Bürgermeiſters ſtill hielten, in welchem Fürſt Gallitzin liegen ſollte. Auf die Anzeige meines Namens ward ich ſogleich in eine Stube geführt, in welcher viele Ruſſ. Offiziere waren, von welchen Einer auf mich zukam. Dieſem ſagte ich: „Je crois avoir l'honneur de présenter mes devoirs à Mrc. le Prince B a r a t i n s k y," — ein Irrthum der daher kam, daß ich in den vorigen Tagen einige male mit einem Fürſten Baratinsky zuſammen geweſen war. Die Antwort des durch ſeine Figur und durch ſeinen Anſtand ausgezeichneten Mannes, den ich angeredet hatte, war: „Je Vous comprends. Vous voulez dire Gallitzin." Sehr gütig, dachte ich, zu verſtehen was man n i c h t geſagt hat. Nun präſentirte ich ihm meinen Ferman, eröffnete ihm aber, daß ich hier meinen Auftrag ganz unausführbar fände, worin er mir ganz Recht gab, und kam mit ihm dahin überein, daß ich nur den Kammer-Commiſſ., welcher mit jeder Stunde ankommen müſſe, abwarten würde, um wieder heim zu kehren, und ward darauf von ihm ſo artig entlaſſen, als ich war empfangen worden. Vor dem Hauſe fand ich

meinen braven Huſaren, bewachend den Schlitten, welchen mein Begleiter zurückgelaſſen hatte, um mich, ihm nach, zu dem Kapellan zu bringen, wohin er gegangen war, um den Kriegsrath la Viére, der noch denſelben Abend daſelbſt eintreffen ſollte, zu ſprechen. Ich fühlte keinen Beruf, meine Füße aufs Neue einklemmen zu laſſen, und machte alſo den Weg hinter dem Schlitten her zu Fuß. Der Schlitten hielt ſtill vor einem Hauſe, deſſen Thüre mir gleich etwas ſonderbar vorkam. Beim erſten Anpochen fiel ſie vor mir in das Haus hinein. Es fand ſich, daß es nur angelegte Bretter waren, weil die eigentliche Hausthüre — wie ich hernach erfuhr — ein Raub der daſelbſt geweſenen Gäſte geworden war. Indeſſen hatte das Lärmen einen Ruſſiſchen, daſelbſt einquartierten Offizier herbeigezogen, der mich ziemlich unfreundlich fragte: „was ich wolle?“ Darauf redete ich immer von Kapellan und er immer von Offizier, wovon das Ende war, daß er die quaſi-Hausthüre wieder aufrichtete und mich außer derſelben ſtehen ließ. Nun gerieth ich mit dem Fuhrmann des Schlittens in einen Streit darüber, daß er mich an einen unrechten Ort gebracht habe, und ich glaube, es hätte von mir nur eines Winks bedurft an meinen Huſaren, indem bei zunehmender Hitze des Streits die Theilnahme auch immer ſichtbar zunahm, um meine Meinung, auf die in den jetzigen Zeitläuften gewöhnliche Art, gehörig zu unterſtützen. Ich zog indeſſen vor, in dem nächſten Hauſe einige Erkundigungen über den eigentlichen Aufenthalt des Kapellans einzuziehen, und war im Begriff es zu thun, als bereits derſelbe Offizier aus dem Hauſe wieder herauskam und mich ganz freundlich fragte: „willſt Du bei Paſtoor?“ Ja, ſagte ich, bei Paſtoor! „Na ſo komm!“ hieß es darauf, und nun ging es mit dem Iſegrimm durch eine Stube, in welcher ein Mann im Schlafrock ſitzend auf einem Kanape zu ſchlafen ſchien. Ich wollte auf den los, weil ich, freilich dumm genug, glaubte, das müſſe der Kapellan ſein.

Der Iſegrimm aber, der nun ſchon mein Freund geworden war, hielt mich zurück mit einer Sorgſamkeit, die mir zu ſagen ſchien: ich ſolle den ſchlafenden Löwen nicht wecken, und wies mich mit freundlicher Gebehrde in das daranſtoßende Hinterſtübchen, in welchem ich dann gleich meinen freundlichen Begleiter fand, und daraus zu meiner nicht geringen Freude ſchließen konnte, daß ich am rechten Orte mich befände. Noch fand ich in dem Hinterſtübchen den Herrn Kapellan, einen Mann dem Anſchein nach in den ſogenannten beſten Jahren, und ſeine Frau, dem Anſchein nach bereits im Anfang der für das weibliche Geſchlecht noch eher als für das unſrige eintretenden Jahre, von denen wir ſagen: ſie gefallen uns nicht. In der Folge hörte ich von einem dieſem Ehepaare zugehörigen reizenden Töchterlein reden, welches aber für mich, leider! nicht ſichtbar war. Herr Kapellan befand ſich in einem Schlafrock, der für mich viel Aehnliches von einem Cafftan hatte, und die Frau Kapellanin in einem ſo ſehr häuslichen Anzuge, daß er beinahe das Anſehen einer gefliſſentlichen Verkleidung hatte. Aus dem offnen Alkoven des Stübchens ſchimmerten meinen Augen ein Paar vergoldete aus der Kirche gerettete Apoſtelfiguren entgegen. Ich ſage ſchimmerten; denn die äußerſt ſchwache Erleuchtung des Stübchens konnte nur einen Schimmer bewirken. Dieſer ſchauerliche Schimmer, verbunden mit dem Eindruck, welchen der ſonderbare Anzug des Ehepaars auf mich machte, verſetzte mich in eine Stimmung ungefähr derjenigen gleich, mit welcher man ſich einem heidniſchen Götzentempel und deſſen Dienern nähern möchte. Indeſſen ergab es ſich ſehr bald, daß ich nicht allein unter Chriſten, ſondern unter recht guten Chriſten war. Denn mit der größten Herzlichkeit boten mir die guten Leutchen zu meiner Reſtauration alles an, was anjetzt in ihrem geringen Vermögen war. Im feſten Vertrauen auf den guten Willen des jungen Mannes, der mich zu ſättigen bereits verſprochen hatte, nahm ich in-

indeſſen für mich nichts an, ſondern bat nur für meinen Huſaren um einen Schnaps und ein Stück Brodt, welches beides ich ihm hinaus brachte, und von ihm dafür ſo verſtändlich bedankt ward, als unſre beiderſeitigen Idiome es erlaubten.

Nachdem mein Begleiter noch einige Zeit vergeblich auf den Kriegsrath la Viére, der immer kommen ſollte und nicht kam, gewartet hatte, traten wir unſern Rückweg an, und kamen, ohne irgend ein widriges Schickſal zu erleben, glücklich und wohlbehalten zu Hauſe an. Hier fanden wir einen Adjutanten des Fürſten Gallitzin, der in unſrer Abweſenheit zum Beſuch gekommen war. Sein Mund floß über vom Lobe ſeines Fürſten, dem ich nach der gemachten Bekanntſchaft im vollen Maaße beiſtimmte. Auch er ſelbſt war ein artiger junger Mann, der ziemlich gut deutſch ſprach, deſſen Namen ich aber nicht erfuhr, weil mein Wirth, den ich hernach darum fragte, nach der Art der meiſten Menſchen eine Menge Eigenthümlichkeiten von dieſem Fremden anzugeben wußte, nur nicht diejenige, welche gerade darum erfunden zu ſein ſcheint, um zur nothwendigen Bezeichnung des Subjekts alle übrigen entbehren zu können, nämlich den Namen. Nach einigen weitläuftigen Eß-Anſtalten, welche durch einen invaliden Unterförſter beſorgt wurden, und aus dem Grunde zum Theil ganz beſonders ausfielen, erfolgte das Abendeſſen, beſtehend zuerſt in einem ſogenannten Kleckermuß, welches bis dahin nicht eben ein Gegenſtand meiner Werthſchätzung geweſen war, anjetzt aber mit Sehnſucht von mir war erwartet worden und mit Wohlbehagen genoſſen ward. Darauf folgten gebratne Kartoffeln mit Häring. Die Zuthaten ſprachen den Gaumen eben nicht auf die angenehmſte Art an. Demungeachtet wurden ſie von denſelben mit Freuden empfangen u. ohne Aufenthalt dahin weiter ſpedirt, wo ſie mit dem freundlichſten Willkommen beherbergt wurden.

Während der Mahlzeit, bei welcher der junge Mann, der ſich bisher meiner ſo freundlich angenommen hatte,

mein einziger Geſellſchafter war, erfuhr ich von ihm ſo manches die allgemeine und beſondere Noth betreffendes. Von der allgemeinen ſo viel, daß ſeit dem Rückzuge der Ruſſen, welcher mit dem Anfange des Monats (Februar) begonnen, Eilau und die umliegende Gegend ein immerwährender Schauplatz der grauſamſten Gewaltthätigkeiten geweſen ſei, daß der 7te und 8te, an welchen zwei furchtbare Armeen um und in Eilau ſich geſchlagen, in dem Gedächtniß aller Bewohner die fürchterlichſten Schreckbilder zurückgelaſſen, daß die Franzöſiſche Armee nach Behauptung dieſes Platzes überzeugt geweſen ſei, auch Königsberg ohne Aufenthalt einzunehmen, daß ſie zu dem Ende an drei auf einander folgenden Tagen, als am 13ten, 14ten und 15ten, auf drei verſchiedenen Wegen, als auf der Eilauer, der Friedländer und der Creuzburger Straße den Verſuch gemacht hätten, nach Königsberg zu kommen, daß aber, nachdem dieſe Verſuche fehlgeſchlagen wären, indem ſie bekanntlich an dieſen drei Tagen bei Ludwigswalde, Borchersdorf u. Mahnsfeld zurückgeſchlagen worden, die Franzöſiſche Armee in ſolchem Grade verdrüßlich und unwillig geworden ſei, daß nur die vom Kaiſer ertheilte Erlaubniß, Eilau zu plündern, ſie wieder habe können zufriedenſtellen, und derſelben ein Vive l'Empéreur! entlocken. Dieſe Plünderung ſei denn auch am 17ten mit aller nur erſinnlichen Wuth vor ſich gegangen, und obgleich im Forſtamte kranke Offiziere gelegen, welche der Plünderung einigermaßen Einhalt gethan hätten, ſo war an den erbrochenen Schränken doch hinlänglich zu ſehen, wie ſie gehauſet haben mußten. Von der beſondern Noth des Hauſes erfuhr ich, außer der erlebten Plünderung, ſo viel, daß der gegenwärtige Verweſer dieſes Forſtdienſtes an unheilbaren Wunden laborire, die er ſich aber weder im Dienſte für das Vaterland, noch in irgend einem andern rühmlichen Dienſte geholt habe, daß Herr Schaller, als ſein vieljähriger Freund, bei der vorgeſetzten Behörde die Erlaubniß geſucht und

Digitized by Google

erhalten habe, den Dienſt zu verwalten, daß er denſelben ganz als ſeinen eignen anſehe, und auch aus dem Grunde ihn als ſeinen eignen anſehn dürfe, weil er von der Behörde bereits die Verheißung bekommen, dem gegenwärtigen Verweſer bei ſeinem wahrſcheinlich nicht entfernten Ableben in dieſer Stelle zu ſuccediren*). Nach dieſen Geſchichten ging es denn zu Bett, oder eigentlich zu Fußſack, d. h. ich fuhr in meinen Fußſack, ſo weit die Tiefe deſſelben es erlaubte, legte mich mit dieſem Futteral in ein leeres Bettſtell, und bedeckte mich mit meiner Wildſchur. Herr Schaller legte ſich auf das weiland fürſtliche Lager nahe dem Ofen, und mein Kammerdiener blieb auf mein Anſuchen auch in der Stube, wo er denn auf der Diele ſich ein ſo gutes Lager machte, als die Umſtände es geſtatten wollten. Deswegen aber kam es bei mir noch keinesweges zum Schlafen.

Dieſer ward verſcheucht theils durch die Bilder der Vergangenheit, theils durch die der Zukunft. Die der Vergangenheit wurden erzeugt durch die ſeit dem frühen Morgen überſtandenen Abentheuer, und die der Zukunft durch ſo manche Beſorgniſſe, zu welchen es nicht an Gründen fehlte. So hatte mir z. E. General Sacken bei dem Beſuche, den ich ihm in Knauten machte, geſagt, daß es mit dem Fortrücken der Ruſſ. Armee doch nicht ſo ganz ohne Schwierigkeit würde gehen dürfen, weil zuverläßigen Nachrichten gemäß die Franz. Armee bei Landsberg, d. i. drei Meilen von Eilau, ſich geſetzt habe. Nun muß man wiſſen, daß das Forſtamt Pr. Eilau, in dem ich mich befand, am äußerſten Ende der Vorſtadt liegt, durch welche der Weg nach

*) Hei hefft ſich bedroagen, wie jener Mann, der für den Fall des Ablebens ſeiner Frau die Notificationsſchreiben bereits hatte drucken laſſen, und hernach zuerſt ſtarb. Zwar iſt dieſer nicht zuerſt geſtorben, denn der Kranke iſt einige Tage nach meinem Beſuch geſtorben. Den Dienſt aber hat nicht der Expectant, ſondern ein Andrer bekommen. D.

Landsberg geht, daß von ausgeſetzten Wachen, ſtehenden Piquets oder gehenden Patrouillen, durch welche dieſer äußerſte Poſten wäre geſichert und bewahrt worden, durchaus nichts zu ſehen, und ich alſo hier nicht viel ſicherer war als — wie man zu ſagen pflegt — der Vogel auf dem Dache. Wenn man nun annimmt, daß die Franzoſen zu jeder Zeit die beſten Nachrichten von der Stellung des Feindes haben, und dieſe Nachrichten jederzeit mit einer unglaublichen Schlauigkeit und Schnelligkeit benutzen, ſo ſchien mir nichts natürlicher, als daß ſie von dem Aufenthalte des Fürſten Gallitzin im Forſtamte Nachricht haben, und zur Benutzung derſelben eine Patrouille abſchicken könnten, die bei dem jetzigen Zuſtande der Dinge ohne alles Hinderniß bis ins Forſtamt würde dringen, und mich anſtatt des Fürſten aufheben können, ſo daß es mir nicht ganz unwahrſcheinlich vorkam, daß ich das Licht des folgenden Tages in einem Franzöſiſchen Gewahrſam dürfte erblicken können. Dabei war in der Luft ein Toben und ein Streit, als wollte ſie es der Unruhe, die auf der Erde herrſchte, gleich oder gar zuvor thun. Wie ſehr dieſes Toben und dieſer Streit auf meine Wohnung in ihrem gegenwärtigen rand- und bandloſen Zuſtande wirken mußte, das überlaſſe ich eines Jeden Beurtheilung. Hiezu genommen, daß ich, für mein Theil, des den meiſten Menſchen gewährten Beneficii eines ſüßen Schlafs bei einem Sturme, auch bei übrigens unſtürmiſchen Umſtänden, entbehre, ſo wird ein Jeder leicht erachten können, wie wenig die Lage der Dinge mich zum Schlaf ſtimmen konnte. Dem ungeachtet behauptete die Natur, die bei mir inſonderheit in Anſehung des Schlafs mehr Rechte als bei manchen Andern haben mag, die ihrigen, und ich ſchlief ein.

Doch ich hatte kaum zwei Stunden geſchlafen, als ich durch ein Lärmen erweckt wurde, welches mit einem Einbruch in meine Stube endigte. Mein erſter Gedanke war, daß ich mit Gewalt aus dem Bette

geholt, in einen Schlitten geworfen und in Feindes Gewalt würde gebracht werden. So ſchlimm war es indeſſen nicht. Denn kaum hatte ich mit einigem Reiben den Schlaf aus meinen Augen vertrieben, als ich in der mit brennenden Kerzen einbrechenden Gewalt nicht eine feindliche, ſondern eine freundliche, mit einem Worte den Kammer-Aſſeſſor Lehnert erkannte, der zu den dienſtbaren Geiſtern gehörte, die ich am Vormittage des vorigen Tages aufgeſucht hatte, und der mir auch — freilich auf einen unbeſtimmten Termin — eine Rendez-vous im Forſtamte Pr. Eilau, als in einem ſehr haltbaren Orte, gegeben hatte. Kaum hatte ich ihn alſo erkannt, als ich ihm zurief: willkommen lieber Herr Kammer-Aſſeſſor! Er, der an dieſem Orte keinen andern Willkommen als von dem Wirthe des Hauſes oder von deſſen Stellvertreter erwartete, erwiederte dieſen Willkommen nicht allein durch ein herzliches: Ja hier bin ich, lieber Herr Schaller, ſondern ſchickte ſich auch an, dieſe wörtliche Ergießung mit einer mündlichen, d. i. mit einer Embraſſade zu begleiten, und neigte ſich zu dem Ende bereits über mein Bett und über meinen Leichnam. Ein gewiſſer mir entgegen ſtrömender Duft von geiſtigen Getränken vermochte mich indeſſen meinen Namen zu nennen, wodurch denn der Irrthum gehoben und die intendirte vertrauliche Umarmung in eine höfliche Begrüßung verwandelt ward.

Von dieſem Herrn Kammer-Aſſeſſor erfuhr ich, daß er wenig ſpäter als ich von Königsberg abgereiſt, aber auf einem andern Wege, nämlich über Creuzburg, hieher gekommen ſei. Seine Schickſale waren, in Anſehung des Wetters, den von mir überſtandenen ungefähr gleich geweſen. Das Schneetreiben war in dem Augenblick ſeiner Ankunft ſogar ſo ſtark geweſen, daß er das Forſtamt, bei welchem der von Creuzburg kommende Weg vorbei führt, ohne es zu bemerken, paſſirt, nun erſt in der Stadt — wo ihn eben ſo wenig als mich, Jemand habe einnehmen wollen oder kön-

nen — ſeinen Irrthum eingeſehen habe. Die Hungersnoth hatte er weniger als ich empfunden, weil er mit Lebensmitteln jeder Art ſich reichlich verſorgt hatte. Mit ſeiner Ankunft kehrte alſo im eigentlichen Sinne Leben in das verödete Forſtamt ein. So verwandelte ſich demnach der erſte Schrecken in eine Beruhigung der angenehmſten Art, und nach dieſem Beruhigungspulver fand ſich denn auch bald der Schlaf, der ſich auf Herrn ꝛc. Lehnert, des ſchlechten Lagers ungeachtet, das ihm auf der Erde war bereitet worden, im kräftigſten Maaße ſchien geſenkt zu haben. Denn als ich Morgens mit dem vollen Tageslichte, alſo etwa um 6 Uhr, meine Augen aufſchlug und zu frühſtücken begehrte, war bei ihm weder an Erwachen noch an Erwecken zu denken. Und doch war ſein Erwachen für mich ein Gegenſtand der feurigſten Wünſche; denn er beſaß die nöthigen Materialien zum Frühſtück nicht allein für mich, ſondern auch für meine Huſaren und für meine Pferde, deren Mittheilung er mir ſchon in der Nacht, ſobald er nur meine dürftige Lage erfahren, von ſelbſt angeboten hatte. Durch einige wiederholte Verſuche ward er endlich in den Zuſtand des Wachens verſetzt, und ſogleich begann auch unter uns allen, d. h. unter Menſchen und Vieh, ein neues Leben. Denn Herr ꝛc. Lehnert gab uns allen, was ein nüchternes Herz nur immer begehren konnte, d. h. nicht allein Futter im Stall, Schnaps in der Geſindeſtube und Kaffee in der Herrenſtube, ſondern in dieſer auch bald darauf kalten Braten und Schnaps, und das alles mit einer ſolchen Hingebung, daß ich glaube, er würde ſich ſeines ganzen Vorraths entäußert haben, wenn ich ihn nicht aufs dringendſte ermahnt hätte, auf die Zukunft bedacht zu ſein, und dieſe Ermahnung durch die nochmalige Darſtellung der von mir in Anſehung des Mangels aller Lebensmittel gemachten Erfahrungen unterſtützt hätte, welches denn auch etwas zu fruchten ſchien. Ueberhaupt fand ich auf dieſer Wanderung an allen Orten, in denen ich einkehrte, und bei allen Perſonen,

die ich kennen lernte, eine unbegränzte Bereitwilligkeit dasjenige was an Lebensmitteln in ihrem Vermögen war, mitzutheilen und hinzugeben. Es ſei nun, daß dieſe Bereitwilligkeit eigentlich nichts anders war, als eine Nichtachtung alles Irdiſchen, erzeugt durch die verſchiedenen im friſchen Andenken lebenden Erfahrungen von der Unſicherheit jedes irdiſchen Beſitzes, oder daß dieſe Erfahrungen in den Herzen dieſer Menſchen die Erinnerungen bewirkt oder belebt hatten an die Wahrheit: „daß wir nur Haushälter ſind über die mancherlei alſo auch zeitliche Gaben Gottes.“ Genug, die Wirkung war einmal nicht zu verkennen, und gerne will ich von den beiden angeführten und gleich möglichen Gründen den edelſten annehmen.

Während des Frühſtücks entſpann ſich zwiſchen mir und Herrn K.=A. Lehnert ein Geſpräch, in welchem ich ihm die Unmöglichkeit, meinen Auftrag zu erfüllen, und den dadurch erzeugten Entſchluß heimzukehren, erklärte. Nicht allein gab er mir hierin vollkommen Recht, ſondern verſicherte auch, daß bei der einmal beſtehenden Organiſation, oder vielmehr Desorganiſation der Ruſſ. Armee, dieſer Auftrag nicht allein unter den gegenwärtigen, ſondern unter allen Umſtänden unausführbar ſei, daß aus dieſen Gründen auch er, der dieſe Armee ſchon von Neu=Oſtpreußen her begleitet habe, und ſie hinlänglich kenne, noch nie etwas habe wirken können, u. gewiß auch nie etwas wirken werde. Nach dieſem Eingange erwartete ich nun nichts gewiſſeres, als auch von ihm die Erklärung zu hören, daß er gleich mir heimkehren und E. K. Kammer nicht allein vorſtellen, ſondern auch begreiflich machen werde, daß ſie das mit ſauerm Schweiß zuſammengebrachte Geld des Landes, und er ſeine Zeit beſſer als zu dieſem Geſchäft verwenden, oder vielmehr verſchwenden könne. Dennoch mußte ich zu meiner größeſten Verwunderung von ihm die Erklärung hören, daß er dem ungeachtet ſeinen Poſten zu behalten denke, indem es für einen in Pultusk, oder Gott weiß wo,

ausgeplünderten Mann doch eine Reſſource ſei, täglich 2 Thaler Diäten zu beziehen, und überall, wo nur noch etwas zu leben iſt, frei Leben zu finden. Ha, Ha! dachte ich in meinem Sinn, ein neuer Beitrag zu der längſt von mir gemachten Bemerkung, daß bei den meiſten Menſchen der Bauch, wenn nicht der Gott, ſo doch der Herr iſt, welchem Verſtand, Herz und Gewiſſen fröhnen, d. i. nach Umſtänden zu Gefallen ſchweigen oder reden müſſen.

Erwidernug auf den vom Herrn Profeſſor W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend.

Als ich den Leſern dieſer Blätter die Reſultate meiner Unterſuchung darüber: „ob die Cholera in Königsberg eingeſchleppt ſei, oder nicht?“ in dem September-Hefte des Jahrganges 1831 S. 248 mittheilte, fiel es mir nicht ein, daß ich mich einſt gegen einen unverſchuldeten Angriff, in Beziehung auf dieſe Unterſuchung, würde vertheidigen müſſen. Der Herr Profeſſor Wagner in Berlin, welchen wir in der unglücklichen Zeit des Schreckens hieſelbſt im Juli 1831 als eifrigen Vertheidiger der Contagioſität der Cholera und des Sperr- und Contumazſyſtems, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, hat mir nämlich in einer Druckſchrift: „Die

Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität," den Vorwurf gemacht, meine Unterſuchung ſei unvollſtändig; es haben ihm ſolches mehre andere Zeitſchriften nachgebetet, und es erfordert daher meine amtliche Ehre, daß ich den Herrn Profeſſor Wagner öffentlich widerlege.

Zuförderſt danke ich demſelben dafür freundlich und ergebenſt, daß er die Gefälligkeit gehabt hat, mir den mich betreffenden Theil ſeiner Schrift, noch vor dem Drucke derſelben, mittheilen zu laſſen, nur bedauere ich dabei recht ſehr, daß der zwiſchen uns ſtattgefundene Briefwechſel nicht den von mir beabſichtigten Erfolg gehabt hat, ihn von ſeiner vorgefaßten Meinung zurückzuführen und den Nebel des Irrthums zu zerſtreuen, in welchem er ſich befindet. Nun, der Glaube macht ſelig. —

Demnächſt erkläre ich feierlich, daß ich weit davon entfernt bin, mich mit Herrn Profeſſor Wagner in einen wiſſenſchaftlichen Streit über das Weſen, die Contagioſität oder Nichtcontagioſität der Cholera einzulaſſen, welche Sache irgend beurtheilen zu können, außer meiner Wiſſenſchaft liegt. Auch habe ich nicht die Abſicht, eine Vertheidigung für mich zu ſchreiben; wohl aber halte ich es bei einer ſo hochwichtigen Sache für eine heilige Pflicht, da wo Licht für jene verbreitet werden kann, keine Finſterniß walten zu laſſen, und daher gegen den Herrn Prof. Wagner den Beweis zu führen, daß er in ächtcontagiös-gläubigem Gemüthe der Welt Dinge erzählt hat, welche ſich mit den Reſultaten meiner Unterſuchung nicht zuſammenreimen laſſen, und daß dieſe gerade das Gegentheil von demjenigen, was er behauptet, mit höchſter Evidenz beweiſt.

Die Gläubigen werden die Schrift des Herrn Prof. Wagner als ein wichtiges Dokument, etwa wie ein Evangelium, verehren, das Zeugniß giebt gegen die ungläubigen ketzeriſchen Aerzte Königsbergs und mich, den armen Kriminaliſten, der es gewagt hat, eine Unterſuchung über eine Frage zu führen, welche

eigentlich nicht vor ſein Forum gehört; — ſie werden beſtärkt werden im frommen Glauben an die Contagioſität der Cholera; von der Infallibilität der Berliner Contagioniſten, welchen das Cholera-Contagium eben ſo zum Bedürfniſſe geworden zu ſein ſcheint, als Manchem die Hölle und der Teufel. Allein es dürfte doch vielleicht auch Andere geben, welche ſich nicht zum blinden Glauben bekennen, die es wünſchen, meine Verhandlungen ſelbſt zu leſen, ſie mit den Behauptungen des Herrn Prof. Wagner zu vergleichen und demnächſt ſelbſt zu prüfen. Dieſen theile ich nicht nur meine Verhandlungen, ſondern auch noch Folgendes in der Ueberzeugung mit, daß es mir vollkommen gelingen wird, den auf mich gerichteten Angriff, welcher doch wohl ganz eigentlich die Königsberger Aerzte treffen ſoll (denn ich glaube nur als Nothbehelf vorgeſchoben zu ſein) nicht allein abzuwehren, ſondern meinen Gegner auch auf das Haupt zu ſchlagen.

Herr Prof. Wagner erzählt in dem in Berlin 1832 mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegebenen Cholera-Archiv 2s Heft S. 146 Folgendes:

„In Pillau erkrankte zuerſt in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli ein Matroſe, Namens Chriſtophelſon. Derſelbe war mit dem Preuß. Schiffe Laura, einem Rheder in Pillau zugehörig und von dem Kapitain Lundgreen geführt, am 21. Juni von St. Ybes (Setubal) in Portugal zu Pillau angekommen, und da er nur zu dieſer Fahrt gemiethet worden war, nach ſeiner Ankunft aus dem Schiffsdienſte entlaſſen. Derſelbe ſoll beſonders an den letzten 5 Tagen vor ſeinem Erkranken ein höchſt lüderliches und ausſchweifendes Leben geführt und obdachlos ſich umhergetrieben haben. Er wurde nach ſeinem Erkranken in das Cholera-Lazareth zu Pillau gebracht und ſtarb daſelbſt am Morgen des 21. Juli. Die hinzugerufenen Aerzte blieben zwar zweifelhaft, ob ſie dieſen Fall wirklich für Cholera erklären ſollten, und waren vielmehr geneigt, den Tod einem blutigen Schlagfluß zuzuſchreiben; indeſſen zeigte

jedenfalls das Ende der Krankheit (wie auch in den Verh. d. phyſ. med. Geſellſchaft zu Königsberg Heft 1. bemerkt wird) vollſtändig das Bild der Cholera.

An demſelben Tage, an welchem der Matroſe geſtorben war, erkrankte auch ſeine Wärterin, eine öffentliche Dirne; ſie ſtarb am folgenden Tage an unbezweifelter Cholera. Gleich darauf erfolgte der Ausbruch der Krankheit in Königsberg, und zwar in dem von 136 Menſchen bewohnten, das Bild der Armen-Kolonie darſtellenden ſogenannten Deyſchen Hofe. — Die zuerſt Erkrankte war ein unverehel. Frauenzimmer, Maleſſa, bei dem Schuhmacher Meinert wohnhaft. Am 20. Juli Nachmittags war dieſelbe noch in einem der kleinen Nebenhäuſer geweſen, wo man keine Veränderung an ihr bemerkt hatte, ſo daß ſie alſo um dieſe Zeit noch nicht an der Cholera gelitten. Am 21ſten wurde ein Arzt herbeigerufen, der die Kranke bereits dem Tode nahe fand, und noch am Abend deſſelben Tages erfolgte der Tod. Am folgenden Tage erkrankte die ebenfalls bei dem Schuhmacher Meinert wohnende Arbeitsfrau Broſche, welche gemeinſchaftlich mit der Frau des Meinert die Wohnung der Maleſſa gereinigt und deren Leichnam abgewaſchen hatte. Auch dieſe ſtarb am folgenden Tage an völlig ausgebildeter Cholera. Demnächſt erkrankte am 23ſten auch die Frau des Meinert ſelbſt, und hierauf kamen auch in andern Wohnungen des Deyſchen Hofes Cholerafälle vor.

Um nun die Entſtehungsweiſe der Krankheit auszumitteln, wurde dem Kriminalrichter Richter aufgetragen zu unterſuchen, ob Umſtände obwalteten, die es wahrſcheinlich machten, daß die daſelbſt zum Ausbruch gekommene Cholera morbus von inficirten Orten, ſei es durch Menſchen oder durch Waaren und Sachen, eingeſchleppt ſei, oder ob ſolche Umſtände nicht obwalteten, man alſo vorausſetzen müſſe, daß ſich die Krankheit in Königsberg ſelbſt erzeugt habe. Ich laſſe es dahin geſtellt ſein, in wie fern eine ſolche, von einem Kriminalrichter geführte Unterſuchung geeignet war, zu einem ſichern Reſultate zu führen, und wende mich

vielmehr zu den in der Königsberger Cholera-Zeitung und den Verh. der phyſ. med. Geſ. zu K. Heft 1. mitgetheilten Reſultaten derſelben.

Das Ungegründete von mancherlei anderweitigen Gerüchten, welche über die Einſchleppung der Cholera in Königsberg in Umlauf gekommen waren, wird dort allerdings auf eine überzeugende Weiſe dargethan. Keinesweges iſt dies jedoch der Fall in Betreff des beſonders in Verdacht gekommenen ehemaligen Schiffs-Kapitains Hoffſtädt aus Pillau. Dieſer, ein luſtiger Bruder der niedern Sphäre, der den ihm beigelegten Namen eines Vagabonden mit vollem Rechte zu verdienen ſcheint, hatte — wie durch die Unterſuchung ausgemittelt iſt — bis zum 13. Juli bei dem Schuhmacher Meckerlein *) in Königsberg in Schlafſtelle gelegen, und wurde nun am 23. Juli im Deyſchen Hofe in der Wohnung des Schuhmachers Meinert, wo eben die drei erſten Erkrankungsfälle ſtattgefunden hatten, angetroffen. Um daher den Verdacht, daß er die Krankheit von Pillau eingeſchleppt habe, zu beſeitigen, würde es natürlich vor allen Dingen erforderlich geweſen ſein, auf eine nicht zu bezweifelnde Weiſe darzuthun, wo er ſich während dieſes Zeitraums vom 13. bis zum 23. Juli aufgehalten hatte, um dadurch verſichert zu werden, daß er während dieſer Zeit nicht in Pillau geweſen war. Gerade dies aber iſt nicht geſchehen. Die vorliegenden Mittheilungen enthalten vielmehr in dieſer Hinſicht nur Folgendes. Der Schuhmacher Cilly, ein Freund des Hoffſtädt, giebt an, er ſei es geweſen, der den Hoffſtädt, nachdem ſich derſelbe zuvor bei dem Meckerlein in Schlafſtelle befunden, eine andere Schlafſtelle bei dem Schuhmacher Meinert im Deyſchen Hofe verſchafft habe. Die Zeit des Umziehens könne er aber nicht mehr genau angeben, indeſſen ſei es mehr als 8 Tage vor dem Ausbruche der Krankheit erfolgt.

Wir erfahren hier alſo nicht, ob der Hoffſtädt wirklich am 13. Juli, an welchem Tage er ſeine Schlaf-

*) Soll heiſsen: „Weckerlein.“

ſtelle bei dem Meckerlein verlaſſen hat, zu dem Meinert hingezogen iſt, und die unbeſtimmte Angabe, der Umzug ſei mehr als 8 Tage vor dem Ausbruche der Krankheit erfolgt, kann hier um ſo weniger als genügend betrachtet werden, als die Vernehmung des Cilly erſt längere Zeit nachher, namentlich erſt nach dem Tumulte in Königsberg, am 28. Juli ſtattgefunden hat, ſo daß obige ungefähre Angabe aus dem Gedächtniſſe um ſo unſicherer erſcheinen muß; noch weniger aber erfahren wir, worauf es im vorliegenden Falle einzig und allein ankommt, ob der Hoffſtädt vom 13. bis 23. Juli ununterbrochen in Königsberg, oder auch während dieſer Zeit in Pillau geweſen iſt.

In dieſer Hinſicht heißt es nun an einem anderen Orte: Wir befragten noch einige andere Bewohner dieſes Hauſes und der Nebengebäude, theils über die hier vorgekommenen Erkrankungen, theils über den ehemaligen Schiffs-Kapitain, von dem uns mehrfach verſichert wird, man habe ihn wenigſtens 8 Tage vor den Krankheitsfällen Abends zu dem Schuhmacher Meinert gehen ſehen.

Aber ich frage auch hier, ob dadurch, daß man den Hoffſtädt wenigſtens 8 Tage vor den Krankheitsfällen Abends zu dem Suhmacher Meinert hat gehen ſehen, erwieſen wird, er ſei zwiſchen dem 13. u. 23. Juli nicht in Pillau geweſen? Auch erſcheinen dieſe Ausſagen fremder Leute um ſo unzuverläßiger, als ſie, wie ſich gleich zeigen wird, mit der eigenen Ausſage des Hoffſtädt ſelbſt, ſo wie auch ſeines Wirthes Meinert geradezu im Widerſpruch ſtehen. Ganz daſſelbe gilt von der ſpätern beiläufigen Bemerkung: es habe ſich eine große Anzahl von Ausſagen dahin vereinigt, daß der Hoffſtädt ſeit dem 13. Juli in Dey's Hofe gewohnt habe. Obſchon es nach dem, was ich ſogleich anführen werde, gar nicht wahrſcheinlich iſt, daß er dort wirklich während der angegebenen Zeit gewohnt hat, ſo hätte dies dennoch recht gut der Fall ſein und er deſſen ungeachtet eine Reiſe nach dem etwa 7 Meilen

von Königsberg entfernten Pillau während der angegebenen Zeit gemacht haben können.

Was aber die in den Verhandl. der Königsberger mediz. Geſellſchaft hinzugefügte Anmerkung betrifft, der Verfaſſer ſei ſeit dem Abdrucke dieſes Berichts in der Cholera-Zeitung ſelbſt in Pillau geweſen, und habe da die bündigſten Beweiſe erhalten, daß Hoffſtädt ſeit dem März nicht in Pillau geweſen, wo er von den Verwandten ſehr gefürchtet werde, — ſo wäre es ſehr zu wünſchen geweſen, daß es dem Herrn Verfaſſer gefallen hätte, dieſe bündigen Beweiſe mitzutheilen, da nicht abzuſehen iſt, wie ein ſolcher negativer Beweis mit Sicherheit geführt werden kann, und der Hoffſtädt ſich bei ſeinen Verwandten eben deshalb, weil ſie ihn fürchteten, gewiß am wenigſten gemeldet haben wird.

Außer dieſen mit der größten Genauigkeit aus dem in Rede ſtehenden Bericht ausgezogenen Angaben, findet ſich in demſelben nirgend etwas Weiteres, wodurch die Anweſenheit des Hoffſtädt im Deyſchen Hofe oder überhaupt nur in Königsberg während des Zeitraums vom 13. bis 23. Juli dargethan wurde, durchaus nicht. Dagegen aber ſind ſolche Umſtände darin enthalten, welche es höchſt wahrſcheinlich machen, daß der Hoffſtädt wirklich nicht am 13. Juli zu dem Schuhmacher Meinert hingezogen iſt.

Man ſollte glauben, die ſicherſte Auskunft würde hierüber zu erlangen geweſen ſein, theils von dem Hoffſtädt ſelbſt, theils von ſeinem Wirthe, dem Schuhmacher Meinert. Von dieſen beiden hier vorzugsweiſe in Betracht kommenden Perſonen, hat aber der Hoffſtädt ſelbſt zu Protokoll gegeben, er ſei von dem Schuhmacher Meckerlein, bei dem er ſich früher aufgehalten, zu dem Schuhmacher Meinert in Dey's Hof gegangen, und zwar zur Nacht vom 20. auf den 21. Juli, und hiervon ſind auch keinesweges ſeine frühern Angaben abweichend, indem die vorhandenen Widerſprüche ſich vielmehr auf andere Gegenſtände beziehen; er hatte nämlich zuerſt ſeine Entlaſſung aus dem abgeſperrten Dey-

ſchen Hofe gefordert, weil er gar nicht dahin gehöre, ſondern aus Pillau gekommen ſei, wohin er nach einem auf ſeinem Paſſe befindenden Vermerk der Polizei vom 10. April hatte zurückkehren ſollen; ſpäterhin hatte er dieſe ſeine Ausſage, er ſei aus Pillau gekommen, zurückgenommen, und behauptete, er ſei vom März an ununterbrochen in Königsberg geweſen, jedoch wie er auch jetzt verſicherte, nicht in dieſem Hauſe, welches er vielmehr erſt am Tage der Sperre betreten haben wollte. Die Differenz in dieſer Ausſage bezieht ſich alſo keinesweges auf die Zeit ſeines Einzuges bei dem Meinert, in welcher Hinſicht vielmehr kein Widerſpruch ſtattfindet; nur ſeinen frühern Aufenthalt giebt er verſchieden an, indem er erſt behauptet aus Pillau gekommen zu ſein, und dann — weil er bemerkte, daß er dadurch in ſchlimme Händel gerathen würde — ſeine Ausſage änderte und verſicherte, er ſei ſeit dem März in Königsberg geweſen.

Ganz übereinſtimmend mit jener Ausſage des Hoffſtädt hat auch ſein Wirth, der Schuhmacher Meinert, angegeben: der Hoffſtädt ſei erſt in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli bei ihm eingezogen. Hinſichtlich ſeines frühern Aufenthaltsortes ſetzte er hinzu: aus Pillau ſei der Hoffſtädt nicht gekommen, wo er aber früher gewohnt habe, wiſſe er nicht. Als jedoch der Meinert darauf aufmerkſam gemacht wurde, daß auf ſeiner Thüre noch jetzt geſchrieben ſtände: „Hoffſtädt aus Pillau,“ der Mann doch alſo wohl aus Pillau gekommen ſein müſſe, wollte er nichts Näheres von ihm wiſſen. — Gerade die beiden Perſonen alſo, die vor allen andern ſichere Auskunft darüber geben konnten, wann der Hoffſtädt in Dey's Hof eingezogen war, geben nicht an daß er am 13., ſondern verſichern vielmehr übereinſtimmend, daß er erſt in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli angezogen ſei. Irgend eine gegründete Veranlaſſung an der Richtigkeit dieſer Angabe zu zweifeln, iſt durchaus nicht vorhanden. Denn wenn behauptet wird, der Hoffſtädt habe deswegen den Tag

ſeines Einzuges in den Deyſchen Hof falſch angegeben, weil die vorgeſchriebene polizeiliche Anmeldung unterblieben ſei, ſo iſt dies um ſo weniger als ein Grund hievon zu betrachten, als dem Hoffſtädt vielmehr daran gelegen ſein mußte, der Polizei überhaupt nicht gemeldet zu werden, da er nach dem ihm ertheilten polizeilichen Befehle ſich gar nicht in Königsberg aufhalten ſollte. Ueberdies konnten aus einer unterlaſſenen Anzeige durchaus nicht für ihn, ſondern nur für ſeinen Wirth Unannehmlichkeiten erwachſen. Wenn er aber auch wirklich aus irgend einem Grunde den 20. Juli als den Tag ſeines Anzuges fälſchlich angegeben hätte, ſo würde daraus doch noch immer nicht folgen, daß er nur wirklich ſeit dem 13. Juli, als dem Tage ſeines Abzuges von dem Meckerlein, im Deyſchen Hofe ſich befunden habe. Und wenn endlich in dem Königsberger Berichte noch hinzugefügt wird: aus dieſem und dem oben angeführten Grunde, der unterlaſſenen Meldung, wären beide, der Hoffſtädt und Meinert, darüber einverſtanden geweſen, daß der Einwohner erſt 2 Tage da geweſen ſein ſolle, wie der Meinert ſpäter um ſo leichter eingeſtanden habe, da die Akten der Polizei ein Vergeſſen des Geſchehenen garantirten, — ſo iſt ein ſolches Geſtändniß in dem Berichte nirgend enthalten, und es findet ſich noch weniger angegeben, welche andere Ausſage der Meinert alsdann, wenn er jene erſte widerrufen haben ſollte, an deren Stelle geſetzt hat, und ob dieſe nur dahin lautete, daß der Hoffſtädt wirklich bei ihm eingezogen ſei.

Daß alſo der Hoffſtädt während des hier allein in Betracht kommenden Zeitraums vom 13. Juli bis zum Ausbruch der Cholera im Deyſchen Hofe, an dieſem Orte oder überhaupt nur in Königsberg ſich befunden habe und nicht in Pillau geweſen ſei, geht aus dem in Rede ſtehenden Berichte, wie ich genügend dargethan zu haben glaube, nicht hervor, und es iſt auffallend, daß in dieſer Hinſicht theils bei dem Hoffſtädt ſelbſt, theils bei dem Schuhmacher Broſche, der als Mit-

Mitbewohner der Meinertſchen Wohnung nächſt dem Meinert die ſicherſte Auskunft über den Anzug des Hoffſtädt zu geben im Stande geweſen ſein würden, nicht näher inquirirt worden iſt. Wenigſtens enthält der vorliegende Bericht nichts hierüber.

Die Ausführlichkeit, mit welcher ich dieſen Gegenſtand behandelt habe, wird hoffentlich Entſchuldigung finden, da man ſich gerade auf die über den Urſprung der Cholera in Königsberg angeſtellte Unterſuchung ſo häufig berufen, ſie als beweiſend betrachtet, und als ein Muſter aufgeſtellt hat. Möge der unbefangene Leſer nun ſelbſt urtheilen!"

Er macht demnächſt die nachſtehenden, freilich ſehr gewagten Schlüſſe:

„Ich, meinestheils, kann es nur für höchſt wahrſcheinlich halten, daß durch den Hoffſtädt die Cholera wirklich von Pillau nach Königsberg gebracht worden iſt, indem 1) die Krankheit bereits um dieſe Zeit (zwei Tage vorher) in Pillau erſchienen war; 2) nicht erwieſen iſt, daß Hoffſtädt ſich damals nicht in Pillau befunden habe, vielmehr er ſelbſt urſprünglich angegeben hat, er ſei aus Pillau gekommen, und dieſe Ausſage erſt dann zurückgenommen, als er geſehen, daß er ſich dadurch in ſchlimme Händel verwickeln würde, wobei er aber auch dann noch und fortwährend bei der Ausſage geblieben iſt, daß er erſt am 20. Juli zu dem Meinert gezogen ſei. Hierzu kommt noch das verrätheriſche ſchriftliche Zeugniß an der Thür des Meinert, da wohl keine Veranlaſſung vorhanden geweſen ſein möchte, anzuſchreiben „Hoffſtädt aus Pillau," wenn derſelbe wirklich nicht von dorther gekommen wäre; 3) iſt der in Pillau zuerſt erkrankte in mehrfacher Hinſicht als ein College des Hoffſtädt zu betrachten, mit dem er bei einem Beſuche daſelbſt zunächſt in Verbindung kommen konnte; und 4) iſt die Cholera nicht etwa in irgend einer andern von den zahlreichen Wohnungen des Deyſchen Hofes ausgebrochen, die ſich in Hinſicht ihrer geſunden oder ungeſunden Lage

nicht weſentlich von einander unterſcheiden, und deren Bewohner auch ziemlich dieſelbe Lebensweiſe führen möchten, — ſondern vielmehr gerade in der Wohnung, in welcher ſich der Hoffſtädt befunden hat. In dieſer Hinſicht iſt noch zu bedauern, daß nicht genauer angegeben worden iſt, in welcher von den drei die Meinertſche Wohnung bildenden Piecen der Hoffſtädt ſeine Schlafſtelle gehabt hat; da jedoch in der einen die Meinertſchen und in der andern die Broſcheſchen Eheleute wohnten, und dieſe nicht leicht einen fremden Gaſt in ihre eigene Stube aufgenommen haben möchten, ſo iſt faſt zu vermuthen, daß der Hoffſtädt gerade in der Piece, in welcher ſich das unverehelichte Frauenzimmer Maleſſa befand, ſeine Lagerſtelle gehabt hat, und eben dieſe Maleſſa war es auch, welche zuerſt erkrankte. Wenn aber am erſten Tage nach dem Tode der Maleſſa die verehel. Broſche erkrankte und ſtarb, und am zweiten Tage die verehel. Meinert, welche beide die Leiche der Maleſſa gewaſchen und deren Wohnung gereinigt hatten, und wenn nun die Krankheit ſich auf die benachbarten Wohnungen des Deyſchen Hofes weiter verbreitete, ſo möchte ich fragen, ob es augenfälligere Beweiſe für die Mittheilung der Krankheit geben kann, als es gerade dieſe waren, die zuerſt in Königsberg vorkamen.“ —

Da Herr Prof. Wagner mir — wie ſchon oben geſagt — ſeine Schrift, jedoch ohne die ſo eben erwähnten Schlüſſe und Folgerungen, noch vor dem Druck mittheilen ließ, ſo hatte ich die Ehre ihm zu erwiedern:

„An
den Herrn Profeſſor Dr. Wagner ꝛc.
in Berlin.

Der Herr Oberlandesgerichts-Präſident Zander hat mir die Bedenken mitgetheilt, welche Ew. Wohlgeboren in Beziehung auf die Frage: „ob es erwieſen ſei, daß der Schiffs-Kapitain Hoffſtädt vom 13. bis 23. Juli 1831 ununterbrochen in Königsberg, oder während dieſer Zeit auch in Pillau geweſen ſei?“ hegen.

Ich bedauere es ſehr, daß ich zu der Zeit, als ich die Unterſuchung darüber führen mußte: „ob Umſtände vorwalteten, die es wahrſcheinlich machten, daß die hierſelbſt in Dey's Hof ausgebrochene Cholera morbus von inficirten Orten, ſei es durch Menſchen oder Waaren und Sachen eingeſchleppt worden, oder ob ſolche Umſtände nicht obwalten, man alſo vorausſetzen müſſe, daß ſich die Krankheit am hieſigen Orte ſelbſt erzeugt habe?" nicht die Ehre gehabt habe, Ew. Wohlgeboren perſönliche Bekanntſchaft zu machen, um allenfalls die in Rede ſtehende Unterſuchung unter Ihren Augen zu führen; ich würde dann jeden Ihrer Zweifel, jede Bedenklichkeit ſofort zu heben im Stande geweſen ſein. Jetzt nach Verlauf eines Jahres iſt dies ſchwieriger; ich habe mir erſt (und nicht ohne Mühe) die Akten aus der Regiſtratur des Königl. Ober-Präſidii verſchaffen müſſen, um die Zweifel und Bedenklichkeiten Ew. Wohlgeboren zu beſeitigen.

Aus dieſen Akten erſehe ich, daß Ew. Wohlgeboren dieſelben während Ihrer Anweſenheit am hieſigen Orte zur Durchſicht gehabt haben. Unter dieſen Umſtänden beklage ich ſehr, daß Sie nicht ſchon damals ſo gütig geweſen ſind, Ihre Bedenken ſogleich auszuſprechen, in welchem Falle ich nicht unterlaſſen haben würde, alles nach Ihrer Anſicht noch Zweifelhafte, ſo viel als nur immer möglich, in das klarſte Licht zu ſetzen.

Nach Einſicht der von mir verhandelten Akten bekenne ich offen, daß mir in Wahrheit kein Zweifel in Beziehung darauf: „ob der Hoffſtädt in der Zeit vom 13. bis zum 23. Juli 1831 hier in Dey's Hof geweſen iſt?" aufgeſtoßen iſt, obwohl ich als Kriminaliſt zu einer Klaſſe von Staatsbeamten gehöre, der bei genauer Abwägung und Prüfung der Beweiſe für oder wider eine Sache, Aengſtlichkeit und Vorſicht — wie man ſagt — nur zu ſehr zur Gewohnheit geworden ſein ſoll.

Ich ſtimme mit Ew. Wohlgeboren darin völlig überein, daß es dahingeſtellt bleiben müſſe, in wie fern

eine von einem Kriminalrichter geführte Unterſuchung über den in Rede ſtehenden Gegenſtand geeignet ſei, zu einem ſichern Reſultate zu führen, und daß es beim flüchtigen Anblicke oder Ueberblicke der Sache vielleicht auffallen mag, daß eine ſolche Unterſuchung, die anſcheinend nur vor das Forum der Aerzte gehört, einem Kriminalrichter aufgetragen iſt. Ich bin auch weit davon entfernt, den Streit über Contagioſität und Nichtcontagioſität der Cholera durch die Reſultate meiner Unterſuchung ſchlichten zu wollen; gerne vielmehr überlaſſe ich es den Sachverſtändigen, unter ſich auszumachen, ob die Cholera ſideriſch oder telluriſch, miasmatiſch oder ſonſt etwas ſei? Die Unterſuchung war mir aber einmal aufgetragen, obwohl, wie es ſcheint, ſolche weder zu den Amtsfunctionen noch in den Bereich des Wiſſens eines Kriminalrichters, ihrem Gegenſtande nach, gehörte. Meine vorgeſetzte Dienſtbehörde hatte ſich in dem Commiſſorio vom 27. Juli, welches Sie gewiß geleſen haben, darüber ausgeſprochen, weshalb gerade mir die Unterſuchung aufgetragen wurde; mir fällt alſo dabei nichts zur Laſt; ich hatte vielmehr die Verpflichtung, dem Befehle zu genügen, wenn ich nicht den gerechten Vorwurf auf mich laden wollte, daß ich ein Feiger ſei, der ſich außergewöhnlichen Dienſten in Zeiten der Gefahr zu entziehen ſuche. Andrerſeits ſcheint mir in dem Auftrage aber auch eben nicht ganz außerordentlich Ungewöhnliches zu liegen, wenn man darauf rückſichtiget, daß man von einem Kriminalrichter mit Recht verlangt, daß er ſowohl mit philoſophiſchen als auch mit Kenntniſſen der gerichtlichen Arzeneiwiſſenſchaft ſo ausgerüſtet ſein müſſe, um erforderlichen Falles die als Sachverſtändige zugezogenen Aerzte controlliren, ihre Urtheile gehörig verſtehen und würdigen zu können. Dieſes erwogen, glaube ich alſo wohl, daß gerade ein Kriminalrichter, wenn er ſeinen Platz ausfüllt, auch eine ſolche Unterſuchung, wie die mir aufgetragene, zweckmäßig und mit Umſicht zu führen im Stande ſei.

Digitized by Google

Ew. Wohlgeboren erklären: „daß, um den Verdacht zu beſeitigen, daß der Kapitain Hoffſtädt die Krankheit von Pillau nach Königsberg eingeſchleppt habe, es vor allen Dingen erforderlich geweſen ſei, auf eine nicht zu bezweifelnde Weiſe feſtzuſtellen, wo derſelbe ſich während des oben angegebenen Zeitraumes vom 13. bis zum 23. Juli 1831 aufgehalten habe? um dadurch verſichert zu werden, daß er während dieſer Zeit nicht in Pillau geweſen ſei." Dies ſoll, nach Ihrer Anſicht, nicht hinlänglich genug ins Licht geſetzt ſein.

Ich muß dieſer Behauptung geradezu widerſprechen. Der Schiffs-Kapitain Hoffſtädt wurde den 9. März in Pillau mit einem Paſſe verſehen, um nach Königsberg zu reiſen. Er begab ſich darauf zu ſeiner Schweſter, der Lootſenwittwe Schöpke in Alt-Pillau, hielt ſich bei dieſer bis zum 24. oder 26. März auf, und kam dann nach Königsberg. Ich habe bei meiner Anweſenheit in Pillau, am 26. Auguſt v. J., über die Richtigkeit dieſer Angabe bei der Lootſenwittwe Schöpke die genaueſte Erkundigung eingezogen, und man hat die Angabe des Hoffſtädt als wahr beſtätigt.

In Königsberg angekommen, arbeitete er für Schiffs-Kapitaine bis zum 9. April v. J., wurde an dieſem Tage auf die Polizei gefordert, von der er am folgenden, die ſchriftliche Weiſung auf ſeinem Paſſe erhielt, Königsberg zu verlaſſen und nach Pillau zurückzukehren. Er that ſolches geſtändlich nicht, ſondern blieb in Königsberg, woſelbſt er ſich heimlich aufhielt.

Von Pfingſten, und zwar vom 25. Mai bis zum 15. Juni 1831, wohnte er bei dem Flachsbinder Link — Drummſtraße No. 22. — Vom 15. Juni bis zum 13. Juli nahm er ſeinen Aufenthalt bei dem Schuhmacher Joſeph Weckerlein, welcher darüber wörtlich Folgendes beurkundet: „der Hoffſtädt iſt bei mir vom 15. Juni 1831 ab, 29 Tage in Schlafſtelle geweſen;" (alſo bis zum 12. oder 13. Juli 1831).

In jener Zeit lernte ihn der Schuhmacher Eille in der Branntweinſchenke bei Jeroſch in der Roggenſtraße kennen, und brachte ihn bei dem Schuhmacher Meinert in Dey's Hof unter, welchen ſie beide zu dieſem Zwecke ſchon am 11. Juli beſuchten. Vom 12. oder 13. bis 23. Juli war Hoffſtädt alſo bei dem Meinert.

Hierüber kann meiner Ueberzeugung nach auch nicht der geringſte Zweifel obwalten; denn der Schuhmacher Eille bekundet wörtlich zum Protokoll vom 4. Auguſt 1831: „Am vergangenen Montage vor 3 Wochen (alſo am 11. Juli) brachte ich den Hoffſtädt zu dem Schuhmacher Meinert, welcher einen Menſchen in Schlafſtelle verlangte. Der Meinert war bereit, ihn aufzunehmen, und Hoffſtädt zog darauf am andern Tage (alſo am 12. Juli) zu dem Meinert."

Nun haben zwar Hoffſtädt und Meinert bei ihren erſten Vernehmungen auf der Polizei behauptet, daß Hoffſtädt erſt am Donnerſtage vor dem 22. Juli (alſo den 21ſten) zu dem Meinert gezogen ſei; Hoffſtädt hat ſogar zu dem Polizeirath Schumann geäußert: „er ſei nur kürzlich aus Pillau gekommen;" allein gleich bei ſeiner erſten gerichtlichen Vernehmung erklärte er, daß er in Beziehung auf ſeine angeblich kürzliche Anweſenheit in Pillau eine Unwahrheit geſagt, weil er gehofft habe, die Polizei durch dieſe Nothlüge zu veranlaſſen, ihn nach Pillau zurückzuſenden; — Meinert mußte dagegen bei ſeiner Confrontation mit dem Eille zugeben, daß Hoffſtädt ſchon vom 13. Juli ab, bei ihm in Dey's Hof geweſen ſei, und ſuchte ſeine frühere Unwahrheit nur dadurch zu beſchönigen, daß er ihn dem zuſtändigen Polizeibeamten nicht gemeldet, alſo aus Furcht die Unwahrheit geſagt habe.

Die anfänglich von dem Hoffſtädt und Meinert vorgebrachten Unwahrheiten haben alſo, wie wohl jedem Unbefangenen einleuchtet, ihren Grund darin, daß Hoffſtädt für ſeinen Ungehorſam gegen die polizeilichen Befehle, den Thurm oder den Transport nach Tapiau, wohin er auch bald darauf geſchickt wurde:

Meinert aber für die vorſchriftswidrige Beherbergung des Hoffſtädt die verwirkte Polizeiſtrafe von 5 Thaler oder verhältnißmäßiges Gefängniß fürchteten.

Um jeden Zweifel zu heben, begab ich mich am 26. Auguſt v. J. auf meiner Reiſe nach Pillau zu der oben erwähnten Lootſenwittwe Schöpke in Alt-Pillau, bei der ich Erkundigung einzog, ob Hoffſtädt in der Zeit vom 12. bis zum 23. Juli in Alt-Pillau geweſen ſei. Sämmtliche Hausgenoſſen betheuerten: daß er ſich ſeit dem Monate März dort nicht habe blicken laſſen. Ich zog ferner bei dem Orts-Vorſtande in Alt-Pillau und bei den Nachbaren der Wittwe Schöpke darüber Nachrichten ein; allein man verſicherte mir einſtimmig, Hoffſtädt ſei ſeit ſeiner Abreiſe im März 1831 nicht in Alt-Pillau geweſen. In der damaligen verhängnißvollen Zeit, in welcher der Tod überall ſeine Opfer forderte und die Gemüther zu ungewöhnlichem Ernſte geſtimmt hatte, würde man mir es gewiß nicht verſchwiegen haben, wenn Hoffſtädt in jener Zeit in Alt-Pillau geweſen wäre.

Endlich erkundigte ich mich in Pillau ſelbſt bei dem Polizei-Direktor Flach und auch in der Feſtung über den fraglichen Umſtand, und auch hier erhielt ich auf das Beſtimmteſte zur Antwort: „Hoffſtädt habe ſich ſeit dem Monat März nicht wieder in Pillau ſehen laſſen." Um nach Pillau zu kommen, mußte Hoffſtädt entweder zu Lande oder zu Waſſer die Reiſe machen. Kam er in Pillau zu Waſſer an, ſo konnte er als ein daſelbſt allgemein bekannter Mann, welcher überdies unter polizeilicher Aufſicht ſtand, den Hafen-Polizeibeamten nicht entgehen. War er zu Lande hingekommen, ſo mußte er nothwendigerweiſe irgend wo ſein Quartier nehmen oder bei irgend einem Menſchen ſeinen Hunger ſtillen. Dieſes aber würde in einem ſo kleinen Orte, wie Pillau, nicht verſchwiegen geblieben ſein. Mochte er aber die Reiſe nach Pillau zu Waſſer oder zu Lande gemacht haben, immer war bei der Entfernung von 7 Meilen zur Hin- und Rückreiſe und

zum Aufenthalte in Pillau ein Zeitraum von mehreren Tagen erforderlich. Es bekunden aber die Ehefrau des Karrenmann Salewski, des Nachtwächter Wittke, des Karrenmann Kirchhof, des Arbeitsmann Groß (hieſelbſt in Dey's Hof wohnhaft), lauter unverdächtige und glaubwürdige Zeugen, zum Protokoll vom 4. Aug. v. J.: „der Schiffs-Kapitain Hoffſtädt iſt keinesweges kurz vor der Sperre nach Dey's Hof gekommen, ſondern hat ſich daſelbſt ſchon 3 Wochen vorher aufgehalten; auch habe ich, die verehel. Wittke, ihn in der gedachten Zeit jeden Abend in Dey's Hof geſehen. Jedesmal ging er um ¾ auf 10 oder 10 Uhr in die Wohnung der Schuhmacher Meinertſchen Eheleute." — Dieſe Ausſage beſtätigt der Nachtwächter Franz Wittke zum Protokolle v. 5. Aug. v. J. War nun Hoffſtädt, wie ſo eben mit völliger Gewißheit feſtgeſtellt iſt, etwa 3 Wochen vor der Sperre oder vom 12. oder 13. Juli täglich in Dey's Hof, ſo konnte er doch nicht auch zu gleicher Zeit in Pillau ſein *).

---

*) Da dem Herrn Profeſſor Wagner meine amtliche Angabe nicht genügt zu haben ſcheint, ſo theile ich in dieſer Note zu Beglaubigung des von mir in meinem Schreiben an denſelben Geſagten, noch folgende amtliche Beſcheinigung des Hrn. Polizei-Direktor Flach vom 12. d. nebſt deſſen Verhandlung von demſelben Tage den Leſern mit.

An
den Königl. Kriminalrichter Herrn Richter ꝛc.
in Königsberg.

Ew. Wohlgeboren ermangele ich nicht, in Gemäßheit der geehrten Requiſition vom 13. Dezember v. J., die Vernehmung der Lootſenwittwe Schöpke über den Umſtand, ob ihr Bruder, der ehemalige Schiffs-Kapitain Benjamin Hoffſtädt, in der Zeit vom 13. bis zum 22. Juli 1831 in Pillau geweſen ſei, in beglaubter Abſchrift anliegend ganz ergebenſt zuzuſtellen. Dabei bemerke ich, daß die Aufſicht auf Fremde zu jener Zeit im hieſigen Orte ſo geſchärft war, daß die Anweſenheit eines Fremden der Polizei nicht ſo leicht entgehen konnte, und ein Subjekt wie Hoffſtädt, der hier keinen Anhang hat, der im Gegentheil nirgends

Nach dem vorher Angeführten ſcheinen mir die Bedenken und Zweifel Ew. Wohlgeboren auf entſcheidende Weiſe widerlegt zu ſein. Die Zeugen ſind von mir mit Zuziehung eines Referendarii, unter vorhergegangener geſetzl. Verwarnung vor dem Meineide, mit der bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes erforderlichen Sorgfalt vernommen. Wahrlich, ich ſehe unter ſolchen Um-

---

gelitten wird, weil er ſich durch Trunkenheit und brutales Betragen allgemein verhaßt gemacht hat, würde der Aufmerkſamkeit der Polizei um ſo weniger haben entgehen können, als er jedem einzelnen Polizeibeamten nur zu gut bekannt iſt, und gleich bei ſeinem Erſcheinen im Orte deren Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Ew. Wohlgeb. kann ich daher aus voller Ueberzeugung die amtliche Verſicherung geben, daß der Benjamin Hoffſtädt in der Zeit vom 13ten bis zum 22. Juli in der hieſigen Stadt nicht geweſen iſt. — Pillau, den 12. Januar 1833.

Der Polizei-Direktor Flach.

Pillau, den 12. Januar 1833.

Nach der Requiſition des Herrn Krim.-Richter Richter vom 13. Dezember v. J. war die verwittwete Lootſenfrau Anna Schöpke geb. Hoffſtädt aus Alt-Pillau aufgefordert worden, in Beziehung darauf, ob ihr Bruder, der chem. Schiffs-Kapitain Benjamin Hoffſtädt, in der Zeit von Ausgangs März bis Ausgangs Juli, und namentlich zwiſchen dem 13. und 22. Juli 1831, in Pillau geweſen? ſich vor dem Unterzeichneten näher auszulaſſen. Selbige meldet ſich demgemäß und läßt ſich in folgender Art aus: Ich heiße Anna, bin die Tochter des allhier verſtorbenen Schiffszimmermann Hoffſtädt, und bin an den Seelootſen Schöpke, welcher im Jahre 1828 bei Bergung der Mannſchaft eines geſtrandeten Schiffes in ſeinem Berufe verunglückte, verheirathet geweſen; ich bin 42 Jahre alt, evangeliſch-reformirten Glaubens, beſitze ein Eigenkäthner-Häuschen in dem, dem Dorfe Alt-Pillau neben gelegenen Dorfe Wogram, und lebe von einer Penſion, die ich vom Staate beziehe. — Zur Sache. Mein Bruder, der ehemalige Schiffs-Kapitain Benjamin Hoffſtädt, hat ſich ſeit einigen Jahren der Lüderlichkeit ſo ergeben, daß er eigentlich vom Betteln lebt und das Gebettelte verſäuft. Derſelbe liegt mir, wenn er hier iſt, immer zur Laſt, und ſeine Anweſenheit hier im Orte entgeht mir daher nicht ſo leicht,

Digitized by Google

ſtanden nicht ein, auf welche Weiſe Ew. Wohlgeb. Anſicht, daß die Unterſuchung in erwähnter Beziehung nicht vollſtändig ſei, und daß die Ausſage des Eille um ſo weniger als geltend betrachtet werden könne, da deſſen Vernehmung erſt nach längerer Zeit, und namentlich erſt nach dem Tumulte, welcher am 28. Juli ſtattfand, erfolgt ſei; daß ſie ſich nur auf ungefähre Angaben

---

da er, wenn er herkommt, mich gleich aufſucht, um meine Hilfe in Anſpruch zu nehmen. Was ich von ihm und ſeinem Aufenthalt in der mir angegebenen Zeit im Jahre 1831 weiß, iſt Folgendes: Es war in der Mitte des Monats März 1831, als derſelbe ſich von dem Magiſtrat zu Pillau einen Paß nach Königsberg hatte geben laſſen, um daſelbſt ſich ein Unterkommen zu ſuchen. Mit dieſem Paſſe kam er zu mir ins Dorf hinaus, und hatte ſich noch einige Tage zum Theil bei mir, zum Theil bei einigen andern Leuten aufgehalten; und es war gegen Ende des Monats März — genau kann ich den Tag nicht beſtimmen, aber daß es um dieſe Zeit war, weiß ich genau — als er wegging. Von dieſer Zeit an habe ich ihn nicht wieder geſehen, bis zum Herbſte deſſelben Jahres, wo er ſich wieder einfand. Ich kann daher mit aller Beſtimmtheit verſichern, daß mein Bruder Benjamin Hoffſtädt in der Zeit von Ausgangs März bis zum Herbſte 1831 nicht hier geweſen iſt. Wenn derſelbe auf einen Tag hieher oder in die Gegend gekommen wäre, ſo würde er mich aufgeſucht haben, da er nur zu gut weiß, daß ich, trotz dem, daß ich ihn ſeines ungeregelten Lebenswandels wegen verachte, doch immer eine kleine Unterſtützung, ſo weit meine beſchränkte Umſtände es geſtatten, ihm verabreiche. Ich bemerke noch, daß zu jener Zeit, und namentlich in der Zeit vom 13. bis 22. Juli 1831, die Beſorgniß wegen Einſchleppung der Cholera ſo groß war, daß der Eintritt eines jeden Fremden Beſorgniß erregte, er möchte einen Krankheitsſtoff ins Haus bringen, und ſo würde mir das Erſcheinen meines Bruders gewiß im Gedächtniß geblieben ſein. Ich kann daher mit voller Ueberzeugung die feſte Verſicherung geben, daß mein Bruder Benj. Hoffſtädt in der angegebenen Zeit von Ausgangs März bis zum Herbſt 1831 nicht hier geweſen iſt. Ein Mehreres weiß ich nicht anzugeben. V. G. U. Anna Schöpke.

a. u. s. Flach, Polizei-Direktor.

baſiren, und um ſo unſichrer ſei, ſich rechtfertigen läßt. Vom 13. Juli bis zur Vernehmung des Eille d. 5. Aug. ſind nur 23 Tage verfloſſen; dies iſt aber kein ſo geraumer Zeitraum, daß man in demſelben bei einem auch ſonſt nur mittelmäßigen Gedächtniſſe ſo bald und leicht Etwas vergeſſen ſollte! Die ſehr beſtimmte Ausſage des Eille zeigt auch deutlich, daß ihm eben der Vorwurf der Gedächtnißſchwäche nicht zu machen ſei; unmöglich aber iſt zu glauben, daß die tumultuariſchen Auftritte am 28. Juli v. J. ſein Gedächtniß geſchwächt haben ſollten. Ohne der übrigen Zeugen weiter zu gedenken.

Sollten Ew. Wohlgeboren Ihre Anſicht bereits durch den Druck veröffentlicht haben, oder nach dieſer wiederholten Erörterung Ihre Bedenken und Zweifel noch nicht für beſeitigt erachten, ſo muß ich Sie eben ſo ergebenſt als dringend bitten, mir ſolches recht bald gütigſt mittheilen zu wollen, weil ich mich ſonſt veranlaßt finden müßte, durch Veröffentlichung meiner Akten und der gegenwärtigen Auseinanderſetzung ein größeres Publikum zu befragen, ob die von Ihnen angeregten Bedenken und Zweifel, nach ſorgfältiger Prüfung der Unterſuchungs-Verhandlungen, auch bei Andern hervortreten? — Ich habe die Ehre" ꝛc.

Es verging eine geraume Zeit ehe ich Antwort erhielt; ſchon glaubte ich, die ganze Angelegenheit ſei, in Folge meiner Darſtellung, beſeitiget und der Vergeſſenheit übergeben, als endlich bei mir das nachſtehende Schreiben des Herrn Prof. Wagner einlief:

„Ew. Wohlgeboren ſage ich meinen verbindlichſten Dank für das Schreiben, welches Sie die Güte gehabt haben mir zukommen zu laſſen; ich würde längſt darauf geantwortet haben, wenn nicht der Drang der Geſchäfte mich genöthigt hätte, mein Vorhaben von einem Tage zum andern aufzuſchieben. Jetzt will ich mir erlauben Folgendes ganz ergebenſt zu erwiedern.

Bei meiner Unterſuchung über die Verbreitung der Cholera im ganzen Preußiſchen Staate mußte natür-

lich auch Königsberg in Betracht kommen. Bei meiner Auslaſſung hierüber konnte ich mich aber nur an dasjenige halten, was über den Ausbruch der Krankheit daſelbſt theils in der Königsberger Cholera-Zeitung, theils in den Verhandlungen der phyſ. med. Geſellſch., als das Reſultat der über jenen Gegenſtand geführten Unterſuchung bekannt gemacht worden iſt; etwas weiteres war mir durchaus nicht bekannt *), denn ich habe bei meiner Anweſenheit in Königsberg die betreffenden Akten zwar wohl in Händen gehabt, ohne jedoch von ihrem Inhalte, der mich damals weniger intereſſirte, genaue Kenntniß zu nehmen **). Nun hege ich aber allerdings die Ueberzeugung, daß aus dem, was über die geführte Unterſuchung an den oben angeführten Orten bekannt gemacht worden iſt (und, wie geſagt, nur allein hieran konnte ich mich halten), nicht hervorgeht, wo ſich der Hoffſtädt in dem Zeitraum vom 13. bis 23. Juli aufgehalten hat, und namentlich nicht, daß er ſich während dieſer Zeit unausgeſetzt in Königsberg befunden hat. Ich habe dieſen Punkt zu wiederholten Malen auf das Sorgfältigſte in Erwägung gezogen, mehreren Sachverſtändigen ***) zur ſcharfen Prüfung vorgelegt, und kann hiernach nicht anders, als meine Ueberzeugung, wie vorhin angegeben, auszuſprechen. Ich ſollte auch glauben, Ew. Wohlgeboren ſelbſt würden dies nicht in Abrede ſtellen. Dabei könnten nun aber allerdings in den Akten noch manche neue, nicht bekannt gemachte Data enthalten ſein, wodurch die Sache ſofort außer Zweifel geſetzt würde, ohne daß dadurch meine obige Behauptung widerlegt würde, die ſich ja nur auf den Inhalt

*) Und doch hatte Herr Prof. Wagner meine Akten von Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Präſidenten v. Schön mitgetheilt erhalten.

**) Waren ſie etwa nicht der Beachtung werth? — Sie waren ja die damals einzigen amtlichen Quellen.

***) Wahrſcheinlich ſolchen, die für Sperren, Contumazen u. dgl. geſtimmt geweſen ſind.

der Königsberger Cholera=Zeitung u. ſ. w. bezieht. Auch haben Ew. Wohlgeboren in Ihrem gefälligen Schreiben eben auf dieſem Wege, durch die Anführung neuer Thatſachen *) die Sache aufzuklären geſucht, und es wäre, wie geſagt, recht gut möglich, daß noch manche Nova in den Akten enthalten wären, aus denen ſogleich hervorginge, wo ſich der Hoffſtädt in dem angegebenen Zeitraume befunden hat; ob dieſes aber aus demjenigen, was Ew. Wohlgeboren mir mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt haben, bereits mit Sicherheit erhellet, möchte ich Ew. Wohlgeboren eigner Beurtheilung gerne anheimſtellen, indem ich nur auf einen Punkt aufmerkſam zu machen mir erlauben will.

„Es bekunden nämlich (und es iſt mir dies als das Wichtigſte in Ihrem gefälligen Schreiben erſchienen) die Ehefrau des Karrenmann Salewski, des Nachtwächter Wittke, des Karrenmann Kirchhoff, des Karrenmann Groß (in Dey's Hof wohnhaft), lauter unverdächtige Zeugen, zum Protokoll vom 4. Auguſt: der Schiffs=Kapitain Hoffſtädt iſt keinesweges kurz vor der Sperre nach Dey's Hof gekommen, ſondern hat ſich daſelbſt ſchon drei Wochen vorher aufgehalten; auch habe ich, die verehelichte Wittke, ihn in der gedachten Zeit jeden Abend in Dey's Hof geſehen. Jedesmal ging er um ¾ auf 10 oder 10 Uhr in die Wohnung der Schuhmacher Meinertſchen Eheleute.“

Nun iſt aber, abgeſehen von dem hohen Grade innerer Unwahrſcheinlichkeit, woran dieſe Ausſagen mir zu leiden ſcheinen, durch die Unterſuchung ſelbſt feſtgeſtellt worden, daß der Hoffſtädt ſich bis zum 13. Juli bei dem Schuhmacher Meckerlein in Schlafſtelle befunden hat, und doch ſoll er nach jenen Ausſagen ſchon drei Wochen vor der Sperre in Dey's Hof ſich befunden haben, und an jedem Abend

*) Es iſt keine einzige neue Thatſache vorgetragen, ſondern nur gleich im Anfange feſtgeſtellte Umſtände.

um ¾ auf 10 oder 10 Uhr in die Wohnung der Meinertſchen Eheleute gegangen ſein! Jene Zeugen müſſen ſich daher nothwendig irren, und ihre Ausſagen können nicht glaubhaft erſcheinen*).

Ich müßte befürchten Ew. Wohlgeboren Geduld zu ermüden, wenn ich mich noch weiter über dieſen mehr als zu viel ſchon beſprochenen Gegenſtand auslaſſen wollte. Nur das eine will ich noch bemerken, daß wenn ich es in meiner Druckſchrift über die Verbreitung der Cholera weiterhin nicht für unwahrſcheinlich gehalten habe, der Hoffſtädt möchte die Krankheit wirklich aus Pillau eingebracht haben, dieſes nur meine ſubjective Meinung iſt **), die mit jener von mir ausgeſprochenen Behauptung nichts gemein hat, und auch keinesweges als wirklich ausgemacht erwieſen werden kann. Wenn aber auch 1000 Pillauer beſchwören ſollten, ſie hätten den Hoffſtädt nicht geſehen, ſo wären ſie doch immer nur testes nescientes, und es würde durch ihre Angabe nichts bewieſen.

**) Worin — wenn ich fragen darf — beſteht dieſe innere Unwahrſcheinlichkeit? Hoffſtädt war bis zum 15. Juni bei dem Flachsbinder Link, vom 15. Juni bis 13. Juli bei dem Schuhmacher Weckerlein und von da ab bei Meinert. Dieſe drei Perſonen bekunden ſolches, von welchen wenigſtens zwei vollkommen glaubwürdig ſind. Wahrſcheinlich alſo iſt die ungefähre Zeitbeſtimmung von drei Wochen, in welchen die Salewski, Wittke und Groß den Hoffſtädt täglich in Dey's Hof geſehen haben, der Stein des Anſtoßes. Allein wenn man bedenkt, daß in Dey's Hof ein Bierhaus und ein öffentlicher Garten iſt, und dort täglich Genoſſen des Hoffſtädt anzutreffen waren, ſo iſt es wohl nicht zu gewagt, anzunehmen, Hoffſtädt habe ſchon lange vor der Sperre Dey's Hof entweder ſeines Broderwerbes wegen, oder zu ſeinem Vergnügen, beſucht. Möge man aber auch annehmen, daß dieſe Perſonen ſich irren, was mit Recht bezweifelt werden muß, ſo iſt doch immer durch die Ausſage des Link, Weckerlein u. des Nachtwächter Wittke die ununterbrochene Anweſenheit des Hoffſtädt in Dey's Hof vom 13. bis 22. Juli 1831 unzweifelhaft dargethan.

**) Nun — nun, ich bin zufrieden.

Es bedarf gewiß nicht der Verſicherung, daß ich bei meinen Aeußerungen lediglich und unbefangen *) die Sache im Auge gehabt habe, und bin ich des Nämlichen auch von Seiten Ew. Wohlgeboren gewiß.

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenſter Wagner.

Berlin, den 8. September 1832."

Es enttäuſchte mich dieſes Schreiben nicht nur, ſondern belehrte mich auch, daß ich es mit einem Gegner zu thun habe, der ſeine Waffen wohl zu führen verſteht, wenn es darauf ankommt, vorgefaßte („ſubjective") Meinungen und vor allem den frommen Glauben an die Contagioſität der Cholera, und mit dieſem die Nützlichkeit der Sperren und Contumazen, zu vertheidigen und zu befeſtigen; ſollten dabei auch mitunter einige Fehlſchüſſe (oder mit Einſchaltung eines logiſchen l Fehlſchlüſſe) bemerkbar werden.

Wie viel oder wie wenig von demjenigen, was Herr Prof. Wagner der Gelehrtenwelt vorgetragen hat, wahr ſei? darüber möge jeder Sachverſtändige, welcher meine Verhandlungen, die ich nun der Oeffentlichkeit übergebe, leſen wird, nach Prüfung derſelben entſcheiden; — ich mag darüber nichts weiter ſagen, denn ich bin bei dieſer Angelegenheit vielleicht eben ſo ſehr befangen, wie Herr Prof. Wagner es iſt. Nur einiges erlaube man mir noch zu bemerken.

Herr Prof. Wagner hat meiner Unterſuchung den Vorwurf der Unvollſtändigkeit (freilich ohne allen Grund) gemacht, und entſchuldigt ſich damit, daß er ſich nur an dasjenige halten können, was über den Ausbruch der Krankheit daſelbſt theils in der Königsberger Cholera-Zeitung, theils in den Verhandlungen der phyſ. mediz. Geſellſchaft als das Reſultat der über dieſen Gegenſtand geführten Unterſuchung bekannt gemacht worden, und daß ihm nichts weiteres zur Kennt-

*) Das muß ich ganz ergebenſt bezweifeln.

niß gekommen ſei. Aber wie iſt die Entſchuldigung mit dem Umſtande zu vereinigen, daß ihm, wie er ſelbſt zugeben muß, meine Akten bei ſeiner Anweſenheit hieſelbſt durch den Königl. Wirkl. Geheimen Rath und Ober-Präſidenten v. Schön Excellenz mitgetheilt worden ſind? Verwickelt Herr Prof. Wagner ſich bei ſeiner Entſchuldigung nicht ſelbſt in Widerſprüche? — War es nicht ſeine Pflicht, ja ſeine Schuldigkeit, von dem Inhalte meiner Akten Kenntniß zu nehmen, da dieſe damals die alleinigen amtlichen Quellen waren, aus welchen er mit Sicherheit ſchöpfen konnte. Muß es nicht im hohen Grade auffallen, daß Herr Prof. Wagner ſolches nicht that? daß er nicht gleich ſelbſt zur Stelle unterſuchte, oder anordnete, daß noch unterſucht werde, was nöthig war? Allein das paßte nicht in den Kram des Herrn Profeſſor; es hätte ja in dieſem Falle kein Beweis für die Contagioſität der Cholera geſchrieben und die von ihm geſtändlich gar nicht geleſene Unterſuchung des Kriminalrichter Richter nicht als unvollſtändig getadelt werden können. Iſt es mir — frage ich — unter ſolchen Umſtänden wohl zu verargen, wenn ich keinen Augenblick daran zweifle, daß es bei der Schrift des Herrn Prof. Wagner weniger um die Förderung der Wahrheit zu thun iſt, als nur um einen Scheinbeweis für eine vorgefaßte Meinung, für das in ſeinen Folgen ſo drückend und ſchrecklich geweſene Sperr- und Contumazſyſtem; daß der Angriff nicht eigentlich mich trifft, ſondern die Königsberger Aerzte, um dieſen ihren wohlerworbenen unvergänglichen Lorbeer zu entreißen? — Vergebens iſt jedoch dies Bemühen; vergebens ſind Sophiſtereien und Entſtellungen; — die Welt weiß es bereits, was ſie davon zu halten hat.

Möge Herr Prof. Wagner immerhin auf eine ſeltſame, wiewohl geſchickte Weiſe, die Cholera in Pillau mit der in Königsberg in Verbindung bringen wollen; — den Schiffs-Kapitain Hoffſtädt zum Kollegen (sic!)

des

des Matroſen Chriſtophelſen machen, mit welchem er bei ſeinem in Pillau, nach der Fiction des Herrn Prof. Wagner, abgeſtatteten Beſuche in Verbindung getreten ſein ſoll; — möge er endlich verlangen, daß ein non factum erwieſen werden ſolle (Seite 154 Zeile 5); — jeder Unbefangene wird die eigentliche Abſicht des Hrn. Prof. Wagner durchſchauen, welche keine andere ſein kann, als einer einmal ſchlechten Sache, die nicht zu vertheidigen iſt, allenfalls auf Koſten der Wahrheit und eines freilich in der Arzneiwiſſenſchaft nicht weiter zu beachtenden Kriminalrichters, wenigſtens einen freundlichen Anſtrich zu geben. Denn es ſteht mit völliger Evidenz feſt, daß Hoffſtädt von Pfingſten bis zum 16. Juni bei dem Flachsbinder Link, von da ab bis zum 13. Juli 1831 bei dem Schuhmacher Weckerlein, und von da bis zum Ausbruch der Cholera bei dem Meinert geweſen iſt, und daß Chriſtophelſen erſt am 21. Juni ej. a. mit einem Schiffe von St. Ives, in Pillau angekommen, alſo höchſt wahrſcheinlich mit dem Hoffſtädt in ſeinem Leben nicht zuſammen geweſen war. Es ſoll ferner die Cholera zuerſt in Dey's Hof ausgebrochen ſein; und doch iſt am 22. Juli der Schuhmacher Krönert (Holzſtr. No. 15.), alſo zu gleicher Zeit an der Cholera erkrankt, ohne in irgend einer Verbindung mit Pillau, Dey's Hof oder dem Hoffſtädt geweſen zu ſein. Von wem iſt ſie — frage ich — denn jenem Manne mitgetheilt? welcher ſeit Monaten ſeine Wohnung nicht verlaſſen hatte. Flog etwa ein Sperling von Pillau oder Dey's Hof nach der Wohnung des Krönert und ſetzte ſich auf das Fenſterbrett des ehrlichen Mannes? oder machte ein Floh die Reiſe durchs Schlüſſelloch, um ihm ſo etwas von dem Contagium mitzutheilen? Es ſoll ferner nicht auf eine nicht zu bezweifelnde Weiſe dargethan ſein, wo Hoffſtädt ſich vom 13. bis 23. Juli aufgehalten habe, um dadurch vergewiſſert zu werden, daß er nicht in Pillau geweſen ſei. Hätte doch der Herr Profeſſor die Akten geleſen. Die Wohnung der erkrankten Maleſſa ſoll nicht genugſam aus-

Digitized by Google

gemittelt und es wahrſcheinlich ſein, daß Hoffſtädt mit ihr in einer Piece (warum nicht in einem Bette?) geſchlafen habe. Ich ſage abermals: „ach hätte der Herr Profeſſor doch die Akten geleſen, und ſie nicht, ohne ſie anzuſehen, Sr. Excellenz zurückgeſchickt." — Doch, sapienti sat! — Die gebildete Welt entſcheide, was von dem Beweiſe des Herrn Profeſſor Wagner zu halten, und ob der mir gemachte Vorwurf, meine Unterſuchung ſei unvollſtändig, zu rechtfertigen ſei, oder nicht?

Königsberg, den 15. Januar 1833.

Richter, Kriminalrichter.

(Die Verhandlungen werden im folgenden Hefte geliefert werden.)

Jahresbericht der Königl. phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft.

Die Veröffentlichung der Vorträge der phyſ.-ökon. Geſellſchaft und die denſelben gewordene rege Theilnahme eines großen Theiles unſeres gebildeten und wißbegierigen Publikums, haben dem von dieſer Maßregel erwarteten Erfolg vollſtändig entſprochen, laſſen die Geſellſchaft mit vieler Befriedigung auf ihre Leiſtungen in dem abgewichenen Jahre zurückblicken, und machen es ſehr wünſchenswerth, die nützlichen und gemeinnützigen Beſtrebungen der Geſellſchaft, von den Mitgliedern derſelben auch ferner gedeihlich gefördert zu ſehen.

Von zehn in dieſem Jahre gehaltenen Sitzungen der Geſellſchaft, waren die erſte und letzte Privat-Sitzungen, und beſchäftigten ſich vorzugsweiſe mit der innern Einrichtung und den Angelegenheiten der Geſellſchaft überhaupt.

Die übrigen acht öffentlichen Sitzungen begannen mit der erſten derſelben am 2. März, in welcher Herr

Digitized by Google

Geh. Rath Prof. ꝛc. Beſſel über den Zuſtand der Aſtronomie im 19ten Jahrhundert einen Vortrag hielt, und hierauf von Herrn Stadtrath Henſche die Robinsſche Filtrirmaſchine vorgezeigt wurde.

In der zweiten am 6. April gehaltenen Sitzung ſprach der Direktor der Geſ., Herr Reg.-Rath Prof. Hagen, über den Einfluß des Kartoffelbaues auf den Kulturzuſtand von Europa, worauf Herr Prof. Dr. Dulk die Einrichtung und den Gebrauch der Platinſchwamm-Feuerzeuge erklärte, und endlich der Präſident der Geſ., Herr Prof. ꝛc. v. Baer, des ſeit dem Alterthum berühmten Schwanengeſanges Erwähnung that, und die merkwürdige Luftröhrenbildung des Singeſchwans durch Vorzeigung eines ſolchen Präparats zur Anſchauung brachte.

Herr Profeſſor Meyer hielt in der dritten Sitzung am 4. Mai einen Vortrag über den geſelligen Wuchs der Pflanzen, und ein auswärtiges Mitglied, Herr Profeſſor Argelander von Helſingfors, theilte hierauf ſeine über das Nordlicht gemachten Erfahrungen in einem kurzen Vortrage mit.

Am 8. Juni las in der vierten Sitzung Hr. Stadtr. Henſche über den Seidenbau in Europa, u. Hr. Prof. Dr. Dulk ſprach über den Einfluß der Düngerarten auf den Körnerertrag, und erörterte ſchließlich die in hieſigen Zeitungsblättern aufgeworfene Frage, ob der aus Kartoffeln bereitete Branntwein Blauſäure enthalte oder nicht?

Der in der fünften Sitzung am 13. Juli von Hrn. Prof. Dr. Jacobi gehaltene Vortrag beſchäftigte ſich mit dem, zu den merkwürdigſten Unternehmungen unſerer Zeit, gehörenden Tunnel, worauf Herr Prof. Dr. Dulk über die an Zuckerhüten beobachteten ſchwarzen Flecken, erklärende Worte in kurzem Vortrage ſprach.

In der ſechſten Sitzung am 7. September unterſuchte der Bibliothekar der Geſ., Herr Oberlehrer Bujack, in einer Vorleſung, ob das Niveau der Oſtſee in der hiſtoriſchen Zeit ſich verändert habe; über un-

auslöſchliche Tinten wurden zum Schluſſe von dem Präſidenten der Geſ., Herrn Prof. ꝛc. v. Baer, mehrere Erfahrungen mitgetheilt.

Am 2. November in der ſiebenten und vorletzten Sitzung las Herr Prof. Dr. Moſer über die neueſten Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus und erläuterte ſeinen Vortrag durch mehrere Verſuche.

Die Reihe der acht öffentl. diesjährigen Sitzungen endlich beſchloß die vom 7. December; Herr Med.-Rath und Prof. Dr. ꝛc. Burdach trug in derſelben eine Abhandlung über die Abdeckereien zu Montfaucon bei Paris vor.

Auch in dieſem Jahre bedauert die Geſellſchaft den durch den Tod veranlaßten Verluſt zweier geehrten Mitglieder, des Herrn Doktor Jachmann, durch mehrjährige rege Theilnahme an den Sitzungen der Geſellſchaft ausgezeichnet, und des Herrn Prorektor Falk, der zwar ſeit längerer Zeit der Gebrechlichkeit ſeines hohen Alters wegen den Sitzungen perſönlich beizuwohnen verhindert war, in früheren Jahren aber und geraume Zeit hindurch die Zwecke der Geſellſchaft eifrig mit fördern helfend, zu ihren ausgezeichnetſten Mitgliedern gezählt ward.

Die Geſellſchaft zählt am Schluſſe des Jahres 62 am hieſigen Orte lebende und 18 auswärtige Mitglieder, erfreut ſich in dieſem Jahre des Beitritts zwanzig neuer Mitglieder, wünſcht ſich Glück eine ſo große Zahl ausgezeichneter Männer ihrem gemeinſamen Streben angereiht zu ſehen, und hofft mit Recht ihre Aufgaben, Erforſchung der Natur und Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, zu ihrem u. ihrer Mitbürger Nutzen immer glücklicher gelöſt, und mehr und mehr verallgemeinert werden zu ſehen.

Königsberg, im December 1832.

Erinnerungen an ehrenwerthe verſtorbene Preußen.

III. Biographiſche Notizen über den verſtorbenen Biſchof zu Kulm, Herrn von Mathy.

Den 20. Mai 1832, an dem nämlichen Tage, an welchem die Krone des ganzen katholiſchen Episcopates in Teutſchland durch den Tod des hochſeligen Biſchofs Johann Michael von Sailer auf dem Stuhle des heil. Emmeramus zu Regensburg weggenommen ward, hatte auch die in Weſtpreußen gelegene und zum Metropolitan-Verbande des Erzſprengels Poſen u. Gneſen gehörige Diöceſe Kulm den ſchmerzlichen Verluſt ſeines verdienſtvollen Oberhirten in der Perſon des hochwürdigſten Biſchofes Ignatius Antonius Stanislaus von Mathy zu beweinen.

Derſelbe ward den 5. April im Jahre 1765 zu Kobierzyn in Weſtpreußen von adelichen Eltern geboren, und genoß den erſten vorbildenden Unterricht bei einem Hauslehrer in Danzig, wo die Vormünder den frühzeitig verwaiſeten Mündel erziehen ließen. Im Jahre 1778 kam der Zögling auf das Jeſuiten-Gymnaſium zu Braunsberg, in der Diöceſe Ermland, wo derſelbe ſeine Humanitätsbildung empfing, und mit großem Fleiße, im Verbande mit einem anſtandsvollen Betragen, wodurch ſich der junge von Mathy ebenſowohl die Achtung ſeiner Lehrer als die Liebe ſeiner Mitſchüler im hohen Grade zu erwerben wußte, die ſchönen Talente entwickelt hat, womit er von der Vorſehung reichlich ausgeſtattet ward. Da ſich derſelbe nach Entlaſſung von dieſer Studien-Anſtalt für den geiſtlichen Stand entſchieden hatte, ſo begab er ſich zur Ausbildung für dieſen Lebensberuf im Jahre 1785 nach Rom, wo er als Alumnus des teutſchen Collegiums im Verlaufe des Trienniums den philoſophiſchen und

theologiſchen Lehrkurſus vollſtändig abſolvirte, und nach vorausgängiger Vertheidigung einiger Theſen de lege naturae, worüber er auch daſelbſt eine gelehrte Exercitation im Jahre 1787 drucken ließ, mit der Doktorwürde beider Fakultäten gekrönt ward. Dieſe Diſſertation, welche dem Kardinale der Römiſchen Kirche und Fürſten Ign. Ludov. Boncompagni gewidmet iſt, zeuget nicht minder von ſeiner klaſſiſchen Bildung, als ſcharfen Auffaſſung und gelehrten Durchführung des gewählten Gegenſtandes. Nachdem der junge, auch nach ſeiner äußern Körperbildung und Haltung zu einem ſtattlichen Manne herangewachſene Herr von Mathy in Rom noch die Prieſterweihe genommen hatte, kehrte er im Jahre 1788 in ſein Vaterland Preußen, welchem er jeher mit einer vorzüglichen Liebe und Anhänglichkeit zugethan war, zurück. Anfangs hielt er ſich an dem Hofe des wegen ſeiner feinen Bildung und als einer der erſten polniſchen Schriftſteller ausgezeichneten Fürſtbiſchofes von Ermland, Grafen Kraſicki, auf.

Im Jahre 1790 erhielt der Abbé von Mathy durch päbſtliche Collation eine erledigte Kanonikatſtelle an der Ermländiſchen Kathedralkirche zu Frauenburg, und 1793 wurde er zum Erzprieſter an der daſigen Stadtpfarrkirche ernannt, welche Stelle er in der Folge gegen die im Ermländiſchen Diöceſen-Dekanate Marienburg entlegene Pfarrei Thiergarten abgegeben hat. Im Jahre 1800 wurde er mit der erſten Dignität am Domſtifte zu Frauenburg gezieret und zum Domprobſt ernannt.

Nach dem Tode des Fürſtbiſchofes von Ermland, Karl Grafen von Hohenzollern, des hochſeligen Onkels des gegenwärtigen hochwürdigſten Fürſtbiſchofes dieſer Diöceſe, Joſephus, Prinzen zu Hohenzollern-Hechingen, wählte das Hochſtift den durch Geiſt und Kenntniß, an kluger Umſicht und Geſchäftskunde ausgezeichneten Domherrn von Mathy im J. 1803 zum Kapitulariſchen Vikarius und Adminiſtrator des verwaiſeten

Ermländiſchen Sprengels, und derſelbe behauptete dieſe ſchwierige Stellung in der für ganz Preußen ſo unglücklichen Epoche, wo der Arm der Leiden und eines harten Druckes zugleich beſonders über Ermland laſtete, auf eine Weiſe, welche ihm die dankbarſte Anerkennung ſeiner Verdienſte und Aufopferung erworben hat. Im J. 1811 reſignirte der Domprobſt von Matby die Geſchäftszweige der Domkapitulariſchen Vikarie und Adminiſtration der Diöceſan-Angelegenheiten, und er übernahm den ehrenvollen Ruf zu der Stelle des katholiſchen Conſiſtorial- und Schulrathes bei der Kön. Weſtpreuß. Regierung zu Marienwerder. Auf dieſem Poſten wirkte ſeine ein- und umſichtsvolle Thätigkeit ſehr heilſam im Bereiche der kirchlichen Angelegenheiten, und der durch den vorausgegangenen Druck der Zeit erſchwerten Volksbildung, wobei der Herr Conſiſtorial- und Schulrath nicht minder ſtandhaft und klug die Rechte der vertretenen Kirche wahrzunehmen als das Vertrauen und die freundlichſte Zuneigung der Königl. Behörden in einem hohen Grade zu gewinnen verſtand. Ein ſo verdienſtreicher und hochgeachteter Mann ſollte indeſſen auf eine noch glänzendere Stufe geſtellt und den Kenntniſſen ſo wie der Thätigkeit deſſelben ein noch größerer Wirkungskreis verliehen werden, um ſeinen ſegensvollen Einfluß auf die Kirche und den Staat deſto offenkundiger zu machen. Die Veranlaſſung dazu ward in der Reſtauration der katholiſchen Kirchen-Angelegenheiten in der Preußiſchen Monarchie gegeben.

In Betreff der Einrichtung, Ausſtattung und Begränzung der Erzbisthümer und Bisthümer in Preußen iſt unterm 25. März 1821 mit dem päbſtlichen Stuhle, den damals Pius VII. einnahm, eine Uebereinkunft getroffen, und dem zufolge die päbſtliche Bulle de Salute animarum vom 16. Juli 1821 von dem Könige genehmigt und als bindendes Statut der katholiſchen Kirche des Staates vollzogen worden. Der biſchöfliche Siz von Kulm ward nach der großen auf-

Digitized by Google

geloſeten Ciſterzienſer-Abtei Pelplin, in die Mitte der Weſtpreuß. Provinz verlegt, wo ihn die ſchönſte Kirche in der Diöceſe, ein Gebäude an Adel und Umfang der Formen, mit den erſten Kathedralen wetteifernd, aufnahm. Der biſchöfliche Sitz war erledigt, der Sprengel verwaiſet. Die Wiederherſtellung der durch die Unbilden einer ſchweren Zeit zerſtörten kirchlichen Angelegenheiten bedurfte eines eben ſo einſichtsvollen als kräftigen Mannes. Beide Eigenſchaften vereinigte der Ermländiſche Domprobſt im hohen Maaße. Daher ward das Auge des Domkapitels zu Kulm auf dieſen ausgezeichneten Mann gerichtet, und daſſelbe wählte ihn den 17. November 1823 in kanoniſcher Form zum Biſchofe von Kulm. Nachdem der Gewählte von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen placetirt, von Sr. päbſtlichen Heiligkeit confirmirt und im feierlichen Conſiſtorium präconiſirt ward, erfolgte im Jahre 1824 am Pfingſtmontage in der Stadtpfarrkirche zu Frauenburg, welcher derſelbe 17 Jahre lang als Seelſorger vorgeſtanden hatte, ſeine ſolenne Conſecration, welche von dem Biſchofe von Diana in Partibus infidelium und gegenwärtigen Weihbiſchofe von Ermland, Herrn von Hatten, der mit dem hochſeligen auch in Rom ſtudirt hatte, vorgenommen wurde. Am 4. Auguſt des nämlichen Jahres nahm der neue Biſchof feierlichen Beſitz von der Kathedrale zu Pelplin. Unterm 25. Jan. 1825 wurde ihm von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen der rothe Adlerorden dritter Klaſſe verliehen. Herr von Mathy verdiente auch dieſe ehrenvolle Auszeichnung ſeines erhabenen Monarchen. Denn mit treuer Liebe dem Könige und der herrſchenden Dynaſtie von Preußen zugethan, bewährte er ſich als einen von ächter Vaterlandsliebe durchglühten Patrioten, beſonders in den verhängnißvollen Tagen, wo der Preuß. Staat die Feuerprobe ſchwerer Prüfung beſtanden hat, und mit Seinem eben ſo gerechten als ritterlichen Könige ungebeugt und verjüngt mit dem herrlichſten Glanze in der Wagſchaale des Europäiſchen Gleich-

gewichtes aufgetreten iſt. Daher nahm er auch an allen vaterländiſchen Unternehmungen und Anſtalten den wärmſten Antheil, und mit Einſicht wußte er auf dem Oſtpreuß. Provinzial-Landtage, wozu ihn das Vertrauen des landbegüterten Standes berufen hatte, die Intereſſen ſeines geliebten Vaterlandes zu vertreten. Doch wir wenden uns wieder mit dieſen biographiſchen Notizen zu ſeiner kirchlichen Laufbahn. Auf den apoſtoliſchen Leuchter geſtellt, ergriff und führte der thätige Oberhirt mit kräftiger Hand die Zügel der geiſtlichen Verwaltung, wo ſo Manches wie ganz neu geſchaffen, Altes in neuere Formen umgegoſſen werden mußte. Die ehemalige Kloſterkirche wurde reſtaurirt und für ihre neue Beſtimmung eingerichtet, die Curien der Domherren erſtanden ganz neu erbauet, die Lokalitäten für das Diöceſan-Seminar im Kloſtergebäude wurden auf eine zweckmäßige Weiſe hergeſtellt und eingerichtet. Der unermüdete Biſchof ordnete hiebei Alles ſelbſt an, war auch bei allen Ausführungen die leitende Seele, und obwohl an einem bedeutenden Fußübel mehrmalen und lang leidend, ſchien ſein thätiger Geiſt doch nicht gelähmt werden zu können; denn kaum wieder hergeſtellt, wurde das oberhirtliche Tagewerk mit demſelben beharrlichen Eifer fortgeſetzt. Die Heranbildung eines guten Klerus und die zu dieſem Behufe nöthige Herſtellung und Einrichtung einer zweckmäßigen Bildungsanſtalt lag ihm ganz beſonders am Herzen, er erlebte aber die Realiſirung ſeiner frommen Wünſche und Strebungen leider nicht mehr. Hochverehrt und geliebt von ſeiner Geiſtlichkeit und Heerde, und geachtet von den Königl. Behörden, deren Vertrauen er im vollen Maaße beſeſſen hat, entfaltete der verewigte Biſchof von Kulm die ſchönſten Hoffnungen zum Wohle der ihm anvertrauten Kirche. Allein im Rathe der göttlichen Vorſehung ward es anders beſchloſſen. Sein gefährliches Fußübel kehrte wieder, andere Leiden geſellten ſich dazu, und gegen Oſtern des Jahres 1832 wurde ſein Zuſtand gefährlich. Am 20. Mai unterlag

Digitized by Google

der verdienſtvolle Oberhirt bei aller Kräftigkeit ſeiner Konſtitution und den ſorgſamſten Bemühungen der ärztlichen Hilfe der Intenſität ſeines Leidenszuſtandes, nachdem er mit der Nähe des Todes gar wohl vertraut und darauf vorbereitet, noch vorher in Gegenwart des hohen Domklerus auf eine höchſt erbauliche Weiſe die heiligen Sterbeſakramente genommen und das Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Die Geiſtlichkeit und die Gläubigen der Diöceſe waren über die Todesbotſchaft von großer und ſchmerzlicher Trauer erfüllt, und bei der Ausſtellung ſeiner Leiche, ſo wie bei der feierlichen Erdbeſtattung zeigte ſich wegen des empfindlichen Verluſtes, den die ganze Diöceſe erlitten hat, die innigſte und rührendſte Theilnahme. Sein Andenken wird in den Annalen der Diöceſe Kulm ſtets im Segen bleiben. Der Erzbiſchof von Poſen und Gneſen, Martin von Dunin, ordnete für das Seelenheil des verſtorbenen Biſchofes in einem Hirtenbriefe feierliche Gebete an, und auch der Fürſtbiſchof von Ermland, wo der hochſelige in ſchwerer Zeit die Verwaltung dieſer Diöceſe geleitet hat, empfahl in Anerkennung dieſer Verdienſte des verſtorbenen Oberhirten von Kulm, der liebevollen Fürbitte ſeines Klerus.

Schcill,

Dr. und Lyceal-Direktor in Braunsberg.

Zum 18. Januar 1833.

(Bruchſtück aus: „Die Geiſter.“)

Das Geiſtige, entrückt den irdiſchen Gewalten,
Lebt es, ein Reich für ſich, beſteht
Wenn alles wankt und weicht und untergeht —
Doch ſoll das Irdiſche ſich geiſtig auch entfalten;
Dann nur kann's herrlich ſich geſtalten —
Und ſehen wir das Geiſtig-Hohe auf dem Herrſcherthrone
Und ſtrahlt von geiſt'gem Schmuck die Fürſtenkrone:
Dann wird, vom Glanze ungeblendet, hoch entzückt
Das Volk, das ſo ſein theurer Fürſt beglückt.
Geſetz und Recht und Vaterland,
Bedeutung haben ſie im Land.
Ein mächt'ges, glücklich's Volk wird ſolch ein Regiment
erziehen;
Und mit den Tugenden wird Wohlſtand auch erblühen;
Zufriedenheit mit ſeinem Loos,
Vertrau'n und Liebe macht das Volk, wie es ſein Fürſt
iſt, groß.
Und größer iſt die geiſt'ge Macht
Als alle äuß're Größ' und Pracht.

Hoch feiert heut' Dein glücklich Volk den Tag der
Königskrone,
Und dankbar blickt es auf, o König! zu dem Throne,
Der alles ihm erfüllt was Wunſch und heiß Gebet
Vom hohen Himmel ſich erfleht.

Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832.

Meteorologiſche Beobachtungen.

Regierungsbezirk Königsberg.

Die Witterung war im Monat Juli durchweg ſtürmiſch und kalt, mit Weſt- und Nordwinden begleitet, die beſonders in den Tagen am 15ten, 16ten und 19ten ſtark wütheten. Es war an einigen Tagen ſo kalt, daß viele Leute ihre Zimmer heizen laſſen mußten. Mehrere Nächte hatte es gereift, ſogar Eis gefroren, und zwar vom 3ten auf den 4ten, und vom 16ten auf den 17ten. Nur die Tage vom 11ten bis incl. 14ten, der 29ſte u. 31ſte zeichneten ſich durch ſonſt gewöhnliche Sommerwärme aus.

Höchſter Barometerſtand den 13. Mittags bei S.Wind 28 Zoll 2,85 Linien; niedrigſter Stand den 19. Morgens bei W.Sturm 27 Z. 5,22 L.; größte Schwankung 9,63 L. — Höchſter Thermometerſtand den 14. Mittags + 23° 5 R.; niedrigſter Stand den 4. Morgens + 8°; größter Wärme-Unterſchied + 15° 5 R. — Das Barometer ſtand 11 Tage über 28 Zoll, und der herrſchende Wind war W. u. NW.

Auch im Monate Auguſt herrſchte öfters ſtürmiſche, regnigte, und, mit Ausnahme weniger Tage, kühle Witterung, wobei die herrſchenden Winde aus Norden waren; ſo wie ſich überhaupt dieſer Sommer durch ungemein kalte, naſſe und ſtürmiſche Witterung auszeichnete. Nur wenige Tage waren warm u. gingen ohne Regen vorüber.

Höchſter Barometerſtand den 11. Mittags bei N. 28 Z. 3,99 L.; niedrigſter Stand den 20. Morgens bei W. 27 Z. 8,13 L.; größte Schwankung 7,86 L. — Höchſter Thermometerſtand den 3. Mittags + 19° R.; niedrigſter Stand den 1. + 9° R.; größter Wärme-Unterſchied + 10° R. — Das Barometer ſtand 19 Tage über 28 Zoll.

Im Monat September war die Witterung beiſpiellos; faſt täglich regnete und ſtürmte es; mitunter hatte es ſogar geſchneit und gehagelt, und in der Nacht vom

7ten zum 8ten und vom 19ten zum 20ſten Eis gefroren. Beſonders zeichnete ſich der 21ſte und 22ſte durch ſtarken Regen, Hagel, Schnee, Gewitter und Sturm aus. Im ganzen Monat waren nur 8 Tage, welche man ſchön nennen konnte. Der Hagel hat in vielen Gegenden dem noch auf dem Felde befindl. Getreide großen Schaden verurſacht.

Höchſter Barometerſtand den 22. des Mittags bei N. 28 Z. 6,25 L.; niedrigſter Stand den 5. des Mittags bei S. 27 Z. 8,90 L.; größte Schwankung 9,35 L. — Höchſter Thermometerſtand den 29. Aug. Mittags bei S. 18° 5 R.; niedrigſter Stand den 22. Sept. Morgens bei N. 4° 7 R.; größter Wärme-Unterſchied + 13° 8 R. Das Barometer ſtand 19 Tage über 28 Zoll, und der herrſchende Wind war SW. u. NW. Tage mit Wind waren 8 u. mit Sturm 2.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Mit weniger Unterbrechung hielt auch während des Monats Juli bei vorherrſchendem SW. u. NW. Winde, der mitunter in Sturm ausartete, die beinahe herbſtlich kühle und feuchte Witterung der beiden vorhergegangenen Monate Mai und Juni an. Durchweg warme u. heitere Tage gab es im Laufe des Juli nur ſehr wenige; deſto häufiger aber regnete es oft in ſtarken Ergießungen, die ein merkliches Anſchwellen der Flüſſe und damit zugleich Ueberſchwemmungen der tiefer gelegenen Ländereien, insbeſondere aber der Wieſen herbeiführten. Auch fehlte es nicht an Gewittern und öftern Hagelſchauern, welche hin und wieder Feldbeſchädigungen, wiewohl nur auf kleinern Strecken und nicht von beſonderer Erheblichkeit, herbeiführten. Noch im letzten Drittheil des Juli gab es ſo kalte Tage, daß wohlhabendere Familien zur Ofenwärme ihre Zuflucht nahmen. Dieſe ungewöhnlich feuchte und herbſtliche Witterung zu einer Zeit, in welcher der erſte Grasſchnitt ſchon beendigt und die Getreidefelder der Erndte entgegenreifen ſollten, hat bedeutende Verluſte herbeigeführt und die Beſorgniß erregt, daß die Erndte die Hoffnungen auf keine Weiſe erfüllen dürfte, zu welchen der im allgemeinen ſchöne Stand der Saaten zu berechtigen ſchien. Durch Uebertritt der Flüſſe und Ueberſchwemmungen der Wieſen iſt viel Heu verloren gegangen und noch mehr verdorben; die Erndte deſſelben wurde unglaublich erſchwert. Die Erndte des Wintergetreides kann, ſelbſt wenn anhaltende warme und trockene Witterung eintreten ſollte, nicht vor Mitte Auguſt beginnen, ſo weit iſt

Digitized by Google

die Reiſe noch zurückgeblieben, und die Erndte des Sommergetreides, welches im Wachsthum wenig vorſchreiten konnte, mußte ſich noch weit mehr verſpäten. Noch mehr wird ſich die Kartoffel- und Obſterndte verzögern. Die Kartoffelſaaten hatten hin und wieder ſchon bedeutend durch Fäulniß gelitten.

Höchſter Barometerſtand in Gumbinnen am 13ten 28″ 2,8‴ bei S.; niedrigſter am 6ten 27″ 6,0‴ bei W. — Höchſter Thermometerſtand in Gumbinnen am 14ten + 21° bei NW.; niedrigſter am 3. + 7½° bei N.

Die in den drei vorhergegangenen Monaten ſtattgefundene ungewöhnlich naſſe Witterung dauerte leider auch den Monat Auguſt hindurch, in welchem es nur wenig durchaus heitere und warme Tage gab. Beinahe tägliche, zum Theil heftige und auch von Stürmen begleitete Gewitter, entluden ſich bald hier bald dort, durch ſtarke Regengüſſe, welche kalte Nächte und Nebel zur Folge hatten. Dieſe ungewöhnliche Witterung geſtaltete auch die Verhältniſſe des Landbaues ungewöhnlich. Statt daß man in andern Jahren Anfangs September die Felder ſchon meiſtens leer und die künftigen Winterſaaten theilweiſe beſtellt ſah, erblickte man jetzt überall volle Felder und zum Theil noch grüne und wachſende Sommerſaaten. Der Roggen war überall reif, meiſtens gemäht und in Haufen geſtellt, aber nur den kleinen Grundbeſitzern war die Abfuhr möglich geworden; auf den Vorwerksfeldern war erſt der kleinſte Theil eingebracht. Daß der Verluſt durch Auswachſen damals noch nicht ſehr bedeutend geworden, war nur Folge der kühlen Witterung und des mangelnden Sonnenſcheins. Der Weizen hatte noch weiche Körner; der Hafer war noch meiſtens grün; die Erbſen ſtanden zum Theil noch in der Blüthe und im üppigſten Wachsthum. Gartenfrüchte und Obſt waren, dem äußern Anſehen nach, wenigſtens einen Monat zurück, und ſchwerlich darauf zu rechnen, daß Aepfel und beſonders Pflaumen würden auswachſen und reif werden. So erfreulich der Anblick der Felder war, indem der Stand der Saaten im Allgemeinen eine reiche Getreideerndte hoffen ließ, ſo mehrte ſich doch die Beſorgniß der Landleute von Tage zu Tage, daß ſie des reichen Segens durch die Witterung mehr und minder verluſtig gehen, und daß verdorbenes Rauchfutter Krankheiten unter ihre Heerden bringen dürfte. Das Roggenſtroh von dem (beſonders von den Bauern)

Digitized by Google

naß eingefahrenen Roggen fing an zu ſtocken und zu ſchimmeln. Die Kartoffeln hatten in den tiefer gelegenen Gegenden, in ſchwerem Boden, ſehr gelitten, theils ausgefault, theils ohne Knollen anzuſetzen in das Kraut geſchoſſen; dagegen erwartete man in dem ſandigen und bergigen Maſuren, wenn die Witterung nur die trockene Gewinnung verſtattet, eine ungewöhnlich reiche Kartoffelerndte. Im Allgemeinen ließ ſich, weil der Weizen und die Sommerſaaten noch nicht reif waren, über den Ausfall der Erndte noch kein begründetes Urtheil fällen. Indeſſen waren aus dem Heydekruger, dem Niederunger und Stallupöhner Kreiſe, ſchon Geſuche um Schadenſtands- und Mißwachsunterſtützungen zahlreich eingegangen.

Höchſter Barometerſtand in Gumbinnen am 12. Aug. 28″ 0‴ bei O.; niedrigſter am 20. 27″ 8,6‴ bei SW. — Höchſter Thermometerſtand in Gumbinnen am 13. Auguſt + 21° bei O.; niedrigſter am 21. + 10° bei SW.

Auch der Monat September war rückſichtlich der Witterung ſehr unbeſtändig, und es gab nur wenige Tage, die den Feldarbeiten günſtig waren. Um ſo emſiger mußte der Landwirth, die ſpäte Jahreszeit berückſichtigend, mit Aufbietung aller Kräfte an die Abfuhr des Sommergetreides und die Beſtellung der Winterſaat gehen. Der ungünſtigen Witterung ungeachtet, die ſich nicht blos durch häufigen Regen, ſondern auch durch kalte Winde und mehrere Nachtfröſte, ja ſelbſt durch Hagelſchlag u. Schneefall auszeichnete, war die Erndte des Wintergetreides völlig beendigt, wogegen aber die Erndte des Sommergetreides, beſonders auf den größern Gütern, viel zurückgeblieben war; mit dem zweiten Grasſchnitt und mit Beſtellung der Winterſaat war erſt der Anfang gemacht und für den Landwirth noch viel zu thun übrig, da viele der übrigen Feldfrüchte, namentlich Erbſen und Kartoffeln, zum Theil noch in der Blüthe ſtanden. So viel ſich jetzt mit Sicherheit überſehen ließ, ſchien der Ausfall der Erndte im Allgemeinen das Bedürfniß zu überſteigen, ſo daß ein eigentlicher Mangel nicht zu fürchten war. Dagegen gab man der Beſorgniß Raum, daß einzelne Gutsbeſitzer, Dorfſchaften und vielleicht ganze Diſtrikte durch Mangel an Rauchfutter und Fehlſchlagen der Kartoffelerndten mehr oder minder in Verlegenheit und ſelbſt in Noth gerathen würden. Ganz beſonders ſchien dieſe Noth in dem Theil des Niederung-Kreiſes, welcher die tiefe Niederung heißt,

und deſſen Bewohner lediglich vom Ertrage der Wieſen leben, fühlbar zu werden. Hier hatte die durch den häufigen Regen, und noch mehr durch den wiederholten Rückſtau des Kuriſchen Haffs, herbeigeführte und lang anhaltende Ueberſchwemmung — einzelne Theile ſtehen noch unter Waſſer — die Gewinnung des Heus mehr oder weniger in einzelnen Ortſchaften völlig verhindert. In andern Gegenden fürchtete man das Verderben des naß und ſelbſt unzeitig eingebrachten Getreides und Strohs und den baldigen Eintritt anhaltenden Froſtes, welcher die ſpäten Saaten in Gefahr bringen, und die ohnehin wenig ergiebige Kartoffelerndte vernichten würde.

Höchſter Barometerſtand in Gumbinnen am 30. Sept. 28″ 3,6‴ bei W.; niedrigſter am 5ten 27″ 7,6‴ bei W. — Höchſter Thermometerſtand in Gumbinnen am 2., 9. und 11. Sept. + 16° bei S.; niedrigſter am 6., 20. und 29. Sept. + 6°.

(Fortſetzung folgt.)

Druckfehler im Januar-Heft.

S. 36 Z. 5 von oben lies pere la Chaise ſtatt pene
„ 59 „ 7 „ „ „ Begegnung ſt. Bewegung.

Druckfehler in dieſem Hefte.

S. 184 Z. 1 von oben lies Reſource ſtatt Reſſonne.

I. Ueber das Verdienſt Deutſcher Künſtler um die Förderung der Kunſt in allen Ländern.

(Vorgeleſen in der erſten Verſammlung des Kunſt- und Gewerbe-Vereines vom Prof. Dr. A. Hagen.)

Das Vergnügen, das uns bevorſteht, in dieſen Räumen einige Meiſterwerke der Düſſeldorfer Schule zu ſchauen und zu bewundern, könnte leicht die Annahme veranlaſſen, daß die Deutſchen Künſtler unſerer Zeit gemeint ſeien, deren Verdienſt um die Förderung der Kunſt in dieſer Vorleſung aus einander geſetzt werden ſolle. Und gewiß iſt das Streben der Schüler Wilhelm Schadows verdienſtlich zu nennen, die der von den Kunſttheoretikern heilig geſprochenen Meinung, daß das religiös-überſinnliche allein würdiger Gegenſtand der Malerei ſei, durch lobwürdige Leiſtungen widerſprechen. Der Künſtler ſoll, wie jene es verlangen, in einer fremden Welt ſich heimiſch fühlen, fremde Anſichten zu den ſeinigen machen, gleichſam aus ſich ſelbſt herausgehn, um ſein innerſtes im Gebilde zu offenbaren. Der Bildhauer ſoll ſeine Gedanken in einer Art ausdrücken, als wenn er zu Perikles Zeit, der Maler als wenn er vor der Reformation geboren wäre. Das Zwieſpältige der Foderung grenzt an das lächerliche, aber dennoch iſt ihr häufig genügend entſprochen worden. — Das lebendige Intereſſe, das Walther Scott und ſeine Nachfolger erregten, ſcheint einen neuen Geiſt in die Malerei eingeführt zu haben. Das mittelalterlich-romantiſche verbinden dieſe mit dem antik-idylliſchen, und lehren, wie alles, was dem fernſtehenden als Wunder erſcheint, natürliche Wirkung des bekannten ſei, wie aller Pomp um Fürſtenhöfe nicht zureiche, um im Purpur den Menſchen zu verkennen, wie anderntheils Momente der höchſten geiſtigen Erhebung im gemein-

bürgerlichen Leben ſtattfinden können. Abſichtlich entkleidet Walther Scott das Mittelalter von dem geheimnißvollen Zauberſchein und durch die ausführlichſte Darſtellung bringt er eine Wirkung zuwege wie Homer, der uns in Odyſſeus Hauſe durchaus heimiſch werden läßt. Das Antike, das Romantiſche hört auf, es iſt nichts mehr als eine veränderte Form des Gewöhnlichen. Blicken wir zu den Gemälden der Schadowſchen Schule, ſo ſtellen uns Bendemanns trauernde Juden nichts anderes dar, als die Trauer der Unſchuld, Leſſings Lenore nichts anderes, als die innere Zerriſſenheit des Ungläubigen. Bei der Einförmigkeit der Gegenſtände, die ſonſt der Maler behandelte, erwuchs dem Beſchauer dadurch, daß er über ihre Bedeutung nie zweifelhaft war, ein großer Vortheil. Mit der Mannichfaltigkeit iſt die leichte Verſtändlichkeit geſchwunden, dennoch aber ſtehen uns die neuern Gemälde nicht als etwas fremdes fern, ſondern im Gegentheil durch den Ausdruck nahe, indem es nicht das überirdiſche, ſondern das rein menſchliche betrifft. Wohin das Streben der neuern Deutſchen Maler führen, welchen Einfluß es auf die Kunſt im Allgemeinen äußern wird, kann als etwas zukünftiges nur trügliche Hypotheſe ſein. Das geweſene, was keiner weitern Veränderung fähig iſt, ſoll im folgenden erörtert werden.

Drei Erfindungen, die wir mit Fug Deutſche Erfindungen nennen können, ſind in der neuern Kunſtgeſchichte Erſcheinungen von einer ſo durchgreifenden Wichtigkeit, daß wir ihnen keine weiter an die Seite zu ſtellen wiſſen. Es iſt die Erfindung der gothiſchen Baukunſt, der Oelmalerei und der Kupferſtecherkunſt. Dieſe Gegenſtände ſind bekannt, um ſo mehr, da ſie zu den vielbeſprochenen und zwar bis auf unſere Zeit gehören, und hierin eben liegt die Entſchuldigung meiner Wahl. Es ſei mir geſtattet zur Begründung einer Meinung geſchichtliche Angaben, Behauptungen verſchiedener Schriftſteller neben einander zu ſtellen ohne weitere Ausführung.

Das Streben nach einer geſchmackvollen Darſtellung könnte zu leicht mit der Abſicht, nur überreden, ſtatt überzeugen zu wollen, verwechſelt werden. Wenn ich der Moſaik, die ich zu geben gedenke, Politur verliehe, ſo würde ich ein ſicheres Auftreten, wie ich es wünſche, dadurch erſchweren.

Die Sage knüpft gern wichtige Erfindungen an beſtimmte Namen. So erfand die Malerei die Tochter eines Töpfers, die bei Lampenlicht den Schatten ihres ſcheidenden Geliebten umzeichnete; die Kupferſtecherkunſt ein Küſter, der, in einem Wäldchen luſtwandelnd, Namen in die Rinde der Bäume ſchnitt. Die Namen der Erfinder ſind aber willkührlich erfunden, und die Erfinder der Mährchen hatten keine andere Abſicht, als wichtige Erfindungen in eine mythiſche Vorzeit hinauszurücken. Erfinden heißt in der alten Sprache nichts mehr als finden, alſo ein Thun, das nicht die Abſicht, ſondern der Zufall beſtimmt. Der Ruhm deſſen, der etwas unbekanntes findet, iſt gering und daher ſein Name meiſt vergeſſen. Derjenige, der dem bis dahin unbekannten, dem neuen durch Nachdenken eine vortheilhafte Anwendung giebt, iſt als der eigentliche Erfinder anzuſehn, denn er macht aus dem erſt etwas, was jener fand. Der Spitzbogen, der charakteriſtiſch für die gothiſche Baukunſt iſt, iſt ſehr leicht auszuführen, und daher findet man ihn einzeln in den Gebäuden aller Völker. In einem Kloſter in Subiaco bei Neapel, das im 9ten und 10ten Jahrhundert entſtand, ſind die Spitzbogen mit Geſchick angewandt; deſſen ungeachtet iſt die gothiſche Baukunſt ungleich ſpäter erfunden, und ob ſie gleich ſich über die ganze civiliſirte Welt verbreitete, ſo hat ſie eben im Neapolitaniſchen nie recht Eingang finden wollen; Vitruv lehrt ſchon, da er von der Wachsmalerei ſpricht, Oel zu den Farben zu nehmen; ein Mönch Theophilus ſchrieb, vielleicht im 10ten Jahrhundert, von Oelfarben, dennoch aber war es der neuern Zeit vorbehalten, durch die Oelmalerei das höchſte in der Malerei zu erreichen. Unter den Anti-

caglien kommen häufig Erzſcheiben vor, die theils als Opferſchalen, theils als Spiegel dienten, bei denen man auf einer Seite eingeritzte Figuren wahrnimmt von der zierlichſten Zeichnung. Der Senator Buonarrotti drückt ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Alten nicht den Kupferſtich erfanden. Wirklich hat man von ſolchen Scheiben Abdrücke genommen. Der vielſeitigen Kunſtthätigkeit zur Zeit der Reformation haben wir es zu danken, daß die Kupferſtech- und Holzſchneidekunſt entſtand, und dieſer, daß die Kunſt zum Gemeingut wurde, was ſie billig ſtets ſein mußte.

Man hat Johann van Eyck den Erfinder der Oelmalerei genannt, und mit gegründetem Recht. Eine gleiche Ehre gebührt einem Ervin von Steinbach und einem Albrecht Dürer, als den Erfindern der gothiſchen Baukunſt und der Kupferſtechkunſt.

Die gothiſche Baukunſt, deren Erfindung niemand den Deutſchen hat abſtreiten wollen, wenn man ſich auch die fruchtloſe Mühe gab, Entlehntes von verſchiedenen orientaliſchen Bauweiſen bei ihr aufzufinden, gehört in ihrer wunderbaren Erhabenheit allein der Zeit an, die ſie hervorrief. Ein gothiſcher Bau in unſeren Tagen errichtet, hat etwas widerſtrebendes, namentlich für den proteſtantiſchen Gottesdienſt, der durch ruhige Ueberlegtheit alle verleitende Begeiſterung abweiſt. Friedrich Schlegel, da er von Wolframs von Eſchenbach Gedichten handelt, ſagt: „Es gleichen dieſe alten Gedichte in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmuckes auffallend den Denkmalen der gothiſchen Baukunſt, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemiſchten Gefühl von freudigem Erſtaunen und von Verwunderung über das Seltſame, ergreifen. Es ſpricht ſich der Geiſt des Mittelalters überhaupt, beſonders aber der Deutſchen, in keinem andern Denkmale ſo ganz aus, als in denen dieſer ſogenannten gothiſchen Baukunſt.“

Am Straßburger Münſter, in dem man Beiſpiele der verſchiedenartigſten Bauſtyle findet (es wurde an ihm 260 Jahre gebaut), baute den bewunderungswürdigſten Theil Ervin von Steinbach. Der Steinmetzenmeiſter, ſo hieß er als Mitglied einer weit verbreiteten, zünftigen Bauverbrüderung, nannte ſich nach ſeinem Geburtsort Steinach im Badenſchen, und fing die Weſtfacade des genannten Münſters 1277 zu bauen an, nach der Inſchrift über dem Hauptportal, und ſtarb 1318, wie dies ſein Leichenſtein lehrt. Zwei Thürme ſollten ſich nach ſeinem Plan 594 Franzöſiſche Schuh erheben, von denen nur einer ausgeführt iſt, und zwar in einer Höhe von 447 Franz. Schuh. In dem von Ervin erbauten Theile des Straßburger Münſters feiert die gothiſche Baukunſt ihre Vollendung, und zugleich, wie dies zu erweiſen iſt, auch der Zeit nach ihr erſtes Werk. So lange war die byzantiniſche Baukunſt die herrſchende, bei der ſowohl Bogen als Gewölbe halbzirklich ſind. Durch Ervin von Steinbach ſcheint die Straßburger Bauhütte oder Loge ein überwiegendes, auf die Kunſt kraftvoll einwirkendes Anſehn erhalten zu haben. Bis dahin werden nur Geiſtliche, namentlich Biſchöfe, als Erbauer genannt, die oft wirklich ſelbſt Baukünſtler waren. Ervin von Steinbach ſteht mit Recht an der Spitze der weltlichen Baumeiſter, der, wie ich dies abſichtlich wiederhole, am Münſter 1277 zu bauen anfing und 1318 ſtarb. Der Dom von Cöln ward aber ſchon 1248 begonnen, alſo 29 Jahre vor Ervins Auftreten. 1248 brannte der alte Dom in Cöln ab und es ward zum Bau des neuen geſchritten. Schon 25 Jahre vor dem Ereigniſſe war der Plan gefaßt, eine größere Kirche zu errichten, die der Größe der in ihr niedergelegten Reliquien würdig wäre. Die Anlegung eines großen Baues machte die Benutzung des alten Fundaments unmöglich. Wie eifrig auch der Biſchof Konrad von Hochſteden den Bau betrieb, ſo mußte über den unterirdiſchen Arbeiten eine geraume Zeit vergehn, und ſicher ſah er ſie nicht beendigt, da er

1261 ſtarb. Kriegeriſche Zeitläufte nach ſeinem Tode hatten ein langes Stocken des Baues zur Folge. Wenn wir die erhaltenen Originalplane des Straßburger Münſters und des Cölner Domes vergleichen, ſo wird uns die Aehnlichkeit des Hauptportals nicht entgehn, die ſelbſt, wie Sulpiz Boiſerée einräumt, keineswegs zufällig iſt. — Wie weit Ervin ſeiner Zeit überlegen war, davon ein Beiſpiel. Zur größten Zierde gereichen den Münſtern die durchſichtigen Thürme, die, weil ſie überall durchbrochen ſind, bei aller Leichtigkeit jedem Unwetter trotzen. Zwei Thürme der Art, die 1312 auf dem Meißner Dom errichtet waren, ſchleuderte ſchon nach einem Jahrhundert, ohne Zweifel, weil ſie ungeſchickt angelegt waren, der Sturm herab. Der Straßburger Münſterthurm, bei deſſen Errichtung Ervins Zeichnungen, wenn man ſich auch hie und da Abweichungen geſtattete, zur Richtſchnur diente, ſchwankt gefahrlos in Stürmen, und hat ſogar eine Erderſchütterung, die die Glocken läuten machte, glücklich beſtanden. Die Glocken ſchlugen, ſagt ein Schriftſteller, die große Stunde der Zeit, aber nicht ihre eigene. Zu Ervins Zeit war die byzantiniſche Bauart noch keineswegs, wie nachher, von der gothiſchen verdrängt, und jene führte noch ſo folgerecht das rundbogige als dieſe das ſpitzbogige Wölbungsſyſtem durch. Der Querbau des Freiburger Domes iſt zwiſchen 1240—70 erbaut, und zwar im ſchwerfällig byzantiniſchen Styl, denſelben zeigt der weſtliche Theil der Stephanskirche zu Wien, den Ottokar erbauen ließ. Das Langhaus des Straßburger Münſters, das erſt 1275 vollendet iſt, iſt in ſpitzbogiger Bauart, die aber mit der Leichtigkeit der ausgebildeten gothiſchen nichts gemein hat. Der Werkmeiſter, wie es offenbar iſt, konnte ſich noch nicht von dem Verhältniſſe der rundbogigen Bauart losſagen. Die Bogen ſind niedrig und breit, die Fenſter kaum ein halbmal höher als breit, da dieſe nachmals gewöhnlich fünfmal ſo hoch als breit ſich zeigen. Das Verhältniß der Höhe ſollte gleichſam alle andere Di-

menſionen aufheben. Am auffallendſten iſt indeß, daß Ervins eigene Tochter, die in den beiden damals vereinigten Künſten, der Baukunſt und der Bildhauerei, erfahren war, das Thor an der Südſeite im rundbogigen Styl anlegte. Auch ſein Sohn Johann, der nach des Vaters Tode den Bau des Thurmes fortſetzte, wich von ſeinen Regeln ab, und kränkte, wie ſein Nachfolger, Ervins Anſehn, der, indem er die Steine mit werkverſtändiger Kühnheit zuſammenfügte (Göthe nennt ſie Steinquälerei), der gothiſchen Baukunſt eine würdige Eigenthümlichkeit gab, oder richtiger ſie ins Daſein rief. Seine Nachfolger verſündigten ſich durch ihre Eigenmächtigkeit nicht allein an ſeinem Andenken, ſondern auch an den Geſetzen der Steinmetzenordnung. Eins lautet folgendermaßen:

Wann ein Meiſter mit Tode abgeht und ein anderer dann kommt und gehauen Steinwerk da findet. Es wäre verſetzt oder unverſetzt Steinwerk, da ſoll derſelbe Meiſter ſämmtlich Steinwerk nicht wieder abheben noch das gehauen unverſetzte Steinwerk verwerfen in geheimem Weg ohne anderer Werkleute Rath, auf daß der Meiſter, der ſolch Werk nach ſeinem Tode gelaſſen hat, nicht geſchmähet werde.

Wenn die gothiſche Baukunſt nur in ſo weit Anwendung finden ſollte, als die Erhaltung der Münſter es erfordert, und außerdem nur als Dekoration, der ein Spielen mit fremden Formen zuſteht, ſo wird die Oelmalerei wahrſcheinlich nie verlaſſen werden. Wie die Wachsmalerei der Alten, die Enkauſtik, ſich zu ihr verhalten mag, können wir nicht entſcheiden. Ein Paar Gemälde, die für enkauſtiſche Bilder ausgegeben werden, ſind Chriſtusbilder, die außer dem Werth des Alterthums ſonſt wohl keinen haben. Die enkauſtiſchen Farben, die an einigen Bildſäulen und Tempeln bemerkbar ſind, können nur als Anſtrich betrachtet werden. Nach den erhaltenen Gemälden in Waſſerfarbe zu urtheilen, waren die Alten im Colorit keine Meiſter. Bei ihnen war der Formenſinn überall vorherrſchend, und der Farbenſinn blieb, wie es ſcheint, zurück. Farben-

und Formenſinn findet ſich ſelten zuſammen. Bei Michel Angelo's Gemälden beſteht das bewunderns- würdige allein in der Erfindung und der Zeichnung. Wenn Göthe's Auctorität auch dagegen iſt, der in der Farbenlehre ſagt: „daß ihre Malerei ſo hoch geſtanden, als ihre Plaſtik," „daß ſie auch im Helldunkel Colorit u. ſ. w. ihren Nachfahren gleich geſtanden hätten," wenn auch H. Meyer ihm beiſtimmt, der eine „Hypothetiſche Geſchichte des Colorits der Griechiſchen Maler" ſchrieb, wenn auch das verloren gegangene Geheimniß der Wachsmaler, ein Räthſel, das viele Kunſtkenner vergeblich zu löſen ſtrebten, neuerlichſt wieder zu Verſuchen reizte, wenn Roux die Wachsfarben erhebt, und Tielker in Braunſchweig Wachsgemälde fertigt, welche Beifall finden, ſo wird doch ſchwerlich der Glaube erſchüttert werden an einer unerreichbaren Schönheit der Malerei im Mittelalter, deren Wirkung vornämlich der Erfindung der Oelmalerei zuzuſchreiben iſt. Die Oelfarben ſind das für den Maler, was der Marmor für den Bildhauer iſt. Die ſanften Abſtufungen der Farben, die Luftperſpektive, das Verſchwimmen der Töne iſt wohl nur in der Oelmalerei möglich. Die Durchſichtigkeit der Farbe ließ das Helldunkel entſtehn, und ſetzte die Maler in Stand, durch häufiges Uebermalen das dunkelſte Schwarz darzuſtellen. Die todte Waſſerfarbe wirft nämlich den Lichtſtrahl zurück, den die transparente Oelfarbe einſaugt. Alle Vorzüge, die die Malerei vor der Bildhauerei auszeichnet, konnte jene nur durch die Oelfarben erſt geltend machen.

Vaſari ſchreibt die Erfindung der Oelmalerei dem bekannten Johann van Eyck zu, den er Johann von Brügge nennt. Er erzählt alſo:

„So ſtanden die Sachen, da Johann von Brügge in Flandern lebte, als Maler in den dortigen Gegenden wegen ſeiner Kunſtfertigkeit geſchätzt, die er ſich in ſeinem Fach erworben hatte. Derſelbe ſtellte Verſuche mit verſchiedenen Arten von Farben an, und als einer

der ſich gern mit der Chemie (Alchymie) beſchäftigte, machte er aus vielen Oelen Firniſſe und andere Dinge, gemäß den Einfällen erfinderiſcher Köpfe, wie er einer war. Einſtmals hatte er unter andern viel ausdauernde Mühe angewendet, um eine Tafel zu malen, die, da er ſie mit Fleiß beendigt hatte, mit Firniß überzog, und ſie, wie es Gewohnheit war, an der Sonne trocknen ließ. Aber, ſei es nun, daß die Gluth zu heftig, oder das Holz übel zuſammengefügt, oder nicht gehörig trocken war, die erwähnte Tafel zerborſt wo ſie zuſammengeſetzt war, zum großen Mißgeſchick. Da Johann den Schaden ſah, den ihm die Sonne verurſacht hatte, ſo beſchloß er künftig es ſo zu machen, daß er durch die Sonne nie mehr einen ſo großen Verluſt bei ſeinen Werken erleiden dürfte. Er war des Firniſſes nicht weniger überdrüſſig geworden, als der Malerei in Waſſerfarben, und dachte darauf, eine Art von Firniß zu entdecken, der im Schatten trocknete, ohne daß es nöthig wäre, die Malereien der Sonne auszuſetzen. Mit vielen Dingen, ſowohl rein als gemiſcht, ſtellte er Verſuche an, und fand, daß Lein- und Nußöl, wie viel er auch geprüft hatte, ſchneller als alle andere Oele trockneten. Dieſe mit andern Zuſätzen gekocht, gaben einen Firniß, wie er oder vielmehr alle Maler der Welt ihn verlangt hatten. Nachdem er mit vielen andern Dingen den Verſuch gemacht, ſah er, daß das Miſchen der Farben mit dieſen Arten von Oel der Malerei ein kräftigeres Anſehn gab, und daß, wenn ſie getrocknet, ihr die Feuchtigkeit nicht ſchadete, und daß der Glanz der Farben erhöht und ihnen ein Schimmer verliehen wurde ſelbſt ohne Firniß."

Weiter berichtet Vaſari, wie ein Gemälde von van Eyck, das durch Deutſche Kaufleute nach Neapel kam, als ein Wunderwerk von den Künſtlern betrachtet wurde, ſo daß ſich der Maler Antonello von Meſſina bewogen fand, nach Flandern zu reiſen, um das Geheimniß der Oelmalerei zu erlernen. Durch ihn ward die Oelmalerei in Italien verbreitet.

Sonder Arg wurde das Angeführte dem Vaſari von Niederländiſchen, Italieniſchen und Spaniſchen Schriftſtellern nacherzählt. Leſſing machte 1774 auf eine Lateiniſche Handſchrift aufmerkſam, um der Erzählung alle Beweiſeskraft zu nehmen und ſie als eine Künſtlerfabel zu verſpotten. Die genannte Handſchrift von einem Geiſtlichen Theophilus, giebt eine Anweiſung auf allerlei Weiſe zu malen, und lehrt auch, wie Farben mit Leinöl zu bereiten ſeien, um Köpfe, Thiere und Blumen auf Gegenſtänden von Holz zu malen, bei denen es anginge, ſie nach jedesmaliger Uebermalung an der Sonne zu trocknen, welches, wie hinzugefügt wird, bei Gemälden zu langwierig und läſtig wäre. Der Verfaſſer der Anweiſung dieſer ſehr unvollkommenen Oelmalerei iſt nach Leſſing ein Deutſcher, der um das zehnte Jahrhundert lebte. v. Murr macht ihn zu einem Neugriechen, Cicognara zu einem Lombarden. Leſſings Entdeckung, die in Deutſchland Unterſuchungen alter Gemälde veranlaßte, ward auch frühe in Italien bekannt und das Buch von Theophilus ſowohl dort, als hier in mehreren Exemplaren aufgefunden. Da der Glaube an Vaſari's Bericht untergraben war, ſo ſuchte jetzt die Italieniſche Nationaleitelkeit die Annahme, daß Deutſche die Lehrer der Italiener geweſen, aufzuheben. Ueberall trat man mit Oelgemälden hervor, deren Entſtehung in die erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung fiel. Bald täuſchte man ſich im Alter, bald in der Art der Malerei. Allerdings kannten die älteſten Italieniſchen Maler Oelfarben. Giotto malte, wie es ein alter Schriftſteller bezeugt, ſchon in Oel. Wie konnten Oelfarben ein Geheimniß ſein, da ihre Miſchung ſo nahe lag? Wer Augen und Naſe hat, ſagt Leſſing, wird ſich das ſchwerlich bereden laſſen. — Indeß dienten vor van Eyck die Oelfarben wohl nur zum Anſtriche und zum Bemalen von allerlei Geräthſchaften, nicht zu eigentlichen Gemälden. Man halte ein Oelgemälde gegen ein Temperagemälde, und man wird ſich das Erſtaunen der

Italiener vergegenwärtigen können, und es nicht ſogar unwahrſcheinlich finden, daß ein Maler, betroffen durch die wunderbare Wirkung, nach Flandern, das mit Italien in lebhaftem Handelsverkehr ſtand, ſich begiebt, um die rechte Weiſe vom Meiſter zu erlernen. Das Gemälde, das einſt der König Alphons V. beſaß, exiſtirt noch in Neapel, und, wenn auch nicht, wie man, um das Zweifelhafte zu häufen, behauptet, von van Eyck ſelbſt gemalt, ſo doch ein Werk eines ſeiner Schüler, fälſchlich für ein Werk des Meiſters verkauft. Vaſari, wenn er über die Kunſt der Niederländer ſchrieb, folgte nicht ſeiner Phantaſie, ſondern er hatte einen ſachkundigen Gewährsmann in Lüttich. Von van Eyck beſitzen wir ein Gemälde vom Jahre 1420, das durch ſeine Färbung jetzt noch als Muſter dienen kann. Antonello von Meſſina, der von ihm die Oelmalerei gelernt und nach Italien verpflanzt haben ſoll, arbeitete in van Eycks Manier. Derlei Angaben verwirft aber Leſſing insgeſammt, und ſelbſt der Grabſchrift, die Vaſari von Antonellos Leichenſtein abſchrieb, ſchenkt er keinen Glauben:

Antonius, der Maler, ſeiner Vaterſtadt Meſſina und des ganzen Siciliens vornehmſte Zierde, liegt hier begraben. Nicht allein wegen ſeiner Gemälde, die eine ſeltene Kunſtfertigkeit und Schönheit auszeichnete, ſondern auch weil er durch Oelfarben Glanz und Dauerhaftigkeit zuerſt der Italieniſchen Malerei verlieh, wird er mit dem höchſten Eifer immer von den Künſtlern gefeiert werden.

Außerdem giebt es noch andere Beweiſe, welche van Eycks Ruhm aufrecht erhalten. Bartholomäus Facius, der Illyrier, im Dienſte des genannten Alphons lebend, nennt van Eyck den erſten Maler ſeines Jahrhunderts, und berichtet, daß er (nach Plinius Angabe) durch Erforſchung der Eigenthümlichkeit der Farben ſich vielfältig um die Kunſt verdient gemacht habe. Ein Traktat über die Malerei von einem Florentiner, Cennini, der 1437 erſchien, fängt die Belehrung über die Oelmalerei alſo an: „Ich will euch lehren in Oel

malen, wie es die Deutſchen im Gebrauch haben.“ Zu Cennini's Zeit war alſo die Anwendung der Oelmalerei in Italien etwas ſeltenes. Durch ſorgfältige Unterſuchungen des Freiherrn von Rumohr iſt es erwieſen, daß vor 1470 in Italien keine Oelgemälde vorkommen.

Wie Ervin von Steinbach von keinem ſeiner Nachfolger übertroffen wurde, ſo auch Johann van Eyck, der deßhalb in doppelter Bedeutung der erſte Flandriſche Maler genannt werden kann.

Wenn es Waagen in ſeinem Buch über van Eyck erwieſen hat, daß die Italieniſchen Künſtler von ihm lernten, ſo kann es gleichfalls keinem Zweifel unterlegen ſein, daß ſie auch von einem andern Deutſchen Maler lernten, nämlich von Albrecht Dürer, dem Zeitgenoſſen Raphaels. Vaſari, der nur Kupferſtiche und Holzſchnitte von ihm kannte, ertheilt ihm folgenden Lobſpruch: „In Wahrheit, wenn dieſer ſo ſeltene, ſo fleißige und ſo allſeitige Mann Toscana zum Vaterlande gehabt, und die Werke in Rom, wie wir, hätte ſtudiren können, er wäre der beſte Maler in unſerm Lande geworden, wie er der ſeltenſte und gefeiertſte unter den Deutſchen (Niederländern) war.“ Albrecht Dürer, der Erfinder der Aetzkunſt, iſt auch als Erfinder des Holzſchnitts und des Kupferſtichs zu ehren. Einige Deutſche Holzſchnitte und Kupferſtiche verrathen ein hohes Alter; die älteſten, die mit Inſchrift und Jahreszahl verſehen ſind, ſind ein Holzſchnitt von 1423 und ein Kupferſtich von 1455. Das Vorgeben der Italiener, der ſpäter lebende Goldſchmid Finiguerra habe den erſten Kupferſtich gefertigt, verdient daher keine Berückſichtigung. Aus der Holzſchneidekunſt entſprang die Buchdruckerkunſt. Die älteſten Bücher waren in Stelle der Miniaturen mit bunten Bildern geziert. Der Holzſchnitt vertrat die Zeichnung, die von den ſogenannten Briefmalern illuminirt wurden. Albrecht Dürer gab die erſten Bücher heraus, die allein aus dergleichen Bildern beſtanden, und zwar aus

ſolchen, die ohne der Farbe zu bedürfen, ſich dem Auge als Gemälde darſtellen. Er verſtand es ſehr wohl, allein durch eine kunſtreiche Führung der Striche, Lokalfarben auszudrücken und Stoffe zu charakteriſiren. Dürers bekanntes Blatt, der Ritter und der Tod, beſchreibt Vaſari alſo:

„Er gab einige ſo vortreffliche Kupferſtiche heraus, daß man nichts beſſeres machen kann. Da er die Abſicht hatte, zu zeigen, was er in ihnen leiſten könnte, ſtach er einen gewappneten Mann zu Pferde, als ein Bild der menſchlichen Kraft, von ſolcher Vollendung, daß man das Schimmern der Waffen und die Haare des ſchwarzen Pferdes ſieht, was in einer Zeichnung ſchwer darzuſtellen iſt.“ „Wie groß auch der Ruhm iſt, ſagt Bartſch, den Albert Dürer durch ſein Malertalent erworben hat, ſo iſt jedoch nicht minder groß, der ihm als Kupferſtecher gebührt. Seine Blätter bieten einen höchſt zarten Grabſtichel, verbunden mit einer Leichtigkeit und Freiheit dar, welche alle Kupferſtiche ſeiner Vorgänger weit hinter ſich laſſen. Es iſt kaum zu begreifen, wie er, der keine nachahmungswürdigen Muſter vor ſich hatte, ſo viele Hülfsmittel ſeiner Kunſt allein auffinden konnte. Obgleich ſeit ſeinem Tode drei Jahrhunderte hindurch ſo viele neue Erfahrungen und Schritte zur Vollkommenheit der Kupferſtecherkunſt gemacht wurden, ſo würde man doch heut zu Tage manche Blätter dieſes Meiſters weder beſſer, noch vielleicht ſo gut liefern können.“

Ihm folgte Lukas von Leiden. Dürers Einfluß auf die Kunſt Italiens war ſehr gewichtig. Kurz nach dem Erſcheinen ſeiner Holzſchnittwerke wurden ſie in Italien durch die Nachſtiche Mark Antons, eines Schülers von Raphael, verbreitet. Ausgezeichnete Maler, wie Andrea del Sarto, entlehnten manches aus ſeinen Compoſitionen. Nachahmer in der Kupferſtecherkunſt erſtanden in Italien in großer Zahl, wenn ſie ſich auch Anfangs dadurch, daß ihre Werke nur darauf berechnet waren, Handzeichnungen berühmter

Maler zu vervielfältigen, von ſeiner Weiſe unterſchieden. Durch die Kupferſtecherkunſt hat die Kunſt die ausgedehnteſte Verbreitung.

Wenn wir das Verdienſt der drei genannten Männer neben einander ſtellen, ſo werden wir verlegen ſein, einem vor dem andern den Preis zu ertheilen. Die gothiſche Baukunſt, die zwiſchen dem 13ten und 14ten Jahrhundert ihre Ausbildung erreichte, die Oelmalerei, die zwiſchen dem 14ten und 15ten Jahrhundert ein alles verdunkelndes Anſehn gewann, die Kupferſtecherkunſt endlich, die zwiſchen dem 15ten und 16ten Jahrhundert in reicher Fülle erblühte, ſind Erſcheinungen, welche umgeſtaltend die Kunſtwelt beherrſchten. Die Kunſt zeigt oft die Fähigkeit, die ſonſt wandelbare Anſicht der Zeit zu feſſeln. Vor allem gebührt dieſer Ruhm der gothiſchen Baukunſt, die das Phantaſtiſche des Mittelalters gleichſam in bleibende Formen faßte, die, der Religion vorzugsweiſe huldigend, über die Bildhauerei und Malerei gebot, die ihr ſich anfügend dienten. Mit der gothiſchen Baukunſt entſtand die Glasmalerei, eine echt Deutſche mit ihr verbreitete Erfindung. Unendlich ſchnell griff der Geſchmack der Münſterbaukunſt um ſich; 1277 fing Ervin ſein Meiſterwerk an, und ſchon 1285 erhob ſich die Weſtmünſterkirche in London, 1290 der Dom von Orvieto und 1299 die Kathedrale von Barcellona. Nicht weniger mächtig erhob die Oelmalerei ihr Haupt, denn ſeit 1500 wurde beinahe allein in Oel gemalt. Correggio's magiſches Helldunkel, Tizian's glühendes Colorit konnte nur in der Oelmalerei gelingen. Zum Bereich der Kupferſtich- u. Holzſchneidekunſt gehören zwei Deutſche Erfindungen, die ſogenannte ſchwarze Kunſt oder Schabkunſt, und die Steindruckerei. Ueberflüſſig iſt es anzuführen, wie jene in England mit beſonderer Liebe gepflegt wurde, und wie dieſe eine jedem Mißbrauch freigeſtellte Allgemeinheit erlangt hat.

II. Ueber Brunnen im Allgemeinen und über arteſiſche Brunnen ins Beſondere.

(Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft am 25. Jan. 1833 von dem Ingen.-Hauptm. Schwinck.)

Natürliche oder künſtliche Gruben, in denen ſich das Regen- und Schneewaſſer ſammelte, ſind ohne Zweifel als die erſten Reſervoirs zu betrachten, welche die von Flüſſen, Bächen oder Quellen entfernten Gegenden mit dem erforderlichen Waſſer verſorgten und ſo bewohnbar machten. Als man aber fand, daß nicht jedes Erdreich geeignet ſei, dem ſich ſammelnden Waſſer den Abfluß zu wehren, bekleidete man die Wände der undichten Reſervoirs mit waſſerdichtem Material und conſtruirte ſo Ciſternen. Traf man bei Anlegung der Ciſternen waſſerhaltige Erdſchichten, welche dem beabſichtigten Zwecke gemäß genug Waſſer lieferten, ſo entſtanden die jetzt noch gebräuchlichen Grundbrunnen, von deren Entdeckung nur noch ein kleiner Schritt, bis zu den gebohrten oder arteſiſchen Brunnen blieb.

Wenn nämlich in beträchtlicher Tiefe kein Waſſer zu finden war, die Arbeit des weiteren Ausgrabens immer beſchwerlicher wurde, man auch über die Exiſtenz verſchiedener über einander gelagerter, theils waſſerhaltender, theils das Waſſer durchlaſſender Erdſchichten, Erfahrungen hatte, ſo war es wohl natürlich, eine waſſerhaltende Schicht, bis zu welcher gegraben worden, verſuchsweiſe durchzuſtoßen; drang nun das Waſſer durch dieſe Oeffnung in hinreichender Menge, ſo war nicht allein der beabſichtigte Zweck erreicht, ſondern dieſes leichte Mittel, gegrabenen Brunnen durch tiefer geführte Bohrlöcher Waſſer verſchaffen zu können, mußte allgemein werden, bis man endlich aus Oekonomie den gegrabenen Theil ſolcher Brunnen entweder ganz oder zum Theil erſparte, und gleich von der Oberfläche ab ſo tief bohrte, bis ſich Waſſer fand.

Bevor nähere Details über Brunnen und deren Anlage gegeben werden können, iſt es nothwendig einiges über das Entſtehen und Abfließen der Quellen und über die hiermit in Zuſammenhang ſtehende Beſchaffenheit des Erdkörpers anzuführen. Weit entfernt auch nur einige der vielen, ſeit den älteſten Zeiten über dieſen wichtigen Gegenſtand aufgeſtellten Meinungen anführen zu wollen, wenden wir uns vielmehr ſogleich zu der von Vitruv *) aufgeſtellten Hypotheſe, wonach das Entſtehen der Quellen dem Regen- und Schneewaſſer zugeſchrieben wird. Um aber die Phänomene an Quellen auf eine genügende Art nach dieſer Hypotheſe erklären zu können, müſſen wir einen Augenblick bei der Conſtruction der uns bekannten oberen Rinde des Erdkörpers verweilen, in ſo fern nämlich dieſe geognoſtiſchen Prinzipien für unſern nächſten Zweck unerläßlich ſind.

Die Oberfläche der Erde wird bekanntlich von dem Meere und dem Feſtlande begrenzt. Vorzüglich bemerkenswerth ſind auf letzterem die Gebirgsketten, welche aus neben einander gelagerten Bergen beſtehen, oft eine große Breite haben, ganze Länder durchziehen, unter den Meeren fortſtreichen, und hier, wo ſie über dem Waſſerſpiegel hervorragen, Inſeln bilden. Die mittlere Reihe dieſer Gebirgsketten iſt in der Regel die höchſte und beſteht aus feſtem Stein, der keine Verſteinerungen und keine Spuren von thieriſchen oder vegetabiliſchen Ueberreſten enthält. Dieſe Gebirge, welche unſtreitig früher als alle übrigen entſtanden ſind, bilden gleichſam das Gerippe des Erdkörpers. In den weiten und tiefen Thälern dieſer Urgebirge iſt das Feſtland mit den Gebirgen neuerer Formation und das Meer gelagert. Die Gebirge der neueren Formationen liegen ſchichtweiſe über einander, gleichſam wie die Bauſteine eines Gebäudes, und über denſelben befinden ſich endlich Lagen von Steingerölle, Kies, Sand, Thon, Lehm,

*) De architectura L. VIII. Cap. I.

Lehm, Torf- und Dammerde, entweder rein oder gemiſcht. Alle dieſe Schichten laufen näher oder entfernter gegen die Urgebirge aus, und dachen ſich im Allgemeinen gegen das Meer hin ab. Die flachen von Gebirgen gänzlich entblößten Gegenden, in denen durch die bisher geſchehenen Nachgrabungen noch keine Spur von zuſammenhängenden Steinlagen entdeckt werden konnte, beſtehen ebenfalls aus über einander geſchichteten Lagen von verſchiedenartig gefärbtem Lehm, Thon, Grand, Geröllе, Sand, Torf- und Dammerde.

Die Unterſuchung über die Entſtehungsart und das Alter dieſer über einander gelagerten Schichten, gehört durchaus nicht zu dem gegenwärtigen Zwecke, es iſt vielmehr genug zu wiſſen, daß dieſelben in der angegebenen Art über einander gelagert, die äußere Rinde des Erdkörpers bilden. Die Beſchaffenheit dieſer Schichten dagegen hat in ſo fern Intereſſe für uns, als einige derſelben dem Waſſer den Durchgang geſtatten, andere aber undurchdringlich ſind, wie es einem Jeden aus der Erfahrung zur Genüge bekannt iſt.

Nach dieſer allgemeinen Beſchaffenheit der Erdoberfläche iſt es nunmehr leicht, das Entſtehen der Quellen und die Erſcheinungen an denſelben, nach der Hypotheſe des Vitruv auf eine genügende Art zu erklären. Der eine Theil des durch Regen und Schnee erzeugten Waſſers nämlich bildet die Bäche und Flüſſe, der andere Theil aber zieht ſich in die durchdringlichen Schichten der Oberfläche, und fällt bis auf eine undurchdringliche Schicht, auf welcher daſſelbe ſo abfließt, wie es das Gefälle nothwendig macht. Finden ſich aber in einer ſolchen undurchdringlichen Schicht Klüfte, ſo dringt das Waſſer durch dieſelben, und gelangt ſo über eine noch tiefer gelegene undurchdringliche Schicht, auf welcher alsdann der nämliche Prozeß vor ſich geht. Aber nicht allein durch die Klüftungen der erſten undurchdringlichen Schichten gelangt das Waſſer zu den tiefer gelegenen, ſondern auch unmittelbar. Die verſchiedenen Schichten nämlich laufen gegen die Ge-

birge hin zu Tage aus, das Waſſer kann daher auch unmittelbar eine jede erreichen und ſich auf derſelben einen Weg bahnen.

Nach dieſer unſtreitig ſehr wahrſcheinlichen Annahme, kann ein jedes an Quellen wahrgenommene Phänomen leicht und naturgemäß gedeutet werden; beſonders aber wird es klar, wie mehrere Quellen über einander aufgefunden werden können, und wie ſich das Waſſer derſelben mitunter bis über die Oberfläche des Bodens erheben kann. Eben dieſe Hypotheſe hat Mariotte angenommen und durch eine Rechnung bewieſen, daß der dritte Theil des in einem Jahre auf das Flußgebiet der Seine bis Paris herabfallenden Niederſchlages, mehr als hinreichend ſei die Waſſermaſſe zu erzeugen, welche in eben der Zeit durch den Pont royal abfließt.

Obgleich dieſe Art das Entſtehen der Quellen zu erklären vielfältig beſtritten worden, ſo ſcheint dieſelbe dennoch die paſſendſte; wir übergehen daher alle andere hierüber aufgeſtellten Meinungen, und führen nur noch eine Erfahrung des berühmten Marſchal Vauban an, welche die Hypotheſe des Vitruv und Mariotte klar beweiſen dürfte. Vauban ließ nämlich bei einer ſeiner vielen und großen Arbeiten, einen Platz von beträchtlichem Umfange, deſſen obere Schicht vom Waſſer nicht durchdrungen werden konnte, 5 bis 6 Fuß hoch mit Erde beſchütten. Nach längerer Zeit zeigte ſich am tiefſten Theile dieſer Aufſchüttung eine Quelle, welche alſo nur durch die Filtration des Regenwaſſers entſtanden ſein konnte.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen treten wir nunmehr unſerem eigentlichen Zwecke näher, indem wir diejenigen Mittel anzeigen, deren man ſich bedient, einen Ort mit brauchbarem Waſſer zu verſorgen. Das Aufſuchen verborgener Quellen machte beſonders in älteren Zeiten einen nicht unbedeutenden Theil der Technik des Brunnengräbergeſchäftes, und die Mittel, deren man ſich hiezu bediente, waren von zweierlei Art,

nämlich natürliche und übernatürliche, von denen erſtere ſämmtlich auf der bekannten Erfahrung beruhen, daß das Waſſer verdunſtet, und daß man an ſolchen Stellen, wo dergleichen Dunſt aufſtieg, mit Gewißheit unterirdiſches Waſſer vorausſetzte. Einer beſonderen Erwähnung werth iſt ein Apparat, welcher auf dieſe Erfahrung ſinnreich berechnet war; derſelbe beſtand in einer Nadel, welche aus zwei verſchiedenen Stücken, von poröſem und ſehr dichtem Holze in der Mitte zuſammengeſetzt war. Hing man nun dieſe Nadel über den Ort, wo verborgene Quellen vermuthet wurden, im Gleichgewicht auf, und ſtiegen während der Nacht Waſſerdünſte empor, ſo drangen dieſelben weit ſtärker in das poröſe Holz und hoben ſo das urſprüngliche Gleichgewicht auf, wodurch man über das Daſein verborgenen Waſſers Gewißheit zu erhalten glaubte.

Außer den natürlichen Mitteln aber bediente man ſich auch der Wünſchelruthe, einer unter mancherlei Formalitäten, gabelförmig geſchnittenen Ruthe, welche in den Händen eines Gläubigen nicht allein durch ihr Zucken den Ort anzeigte, wo im Schooße der Erde Gold, Silber und andere Schätze liegen, ſondern auch die Kraft beſitzen ſollte, verborgene Quellen zu entdecken.

Am Ende des 15ten Jahrhunderts erregte ein gewiſſer Jacob Aimar in Frankreich ganz beſonderes Aufſehen mit ſeiner Wünſchelruthe, durch deren alleinige Hülfe er an vielen Orten Schätze u. unterirdiſches Waſſer gefunden haben wollte. Als derſelbe aber 1693 vorgab, außer den erwähnten Dingen auch den vergrabenen Leichnam einer erſchlagenen Frau gefunden und den unbekannt gebliebenen Mörder durch die Zeichen der Wünſchelruthe 45 Meilen weit verfolgt und entdeckt zu haben, beſchied man ihn vor die Akademie der Wiſſenſchaften, um den zahlreich verſammelten Akademikern eine Probe ſeiner übernatürlichen Kunſt zu geben, — wobei er jedoch ſo ſchlecht beſtand, daß die Wünſchelruthe nicht allein in dieſer Hinſicht, ſondern auch als Metall- und Waſſerfühler für längere

16*

Zeit ihres Zaubers entkleidet wurde. — Wenn ſich damals eine Akademie hergab dergleichen Verſuchen beizuwohnen, ſo ſind wir gerne bereit dieſes Beginnen mit dem Jahrhundert zu entſchuldigen, — wie ſoll man aber die 1807 in München, nicht etwa zur Beluſtigung angeſtellten Experimente mit der Wünſchelruthe und den Schwefelkies-Pendeln entſchuldigen?

Durch ein kürzlich im Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. angegebenes Mittel, verborgene Quellen und deren Stärke zu entdecken, wird man aufs lebhafteſte an die Wünſchelruthe erinnert. Es iſt nämlich im Badenſchen ein Mann, der ſich des folgenden Mittels bedient, um ſelbſt in waſſerarmen Gegenden Quellen aufzufinden. Derſelbe legt in einen neuen unglaſirten Topf, welcher ſo groß iſt, daß er 4 bis 5 Pfund Waſſer enthalten kann, Grünſpan, weißen Weihrauch und Schwefelblumen, von jedem 5 Loth, fein pulveriſirt und durch einander gemiſcht; ferner 5 Loth reiner vom Fette befreiter Schafwolle. Dann wird der mit einem paſſenden Deckel und thieriſcher Blaſe wohl verſchloſſene Topf genau gewogen und einen Fuß tief vergraben. Nach 24 Stunden wird der Topf herausgenommen und abermals gewogen. Hat das Gewicht nicht zugenommen, ſo iſt keine Quelle im Boden. Hat das Gewicht aber zugenommen, ſo iſt Waſſer zu finden, und zwar wenn die Zunahme unter 4 Loth beträgt, ſo ſoll ſich das Waſſer in einer Tiefe von 75 Fuß finden;
iſt die Zunahme 4 L., ſo findet ſich das Waſſer 50 F.
" " " 6 " " " " " " $37\frac{1}{2}$ "
" " " 8 " " " " " " 25 "
" " " 10 " " " " " " $10\frac{1}{2}$ " tief
unter der Oberfläche. — Gleichzeitig vergräbt dieſer Künſtler auch ein wohl verſchloſſenes Gefäß von Zinn, worin 5 Loth Pottaſche und 5 Loth Schwefel gelegt worden, und beurtheilt die Stärke der verborgenen Quelle aus der geringeren oder ſtärkeren Zunahme des Gewichtes. — Dieſes Mittel erinnert, wie ſchon geſagt, zu lebhaft an die Wünſchelruthe, als daß wir

uns auf eine nähere Würdigung deſſelben einlaſſen dürfen.

Hatte man nun auf irgend eine Art den Ort einer verborgenen Quelle entdeckt, ſo wurde daſelbſt ein gewöhnlicher Brunnen gegraben, der mitunter eine ungeheure Tiefe erhalten mußte, indem wohl nur ſelten die Formation des Terrains zu Rathe gezogen wurde. Sehr häufig verſorgte man Orte, welche ſich ihrer niedrigen und ſumpfigen Lage wegen, oder aus andern Gründen nach damaliger Anſicht nicht zur Anlegung gewöhnlicher Brunnen eigneten, durch die in der Nähe befindlichen Quellen, indem man das Waſſer derſelben ſammelte und mittelſt Röhren weiter leitete, wie dies bei uns noch an vielen Orten anzutreffen iſt*). Abgeſehen von den bedeutenden Koſten dieſer Anlagen, haben dieſelben noch den Nachtheil, daß einem auf ſolche Art mit Waſſer verſehenen Orte, vornämlich in Kriegszeiten, daſſelbe ohne alle Mühe abgeſchnitten werden kann. Ganz beſonders fühlbar iſt dieſes in Feſtungen, indem hier ein ſcheinbar ſo geringfügiger Umſtand ſehr leicht das Schickſal einer ganzen Provinz entſcheiden kann.

Es entſteht nunmehr die Frage, weshalb man an ſolchen Orten, und beſonders in dergleichen Feſtungen, nicht ſchon längſt Grundbrunnen angelegt hat. Die Beantwortung iſt ſehr leicht: Man hat allerdings

*) Noch heutiges Tages muß man auf ſolchen Punkten, die ſich ihrer dominirenden Höhe wegen nicht zur Anlegung von Grundbrunnen eignen, Ciſternen erbauen, in denen ſich das auf die benachbarten Dächer oder andern Flächen herabfallende Waſſer ſammeln und aufbewahren läßt. Unentbehrlich ſind dieſelben in Bergfeſtungen, welche eine verhältnißmäßig ſo ſtarke Beſatzung haben, daß Grundbrunnen, wenn man auch dergleichen anlegen wollte, vermöge der langſamen Förderung, aus beträchtlicher Tiefe nicht genug Waſſer liefern können. Bemerkenswerth iſt unter Andern die 1722 in Charlemont bombenfeſt erbaute Ciſterne, welche 240,000 tägliche Waſſerportionen a 5 Quart, oder den viermonatlichen Bedarf für 2000 Mann enthält.

Brunnen anzulegen verſucht, allein wenn man ſchon in geringer Tiefe, ſo wie z. B. in einigen Theilen von Königsberg, reichhaltigen Zufluß von ſchlechtem unbrauchbarem Waſſer erhielt, ſo mußte die Arbeit aufgegeben werden. Konnte dieſes aber durch Ausſchöpfen gewältigt werden, ſo ſetzte man die Arbeit bis zu einer tiefer gelegenen, beſſeres Waſſer haltenden Schicht fort, erhielt aber immer nur ein unbrauchbares Gemiſch von Seigerwaſſer und dem guten Waſſer der unteren Schicht. Dieſes iſt das Schickſal vieler Brunnen, von denen man im gewöhnlichen Leben ſagt, ſie taugen nichts. Unter ſolchen Umſtänden gab man die ferneren Verſuche auf, und begnügte ſich mit dem von außerhalb weit hergeleiteten Waſſer. Richtet man aber die Arbeit ſo ein, daß das ſchlechte Waſſer der oberhalb gelegenen Schichten, von dem der unterhalb befindlichen Quelle gehörig iſolirt wird, ſo iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß mit wenigen Ausnahmen überall brauchbare, gutes Waſſer haltende Brunnen angelegt werden können.

Dieſe Operation des Abſperrens der oberhalb befindlichen, ſchlechtes Waſſer liefernden Schichten, iſt das einzige und weſentliche Unterſcheidungszeichen der arteſiſchen oder Bohrbrunnen von den gewöhnlichen, indem die Größe des Durchmeſſers der einen und der andern Art als unweſentlich durchaus nicht in Betracht kommen kann. Da es aber bei der Ausführung ſehr ſchwer und in vielen Fällen unmöglich ſein kann, dergleichen abſperrende Brunnen von beträchtlichem Durchmeſſer herzuſtellen, ſo begnügt man ſich mit einem geringen Durchmeſſer, und erſetzt die Bekleidung der Wände gewöhnlicher Brunnen durch ſorgfältig gezimmerte durchbohrte Röhren, welche man in die Erde rammt, den Bergbohrer einſetzt, bohrt, die Bohrſpähne von Zeit zu Zeit heraushebt, dann wieder die Röhre tiefer rammt, und mit dieſem Geſchäft abwechſelnd ſo lange fortfährt, bis man auf gutes Waſſer kommt, welches nach Umſtänden entweder nur bis zu einer

gewiſſen Höhe in der Röhre anſteigt und mittelſt einer Pumpe zu Tage gefördert werden muß, oder ſich als Springbrunnen über dieſelbe erhebt, wenn die aufgefundene Quelle von einer verhältnißmäßig hoch genug anſteigenden Erdſchicht herab kommt.

Es iſt wahrlich zu bewundern, wie dieſe einfache Art, ſich beinahe in allen Gegenden gutes Waſſer auf eine wohlfeile Art verſchaffen zu können, ſo lange Zeit in Deutſchland unbekannt geblieben iſt, da doch ſchon Dominico Caſſini 1666 in den Memoiren der Pariſer Akademie die Beſchreibung eines unter ſeiner Leitung im Fort St. Urbain gebohrten Brunnens giebt, deſſen Waſſer ſich 15 Fuß über der Oberfläche des Bodens erhebt. Belidor giebt in ſeinem unvergleichlichen 1739 erſchienenen Werke: La science des Ingenieurs Buch IV. Cap. 12. eine ſo vollſtändige Beſchreibung dieſer Brunnen, daß ein jeder dergleichen Anlagen danach machen kann, und dennoch geſchah es nicht, ohngeachtet das erwähnte Werk wohl ſeit ſeinem Erſcheinen in den Händen aller Ingenieure geweſen iſt. Aus China ſind noch frühere Nachrichten über Bohrbrunnen in Europa angekommen, und 1826 berichtet Abbé Imbert von dort her, daß in der Provinz Ou-Tong-Kiao auf einer Fläche von 60 Franzöſ. Quadratmeilen mehr als 10,000 ſolcher Brunnen anzutreffen ſind, welche gewöhnlich 1000 bis 2000, mitunter auch 3000 Pariſer Fuß tief ſein ſollen. Die Mehrzahl dieſer Brunnen liefert eine ſehr ſtarke Salzſohle, einige aber ſtrömen ein brennbares Gas aus, welches zum Kochen des Salzes und zur Erleuchtung benutzt wird. — Wenn gleich die Mittheilungen von Imbert nicht ohne Intereſſe ſind, bleibt es dennoch zu wünſchen, daß dieſelben durch einen ſachverſtändigen Reiſenden beſtätigt werden mögen.

So alt aber die Erfindung der Bohrbrunnen auch ſein mag, ſo iſt es dennoch gewiß, daß dieſelben erſt ſeit wenigen Jahren bei uns allgemein bekannt geworden ſind, und es wird deshalb nicht unintereſſant ſein,

einige Details, die Conſtruction und Anlage derſelben betreffend, hier folgen zu laſſen; da aber vorausgeſetzt werden muß, daß die Techniker mit demjenigen, was Garnier und ſeine zahlreichen Abſchreiber über dieſen Gegenſtand geſagt haben, bekannt ſind, ſo folgt hier die kurze Beſchreibung eines im vorigen Jahre in der Feſtung Saarlouis durch den Ingenieur=Lieutenant Frommann, mit gutem Erfolg und unter Umſtänden ausgeführten Bohrbrunnens, deren Garnier keine Erwähnung thut. Zugleich wird dieſe Beſchreibung in den Stand ſetzen, ſelbſt ohne vorhergehende Kenntniß, den Gang der Arbeiten bei der Anlage ſolcher Brunnen vollſtändig einzuſehen.

Die Feſtung Saarlouis liegt in einem ziemlich weiten Wieſenthale der Saar, auf beiden Ufern des Fluſſes, etwa 15 Fuß über dem mittleren Waſſerſtande deſſelben. Die Thalränder werden von Sandſtein, welcher zum Theil mit etwas vegetabiliſcher Erde bedeckt iſt, gebildet. Unter dem Sandſtein finden ſich Steinkohlenlager, welche mitunter, beſonders nach den Quellen der Saar hin, zu Tage auslaufen. Die Höhe der Thalränder iſt nicht beträchtlich, dieſelben ſind aber im Zuſammenhange mit den Rhein= u. Moſelgebirgen. In Saarlouis findet man bis zu einer Tiefe von 24 F. unter der Oberfläche des Bodens verſchiedene das Waſſer durchlaſſende Schichten, als Dammerde, Letten mit Sandſtreifen, Triebſand und Kies, von hier aber nach unten fängt röthlich bunter Sandſtein an, welchen man bis 188 Fuß unverändert, und nur in 7 verſchiedenen Tiefen von ganz dünnen, dunkelbraunen, ſehr harten eiſenhaltigen Steinplatten durchſchnitten, verfolgt hat. Die verhältnißmäßig niedrige Lage an dem oft und bedeutend anſchwellenden Fluſſe und die Beſchaffenheit der oberen Erdſchichten hatten es unmöglich gemacht, gewöhnliche, gutes Waſſer liefernde Brunnen anzulegen; man mußte ſich daher mit dem aus beträchtlicher Entfernung zugeleiteten Waſſer begnügen, bis vor etwa 2 Jahren das Miniſterium die Anfertigung

eines arteſiſchen Brunnens genehmigte. — Die Wahl des Bohrortes war gewiſſermaßen zufällig, indem man vorzugsweiſe wünſchte, eine, fortificatoriſcher Zwecke wegen errichtete Kaſematte, mit brauchbarem Waſſer zu verſehen.

Die Arbeit begann damit, daß ein gewöhnlicher Schacht abgeteuft wurde, welchen man gern bis zur Felſenſchicht 24 Fuß im Ganzen, und 9 Fuß tief unter dem mittleren Waſſerſtande der Saar getrieben hätte; der Andrang des Seigerwaſſers und des Triebſandes war aber ſo bedeutend, daß es mit gewöhnlichen Mitteln nicht möglich war, denſelben ſo tief zu führen; man begnügte ſich daher mit 17 Fuß, und ſetzte hier eine Senkröhre, welche aus 2 Zoll ſtarken Bohlen 12 Zoll im □ dergeſtalt conſtruirt war, daß dieſelbe aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt werden konnte, wie es die Höhe des Rammgeſtells jedesmal nothwendig machte. Vorzüglich wurde auf die ſenkrechte Stellung dieſer Röhre geſehen, und um dieſe berichtigen zu können, waren im Schachte hölzerne Rahmen ſenkrecht über einander angebracht, in denen die Röhre mit einigem Spielraum auf und nieder bewegt und deren Stellung durch beizuſteckende Keile verbeſſert werden konnte. Nachdem die an ihrem unteren Ende mit Eiſen und Stahl geſchärfte Röhre in die erwähnte Leitung geſetzt, das obere Ende aber mittelſt einer einfachen Vorrichtung gegen das Zerſpalten geſichert worden, begann das Einrammen, welches ſo lange fortgeſetzt wurde, bis ſich ein merklicher Widerſtand zeigte. Hierauf wurde ein gewöhnlicher 8½ Zoll im Durchmeſſer ſtarker Löffelbohrer angeſetzt und ſo lange abwechſelnd gebohrt und die Senkröhre wieder eingerammt, bis letztere 2½ Fuß tief in den Sandſtein gedrungen war. Nach ſorgfältiger Unterſuchung fand ſich der Sandſtein geſund, ſo daß eine Bekleidung des Bohrloches und das weitere Eintreiben einer Senkröhre nicht für nöthig erachtet wurde. Den Sandſtein durchbohrte man mit einem flachen, oben 7 Zoll breiten, von 2 Kreisbogen

begrenzten Bohrer, der in ſich wie ein flaches s gewunden war und durch Umdrehung wirkte. Da es aber nicht möglich war überall mit dieſem Bohrer allein durch den Sandſtein zu dringen, beſonders wegen der in demſelben vorkommenden Schichten von Eiſenſtein, ſo gebrauchte man noch einen ſchmalen und einen breiteren Meißelbohrer, welche beide durch den Stoß wirkten, indem man den Bohrer an einem Hebelarme in die Höhe zog und fallen ließ, nachdem derſelbe bei jedem Aufheben von einem Arbeiter gedreht worden war. Als man 56 Fuß tief gekommen war und gefunden hatte, daß das Waſſer in der Senkröhre und in den benachbarten Brunnen von gleicher Höhe ſei, es auch durch Schöpfen nicht möglich war, den Waſſerſtand in der Röhre tiefer als den in der Saar zu ſenken, überdem die Wände der Röhre unverletzt gefunden wurden, ſchloß man mit Recht, daß die Oberfläche des Sandſteins bedeutende Klüfte haben müſſe, welche das Seigerwaſſer ungehindert durchließen. Inzwiſchen war zu vermuthen, daß dieſem Uebelſtande ſpäterhin abzuhelfen ſein werde, und das Bohren wurde in der ſich gleich bleibenden Sandſteinſchicht mit wenigen durch Umſtände herbeigeführten Unterbrechungen bis zu einer Tiefe von 188 Fuß, woſelbſt man die 7te Schicht der vorhin beſchriebenen Steinplatten durchſtieß, fortgeſetzt. Schon während des Bohrens der letzten 3 Fuß hatte man gemerkt, daß das Waſſer ſowohl im Senkrohre als auch im Schachte höher als in der Saar ſtand, und ſchloß aus dieſem Umſtande, eine Quelle gefunden zu haben. Um über deren Exiſtenz Gewißheit zu erhalten, wurde ein Verſuch gemacht den Schacht auszuſchöpfen; allein alle Bemühungen blieben vergebens, indem ſich der Waſſerſtand im Schachte und in der Röhre jederzeit gleich, und 8 Fuß höher als der der Saar blieb. Nachdem der ganze Schacht um die Senkröhre herum mit Latten ausgefüllt und ununterbrochen 3 Tage gepumpt war, wurde das Waſſer, welches während des ſtärkſten Pumpens jederzeit 5 Fuß höher als die Saar blieb,

klar, man überzeugte ſich daher eine ſehr ergiebige Quelle aufgefunden zu haben, deren Temperatur 9° Wärme war, während das Waſſer der Röhrleitungen 2° Kälte hatte. Es blieb jetzt noch übrig, das Waſſer der Quelle von dem durch die Spalten des Sandſteins dringenden Seigerwaſſer zu iſoliren, was dadurch am leichteſten zu bewirken war, wenn man eine aus mehreren Stücken zuſammengeſetzte, genau paſſende, durchbohrte hölzerne Röhre 25 bis 30 Fuß tief in das Bohrloch eintrieb. Als dieſes geſchehen und die Röhre mit einer Pumpe verſehen worden, überzeugte man ſich bald, daß die Iſolirung nicht bewirkt worden, indem während des Auspumpens auch das zwiſchen der Senkröhre und dem Iſolirungsrohre befindliche Waſſer gefallen war. Mit großer Mühe wurde daher das Iſolirungsrohr herausgehoben, und nach Herſtellung eines daran entſtandenen Schadens wieder eingeſetzt. Da die Iſolirung aber dennoch nicht bewirkt worden, mußte der Raum zwiſchen dem Rohre und dem oberhalb etwas weiter gewordenen Bohrloche waſſerdicht ausgefüllt werden. Man legte zu dieſem Zwecke Hanfringe, welche in eine breiartige Maſſe von Thon und Oel getaucht waren, um das Iſolirungsrohr, und ſtieß dieſelben ſo tief und feſt als möglich hinunter. Ueber dieſer 4 Fuß hohen Fütterung füllte man den oberen Theil des Bohrloches und die Senkröhre mit einem beſonders bereiteten, im Waſſer ſchnell erhärtenden Beton, bis zu der Höhe des höchſten Sommerwaſſers, und endlich den Reſt mit einem gut bereiteten feſtgeſchlagenen Thon, wodurch die Iſolirung der Quelle auf das vollſtändigſte bewirkt worden iſt *). Der

*) Da es in vielen Fällen von der höchſten Wichtigkeit iſt, einen wirklich waſſerdichten und im Waſſer ſchnell erhärtenden Mörtel zu bereiten, ſo wird es vielleicht nicht unintereſſant ſein, die Bereitung des hierbei angewandten vollkommen bewährten Betons anzugeben. Es wurden nämlich 3½ Theile an der Luft gelöſchten durchgeſiebten Kalkſtaubs und 1 Theil getrockneten, zerſchlagenen, eben-

Waſſerſtand der Quelle fixirte ſich auf 8 Fuß über dem mittleren Waſſerſtande der Saar, und die Temperatur derſelben blieb + 9° R. Nach den angeſtellten Verſuchen giebt dieſe Quelle in jeder Sekunde 86,4 Cub. Zoll, alſo in 24 Stunden 116,640 Quart. Rechnet man daß täglich nur 6 Stunden anhaltend gepumpt wird, und daß jeder Menſch täglich im Durchſchnitt 5 Quart Waſſer gebraucht, ſo können durch dieſen einzigen Brunnen täglich mehr als 5000 Menſchen hinreichend mit Waſſer verſorgt werden. Die Koſten, welche die Fertigung dieſes Brunnens verurſacht hat, ſind folgende:

für Anſchaffung der ſämmtl. Bohrgeräthe	277 Thlr.
für das Bohren des Brunnens und aller dazu gehörigen Arbeiten u. Vorrichtungen	245 Thlr.
alſo in Summa .	522 Thlr.

falls durchgeſiebten Thons, trocken gemiſcht. Hierauf feuchtet man dieſe Maſſe mit Waſſer an, ſchlägt dieſelbe tüchtig durch, und formt aus dem nicht zu naſſen Teige Kugeln von 3 bis 4 Zoll Durchmeſſer. Nachdem die Kugeln gehörig getrocknet ſind, werden dieſelben in einem gewöhnlichen Kalkofen gerade ſo wie Kalk gebrannt, man muß ſich aber wohl hüten, zu ſtarkes Feuer zu machen, weil die Maſſe ſehr leicht verglaſt und ſolcher Art unbrauchbar wird. Die Güte des Brennens iſt daran zu erkennen, daß die Kugeln leicht und zerbrechlich geworden ſind. Die ſo gebrannten Kugeln brauſen im Waſſer eben ſo auf, als gebrannter Kalk, zerfallen aber weder im Waſſer noch ſpäterhin an der Luft, erhalten jedoch kleine Sprünge, und werden nach dem Eintauchen in 24 Stunden ſehr hart. Um nun den Beton zu bereiten, werden die Kugeln zu feinem Pulver geſtoßen, und 6 Theile dieſes Pulvers mit 1 Theil Traß vermengt, und durch allmähliges Anfeuchten mit Waſſer und ſtarkes Schlagen ein Teig gebildet, welchem man ſo viele Stücke klein geſchlagener gut gebrannter Ziegel von der Größe einer Haſelnuß beimiſcht, als er aufzunehmen im Stande iſt. Sobald der Beton bereitet worden, muß er ſchnell verarbeitet werden, und innerhalb dreier Tage wird derſelbe unter dem Waſſer ſo hart wie ein feſter Stein.

Bemerkt muß hierbei jedoch werden, daß ſämmtliche Handarbeiten von Pioniren und Sträflingen ausgeführt worden ſind; hätte man freiwillige Arbeiter hierzu verwendet, ſo würden die Koſten nach einem ohngefähren Ueberſchlage etwa 800 Thlr. betragen haben.

Es bleibt jetzt noch zu unterſuchen, in wie fern dergleichen gebohrte Brunnen in unſern Gegenden, und namentlich in Königsberg, mit günſtigem Erfolg anzulegen wären. Die einzigen Verſuche, Bohrbrunnen in dieſen Provinzen anzulegen, ſind wahrſcheinlich diejenigen, welche wir dem Landſtallmeiſter v. Burgsdorff in Trakehnen verdanken, deſſen unermüdeter Eifer, alles Nützliche in ſeinem Wirkungskreiſe zu verbreiten, auch dieſe alte Erfindung bei uns zuerſt ins Leben rief. Die Quellen finden ſich bei Trakehnen in geringer Tiefe, und ſteigen über die Oberfläche des Bodens. Da nun dieſe Gegend ganz flach iſt, ſo müſſen die überſtrömenden Quellen nothwendig von den ziemlich weit entfernten Höhen ihren Zufluß erhalten. Beiſpiele von gewöhnlichen überſtrömenden Brunnen giebt es in Litthauen noch mehrere, und es läßt ſich hieraus mit Beſtimmtheit abnehmen, daß dort arteſiſche Brunnen mit gutem Erfolg angelegt werden können.

Um nun zu entſcheiden, ob dieſes auch für Königsberg der Fall ſein wird, iſt es nothwendig die Formation des Terrains zu prüfen und zu unterſuchen, wie ſich die Lage von Königsberg gegen die umgebenden Höhen verhält. Der Haupthöhenzug in Preußen, welcher zugleich die Flußgebiete des Pregels und der Weichſel ſcheidet, fängt bei Graudenz an, geht über Pr. Mark, Saalfeld, Liebemühl, Silberbach, Sommerfelde, Hohenſtein, Lahna, Ortelsburg nach Goldap, ſetzt ſich von dort zwiſchen der Rominta und Szezuppe fort, und verflacht ſich allmählig gegen das Kuriſche Haff. Von dieſem Höhenzuge gehen zu beiden Seiten mehrere Zweige, welche nach dem Friſchen Haff und nach Polen hin auslaufen. Die beträchtlichſten Höhen dieſer Kette und ihrer nach dem Haffe auslaufenden

Zweige ſind die bei Trunz, Wildenhoff, Dexen, Lahna und Goldapp, von etwa 570 bis 620 Fuß Höhe über der Meeresfläche, und namentlich mögen die Quellen der Alle bei Lahna etwa 565 Fuß darüber liegen. Getrennt von dieſer Kette erhebt ſich im Samlande ein zweiter Höhenzug, welcher bei den Dörfern Korkehnen und Medenau beginnt, ſich zwiſchen Galtgarben und Dalwehnen, ſo wie zwiſchen Latkeim und Seefeld durchzieht, und ſich bis Pobethen erſtreckt. Der Galtgarbſche Berg iſt der höchſte Punkt dieſes Zuges, 357 Fuß über der Meeresfläche*). Abgeſondert von dieſen beiden Höhenzügen liegt der Berg bei Quedenau 172 Fuß über der Meeresfläche. Zur Vollendung dieſes Terrainbildes bleibt noch hinzuzufügen, daß die Höhe, worauf die Neuroßgärtſche Kirche liegt, 40 Fuß, und der Kneiphof circa 15 Fuß, der Waſſerſpiegel des Oberteiches 71 Fuß, und der bei Eulenkrug gelegene Brandbruchteich, woraus der Oberteich zum Theil ſeinen Zufluß mittelſt des Wirrgrabens erhält, nach der Angabe des Herrn Regierungsrath Wutzke, 161 Fuß über der Meeresfläche liegen.

Der Boden beſteht aus verſchiedenen über einander gelagerten Schichten von Thon, Lehm, Kies, Sand, Torf, Gerölle u. ſ. w., und beſonders zu bemerken iſt, daß man ſelbſt auf beträchtlich erhabenen Punkten, in nicht zu großer Tiefe Waſſer antrifft. Die folgenden, theils aus dem ſchätzenswerthen Werke des Herrn Regierungsraths Wutzke gezogenen, theils mir von dem Herrn Schloß-Röhrmeiſter Hildebrand mitgetheilten Reſultate, werden über die Geſtaltung des Bodens und über die Höhen, auf denen man Waſſer gefunden hat, die beſte Auskunft ertheilen.

In Wildenhoff, mehr als 500 Fuß über der Meeresfläche erhaben, wurde ein Brunnen gegraben; man fand verſchiedene Schichten, als magern Lehm, Sand,

---

*) Das Bruch am ſüdlichen Abhang des Galtgarbſchen Berges liegt 210 Fuß über der Meeresfläche.

wieder Lehm, dann Sand mit Geſchieben, reinen Sand und endlich Kies, welcher auf einer 85 Fuß tief liegenden feſten Lehmſchicht auflag, über welcher ſich der Waſſerſtand auf 7 Fuß hoch regulirte. Ohngeachtet die oberen Schichten eine Menge Waſſer liefern, und ſelbſt bei bedeutendem Zufluß von Tagewaſſer wird der Waſſerſtand im Brunnen dennoch nicht erhöht, vielmehr wird alles mehr zufließende Waſſer ſogleich auf der unteren Lehmſchicht abgeleitet. Da der Beſitzer dieſen Waſſerſtand nicht für hinreichend hielt, eine ſtarke Brennerei zu betreiben, wurde noch die 20 Fuß ſtarke Lehmſchicht und eine 4 Fuß ſtarke, wieder auf Lehm aufliegende Sandſchicht durchbohrt, wonach zwar der Waſſerſtand der nämliche blieb, zu dem genannten Betriebe aber ausreichte. Dieſe Quelle liegt hiernach etwa 415 Fuß über der Meeresfläche. Bei Bladiau wurden verſchiedene Lehm- und Sandſchichten bis zu einer 31 Fuß tief liegenden feſten Lehmſchicht durchgraben, auf welcher ſich das Waſſer in hinreichender Menge vorfand. Da nun Bladiau 234 Fuß über der Meeresfläche liegt, ſo fand ſich die Quelle 203 Fuß über derſelben. In Heiligenbeil, 78 Fuß über dem Meere, fand man eine Quelle 44 Fuß über demſelben in Triebſand, welcher auf feſtem Lehm auflag. In Königsberg ſelbſt fand ſich das Waſſer auf dem Naſſen Garten über einer 15 Fuß tief liegenden feſten Lehmſchicht. Das Waſſer dieſes Brunnens ſteht 6 Fuß hoch und die waſſerhaltende Schicht liegt 19 Fuß über der Meeresfläche. Auf dem Haberberge wurde ein 22 Fuß tiefer Brunnen in reinem Kies angelegt, welcher zum Betrieb einer Dampfmühle vollkommen ausreichte. Bei Anlegung des nahe am Pregel gelegenen Brunnens im Ruſſiſchen Dampfbade fanden ſich zuerſt 17 Fuß aufgeſchütteter Boden, dann 10 Fuß Wieſengrund mit Sandſtreifen und Seemuſcheln durchzogen, und 4 Fuß Torf, worunter ſich reiner Sand und gutes Waſſer in hinreichender Menge vorfand. Bei der Neuroßgärter Kirche fand man das Waſſer 4 Fuß

unter der Oberfläche, wogegen auf dem tiefer gelegenen Steindamm ein 32 Fuß tiefer Brunnen nur Seigerwaſſer gab. — Beſonders merkwürdig ſind zwei auf dem Sackheim gelegene Brunnen, welche 230 u. 180 F. vom Pregel und 50 Fuß von einander entfernt, reſp. auf 20 und 17 Fuß über dem mittleren Waſſerſtande des Fluſſes angelegt worden ſind. Der erſte dieſer Brunnen wurde 22 Fuß tief in verſchiedenen Schichten gegraben, worauf ſich der Waſſerſtand in demſelben 14 Fuß höher als im Pregel regulirte. Im zweiten dieſer Brunnen mußte, nachdem ſich bei 42 Fuß Tiefe kein Waſſer fand, noch 31 Fuß gebohrt werden, worauf ſich der Waſſerſtand anfänglich 7 Fuß höher als der mittlere des Pregels regulirte; ſpäterhin aber nahm derſelbe ſo zu, daß dieſer Brunnen jetzt noch fortwährend überläuft und nach dem Pregel abfließt. Die waſſerführenden Schichten fanden ſich hier alſo 2 Fuß und 56 Fuß unter dem Waſſerſtande des Fluſſes, und die verſchiedene Höhe des Waſſers in beiden Brunnen beweiſet, daß dieſelben von ganz verſchiedenen Quellen geſpeiſt werden. In dem 100 Fuß über dem Meere gelegenen Dorfe Quedenau ſtieg das Waſſer in einem 31 Fuß tiefen Brunnen während der trockenen Jahreszeit 76 Fuß über die Meeresfläche und 5 Fuß über den Spiegel des Oberteiches. In der Unterförſterei Wilkie fand man bei 15 Fuß Tiefe, nachdem Lehm, Kies und grober Sand durchgraben war, in letzterem eine hinreichende Menge Waſſer. Der Horizont dieſer Quelle muß nach der Geſtaltung des Terrains alſo wenigſtens 120 Fuß über der Meeresfläche liegen. Endlich fand man das Waſſer bei Kragau wenigſtens 150 Fuß über der Meeresfläche in reinem Sande.

Betrachtet man die wenigen hier angeführten Ergebniſſe etwas genauer, ſo dürfte das Vorhandenſein derjenigen Umſtände, welche den günſtigen Erfolg bei Anlegung arteſiſcher Brunnen verbürgen, als erwieſen anzunehmen ſein. Es exiſtiren nämlich Quellen in der Nähe von Königsberg, und zwar auf beiden Ufern des

des Fluſſes, welche auf beträchtlich hoch über dem Meere gelegenen waſſerhaltenden Schichten abfließen müſſen, und ſehr wahrſcheinlich ihre Richtung nach dem Pregelthale nehmen.

Bei Anlegung arteſiſcher Brunnen in den niedrigen Theilen der Stadt Königsberg kommt es daher nur darauf an, die gewiß in bedeutender Tiefe befindliche erſte waſſerhaltende Schicht zu durchbohren, und das Bohrloch mittelſt einzurammender, waſſerdicht gearbeiteter, unten mit Eiſen und Stahl geſchärfter Senkröhren, gegen das Eindringen des Seigerwaſſers durchweg zu bekleiden. Da aber die Tiefe des Pregels beträchtlich, und an einigen Stellen ſogar 72 Fuß iſt, ſo iſt anzunehmen, daß das Bohrloch noch weiter, und gewiß über 100 Fuß geführt werden muß, um gutes Waſſer zu erhalten. Die waſſerdichte Bekleidung eines ſo tiefen Bohrloches hat allerdings ſeine Schwierigkeiten, und wahrſcheinlich würden zwei bis drei verſchiedene, in einander paſſende, aus Bohlen gezimmerte Röhren angewendet, und der erſteren hiernach die erforderliche Größe gegeben werden müſſen. Leichter und wahrſcheinlich auch nicht viel koſtbarer würde es ſein, in Stelle der hölzernen Röhren von Eiſen zu nehmen, wie man ſich derſelben in England mit großem Vortheil bedient. Beſonders bequem iſt dieſe Conſtruction deshalb, weil eine eiſerne Röhre hier ohne alles Weitere leicht in die Erde gerammt werden kann, wenn der Bohrer einige Zeit gewirkt hat, und es nicht nöthig iſt, wie bei Anwendung hölzerner Senkröhren, mehrere in einander paſſende nach und nach einzuſchlagen, wenn der Widerſtand zu groß wird.

Doch nicht allein in den niedrigen Theilen der Stadt iſt es wünſchenswerth, dergleichen Brunnen anzulegen, ſondern auch in den hoch gelegenen Quartieren, deren Waſſer ſo viel Salpeter enthält, daß es zu den meiſten Zwecken unbrauchbar iſt. Es kommt hier nur darauf an, das obere ſalpeterhaltige Waſſer, eben ſo wie dort das Seigerwaſſer abzuſperren, und

noch eine oder einige waſſerhaltende Schichten zu durchbohren.

Was endlich die Koſten betrifft, ſo glaube ich wohl, daß einſchließlich der Anſchaffung des Bohrgeräthes eine Summe von 800 Thlr. ausreichen würde, um vielleicht an drei verſchiedenen Orten der Stadt arteſiſche Brunnen anlegen zu können.

Abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, welches ein ſolcher Verſuch gewährt, ſind auch die hieraus der Commune und den Bewohnern erwachſenden Vortheile ganz klar, wenn man bedenkt, daß vielleicht in wenigen Jahren, ohne große Koſten, die ſämmtlichen, dem jetzigen Kulturzuſtande nicht mehr angemeſſenen, jährlich mit bedeutenden Summen zu reparirenden Röhrleitungen auf zweckmäßige Weiſe erſetzt werden können. Erwägt man nun noch, daß bis jetzt ganze Stadttheile ihren Waſſerbedarf von bedeutender Entfernung herbei ſchaffen müſſen, daß die durch Röhrleitungen verſehenen, aber bei jeder dabei vorkommenden Reparatur ebenfalls ohne Waſſer ſind, und daß mitunter Monate lang ganze Hauptſtraßen geſperrt werden müſſen, ſo iſt die Nothwendigkeit, arteſiſche Brunnen in Königsberg anzulegen, als erwieſen, und der gute Erfolg dieſer Anlagen, dem Vorhergehenden gemäß, als ſehr wahrſcheinlich zu betrachten.

III. Noch Etwas über Copernicus.

In dem December-Hefte der Provinzial-Blätter befindet ſich in dem Aufſatze: Ueber Copernicus ꝛc. S. 553 die Bemerkung, daß zu Allenſtein, über dem Kamine der ehemaligen Wohnung dieſes Mannes, Verſe von ſeiner Hand geſchrieben, angeklebt geweſen ſeien. Dieſe Wohnung wurde in der Folge dem lutheriſchen Prediger daſelbſt angewieſen, und einer derſelben habe, bei ſeinem Abgange von dort, dies Andenken der Hand des Copernicus mitgenommen. Mein verſtorbener Vater wurde im Jahre 1779, nachdem vorher Ermland mit dem Königreich Preußen vereinigt worden war, zuerſt als Rector und Catechet daſelbſt angeſtellt, und verließ dieſen Ort, der ihm ſehr lieb geworden war, zu Ende des Jahres 1783 *); er hat ſich aber an dieſem theuern Andenken eines weltberühmten Mannes nicht vergriffen. Eben ſo wenig läßt ſich dies von den folgenden Predigern denken, die mir bis auf den unlängſt verſtorbenen Herrn Pfarrer Schulz perſönlich bekannt geweſen ſind. So viel mir nun aus den Erzählungen meines verſtorbenen Vaters bekannt iſt, war der Vers über dem Kamine in die Wand ſelbſt eingegraben, — oder vielmehr mit einem ſpitzigen Werkzeuge eingekratzt, — und damals noch gut kenntlich. Es iſt zu vermuthen, daß die Schrift in der Folge unkenntlich geworden, und vielleicht von dem Pinſel eines Maurers, für den die Handſchrift eines Copernicus wenig Werth hatte, überſtrichen worden iſt. — Der Vers, der dort aufgeſchrieben ſtand, iſt mir noch erinnerlich, und war folgender:

Non parem Pauli gratiam requiro
Veniam Petri neque posco; sed quam
In crucis ligno dederas latroni
Sedulus oro.

Nic. Cop.

*) Geſtorben 1829 als Kreis-Senior u. Pfarrer in Domnau.

Und wenn das von dieſem Manne erfundene Sonnenſyſtem von ſeinem großen Geiſte Zeugniß giebt: ſo belehrt uns dieſer Denkſpruch, mit welcher Demuth dieſer hohe Geiſt gepaart war.

Was die über der Thüre ausgehauen geweſene Oeffnung betrifft, von der eben daſelbſt die Rede iſt, daß ſolche vielleicht zur Beobachtung der Mittagszeit, der mittäglichen Sonnenhöhe u. ſ. w. habe dienen können: ſo bemerke ich hierauf Folgendes. So viel mir aus den Erzählungen meines Vaters hierüber erinnerlich iſt, war dieſe Oeffnung in einer Mittelwand angebracht, durch welche die Zimmer des Predigers getrennt waren; und zwar in einer mehre Fuß dicken Mauer. Zufällig machte er an einem ſchwülen Sommertage die Entdeckung, daß wenn man dieſe Oeffnung aufmachte, dieſelbe als Ventilator zu gebrauchen war, indem die kühlere Luft aus dem Nebenzimmer mit einem Geräuſch in das Wohnzimmer eindrang, und dies letztere in kurzer Zeit ganz abgekühlt war. Doch mußte, glaube ich, in dem Nebenzimmer noch ein Fenſter, oder etwa eine Raute in demſelben geöffnet werden; denn ich habe zwar von dem nöthigen Verfahren dabei oft gehört, doch weiß ich daſſelbe nicht mehr genau anzugeben. Es läßt ſich alſo wohl vermuthen, daß dieſe angebrachte Oeffnung zu nichts weiter gedient habe. Daß einer der nachfolgenden Herren Prediger dieſes Loch hat zumauern laſſen, indem derſelbe andere Mittel und Wege kannte ſein Zimmer abzukühlen, iſt leicht möglich.

Stockheim, den 31. December 1832.

C. Johann, Pfarrer.

IV. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

Sechſter Abſchnitt.

§. 50. Ich kehre nun wieder zur weitern Beſchreibung der Stadt und des Hafens bei Pillau zurück *). — Die nördliche Erdſpitze auf welcher Pillau liegt, wurde, wie ſchon vorhin bemerkt iſt, im Jahre 1626 auf Anordnung des Königs von Schweden, Guſtav Adolph, in militairiſcher Hinſicht befeſtigt; hiedurch entſtand die Feſtung, die ſich nach und nach bis zu ihrem gegenwärtigen guten Zuſtande vervollkommnete. Auf die Verbeſſerung und Vertiefung des Seegatts wurde gleichfalls Bedacht genommen. Im Jahre 1525 war daſſelbe nicht völlig ſchiffbar, doch vertiefte es ſich in kurzer Zeit; es wurde darauf, als erſte Anlage des Hafens, zur Sicherung der Schiffe von dem Haff aus, in weſtlicher Richtung, in die Erdzunge ein Kanal gegraben, welcher jetzt der Winterhafen genannt wird, von welchem die Feſtungsgraben beſpeiſt werden. — An der Mündung dieſes Kanals in das Haff, und zwar auf der nördlichen Seite, wurde im Jahre 1713 das ſogenannte Neue Werk zur Beherrſchung der Schiffahrt, am Ufer des Haffs angelegt, ſo wie es jetzt noch vorhanden iſt. Im J. 1722 legte der Artillerie-Kapitain Bilſing das Bohlwerk an der Stadt, zur Befeſtigung der Ufer an, in ſo weit es auf die Feſtung Bezug hatte. In den Jahren 1724, 1727, 1729 und 1731 beſuchte der König Pillau und nahm die Feſtungs-

*) Im Preuß. Staate ſind folgende Häfen an der Oſtſeeküſte vorhanden: Königsberg und deſſen Vorhafen bei Pillau, Memel, Elbing, Danzig, Stettin, Stolpmünde, Colberg, Stralſund, Greifswalde, Wolgaſt und Barth.

werke und das neue Bohlwerk in Augenſchein; daſſelbe geſchah auch den 2. Auguſt 1736 in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm; auch im Jahre 1739 den 10. Auguſt kam der König mit dem Fürſten von Deſſau und dem Prinzen Wilhelm von Preußen nach Pillau, woraus ſich ergiebt, welchen Werth man damals auf Pillau und deſſen Feſtungswerke legte.

§. 51. Die Conſtruction der Schutzwehr oder Einfaſſung des Ufers vorlängs dem Seegatt und der Oſtſee hinter der Feſtung, wovon ſich noch viele Spuren vorfinden, war ſehr verſchieden; ſie beſtand aus Bohlwerken von eingerammten Spundpfählen, aus ſteil und faſt ſenkrecht doſſirten Feldſteinmauern, und ſogar aus ſenkrecht aufgeführten Mauern von Ziegelſteinen. Die Conſtruction und Formen der Ufer-Einfaſſungen entſprachen natürlich nicht dem Zwecke, um den eigenthümlichen Wirkungen und den Angriffen der Wellen widerſtehen zu können, und wurden deshalb auch bald wieder nach ihrer Errichtung zerſtört. Dies giebt abermals den Beweis, wie die Kräfte des Staats, durch Mangel an Sachkunde, verſchwendet werden können. Auch ſpäterhin wurden, nach den jetzt noch vorhandenen Zeichnungen, mehrere Projekte entworfen, als: 1) die Steinwand auf einem liegenden Roſt aufzuführen und vorn rund zu doſſiren; 2) das Ufer 6füßig zu doſſiren, mit Feldſteinen zu belegen, und vorn eine Spundwand von Bohlen einzurammen; 3) einen ſtehenden Roſt, unten mit Faſchinenlagen und oben mit Feldſteinen doſſirt, auch 4) einen liegenden Roſt auf Faſchinenlagen mit Feldſteinen rund doſſirt, oder 5) eine Moole von Faſchinen und oben mit Feldſteinen als Wehrdamm belegt, zu bauen. Alle dieſe Projekte ſind ſehr oberflächlich und entſprechen nicht dem Zweck; ein Beweis, daß es damals noch an erfahrnen und brauchbaren Hydrotechnikern fehlte, für deren Ausbildung von Seiten des Staats, damals, wie man weiß, noch nichts geſchah. So mußte der Staat der Unkunde große Opfer bringen; große

Summen wurden zwecklos verwandt*). — In Pillau wurde in den Jahren 1773 bis 1776 eine der Wirkung der Wellen mehr angemeſſene Doſſirung den Ufer-Einfaſſungen gegeben, das Ufer der Oſtſee hinter der Feſtung im Jahre 1793 mit einer flachen Doſſirung ausgeführt; doch bei dieſer Conſtructionsart noch mancher Mißgriff gemacht, wie ſolches die Ueberreſte des Baues beweiſen. — Nachdem nun das Ufer des Seegatts durch eine Steinbordirung geſichert war, wurde auch die Spitze der Friſchen Nehrung gegen das weitere Abbrechen durch Pfahlwerke, jedoch nur auf eine kurze Strecke und gleichfalls ſehr unvollkommen geſichert, indem ſie nur aus eingerammten Pfählen beſtand. Dies war die erſte Grundlage der Ufer-Einfaſſung des Seegatts auf der Spitze der Nehrung.

§. 52. So wurden nun zwar die beiden zuſtrömenden Waſſermengen aus dem Haff, als: nördlich der Pregel- und Friſching-, und ſüdlich der Elbing-, der Paſſarge- und Baudefluß, der Nogat- und der Weichſelſtrom, bei der Ausſtrömung in die Oſtſee, in dem Seegatt zuſammengepreßt; aber ſie wurden nicht in einem geſchloſſenen Bett, der Natur eines Stromes nach, bis in die See fortgeführt. Daher entſtand hier auf dem Punkt, zwiſchen den beiden Erdzungen in dem Seegatt, die natürliche Wirkung, daß durch das

*) Auf ähnliche Art wie in Pillau, gelangte man an andern Orten auch nur nach und nach zur Kenntniß der beſſern Conſtructionsarten. So bildeten die Ufer an den Hafenwerken bei Cadix früher auch ſenkrechte dem Zweck ganz widerſprechende Mauern. Es ſind ſolche im Jahre 1786 gehörig doſſirt, und die ſtürmiſchen Wellen zerſtören nun nicht mehr die Hafenwände und Häuſer, weil die Wellen auf den flachen Abdachungen gebrochen werden und ihre Kraft verlieren. Die Seeufer in Venedig ſind zweckmäßig 3- bis 4füßig doſſirt; dagegen hat die Mauer, welche Venedig vor der Gewalt des Meeres und der Sturmfluthen ſchützt, eine Hohlkehle, worin ſich die Wellen zurückſchwingen müſſen, und nicht auf die Ufer überrollen und das Erdreich abſpühlen können.

Zuſammenpreſſen des Waſſers in dem Grundbette, Drehungen, Vertiefungen, nämlich die ſogenannten Keſſel oder bis 20 Fuß tiefe Kolke und Unebenheiten ſich bildeten, und zwar aus dem Grunde, weil die Waſſermengen in ihrer Bewegung geſtört, und zwei Strömungen, oft in ungleicher Stärke, verbunden wurden oder zuſammenſtießen. Im Verhältniß der Stärke der durch das Haff nördlich und ſüdlich kommenden Ströme, trennten ſich die Waſſermengen wieder in der Mündung in zwei Arme, und bildeten die Rinnen oder Fahrbahnen, die eine nördlich, die andere bedeutend ſüdlich, durch die vor dem Seegatt als Folge der Uferſtrömung gelagerten Sandplatten bis in die Oſtſee. Die fortwährende Umſchaffung dieſer Fahrbahnen in der Sandplatte war für die Schiffahrt ſchon von frühern Zeiten her ſehr nachtheilig, dennoch wandte man nicht die gehörigen Mittel zur Erhaltung derſelben an. Im Jahre 1794 ging die Fahrbahn aus dem Seegatt nordweſtlich in vielen Biegungen nach der Oſtſee, und war damals zwar 12 Fuß tief, aber der Krümmungen wegen, für die Schiffahrt gefährlich. Durch die Sandplatten im Haff vor der Mündung des Seegatts, welche aus Schwimmſand beſteht, ging die Fahrt in 3 Rinnen in vielen Krümmungen durch. Auf einigen alten Situationsplänen ſind dieſe Krümmungen gezeichnet, imgleichen auch da, wo jetzt die Plantage zwiſchen Pillau und Alt-Pillau iſt, ſogenannte Kölke oder Waſſerbecken.

§. 53. Nach den noch vorhandenen Akten war die Tiefe des Seegatts ſchon in früheren Zeiten vor 100 Jahren durch die Wirkung der Sturmfluthen dem Wechſel ſehr unterworfen. — Der Lootſen-Command. Kühn in Pillau hat aus den auf dem Haupt-Zollamte in Pillau aufbewahrten Pfund-, Zoll- und Lizentbüchern einige für den Hafen wichtige Nachrichten ausgezogen und dieſelben mit ſpäter ähnlichen Nachrichten verbunden, unter dem Titel: „Kurze Notizen über die Schiffahrt in Pillau ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Pillau 1826“ herausgegeben.

Nach denſelben waren die Tiefen im Seegatt die folgenden: von 1783 bis 1788 17 bis 18 Fuß; 1789 16 bis 17 F.; 1790 15 bis 16 F.; 1791 15 F.; 1792 15 F.; 1793 12 bis 15 F.; 1794 11 bis 12 F.; 1795 9 bis 10 F.; 1796 $8\frac{3}{4}$ bis 11 F.; 1797 10 bis 11 F.; 1798 $10\frac{1}{2}$ bis $11\frac{1}{2}$ F.; 1799 10 bis 11 F.; 1800 $6\frac{1}{2}$ bis 9 F.; 1801 $9\frac{1}{2}$ bis 11 F.; 1802 11 bis 12 F.; 1803 11 bis 12 F.; 1804 8 bis 10 F.; 1805 9 bis 11 F.; 1806 9 bis 10 F.; 1807 10 bis 12 F.; 1808 $9\frac{1}{2}$ bis $12\frac{1}{2}$ F.; 1809 $8\frac{1}{2}$ bis $11\frac{1}{2}$ F.; von 1810 bis 1812 9 bis 10 F.; 1813 $8\frac{3}{4}$ bis $12\frac{1}{4}$ F.; 1814 $9\frac{1}{2}$ bis 12 F.; 1815 $8\frac{1}{4}$ bis 11 F.; 1816 $9\frac{1}{4}$ bis 13 F.; 1817 $11\frac{3}{4}$ bis 14 F.; 1818 12 bis $14\frac{1}{2}$ F.; 1819 $11\frac{3}{4}$ bis 14 F.; 1820 $12\frac{1}{2}$ bis $14\frac{3}{4}$ F.; 1821 $12\frac{1}{2}$ bis 16 F.; 1822 13 bis $15\frac{3}{4}$ F.; 1823 $13\frac{1}{2}$ bis 16 F.; 1824 12 bis 15 F.; 1825 11 bis $14\frac{1}{2}$ F. — Für die Rönne iſt dagegen die Tiefe ſchon in der früheſten Zeit konſtant auf $7\frac{1}{2}$ Fuß angegeben, ſo wie ſie es noch jetzt iſt. — Am flachſten war das Seegatt im Jahre 1800, wo die Tiefe am 13. Mai bis auf $6\frac{1}{2}$ Fuß abnahm; die Folge davon war, daß die auf der Rhede angekommenen Schiffe nicht ein-, und die im Hafen liegenden nicht ausgehen konnten. In Kurzem nahm jedoch die Tiefe wieder zu, und ſie erhielt ſich bis zum J. 1816 auf 8 bis 10 Fuß. In dieſer Zeit wurde unter der ſpeziellen Leitung des Hafenbau-Inſpektors Peterſon und unter meiner Direktion der Bau der Moole begonnen; ſo wie dieſer Bau vorrückte, vertiefte ſich auch das Seegatt, bis im Jahre 1823 beim gewöhnlichen Waſſerſtande eine Tiefe von 14 bis 15 Fuß entſtanden iſt; in den Jahren 1826 und 1827 hat ſie ſich aber wieder auf $10\frac{1}{2}$ Fuß vermindert, wie die Schiffsliſten dieſes nachweiſen, die täglich von dem Lootſen-Commandeur Kuhn herausgegeben werden.

§. 54. Bei der großen Verflachung des Seegatts, die im J. 1800 ſtattfand, wurde von dem damaligen Lootſen-Commandeur der Vorſchlag gemacht, den Sand durch Kratzen oder durch dazu an Stangen

befeſtigte Haken im Seegatt aufzulockern, und ſolchen dann durch die Wirkung der Strömung fortkreiben zu laſſen. Allein es war die Wirkung des ſtrömenden Waſſers in der Tiefe bei dieſem Vorſchlage nicht in Betracht gezogen; denn wäre die Geſchwindigkeit des Waſſers der ein- oder ausgehenden Strömung hinreichend geweſen, den Sand fortzuführen, ſo wäre ja die Verflachung nicht entſtanden, weshalb auch der Hafenbau-Inſpektor v. Morſtein zu Pillau, in ſeinem Bericht vom 12. Mai 1800 ſich gegen dieſe Operation erklärte, und dagegen Baggermaſchinen anzuſchaffen in Vorſchlag brachte, um dem Uebel vorläufig abzuhelfen. Zugleich ſagt derſelbe wörtlich: „Der Bordingsrheder-Zunft und mithin allen hieſigen Schiffsarbeitsleuten bringt die Verſandung des Seegatts Brod und Nahrung, da faſt alle Schiffe ohne Unterſchied, die ſonſt ohne Beihülfe ein- und ausſegeln konnten, jetzt auf der Rhede ankern und Bordinge annehmen müſſen.“ Dieſe Bemerkungen ſind den Ortsverhältniſſen nach ganz richtig, und ꝛc. v. Morſtein machte ſogar den Vorſchlag, ſich bei den Vertiefungsarbeiten des Seegatts der Leute von den fremden Schiffen zu bedienen, weil es den einheimiſchen unter den Umſtänden an gutem Willen fehle. Wie nachtheilig wirkt oft das Intereſſe, und mit welchen Schwierigkeiten haben dann die Staatsdiener zu kämpfen, die mit der Anlage nützlicher Werke beauftragt ſind! — Es wurden demnächſt im Jahre 1800 von der Regierung zu Stettin Nachrichten eingezogen, welcher Mittel man ſich zur Vertiefung des Hafens in Swinemünde bediene, weil der Zuſtand des Hafens bei Pillau immer bedenklicher und die Klagen der Kaufmannſchaft zu Königsberg und Elbing immer größer wurden. Die Regierung zu Stettin ließ durch den Hafenbau-Inſpektor Buskow in Swinemünde eine Zeichnung und Anſchlag von dem dortigen in Anwendung gebrachten Bagger, zum nöthigen Gebrauch fertigen. Dieſer Bagger beſteht aus einem

Prahm, vorn einem Schiffsfahrzeuge ähnlich, hinten ſtumpf, 56 Fuß lang, 12 Fuß breit und 5 Fuß tief, auf dem oben 2 Getriebe angebracht ſind, welche durch Arbeiter an Kurbeln gedreht werden. Dadurch füllen ſich die Baggerſäcke, welche auf jeder Seite des Prahms von den Arbeitern mit einer Stange in den Grund gedrückt werden, mit Sand, und heben ſich in die Höhe. Darauf wird der Sand in den Raum des Fahrzeugs abgeſetzt und dann an das Land geſchafft. Mit dieſer Maſchine ſind nach dem Gutachten des Buskow in Swinemünde täglich nur 360 Kubikfuß Sand aus dem Hafen bei ruhiger Witterung geſchafft worden, welches freilich, im Verhältniß zum beabſichtigten Zweck, ſehr wenig iſt. Ueberdem iſt es bei dem ſchnellen Wechſel der Witterung und Winde auch gefährlich, dergleichen Maſchinen im Seegatt, an den Gründen wo die Wellen der See beſonders heftig wirken, anzuwenden, und ſo wurde auch hiervon abgeſtanden. Es ſind zwar dergleichen Baggermaſchinen mit Nutzen anzuwenden, ſie müſſen dann aber auch auf zweckmäßigen Fahrzeugen angebracht werden, ſo wie ſolches im Jahre 1817 für den Hafen in Pillau in dem ſogenannten Engliſchen Bagger geſchehen iſt. Das Fahrzeug auf den Kiel gebaut und ſämmtliche Maſchinerien aus Eiſen ſind in London gefertigt.

§. 55. Der Hafen in Pillau durfte nun nicht mehr dem Zufall oder der Wirkung der Natur überlaſſen bleiben, denn es hing das Wohl einer ganzen Provinz davon ab. Das Seegatt oder die Hafenſtraße konnte nur durch Kunſt und Natur verbeſſert werden; erſteres erforderte große Koſten, und letzteres war, wie ſchon geſagt, dem Zufalle unterworfen; jedoch vertiefte es ſich damals wieder auf 8 bis 9 Fuß. — Bei der Wichtigkeit des Pillauer Hafens durfte man denſelben aber nicht dem Zufalle überlaſſen; er iſt der Vorhafen von Königsberg, Braunsberg und Elbing, ſo wie Swinemünde der von Stettin ꝛc. Dieſe Vorhäfen nehmen die Schiffe aus der See auf, gewähren ihnen

Sicherheit und ſind deshalb ſehr wichtig. Nach dieſen Häfen muß über die Binnengewäſſer mit paſſenden Fahrzeugen geſchifft werden, weil es unmöglich iſt, ſolche mit großen Seeſchiffen mit voller Ladung zu befahren. — Der (verſtorbene) Geheime Oberbaurath Gilly in Berlin ward beauftragt, die Lage der Sache zur Stelle zu unterſuchen; deſſen Gutachten, d. d. Königsberg den 22. Juni 1800, ging dahin, das Seegatt zu verengen, weil es zu breit ſei. Bis dahin, daß dieſes geſchehen, ſchlug er die Anwendung zweckmäßiger Baggermaſchinen vor. Nach der Zeit ſind auch noch bis zum Jahre 1810 mehrere Projekte, und zwar zu Einbauen und Abweiſern oder Buhnen, entworfen, aber nicht ausgeführt worden. Das Seegatt erhielt ſich nun in der Durchſchnittstiefe von 8 bis 10 Fuß, welches aber immer für die Schiffahrt nicht hinreichend war. — Aehnliche Umſtände finden ſich auch bei andern Häfen; ſo z. B. ſind die Häfen an der nördlichen und weſtlichen Küſte Frankreichs wegen der Verſandungen ſchwer zu unterhalten. (Siehe die Wanderungen von Dr. Carl Batſch.) An der Oſtſee können auch jetzt noch mehrere Häfen nicht mit voller Ladung erreicht werden, ſondern die Schiffe müſſen zuvor lichten oder loſſen. So können auch die Schiffe, welche über 10 Fuß tief gehen, nicht den Travefluß bis Lübeck hinauf gehen, ſondern müſſen wegen der Untiefe oder der Sandbank in der Fahrbahn, in Travemünde lichten. Auch die Ausmündung des Weichſelſtroms bei Danzig verſandete in früheren Zeiten oft ganz, weshalb im 17ten Jahrhundert ein Kanal nordweſtlich durch die Dünen gezogen werden mußte, und mit einer hölzernen, nachher mit einer maſſiven Schleuſe im Jahre 1801 verſehen wurde, wozu ich Zeichnung und Anſchlag unter der Direktion des Geheimen Oberbaurath Gilly entwarf; dieſer Kanal hat zum Theil jetzt noch hölzerne Moolen, welche jedoch in maſſive umgebaut werden.

(Fortſetzung folgt.)

V. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Iſt ein jeder Volks-Aberglaube, ohne Ausnahme, zu vertilgen? (Erwiderung auf den gleichnamigen Aufſatz im November-Hefte 1832 der Provinzial-Blätter.)

„— — und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Joh. 8, 32.

Die Frage, ſo geſtellt, wie hier, verlangt wohl von einem jeden Freund der Wahrheit und des Chriſtenthums ein unbedingtes: Ja! zur Antwort [1]). Denn was iſt Aberglaube anders, als Wahn und Lüge? Und wenn es der Menſchheit erhabene Beſtimmung iſt, zu immer hellerem und reinerem Lichte erhoben zu werden, wenn es für unſern Geiſt keine würdigere Beſchäftigung giebt, als die Erforſchung der Wahrheit — wie kann man denn noch einen Augenblick zweifelhaft bleiben, ob Wahn, Lüge und Unwahrheit ohne Ausnahme zu vertilgen ſeien? — Das Chriſtenthum ſelbſt, in ſeiner göttlichen Erhabenheit, verheißt ja der hülfsbedürftigen Menſchheit, um ſie zu erlöſen, nichts andres, als Wahrheit. Die Wahrheit zu zeugen war Jeſus in die Welt gekommen (Joh. 18, 37.), und die Erkenntniß der Wahrheit ſtellte er ſeinen Jüngern als ihre Befreierin vor. Wovon anders aber kann die Wahrheit befreien wollen, als von Irrthum? — Der Aberglaube iſt Irrthum des Verſtandes; die Sünde Irrthum des Herzens. Beide gehen Hand in Hand; oder beſſer: das eine erzeugt das andere. Der Aberglaube ſchlachtet Menſchen, um ſeine Götter zu ehren, verbrennt Hexen und Zauberer, peinigt Beſeſſene ſchaudervoll zu Tode, opfert (wie bei einigen Völkern des Alterthums) die Unſchuld von Knaben und Jungfrauen; der Aberglaube ertheilt Sündenvergebung für baares Geld und ermuthigt

dadurch den Verbrecher zu immer neuen Freveln. Die Sünde aber flüchtet zum Aberglauben, um durch ihr den Stachel des Gewiſſens abzuſtumpfen, oder, um ihn zum Diener ihrer Abſcheulichkeiten zu machen. Er hilft ihr Zaubertränke brauen und Freikugeln gießen; er hält dem nächtlichen Diebe das Licht bei ſeinem Einbruche; er macht den verwägenen Räuber ſchußfeſt. Das Reich der Wahrheit kann nie Frieden ſchließen mit dem Reiche der Lügen, — der wahre Glaube darf den Aberglauben nimmer dulden.

Von frommem Aberglauben im vollen Ernſte reden, heißt: einen argen Widerſpruch ſagen; und irgend einen Aberglauben unſchädlich nennen, heißt: ſich an dem ewigen Heile der Wahrheit verſündigen [2]). Denn Frömmigkeit, — wenn man nicht etwa die gedankenloſe Ausübung äußerer Gebräuche, oder die unklare, ſich ſelbſt nicht verſtändliche Scheu vor unſichtbaren Mächten darunter verſtehen will, — Frömmigkeit kann nur die Tochter des wahren Glaubens ſein. Denn ſie iſt nichts anderes, als die, aus rechter Erkenntniß hervorgegangene, aufrichtige und innige Verehrung Gottes. Dieſes mag wohl der Grund ſein, weshalb in der Sprache der heidniſchen Griechen und Römer für Frömmigkeit und Aberglaube ein und daſſelbe Wort gebraucht wurde (δεισιδαιμονια und superstitio). Denn ihre Frömmigkeit beruhte auf Aberglauben, und eben darum gab es unter ihnen die wahre Frömmigkeit nicht. Unter Chriſten aber bedeutet „frommer Aberglaube" nichts beſſeres, als „heilige Sünde." Frömmigkeit kann nie eine Eigenſchaft des Aberglaubens ſein, eben ſo wenig, als Heiligkeit ſich mit der Sünde verträgt. Religiöſen Aberglauben giebt es *), und dieſer iſt eben darum um ſo werther

*) Faſt könnte man behaupten: keinen andern als religiöſen. Denn jeder Aberglaube ſtützt ſich auf den Glauben an eine mächtige Geiſterwelt, und an Kräfte, welche die Geſetze der Natur überſchreiten.

vertilgt zu werden, weil er des Menſchen größtes Heiligthum und höchſtes Kleinod — die Religion — verunſtaltet. Die Religion des Menſchen iſt die Wurzel und das Mark ſeines Lebens. Doch nicht das Glaubensbekenntniß, dem der Menſch ſich äußerlich beigeſellt, — die tiefe, innere Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen ſoll hier mit dem Namen Religion bezeichnet ſein. Sie iſt die Hauptquelle von dem Denken und Wollen, Thun und Laſſen des Einzelnen. Je reiner ſie iſt und je tiefer ſie im Herzen wohnt, deſto edler wird der Menſch ſein.

Und unſchädlich ſollte irgend ein Aberglaube ſein können [3])? Freilich, wenn man nur dasjenige ſchädlich nennt, was leiblichen, ſichtbaren Schaden ſtiftet, ſo mag jene Benennung gelten. Aber iſt dieſes denn das Hauptſächlichſte bei Weſen, die für die Ewigkeit geboren ſind? — Begründet die Wahrheit unſer höchſtes Heil, ſo gereicht uns nothwendig jeder Irrthum zum Schaden, und beſtände dieſer Schaden auch nur darin, daß der Irrthum uns von der Wahrheit entfernt hielte. Wo läßt ſich aber hier ein Ziel ſtecken? Geſtattet man dem Menſchen etwas zu glauben, was, bei beſonnener Ueberlegung (in ſo fern er derſelben fähig iſt) ihm ſelbſt als unmöglich und ungereimt erſcheinen muß, geſtattet man es ihm darum, weil man der Meinung iſt, ſein Aberglaube ſei unſchädlich; wie will man dann verhindern, daß nicht unvermerkt auch ſchädliche Irrthümer ſich bei ihm einſchleichen [4])? — Denn wenn irgendwo, ſo ſind in der Religion die Irrthümer enge unter einander verwandt, und einer bringt gleichſam den andern mit ſich. Läßt man die Unvernunft, auf welchem Punkte es ſei, im ruhigen Beſitzſtande, ſo wird ſie, auch ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten, ihre Herrſchaft bald auf ſolchen Punkten erweitern, wo man ſie nicht leiden darf [5]). Und darf denn wohl überhaupt das Nützliche oder Schädliche einen Maßſtab für unſern Glauben abgeben [6])? Soll man den Wahn unangetaſtet laſſen, da, wo er ſchein-

bare Zufriedenheit bewirkt? und hat jener Dichter recht mit dem Ausſpruche: „Ein Wahn, der mich beglückt, iſt mehr, als Wahrheit werth, der mich zu Boden drückt?“ — Wahrhaftig nicht! denn der Wahn kann nicht beglücken [7]); ſchon darum nicht, weil es undenkbar iſt, daß er ewig dauern werde, und ſeine nothwendige Vernichtung denjenigen, welcher ihn hegte, um ſo ſchmerzender treffen muß, je mehr ſein Denken und Wollen, ſein ganzes inneres Lebensprinzip damit verſchmolzen und verwachſen iſt, — und dieſes wird immer der Fall ſein, wo der Wahn, durch lange Geltung, zur unbezweifelten Ueberzeugung geworden. Wie aber Wahrheit zu Boden drücken, unglücklich machen könne, iſt um ſo weniger zu begreifen, je mehr die ganze geiſtige Richtung des Menſchen auf Erforſchung der Wahrheit hingeht. Nie kann die Wahrheit ſchuld ſein an unſerm Mißbehagen, — wohl aber der Wahn, den wir für Wahrheit hielten und liebgewannen, und der uns abſcheulich betrog. Und wenn die buntſchimmernden Seifenblaſen des Wahns verfliegen, — ſollte der ewige Lichtſtrahl der Wahrheit nicht mehr als tauſendfachen Erſatz bieten? — Es gab und giebt heidniſche Religionen, denen man wohl ſchwerlich mit Recht nachſagen dürfte, daß ſie, von irdiſchen Geſichtspunkten aus betrachtet, ſchädlich ſeien. Sollte nun der Grundſatz gelten, daß man unſchädlichen Aberglauben dulden müſſe, ſo wäre es unrecht, oder zum mindeſten überflüſſig, dafür zu ſorgen, daß an die Stelle jenes Heidenthumes das Chriſtenthum träte. Und das könnte ein Chriſt behaupten wollen, der die beſeligende Kraft der ewigen Wahrheit empfunden [8])? — Höchſt ſeltſam aber iſt es, dem Aberglauben darum das Wort reden zu wollen, weil keine Zeit, kein Volk, kein einzelner Menſch, ja ſogar der große Kant ſelbſt nicht, ganz frei davon geweſen. Es giebt hienieden keinen fehlerfreien, keinen vollkommenen Menſchen; kann dieſe Erfahrung aber wohl irgend einen Beſonnenen zu der Behauptung verleiten: man müſſe die Fehler der Menſchen nicht

ohne

ohne Ausnahme vertilgen wollen? — Ein ſittlicher Fehler kann ſogar, wenn er im Kranze ausgezeichneter Tugenden erſcheint, hin und wieder ſeinen Mann zu kleiden ſcheinen, wie eine ſchöne Muſik oft durch eine Diſſonanz gehoben wird [9]). Deſſenungeachtet wünſcht das richtige, ſittliche Urtheil jenen Fehler fort, eben ſo, wie das muſikaliſche Ohr ſich nicht eher beruhigen kann, bis die Diſſonanz aufgelöſt iſt.

Eine Frage von der ernſteſten und tiefſten Bedeutung iſt aber freilich die des Pontius Pilatus: „was iſt Wahrheit?“ und ihre Erledigung wird in dieſen Blättern gewiß nicht verlangt und erwartet werden. Daß aber ein Mann, deſſen Beruf die Verkündigung der ewigen Wahrheit iſt, mit der Beantwortung dieſer Frage fertig geworden ſein ſollte, ließe ſich wohl mit Recht fodern. Infallibel iſt zwar kein Menſch; doch gilt dieſer Satz bei weitem mehr davon, daß der Menſch ſich darin irren könne, was wahr ſei, als darin, was unwahr. Denn für das Unwahre giebt es ein beſtimmtes Merkmal — den inneren Widerſpruch; — das Merkmal des Wahren aber iſt bei weitem ſchwieriger zu beſtimmen. Dem nach dürfte vielleicht niemand behaupten können, daß ſein Glaube der wahre ſei, während er doch mit Sicherheit zu ſagen vermöchte, welches der wahre Glaube nicht ſein könne. Zum Glücke aber erfreuen wir uns, hinſichtlich unſeres religiöſen Glaubens, des Lichtes, welches Jeſus der Welt gebracht hat, und wenn auch die menſchliche Vernunft noch hin und wieder über die Auffaſſung dieſes Lichtes uneins iſt, wenn auch erhitzte Zeloten ſich wechſelſeitig als Ketzer verdammen, ſo dreht ſich dieſer Streit — wo er nicht als offenbarer Kampf des göttlichen Lichtes mit der Verfinſterungsſucht auftritt — doch eigentlich nur um Namen, während die Akten über dasjenige, was Aberglauben ſei, beinahe als geſchloſſen zu betrachten ſind [10]).

So weit nun mußte dem Herrn Verfaſſer des oben angeführten Aufſatzes widerſprochen werden.

unmittelbare Zuſtimmung aber müßte ihm zu Theil geworden ſein, wenn er nur hätte behaupten wollen, daß man manchem Volks-Aberglauben nur mit Schonung und Nachſicht entgegenarbeiten und ſich vor allen Dingen hüten müſſe, nicht alles gleich für Aberglauben zu verſchreien, was im Grunde nichts weiter iſt, als eine fromme Gewohnheit, oder ein unſchuldiger, von den Vätern ererbter Gebrauch [11]. — Niederreißen iſt bekanntlich leichter als aufbauen; darum mag es auch leichter ſein, dem Menſchen ſeinen Aberglauben verdächtig zu machen, ihn wohl gar ganz zu zerſtören, als ihm den rechten Glauben mitzutheilen. Die Geſchichte der Bekehrungen, mögen ſie nun mit dem Schwerte, oder mit dem Worte verſucht ſein, liefert beinahe auf jedem Blatte Beweiſe zu dieſer Behauptung. Die unglücklichen Amerikaner, welche ihre Götzenbilder von den Händen der Spanier zertrümmert ſahen, verloren bald den Glauben an die Allmacht ihrer Götter, — aber nicht eben ſo bald konnten ſie dem Chriſtenthume gewonnen werden. Grauſam aber bleibt es in jedem Falle, einem Menſchen das Haus über dem Kopfe abzubrechen, darum weil es ſchlecht iſt, ohne ihm zuvor eine beſſere Wohnung angewieſen zu haben. Aehnliches aber thun unfehlbar die unvorſichtigen Aufklärer, welche ihren Ruhm im eifrigen Zerſtören des Aberglaubens ſuchen, ohne die Menſchen zuvor in den Tempel des rechten Glaubens geführt zu haben. Der religiöſe Glaube des Menſchen iſt eine äußerſt zarte und nicht leicht zu behandelnde Sache. Man könnte ihn beinahe einem künſtlichen Gewölbe vergleichen, aus welchem nur wenige Steine fortgenommen werden dürfen, um den Einſturz des Ganzen zu veranlaſſen. Hat das Gebäude, durch einen tüchtigen Unterricht und ſelbſtſtändiges, vernünftiges Nachdenken, die gehörige innere Feſtigkeit erlangt, ſo iſt freilich bei weitem weniger Gefahr zu fürchten, wenn auch hin und wieder ein Stein herausgehoben werden ſollte. Aber bei den unterſten Klaſſen des Volkes ſind dieſe Vorausſetzungen

wohl in der Regel nicht anzunehmen. Vielmehr pflegt dort häufig das Wahre mit dem Falſchen, der Glaube mit dem Aberglauben, ſo genau und innig mit einander verbunden zu ſein, daß man an dem Aberglauben nicht viel rütteln darf, ohne mit ihm zugleich den Glauben in die äußerſte Gefahr zu bringen. Daher möge jeder, deſſen Pflicht die Bekämpfung des Aberglaubens iſt, ſich hüten, daß Schillers Worte auf ihn nicht Anwendung finden: „den Wahn bekämpft er und zerſtört den Glauben.“ Um dieſe Gefahr zu vermeiden, giebt es kein beſſeres Mittel, als daß man den religiöſen Aberglauben, wenn nicht etwa dringende Nothwendigkeit vorhanden iſt, unangetaſtet laſſe, dagegen aber den Tempel des wahren Glaubens mit inniger Liebe und treuem Eifer aufbaue. Der Prediger gewöhne ſeine Gemeine allmählig zum vernünftigen Nachdenken über Gegenſtände der Religion, — und wie viel kann hier die Schule und der Konfirmanden-Unterricht leiſten, wenn beide nur allenthalben ſo gehandhabt würden, wie ihr hoher Zweck es erfodert! — er bringe die Lehre unſeres Erlöſers mit ihrem erfreuenden Lichte und ihrer beſeligenden Wärme, ihren Herzen immer näher; er zeige ihnen, wie der höchſte Schutz und die einzige Sicherheit unſeres Lebens auf der Verehrung Gottes, im Geiſte und in der Wahrheit, beruhe; überzeuge ſie, daß der fromme und tugendhafte Menſch ſich allenthalben der ſchützenden Allmacht Gottes zu erfreuen habe, und daß ohne den Willen unſeres Vaters im Himmel kein Haar von unſerm Haupte fallen, noch viel weniger aber eine fremde Macht, welchen Namen ſie führe, uns gegen ſeinen Willen beſchädigen könne, — und die Geſpenſter des Aberglaubens werden von ſelbſt verſchwinden, ſein morſcher Tempel wird durch ſeine eigene Unhaltbarkeit zuſammenſtürzen und die erlöſten Menſchen werden ſich unendlich wohl befinden in dem Hauſe Gottes, in dem Tempel der Wahrheit, der ſeine lichte Kuppel allmählig über ihren Häuptern erhoben. So machte es ja auch Jeſus; ſo thaten es die Apoſtel.

Ob aber das Entblößen des Kopfes beim Läuten der Kirchenglocken, ob die feierliche Ruhe, in welcher man den Nachmittag des Sonnabends zubringt, in das Gebiet des Aberglaubens zu rechnen ſei, das kommt allein auf die Vorſtellungen an, welche die Menſchen mit dieſen Gewohnheiten verbinden. Denken ſie dabei gar nichts, ſondern befolgen ſie nur damit eine altherkömmliche Sitte, — ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dann von Aberglauben nicht die Rede ſein könne. Thun ſie es aber aus wahrer Frömmigkeit, iſt ihnen der Klang der Kirchenglocken eine feierliche Mahnung an den Unſichtbaren, Allgegenwärtigen, um ihre Gedanken zum Gebete zu ſammeln, — benutzen ſie die feierliche Ruhe des Sonnabends, um ſich zu einem würdigen Kirchenbeſuche vorzubereiten; dann ſind beide Gebräuche außerordentlich ſchön und erbaulich, und es kann dabei wieder vom Aberglauben eben ſo wenig die Rede ſein, als wenn etwa ein aufgeklärter Katholik durch ein Kruzifix am Wege an das Gebet erinnert wird. — Sind aber mit dieſen Gewohnheiten wirklich abergläubiſche Vorſtellungen verbunden, ſo dürfte es doch wohl einem tüchtigen Prediger nicht ſchwer werden, den einmal beſtehenden Gebräuchen allmählig beſſere und richtigere Deutungen unterzuſchieben.

Ein Gleiches gilt von den Gebräuchen bei dem erſten Austreiben des Viehes, die eine recht ſchöne ſymboliſche — man könnte ſagen poetiſche — Deutung zulaſſen. Solche liebliche Spuren praktiſcher Volkspoeſie ſollte man nicht zu vertilgen ſtreben, vielmehr ſich ihrer annehmen, indem man den Aberglauben, der etwa dabei herrſcht, allmählig davon loslöſte und das Ganze als ein ſymboliſches Volksfeſt fortbeſtehen ließe. Unſer Volk hat im Allgemeinen ſo wenig Eigenthümliches, daß daſſelbe, wo es ſich vorfindet, wohl einer ſorgfältigeren Pflege werth geachtet werden ſollte. Was iſt ein Leben ohne Poeſie?

Sehr häufig beruht auch der Volks-Aberglauben auf irgend einem vernünftigen Grunde. Wenn das

Schweizervolk ſich ſcheut, in den dichten, uralten Wäldern, die ſeine Hochalpen umgeben, einen Baum zu fällen, weil dann Blut aus dem verletzten Stamme hervorſprudeln möchte, ſo iſt dieſer Glaube gewiß gleichen Urſprunges mit dem der alten Preußen, welche ihre Götter zu beleidigen fürchteten, wenn ſie in den dichten Wäldern, die Samlands Küſte gegen den fliegenden Meeresſand vertheidigten, Holz fällten. Die Leichtgläubigkeit des Volkes iſt hier offenbar nur zum Vortheile deſſelben benutzt worden. Aehnlichen Grund hat mancher Aberglaube, der ſich noch bis jetzt erhalten hat. Hieher könnte man z. B. den Glauben zählen, daß die Schüſſel oder das Gefäß, aus welchem eine Leiche abgewaſchen worden, zerſchlagen werden müſſe, weil der Todte ſie ſonſt holen könne. Dieſes iſt ein Aberglaube, den die Reinlichkeit erfunden hat, um den offenbar ekelhaften Wiedergebrauch eines Geſchirres zu verhüten, das durch den Schmutz einer Leiche verunreinigt worden. Es ließen ſich ſehr leicht noch viele Beiſpiele ähnlicher Art anführen. Daher ziemte es wohl dem verſtändigen Manne, nach dem urſprünglichen Grunde eines jeden Aberglaubens, der ihm unter dem Volke begegnet, ſorgſam zu forſchen, um nicht mit dem Aberglauben zugleich auch die Vortheile zu zerſtören, die durch ihn bewirkt werden ſollten. Man unterſcheide den Gebrauch an und für ſich, von der damit verbundenen abergläubiſchen Vorſtellung, und während man dieſe als thöricht und ungereimt darſtellt, ſuche man jenen durch Vernunftgründe ſo viel als möglich in ſeiner Geltung zu erhalten.

Vertilgungskrieg gegen jeden Aberglauben! ſei alſo die Loſung aller Freunde der Wahrheit und des Lichtes, auch in unſerm Vaterlande, — aber kluge Behutſamkeit ſei ihre Waffe und milde Schonung der Schwachen ihr Wahlſpruch [12])!

Pfarrer Dr. Heinel.

Noten zu der Erwiderung auf den Aufſatz: Iſt ein jeder Volks-Aberglaube, ohne Ausnahme, zu vertilgen? — Novbr.-Heft d. Pr.-Bl. —

1) Da in dieſer Erwiderung die Möglichkeit, einen jeden Volks-Aberglauben vertilgen zu können, weder behauptet noch weniger bewieſen — die Rathſamkeit aller Aufklärungsverſuche auch an dieſelben Einſchränkungen geknüpft worden iſt, die der angefochtene Aufſatz ſo dringlichſt zur Beherzigung empfohlen hat, nämlich: an weiſe Vorſicht u. milde Schonung der menſchlichen Schwächen; ſo kann dem hier unbedingt ausgeſprochenen, vielleicht ſchulgerechten „Ja!“ im wirklichen Leben nur die Gültigkeit eines — frommen Wunſches zugeſtanden werden.

2) Der ſchlichte, ungelehrte Menſchenfreund — der, außer der Kirche und Schule, auch zur wahren Aufklärung ſeiner ſchwächeren Brüder mitwirken will und ſoll, wird bei Annahme u. Achtung eines frommen Aberglaubens, welcher, in Ermangelung eines wahren Glaubens, dem gemeinen Manne frommt — das heißt: ihn beſſer macht, als er ohne denſelben wahrſcheinlich ſein würde —; der wird ſich ſchwerlich überzeugen, daß er einen ſo argen Widerſpruch ausſage, wenn er auch von einem frommen Aberglauben, zum Unterſchiede von einem gottloſen und gemeinſchädlichen, im vollen Ernſte ſpricht. Und daß man das nicht unſchädlich nennen dürfe, was in der That nicht ſchadet — im vorliegenden Fall: den Menſchen nicht ſchlechter macht — wird wohl eben ſo ſchwer begriffen werden, als wenn man der Armuth trüben Lampenſchimmer nicht unſchädlich nennen ſollte, weil er eben nicht ſo helle leuchtet, als des Reichthums Kerzenlicht. Ach, wollte Gott — uns alle umſtrahlte der Wahrheit Sonnenglanz ſo klar und ungetrübt, daß Lampen- und Kerzenlicht darüber eingingen! Aber — — —

3) Mit Erlaubniß: ja! Dieſe Anſicht hindert aber Niemanden, auch das Unſchädliche anzutaſten und zu vertilgen, ſobald man nur die gegründete Ueberzeugung gewonnen hat, daß man ganz gewiß im Stande iſt, das verdrängte Unſchädliche auch wirklich mit etwas Heilſamern erſetzen zu können.

4) Durch Lehre und Beiſpiel.

5) Nun, da leidet man ſie nicht! Uebrigens iſt gerade der unverkennbar vorherrſchende Trieb im Menſchen: vernünftiger und nicht unvernünftiger zu werden,

— der unſterbliche Hauch Gottes, der Adams Kinder beſeelt und adelt.

6) Eine ſeltſame Frage! —

7) Vielleicht doch — — —. Der chriſtliche, fromme und gottesfürchtige Gellert — doch eine annehmliche Autorität! — Gellert ſpricht:

„Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit,
Oft ſeid ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeid.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt?
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchad't, als nützt.
Durchſucht der Menſchen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troſt zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein ſüßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es ſei auch tauſendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verſchwinden:
So wär' es ſchlimm — ein Menſch zu ſein."

8) Dieſe Schlußfolge iſt dem angefochtenen Chriſten noch nicht eingefallen; eben ſo wenig gedachte er dem Aberglauben überhaupt das Wort zu reden, da er nachzuweiſen verſuchte: daß der, welcher einen jeden Volks-Aberglauben, ohne Ausnahme, vertilgen wolle — daß der, aller Erfahrung nach, etwas ganz Unmögliches wolle.

9) Sittliche Fehler und ein unſchädlicher Aberglaube können wohl darum nicht gut gleich geſtellt werden, weil jede Unſittlichkeit vielleicht zuweilen unſchädlich — aber doch niemals gefällig erſcheinen kann; was dagegen bei manchen abergläubigen Gebräuchen offenbar der Fall iſt.

10) Dieſer Erklärung ſtimmt gewiß jeder verſtändige Mann von Herzen bei.

11) Dieſelbe — und keine andere! — Tendenz hatte der angefochtene Aufſatz ganz unleugbar.

12) Mit verdienter Achtung bietet nun noch der Angefochtene ſeinem Gegner die Hand zur gegenſeitigen Anerkenntniß vollkommner Uebereinſtimmung in der Hauptſache: in dem Streben nach Wahrheit und Licht, — bei weiſer Vorſicht und milder Schonung der menſchlichen Schwächen. — N. z. E.

Kirchengeſchichtliche Bemerkungen über das Ermland in Bezug auf Gründung der evangeliſchen Gemeinen im Allgemeinen und der zu Frauenburg ins Beſondere.

Vom Pfarrer Gebauer zu St. Lorenz im Samlande.

Wenn, wie nicht geleugnet werden kann, die letztverfloſſenen Jahrzehenden im Allgemeinen ein regeres religiöſes Leben, welches ſich namentlich in der Gründung und Förderung vielfacher, echt chriſtlicher Anſtalten zum Heile der Menſchheit kräftig ausſpricht, geweckt und genährt haben; wenn auch der gute Sinn in unſerm eigenen Vaterlande, unter Schutz und Anregung einer das Edelſte und Heiligſte pflegender, weiſen Regierung keineswegs hinter dem der Bewohner andrer Länder zurückgeblieben iſt, ſondern ſich kühnlich wegen ſeines reinen Strebens mit jedem meſſen darf: ſo muß es jeden guten Landsmann, welchem namentlich das Gedeihen kirchlichen Lebens am Herzen liegt, mit innigſter Freude erfüllen, zu ſehen, wie in dem großentheils von römiſch-katholiſchen Glaubensbrüdern bewohnten Ermlande ſich mehr und mehr evangeliſches Kirchenweſen begründet, durch welches einer großen Menge früher nur ſehr kümmerlich bedachter Brüder mehr und mehr die religiöſe Nahrung für Geiſt und Herz angeboten wird.

Die zwölf Städte des Ermlandes beſitzen nunmehr alle eigene, mehr oder weniger vollkommen ausgebildete kirchliche Einrichtungen. In den meiſten Gemeinen, wie: Braunsberg, Heilsberg, Röſſel, Gutſtadt, Allenſtein, Biſchofsburg, Wormdit, Mehlſack *) bewahren eigene Seelſorger das geiſtige Heil der Gläu-

---

*) Richtiger ſcheint wohl der Name mit Rückſicht auf den Urſprung, Malzekeke im Altpreußiſchen, Melſak geſchrieben werden zu müſſen. G.

digen. Ihnen ſtehen zur Erziehung eigene, meiſtens wackere Lehrer zur Seite. In den übrigen: Seeburg, Biſchofsſtein, Frauenburg und Wartenburg leiten meiſtens Katecheten, ſtudirte Lehrer, mit gewiſſen geiſtlichen Amtsführungen beauftragt, die betreffenden Geſchäfte. In faſt allen aber zeigt ſich ſowohl was die Gemeinen ſelbſt, als auch ihre Vorſteher betrifft, ein eigenthümliches reges Leben, welches dem nicht entgangen ſein kann, der es in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Wie nachahmungswürdig iſt unter Anderem, um nur Eins anzuführen, die Synode, welche ſämmtliche evangeliſche Geiſtliche alljährlich abwechſelnd in den verſchiedenen Städten zu nicht geringer Erhebung ihrer Herzen für ihren wichtigen Beruf abhalten.

Wie das Senfkorn, das einſtens der Erlöſer pflanzte, von Jahr zu Jahr ein größerer ſchattiger Baum wird, ſo ſehen wir auch hier alle evangeliſchen Gemeinen aus den kleinſten Anfängen entſtehen. Einige Bemerkungen, vorzüglich in Bezug auf Frauenburg, die jüngſte unter allen, mögen hier folgen.

Das Biſthum Ermland, das zweite Preußiſche ſeinem Alter nach, wurde 1255 durch Erbauung der Stadt und des Schloſſes Senge, ſpäter Braunsberg, und Einſetzung des Deutſchen Ordensbruders Anſelmus zum Biſchofe gegründet. Anfänglich ſcheint er noch allein geſtanden zu haben, denn nach den neueſten Forſchungen des Herrn Prof. Voigt in ſeiner Geſchichte Preußens (Bd. 3. S. 545) wurde das Kapitel erſt 1264 angeordnet und erhielt ſechszehn Domherrn-Stellen *), denen Anſelm die Biſchofswahl als ein Recht überließ, wodurch es kam, daß, weil kein Or-

*) Erſt in neueſter Zeit iſt nach dem Konkordate die Zahl derſelben auf zehn, und ſechs Vikarien-Stellen, verringert. Die Einkünfte der übrigen Domherrn-Stellen werden für das nunmehr Königl. Gymnaſium zu Braunsberg verwendet. In alter Zeit gab es auch ſechszehn Vikarien-Stellen.

densbruder in daſſelbe aufgenommen wurde und die Kapitularen nun aus ihrer Mitte wählten, forthin kein Deutſcher Ordensbruder mehr auf den Ermländiſchen Biſchofsſtuhl gelangte, obſchon die Hochmeiſter oft danach ſtrebten, die Geſinnung des Domkapitels zu ändern, wiewohl vergeblich. „Darin lag eine weſentliche Urſache der Erſcheinung, daß, ſeitdem das Bisthum Ermland eine ihm ganz eigenthümliche Stellung gegen den Orden erhielt, welche ſpäterhin manche wichtige Ereigniſſe veranlaßte,“ heißt es in der angezogenen Stelle. In der That zeigte ſich hier ſtets ein Widerſtreben gegen den Orden, welches in den übrigen Preußiſchen Bisthümern: Samland, Pomeſanien und Kulm unbekannt war, da in dieſen ſtets Mitglieder des Deutſchen Ordens die Biſchofsſtühle beſetzt hielten.

Die Kathedrale und das Kapitel befanden ſich anfänglich in Braunsberg. Allein Anſelms Nachfolger, Namens Heinrich, welcher 1300 ſtarb, verlegte beides nach Frauenburg, einem damals vielleicht noch gar nicht oder doch nur ſehr wenig bewohnten Orte.

Hier nämlich, ſo erzählt Treterus *), der Geſchichtſchreiber des Bisthums Ermland, hatte ſchon Anſelmus eine reiche vornehme heidniſche Wittwe, Namens Soupna, zum chriſtlichen Glauben bekehrt. Aus Dankbarkeit für die ihr widerfahrene Wohlthat und aus frommem Eifer für die Kirche ſchenkte ſie nun, da ſie keinen Erben hinterließ, ihren ganzen nicht unbedeutenden Grundbeſitz dem Biſchofe Heinrich und deſſen Kapitel zum ungeſtörten Eigenthume. So mit einem

*) Der ausführlichere Titel ſeines Werkes lautet alſo: Thomae Treteri Custodis Canonici Varmiensis de episcopatu et episcopis eccl. Varm. opus posthumum, nunc primum cura et impensis Mathiae a Lubomierz. Treteri S. R. M. Susui publico datum. Cracoviae a. D. 1685. Hier erlaubt ſich Einſender dieſes die ergebenſte Anfrage, ob es noch eine andere geſchichtliche Darſtellung giebt, welche ſich ausſchließlich mit dem Ermländiſchen Bisthume beſchäftigt?

ausgezeichneten Grundbeſitze verſehen, baute er auf einem Hügel am Friſchen Haffe, etwa eine halbe Meile von dem Wohnſitze jener frommen Frau (dem jetzigen Althof) entfernt, die herrliche Kathedrale und rund um dieſelbe die einzelnen Wohnungen der Domherrn (Kurien). Die neue Kirche wurde der heiligen Jungfrau und dem Apoſtel Andreas, Ermlands Schutzheiligen geweihet, das Ganze aber zu Ehren der Stifterin mit dem Namen Frauenburg bezeichnet. Noch jetzt ſteht die Kathedrale in ihrer alterthümlichen Herrlichkeit da, wohl erhalten, ein treffliches Denkmal alter Baukunſt, dem ſpätere Anbaue keineswegs Eintrag gethan haben; und mit allem Rechte ſpricht ſie in ihrer in der That erhabenen Einfachheit und Großartigkeit den Kunſtfreund mächtig an. Schade iſt, daß es ſeine äußere Zierde, ein großes Marienbild, welches offenbar auf dem weſtlichen Giebel des Schiffes angebracht geweſen iſt, verloren hat.

Gleichzeitig hatte ſich am Fuße des Hügels, auf welchem der Dom lag, ein Städtchen, wahrſcheinlich urſprünglich ein Fiſcherdorf, angeſiedelt, dem Heinrichs Nachfolger, Biſchof Eberhard, ſchon am 8. Juli 1310 das Stadtrecht verlieh und darüber eine eigne Handfeſte vollzog, die noch gegenwärtig abſchriftlich vorhanden iſt. Zu einer großen Bedeutendheit hat es ſich nie erhoben. Zu verwundern jedoch iſt, daß der Handel, den Braunsberg errang, nicht hier ſeinen Platz ſuchte, da Frauenburg für denſelben unleugbar viel bequemer liegt, als Braunsberg. Vielmehr blieb es ſtets von der zahlreichen Kleriſei (es gab außer der Dom-Geiſtlichkeit noch eine beſondere Stadt-Geiſtlichkeit) bürgerlich und geiſtig abhängig, daher kam es, daß zu Zeiten der Kirchen-Verbeſſerung hier auch nicht einmal eine Regung für das neu aufgegangene Licht des Evangeliums zu ſpüren war, während doch in vielen Städten des Ermlands, namentlich in Braunsberg, Heilsberg und Gutſtadt, die neue Lehre einen bedeutenden Anhang fand, entfernter liegende Städte auch wirklich

ſich von dem ehemals viel weitläuftigeren Bisthume losſagten.

Zu dieſer entſchiedenen Hinneigung zu der Kirchenverbeſſerung mag hier nicht wenig die Geneigtheit des Biſchofs Fabian beigetragen haben. Dieſer Mann erkannte ſelbſt die Wahrheit vieler Behauptungen und die große Gelehrſamkeit des großen Reformators an, vornämlich zog ihn die Uebereinſtimmung der lutheriſchen Lehre mit der heiligen Schrift an. Natürlich mußte ihm dieſes den Haß des Domkapitels zuziehen. Er ſtarb bald darauf.

Auffallend kann es erſcheinen, wie ſich in Preußen ein ganzer Strich Landes von der allgemeinen Annahme der Kirchenverbeſſerung, von welcher ſelbſt der Samländiſche Biſchof ein bedeutendes Beiſpiel gab, ausſchließen konnte. Doch muß man nur daran denken, daß das Ermland von dem Biſchofe unter Beiſtand des Domkapitels regiert wurde und unter Polniſchem Schutze ſtand, der mächtig genug war, jede andere Gewalt zu unterdrücken. Dies zeigte ſich auch an einzelnen Beiſpielen, wie in Elbing und Braunsberg, deutlich. Hieher waren lutheriſche Prediger gerufen worden; ſie mußten aber, obſchon vorzüglich in Braunsberg durchgängig die neue Lehre angenommen war, die Stadt verlaſſen, indem Polniſche Hilfe hinzugekommen war. Dieſes trug ſich unter Fabians Nachfolger, Mauritius Ferber zu, zu derſelben Zeit, als Markgraf Albrecht die Säkulariſation Preußens vollendet, und vergeblich den Verſuch gemacht hatte, die wichtige Stadt Braunsberg ſeinem Lande einzuverleiben. Dennoch zeigte ſich ſpäter noch hin und wieder im Ermlande Hinneigung zum Lutherthume, ſo daß die Biſchöfe ſamt dem Kapitel ſtrenge Wachſamkeit ausüben mußten. Vor allen gelang die völlige Unterdrückung deſſelben dem berühmten Biſchofe, ſpäteren Kardinal und Groß-Pönitentiar Hoſius (1551—1579).

Dieſer geiſtvolle Mann, ein treuer Verfechter ſeines Glaubens, führte zuerſt die Jeſuiten nach Brauns-

berg und Röſſel und konnte wohl keine trefflicheren Vorkämpfer gefunden haben. Ihre Wirkſamkeit dauerte ungehindert bis zur Beſitznahme des Bisthums durch Friedrich den Großen. Von ihm oder den Jeſuiten rührt auch jenes merkwürdige, aber ſtreng geübte Geſetz her, welches im Ermlande galt, daß nämlich kein Nichtkatholik ſich längere Zeit als ein Jahr in demſelben aufhalten durfte. Nach Verlauf deſſelben mußte er es verlaſſen oder ſelbſt zur katholiſchen Kirche übergehen. Daß Mancher, durch äußere Vortheile geleitet, wirklich übergegangen iſt, kann wohl nicht bezweifelt werden *).

So aber iſt es geſchehen, daß das Bisthum, obſchon rings umher von Bekennern des neuen Bekenntniſſes umgeben, dennoch gleichſam abgeſchloſſen gegen den Einfluß fremder Meinungen daſtand, bis die Vereinigung deſſelben mit der Krone Preußen den Zugang öffnete. Erſt ſeit dieſer, welche durch den Vertrag vom 26. September 1772 erfolgte, während Kraßicki Fürſtbiſchof war, finden wir Anfänge evangeliſcher Gemeinen in den Städten Ermlands, wie es denn bemer-

*) Nur Wenige werden ſtandhaft geweſen ſein, wie jener Mann in Mehlſack, welcher vor wenigen Jahren erſt in hohem Alter daſelbſt geſtorben iſt. Er war als junger Mann ins Bisthum gekommen, und am genannten Orte Gehilfe in einem damals reichen und großen Handlungshauſe geworden. Man hatte ihn lieb gewonnen: er gefiel ſich in ſeinem Verhältniſſe wohl. Indeſſen das bekannte Geſetz drohte demſelben ein Ende zu machen, wenn er nicht den Glauben wechſelte. Hiezu empfand er keine Luſt. Man kam alſo über einen Ausweg überein. Nachdem das Jahr verfloſſen war, reiſte er ins Ausland, nämlich in die nahe gelegene Stadt Zinten, verweilte dort einige Wochen, und kehrte dann als Ausländer ins Bisthum zurück, wo er ungeſtört ein neues Jahr blieb, nach deſſen Verlaufe abermals die Reiſe ins Ausland gemacht wurde. So ſoll es gegangen ſein, bis das Geſetz durch Preußiſche Obrigkeit aufgehoben wurde. Sollte vielleicht daher es kommen, daß man noch jetziger Zeit Zinten ſcherzhafter Weiſe das Ausland nennt? —

Digitized by Google

kenswerth iſt, daß in Allenſtein, Braunsberg, Gutſtadt, Heilsberg, Röſſel, Seeburg und Wartenburg ſehr bald proteſtantiſche Lehrer und Katecheten angeſtellt wurden, welche neben den Feldpredigern ſtanden, und das Recht, die Taufen zu verrichten, aufzubieten, Zeugniſſe darüber auszuſtellen, Gebühren dafür nach den in den nächſten Kirchen herrſchenden Sätzen einzufordern beſaßen. Jedoch mußten ſie, falls ein wirklicher Geiſtlicher zur Abhaltung der Taufen geholt wurde, dieſem nachſtehen, auch allemal bis zum letzten Oktober jeden Jahres die Liſten der Lutheriſch-Gebornen und Verſtorbenen an den am Orte befindlichen katholiſchen Geiſtlichen zur Beilegung zu ſeinen Liſten einſenden. Uebrigens waren ſie der Aufſicht der geiſtlichen Inſpektoren zu Heiligenbeil, Bartenſtein, Raſtenburg, Pr. Holland und Saalfeld untergeben, und wurden von dieſen in den jährlichen Konduiten-Liſten aufgeführt. Alle dieſe Einrichtungen wurden durch verſchiedene Königl. Erlaſſe in den Jahren 1781—83 getroffen. Was konnte aber von einem Manne verlangt werden, welcher für ſeine beſchwerliche Mühwaltung unter an ſich ſchon drückenden Verhältniſſen die überaus kärgliche Beſoldung von ſechszig Thalern jährlich erhielt? Was konnten dieſe Männer für geiſtliche Speiſung thun, da ihre ganze Sorge auf die nothdürftige Friſtung ihres eigenen leiblichen Lebens ſich wenden mußte?

Daher dürfte aus jener erſten Zeit ſchwerlich ein Beiſpiel wahrhaft geiſtigen Lebens aufzufinden ſein. Es lag noch die Dämmerung nur auf den Gemeinen, welche wohl den kommenden Tag verhieß. Denn auch der Blick auf die Beſtandtheile der Gemeinen ſelbſt zeigt, wie wenig dieſe damals noch geeignet waren, geiſtiges Leben zu empfangen und zu pflegen. Den erſten Grund legten zu ihnen die Garniſonen, da bekanntlich früher die Regimenter auf den kleinen Städten vertheilt waren; zu ihnen kamen die Königl. Beamten. Die größere Maſſe indeſſen beſtand aus Tagelöhnern, welche ſich hieher in Hoffnung größeren

Gewinns begeben hatten. Seltener ſiedelten ſich Gewerbtreibende an, wenn nicht vielleicht durch Einheirathen, denn Grundbeſitz zu erwerben ſcheint ſehr ſchwer geweſen zu ſein. Wenige auch kamen mit gehörigen Mitteln verſehen dahin. Daß die Kriegsleute jener Zeit nicht geeignet waren, ein chriſtlich reines Leben zu begründen und zu befördern, daß die Königl. Beamten wegen der Wechſelung ihres Aufenthaltes auch Nichts oder doch Weniges nur dazu beitragen konnten, daß jene Maſſe loſer Leute endlich eher hinderlich, denn zuträglich war, iſt an ſich deutlich genug. Erſt da begann ein feſter Stamm ſich zu bilden, als der Grundbeſitz das Herz auch an den Ort ſelbſt knüpfte. Je mehr Grundbeſitz daher die evangeliſchen Gemeinen im Ermlande enthalten, deſto ſicherer iſt ihr Stamm. Alle übrigen bilden eine mehr oder weniger bewegliche Maſſe. — Mit wenigen Ausnahmen dürfte dieſes die Entſtehung und weitere Ausbildung der evangeliſchen Gemeinen im Ermlande ſein, welche alle bis jetzt von der zu Braunsberg weit überflügelt ſind. Hier gab der blühende Handel einen beſondern Anlaß zur Niederlaſſung vieler bemittelter und einflußreicher Familien, welche wiederum eine Menge von nöthigen Arbeitern nach ſich zogen, anderer Umſtände nicht zu gedenken, welche dieſer Stadt überhaupt eine ſteigende Bedeutſamkeit verliehen haben.

Blicken wir von hier aus nun wieder nach jenem Städtchen in der Nähe, deſſen ſieben Thurmſpitzen von Weitem ſchon den erhabenen Dombau verkünden, nach Frauenburg, ſo ſehen wir dort die jüngſte aller evangeliſchen Gemeinen erblühen.

Erſt in neuerer Zeit haben ſich daſelbſt evangeliſche Chriſten angeſiedelt, einige alte Familien abgerechnet, deren Anzug indeſſen auch nicht über dieſes Jahrhundert zurückgeht. Einzelne müſſen wohl ſchon früher daſelbſt gelebt haben, wie daraus hervorgeht, daß auf Betrieb des damaligen Domprobſtes, unlängſt als Biſchof von Kulm in Pelplin verſtorbenen Herrn

v. Mathy im letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts den Proteſtanten der auf dem Grunde des Domes belegene ehemalige Armenkirchhof unentgeldlich zur Benutzung eingeräumt worden iſt, den ſie noch inne haben.

Wie aber ſtand es mit der kirchlichen Pflege derſelben? Wie ſich's denken läßt, kümmerlich genug. Die Predigt vernahmen ſie hier anfänglich nie; zur Feier des heiligen Abendmahls begaben ſie ſich entweder nach Braunsberg, wo meiſtens ein Feldprediger ſtand, oder öfter noch nach Trunz; die Taufen ließen ſie meiſtens in der katholiſchen Kirche verrichten, ihre Verſtorbenen trugen ſie gegen Entrichtung der Gebühren an die katholiſche Geiſtlichkeit ſtill zur Erde, ihre Kinder beſuchten die katholiſche Schule. Nur wenige ſchickten ſie bei vorgeſchrittenem Alter nach Braunsberg zum Religions-Unterrichte und zur Einſegnung. Kurz ein trübes Dämmerlicht herrſchte ſtatt des hellen glänzenden Sonnenſcheins.

Eine hellere Zeit ſchien ſich vorzubereiten, als der um die Gründung des dortigen evangeliſchen Schul- und Kirchenweſens wohlverdiente, nunmehr auch ſchon dahingegangene Apotheker Fromm dort ſeine Offizin errichtete. Ein neuer Geiſt kehrte ein, der auch bald in andern ehrenwerthen Mitgliedern einen kräftigen Haltpunkt fand, namentlich im Mühlenbeſitzer Dous. Bald gewöhnte ſich die erſtehende Gemeine, in dieſen beiden Männern ihre Vorſteher zu erblicken. Sonſt ſchon war der Pfarrer aus Trunz zur Abhaltung eines Gottesdienſtes halbjährlich hingeholt worden. Sie hatte auf dem Rathhauſe ſtattgefunden, wo jedesmal das Magiſtratszimmer dazu ausgeräumt werden mußte. Dieſes geſchah fernerhin. Wenigſtens einige male im Jahre hatte man die Freude, ſeinen Gott in öffentlicher Verſammlung nach ſeiner Weiſe verehren zu können. Wie kümmerlich freilich noch immer! —

Nachdem der Katechet in Braunsberg zum Prediger befördert worden war, erſuchte man dieſen, in

gleicher Friſt, wie früher der Pfarrer aus Trunz, um die Abhaltung des Gottesdienſtes. Auch gewöhnte man ſich ihn als zuſtändigen Pfarrer anzuſehen und zur Verrichtung anderer Amtshandlungen hinüberzuholen, bis die Stadt Frauenburg von der hohen Landesbehörde förmlich zur evangeliſchen Gemeine in Braunsberg eingepfarrt wurde.

Unterdeſſen war die Anzahl evangeliſcher Chriſten wieder größer geworden, und das Bedürfniß einer entſprechenden kirchlichen Einrichtung, ſo wie eines paſſenden Jugend-Unterrichtes immer fühlbarer geworden. Aber woher ſollte hier Hilfe kommen? Die geringe Anzahl der Mitglieder und ihre Unvermögenheit legten unüberwindliche Feſſeln an. Nächſt Gott konnte der Blick ſich nur auf die Gnade des Allergnädigſten Monarchen, deſſen Frömmigkeit ſchon manches Gotteshaus eingerichtet hatte, hinwenden. Allein wie ſich dieſe verſchaffen? —

So ſtand man rathlos da *), als der Herr, der die Seinen nicht verläßt, auch hier die Thränen trocknete und die heiße Sehnſucht nach Kirche und Schule ſtillte. Der Aufmerkſamkeit der hohen Landesbehörde war es nämlich nicht entgangen, daß alle evangeliſchen Gemeinen ſich in mancherlei Nothſtänden befänden, deren Hinwegräumung dringendes Bedürfniß wäre. Dieſes nun an Ort und Stelle zu erforſchen, bereiſte

*) So beſaß die Gemeine auch kein heiliges Geräth, und ſah ſich deshalb oft in peinigender Verlegenheit. Es mußte von dem verwaltenden Geiſtlichen ſtets mitgebracht werden. Aber einmal war durch Mißverſtändniſſe auch das Altargeräthe zu Hauſe geblieben. Auch hier hat der Herr geholfen. Das Taufgeräthe ſchenkte ſpäter die Kön. Regierung aus beſonderer Gnade; das Altargeräthe konnte von Silber angeſchafft werden, nachdem theilnehmende Wohlthäter aus Elbing, Braunsberg, Heiligenbeil, Pillau und Frauenburg bedeutende milde Gaben eingeſendet hatten. Dieſen frommen Gebern werde hier öffentlich der Dank dargebracht, den im Stillen die Herzen der Beglückten ihnen geweiht haben.

im Sommer 1823 Herr Konſiſtorialrath Dr. Kähler im höheren Auftrage die Städte des Ermlandes. Auch Frauenburg hatte das Glück ihn zu ſehen und mit ſeinen Klagen und Bitten gehört zu werden. Die tröſtlichen Verſicherungen, mit welchen er die Gemüther zu beruhigen ſuchte, fanden eine freundliche Statt, ſo wie in der Folgezeit ihre ſchöne Erfüllung, und gewiß werden Alle, welche den theilnehmenden, liebevoll tröſtenden, hochwürdigen Mann ſahen, ihm ſpät den innigſten Dank noch in ihren Herzen ſagen, welche er damals mächtig erhoben, verließ.

Es begannen nämlich alsbald Unterhandlungen von Seiten der Königl. Regierung zu Königsberg mit den beiden ſchon genannten Männern, Fromm und Dous, welche auch von dieſer als Vorſteher der Gemeine anerkannt wurden, wie dem dringendſten Bedürfniſſe abgeholfen werden könnte. Dieſes betraf zunächſt den Unterricht der gänzlich verlaſſenen Kinder. Leider fehlen hier die Urkunden, welche den Gang der Verhandlungen darthun; ſo viel aber erſcheint als das Ergebniß derſelben, daß des Allergnädigſten Königs Majeſtät den Ankauf eines Schul- und Bethauſes zu genehmigen geruht haben, demzufolge der Landbaumeiſter beauftragt wurde, unter Zuziehung der Vorſteher ein dazu geeignetes Haus ausfindig zu machen und zu behandeln. Dieſes geſchah. Des Königs Majeſtät geruhten, mit nicht genug zu preiſender Huld im Sommer 1827 das Kaufgeld und die Koſten des Ausbaues zu genehmigen. Unter Mitwirkung eines dritten Mitgliedes, welches auf höhern Befehl gewählt worden war, des Bürgermeiſters Springer, wurde nun im Frühjahre 1828 der Ausbau des gedachten Hauſes durch den Vorſtand ausgeführt. Für das kirchliche Bedürfniß war auch in ſo fern geſorgt, daß ſeit 1827 der Pfarrer aus Braunsberg pflichtmäßig alle ſechs Wochen zur Abhaltung des Gottesdienſtes erſcheinen mußte. Es kam nun noch hauptſächlich darauf an, einen Lehrer dort anzuſtellen,

der ſich der Jugend annähme. Auch dieſer erſchien in der Perſon des Einſenders dieſes und eröffnete die neue Schule am erſten Auguſt 1828. Obgleich anfänglich nur als Lehrer dorthin geſchickt, wurde ihm jedoch auch bald das Amt des Katecheten übertragen. In der Zwiſchenzeit zwiſchen den Sonntagen, an welchen der Pfarrer aus Braunsberg den Gottesdienſt abhielt, verſammelte der Katechet die Gemeine zwei male um ſich; an hohen Feſttagen desgleichen, wenn der Pfarrer nicht erſcheinen konnte.

Unterdeſſen war auch der innere Schmuck des Betſaales vollendet und der Augenblick da, wo derſelbe zu ſeiner neuen Beſtimmung eingeweiht werden ſollte. Dieſes geſchah am 7. September 1828 durch den um das evangeliſche Ermland hoch verdienten Superintendenten Herrn Böhnke in Heilsberg, unter Beiſtand der Pfarrer zu Braunsberg und Mehlſack. Der Raum war zu geringe, um die herbeigeſtrömte Menge zu faſſen, denn auch Fremde ſchloſſen ſich der hohen Feier an. Zum erſten male konnte die Gemeine in ihrem Eigenthume einen in allen Theilen geregelten Gottesdienſt begehen. Inniger konnte das treffliche „Herr Gott dich loben wir" nicht zum Gemüthe reden, denn damals.

Seitdem hat jene Gemeine wieder mancherlei Grund gefunden, die göttliche Gnade zu preiſen, ſo im Aeußern wie im Innern, was weiter auszuführen, hier nicht der Ort ſein kann.

Wie war aber das Verhältniß der jungen Gemeine zur anders gläubigen, in deren Schooße ſie ſich erhob? Dieſe Frage drängt ſich unwillkührlich noch auf, und ihre Beantwortung muß eine durchaus erfreuliche genannt werden, denn es kam kein Fall vor, in welchem die P a r t e i ſich ausſprach. In friedlichem Vereine ſtanden beide Gemeinen neben einander, zum Zeichen, daß chriſtliche Liebe ſich nicht an ein Glaubensbekenntniß bindet, ſondern das Erbtheil der Herzen iſt. Aber das darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden,

daß die hochwürdige Geiſtlichkeit des Domes und der Stadt durch ihr wahrhaft menſchenfreundliches, über alles äußerliche Bekenntniß erhabenes Benehmen gegen den anders gläubigen Lehrer der kleinen und jungen Gemeine ein großes Beiſpiel gab, welches in den Herzen ihrer Beichtkinder eine freundliche Nachahmung fand, und jenes friedliche Beſtehen beider Gemeinen neben einander begründete und unterhielt. Mögte die übrige Geiſtlichkeit des katholiſchen Ermlandes, welche noch nicht überall und durchgängig die große Aufgabe, die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens, auch bei abweichenden, ja ſelbſt entgegengeſetzten Meinungen zu bewahren, begriffen zu haben ſcheint, von ihren hochwürdigen Vorſtehern lernen, daß es möglich ſei, ſeines Glaubens zu leben, und Andere ungeſtört ihres Glaubens leben zu laſſen. Ihre Gemeinen werden ihr gewiß gern folgen und ſie gewiß mit innerlicher Freude die ſegensreichen Früchte ihres Bemühens ernten. Wolle dieſelbe indeſſen dieſes Wort für das nur annehmen, was es iſt, ein Wort des Friedens, das Frieden beabſichtigt.

Möge aber auch der Geiſt der Wahrheit und des Friedens, der ſchön erblühete, in Frauenburg, auf welches wir eben geblickt haben, ſtets wohnen, und namentlich die theure, mir unvergeßliche evangeliſche Gemeine, zu welcher der Herr mich zuerſt geführt hatte, leiten, damit, wie wahre Religioſität, ſo auch wahre Tugend und wahres Glück bei ihr ihre dauernde Wohnung aufſchlagen.

Durch welche Einrichtung der niedern Bürgerſchulen könnten die Sonntagsſchulen entbehrlicher gemacht werden?

Vom Prediger Schulz in Johannisburg.

Jedem der geehrten Leſer dieſer Blätter iſt es bekannt, daß in mehreren Städten ſich Sonntagsſchulen gebildet haben, welche ſich zur Aufgabe geſetzt: Lehrburſchen und Geſellen im Leſen, Schreiben, Rechnen und Anfertigen ſchriftlicher Aufſätze eine größere Fertigkeit beizubringen, als ſie ſich dieſe in der Schule zu eigen gemacht haben. Aufrichtig geſagt, ſind es die mit zitternder Hand als Namensunterſchrift geltenden drei + + +, die an Hieroglyphenſchrift gränzende Unterzeichnung des Namens; die in Form und Inhalt höchſt ungenügenden Quittungen und Rechnungen geweſen, welche jene Vereine ins Leben gerufen haben. Wenn in größern Städten Sonntagsſchulen beſtehen, welche, durch einen die Handwerke und Gewerbe betreffenden theoretiſchen Unterricht eine größere Tüchtigkeit in den Handwerken und Gewerben bezwecken, ſo ſchließe ich dergleichen Anſtalten von den hier zur Sprache zu bringenden aus; denn nur in ſo fern als die Sonntagsſchulen das nachholen ſollen, was die niedern Bürgerſchulen erreichen ſollen, aber ſo oft nicht erreichen, werden ſie mir Gegenſtand ſein. Freilich erhalten dadurch die Sonntagsſchulen eben keine ehrenvolle Stelle für unſere Stadtſchulen, deren eifriges Beſtreben es ſein muß, jene Vereine ſo bald als möglich entbehrlich zu machen. Oder kann Jemand es zufrieden ſein, daß die ihm obliegende Pflicht ein Anderer für ihn erfülle? — Dabei bin ich weit entfernt, die Sonntagsſchulen an und für ſich zu tadeln; denn lobenswerth ſind dieſe Schulen, da es zur Zeit noch ſo viele junge Leute giebt, welche die Stadtſchulen verlaſſen, ohne fertig und richtig leſen, ohne leſerlich u. richtig ſchreiben,

viel weniger leidliche ſchriftliche Aufſätze anfertigen, noch die gewöhnlichen im Leben oft vorkommenden Berechnungen löſen zu können. Lobenswerth ſind dieſe Schulen auch in Hinſicht ihrer Gründer, da Eigennutz nicht hat die Triebfeder ſein können; denn in den meiſten Städten fehlt eine dankbare Anerkennung gegen die Lehrer. Dringt ſich aber hier und dort die Verpflichtung zu einer Belohnung für die Uebernahme ſo großer Bemühungen auf, ſo ſucht man für die Folge dieſer dadurch zu entgehen, daß man in die Vokationen die Verpflichtung mit aufnimmt, Unterricht in den Sonntagsſchulen zu ertheilen. Möchte nun immerhin, um des guten Zwecks willen, dieſe neue Bedingung hinzukommen, wenn man nur gleichzeitig auch darauf bedacht wäre, eine billige Entſchädigung feſtzuſetzen. Freilich wohl hat der Lehrer, geht er auf die Vokation ein, jene Verpflichtung übernommen. Wer aber will ihm den Einwand verargen, daß jene neue Bedingung ſich in die Vokation nur gleichſam eingeſchlichen habe, da früher nie die Rede davon geweſen iſt. Dürfen aber neue Verpflichtungen, ſelbſt ſo beſchwerliche hinzukommen, entgegnend, daß es dem Lehrer ja immer noch frei ſtehe, die Stelle anzunehmen, oder auch nicht; dann kann man dreiſt noch größere Unbilligkeiten fordern, denn angeſtellt zu werden, müſſen die jungen Leute doch wünſchen. Möchten gleichwohl die hieraus hervorgehenden Uebelſtände ſelten nur ſich zeigen, hier durch die Erkenntlichkeit der ſtädtiſchen Behörden, dort durch die Gewiſſenhaftigkeit der Lehrer beſeitigt, immer bleiben die Sonntagsſchulen ein großer Vorwurf für unſere Stadtſchulen. Ja auf Dich, Du mir um Deines hohen Berufs willen achtbarer Lehrerſtand, werfen jene Vereine einen Schatten, den Du, dem großen Theil Deiner ehrenwerthen Mitglieder nach, nicht verſchuldet haſt. Anders aber urtheilt das Publikum; denn, ſagt man, zeigt ſich das Bedürfniß, Nachhülfe den von der Schule entlaſſenen Knaben, die für den niederen Bürgerſtand nur ausgebildet werden ſollten,

zu geben, ſo haben dieſen Uebelſtand die Schulen allein verſchuldet, welche doch billig in 7 bis 8 Jahren jeden Schüler zu jenem geringen Grade der Ausbildung hätten bringen müſſen, zu welchem die Sonntagsſchulen die Vernachläßigten in ſo beſchränkter Zeit doch bringen wollen. Nun wahrlich, eine ſolche Forderung ſcheint nicht unbillig, und es thut ſehr noth, daß die Stadtſchulen eine Einrichtung erhielten, nach welcher die Sonntagsſchulen entbehrlicher werden. Gerne möchte ich der Meinung Raum geben, als ſollten die Sonntagsſchulen nur die Scharten des früher fehlerhaft eingerichteten Schulweſens der Stadtſchulen auswetzen, wonach dieſe ihre Beſtimmung, Zöglinge mit den Elementarkenntniſſen ausgerüſtet zu entlaſſen, vergeſſend, durch die Ausbildung einer geringen Zahl ihrer Schüler zu Gymnaſiaſten, ſich einen höhern Standpunkt ſetzten, als ihnen zukam. Gerne möchte ich dieſer Meinung Raum geben, wenn nicht auch jetzt noch die Stadtſchulen, ohne jene früheren Vortheile zu leiſten, Schüler entließen, welche einer Nachhülfe recht ſehr bedürfen. Die Sonntagsſchulen erſcheinen mir demnach als ein Uebel, das die Stadtſchulen herbeigeführt haben, und nur von ihnen hinweggeſchafft werden kann und muß. Doch wie und wodurch? Fragt man die Lehrer, ſo antworten dieſe: verſchafft einen regelmäßigen Schulbeſuch und das Uebel iſt gehoben. Die Eltern dagegen fordern ſtrengere Beaufſichtigung der Lehrer. Beide Vorſchläge ſind nicht ohne Grund, werden auch beachtet, nur laſſen ſie immer noch Lücken, weshalb alſo immer noch ein Vorſchlag gehört werden dürfte, der mit jenen vereint, das Gedeihen der Stadtſchulen förderte und die Sonntagsſchulen entbehrlicher machte. Ausgemacht iſt es alſo, daß viele Knaben die niederen Bürgerſchulen verlaſſen, ohne für ihren Stand die nöthige Bildung erhalten zu haben. Einen großen Theil der Schuld tragen die vielen Schulverſäumniſſe, welche immer noch nicht aufhören wollen. Einen großen Theil der Schuld trägt aber auch der Umſtand,

daß der Abgang der Schüler nicht von dem Grade der erworbenen Kenntniſſe und Fertigkeiten, ſondern allein von dem Alter abhängt. Jede Lehranſtalt aber hat ein Ziel, zu dem es die Lehrlinge oder Zöglinge zu bringen ſucht, und zur Zeit die erlangte Geſchicklichkeit des Zöglings mit dem geſteckten Ziele vergleicht. Ein Ziel iſt nun allerdings auch den Stadtſchulen geſteckt; doch hat man die Prüfung des von der Schule an dem Schüler Geleiſteten im Vergleich zu dem geſteckten Ziele unterlaſſen, wodurch ſie nicht nur den höhern Bildungsanſtalten weit nachſtehen, ſondern auch tief unter Gewerbe- und Handwerksinſtituten ſtehen, welche ihre Lehrlinge erſt nach abgelegten Probearbeiten der Lehrjahre entbinden. Es ſcheint darum eine Einrichtung nothwendig, nach welcher die von der Stadtſchule Abgehenden in einer Prüfung vor der ſtädtiſchen Schuldeputation die erforderlichen Kenntniſſe nachweiſen müßten. Jeder in der Prüfung nicht beſtandene Knabe müßte die Schule noch länger beſuchen, ohne jedoch das Schulgeld zu bezahlen; da eben um dieſer Abgabe willen mehreren Eltern das Zurückbleiben ihrer Söhne auf der Schule drückend vorkäme und ſich der Einrichtung widerſetzen würden. Den Erlaß des Schulgeldes müßten die Kommunen ſchon gewähren, um einſt beſſer ausgebildete und brauchbare Burſchen, Geſellen und Meiſter zu erhalten. Die vorgeſchlagene Prüfung würde auch den Vortheil haben, daß ſie die Lehrer eifriger machte, insbeſondere die Beachtung aller Schüler erzeugte, gegen welche noch zu oft gefehlt wird, und um ſo ungeſcheuter, da beim Abgange, der jetzt oft nicht einmal dem Lehrer gemeldet wird, gar keine Kontrolle der Leiſtungen ſtattfindet. Von der andern Seite würden auch die Eltern die Schulverſäumniſſe nicht ſo oft ſo unverantwortlich verſchulden, um nicht genöthigt zu ſein, ihre Söhne länger der Schule zu belaſſen. Auch würden die Schüler einen Antrieb mehr erhalten, recht fleißig zu ſein, um mit Ehren vor der Prüfung zu beſtehen. Insbeſondere würden dergleichen Prüfungen

als feierliche Schulakte, deren es in den Stadtſchulen ſo wenige giebt, Veranlaſſung werden, den Abgehenden und Zurückbleibenden den Abſchied durch Ermahnungen nützlich und erfolgreich für das Leben und die Schule zu machen. Eine Thräne im Auge des Jünglings, durch die herzliche Sprache des Lehrers hervorgerufen, würde gleichſam das Siegel der empfangenen Lehren werden; es würde der Jüngling, bei der Erinnerung an ſeine Schuljahre, einen erfreulichen Anhaltspunkt finden; ja es würde ihm der Abgang von der Schule feierlich und wichtig gemacht, eine ſchöne und ſchützende Erinnerung werden, und das Band zwiſchen Lehrer und Schüler feſter und ſchöner knüpfen.

Vielleicht verſpreche ich mir zu viel von dieſen Prüfungen, ein beſſeres Gedeihen der Stadtſchulen und das Aufhören der Sonntagsſchulen; aber ohne Nutzen würden ſie wahrlich nicht bleiben, ſo daß ich den Wunſch auszuſprechen wage: es möchten, wenn auch von den höheren Behörden keine geſetzlichen Beſtimmungen zur Verpflichtung, die Schüler dergleichen Prüfungen zu unterwerfen, nicht zu erwarten ſtehen, es möchten dennoch die ſtädtiſchen Behörden, namentlich die Herren Stadtverordneten, eine meinem Vorſchlage ähnliche Einrichtung in den Schulen einzuführen beſchließen. Den Herren Stadtverordneten liegt es ja ob, für das Wohl der Stadt Sorge zu tragen; ein ſchöner Beruf! Würden ſie ſich nicht ein großes Verdienſt um ihre Stadt erwerben, wenn ſie es zu bewirken ſuchten, daß jeder Schüler mit den ihm nöthigen Schulkenntniſſen ausgerüſtet in das bürgerliche Leben einträte? Gewiß. Der Herren Stadtverordneten Sache alſo wäre es, die Bürger für jene Einrichtung zu gewinnen; ihre Sache wäre es aber auch, um weniger Widerſpruch zu finden, feſtzuſetzen, daß das Schulgeld von den in der Prüfung nicht beſtandenen, die Schule noch ferner beſuchenden Knaben nicht gezahlt werden dürfte.

Nicht unzweckmäßig wäre es vielleicht, gewiſſe Statuten für jene Prüfung zum Grunde zu legen, welche etwa der Art ſein dürften:

Statuten für die Prüfung der von der Stadtſchule nach der Confirmation in das bürgerliche Leben übergehenden Schüler.

§. 1. Die Eltern, die nicht zu den Eximirten gehören, und ihrer Söhne Ausbildung in der niedern Bürgerſchule für beendigt anſehen, ſind verpflichtet, dieſe vor ihrem Abgange einer Prüfung vor der ſtädtiſchen Schuldeputation zu unterwerfen.

§. 2. Gegenſtände der Prüfung ſind: ausdrucksvolles und fertiges Leſen, das Schön- und Richtigſchreiben, Kopf- und Tafelrechnen, ſchriftliche Aufſätze, Mathematik, Naturgeſchichte und Naturlehre in Verbindung mit Technologie, Preußiſche Geſchichte und Geographie.

§. 3. Die Prüfung und Entlaſſung, wenn gleich ſich erſtere nur auf die zu Entlaſſenden bezieht, erfolgt in Gegenwart aller Schüler.

§. 4. Die Gegenwart der Eltern u. Schulfreunde iſt wünſchenswerth, und ſoll eine Aufforderung dazu vorangehen.

§. 5. Die Schuldeputation, ein bis zwei Mitglieder der Stadtverordneten und ſämmtliche Lehrer bilden die Prüfungs-Commiſſion.

§. 6. Die Zeit des Abgangs und der Prüfung iſt in der Regel auf einen Sonntag nach erfolgter Confirmation feſtzuſetzen, insbeſondere wenn mehrere Schüler entlaſſen werden.

§. 7. Der Schulinſpektor leitet die Prüfung.

§. 8. Der Schulinſpektor oder einer der Lehrer ſpricht vor dem Beginne der Prüfung über einen auf Erziehung oder Unterricht Bezug habenden Gegenſtand. Den Beſchluß machen einige herzliche Ermahnungen.

§. 9. Das Reſultat der Prüfung wird dem Entlaſſenen in einem Zeugniß ertheilt, das von den Mitgliedern der Prüfungs-Commiſſion, dem Schulinſpektor, dem Bürgermeiſter und dem Rektor unterſchrieben, mit dem Magiſtratsſiegel unterſiegelt und koſtenfrei ausgeſtellt wird.

§. 10. Wenn gleich eine von allen Schülern rühmlichſt zu beſtehende Prüfung das gewünſchte Ziel iſt, ſo wird doch auch nach nicht überſtandener Prüfung der Abgang nicht geradehin verweigert, wohl aber ſollen die Eltern ermahnt werden, ihre Söhne noch länger der Schule zu belaſſen.

§. 11. Das Schulgeld bleibt den in der Prüfung nicht Beſtandenen, die Schule noch ferner Beſuchenden, erlaſſen.

§. 12. Die Zeugniſſe ſind mit den Nummern I., II. und III. zu verſehen, von denen die beiden erſtern die Reife, die letzte die Unreife ausſpricht.

§. 13. Gebet und Geſang beginnen und beſchließen die Prüfung.

Vieles in dieſen Statuten wie in meinem Vorſchlage mag mangelhaft ſein. Gerne möchte ich darum genügende Vorſchläge über den angeregten Gegenſtand leſen; denn eine Einrichtung für die Stadtſchulen ſcheint nöthig, welche die Sonntagsſchulen, für welche man, wie es mir ſcheint, viel zu ſehr eingenommen iſt, entbehrlich macht. Man ſchickt ſich an zu dem Bau der höheren Bürgerſchulen, welche Zurüſtung jeden Schulfreund mit inniger Freude, ja mit Begeiſterung erfüllt; möchte man aber auch den Grund feſter legen; möchte der Bau des Schulweſens, als eines dreiſtöckigen Gebäudes (nach den drei verſchiedenen Ständen), in allen ſeinen Theilen ein ſchönes, ausgebildetes Anſehen gewinnen, und nicht in dieſem oder jenem Theil durch Stützen, wie die Sonntagsſchulen, verunſtaltet werden.

VI. Jubelfeier der Stadt Culm.

Am 28. Dezember 1832 feierte die Stadt Culm das 600jährige Gedächtnißfeſt ihrer Gründung auf eine der Wichtigkeit und Würdigkeit des Tages angemeſſene Weiſe. Durch die ihr vom deutſchen Ritterorden am 28. Dezember 1232 ertheilte Handfeſte ward ſie zur Hauptſtadt des Culmerlandes erhoben, und es ſind ihr durch dieſes Document Rechte verliehen worden, die ihr den Vorrang vor allen übrigen vom Orden gegründeten Städten einräumte.

Nachdem dieſe alte Stadt durch die fortwährenden Kriege, Drangſale und Verheerungen aller Art ihren frühern Glanz und Wohlſtand faſt ganz verloren und den größten Theil ihrer urſprünglichen Rechte eingebüßt hatte, hat ſie von dem Zeitpunkte der Wiedervereinigung mit dem Stammlande Preußen an, wieder den ihr gebührenden Platz in der Reihe der größern Städte dieſes Landes und des Departements eingenommen.

Dieſes ſeltene Feſt gewann dadurch noch mehr Bedeutſamkeit, daß das der Bürgerſchaft in der gedachten Handfeſte verliehene im Laufe der Zeit aber unterbrochene Recht, ihre Obrigkeit ſelbſt wählen zu dürfen, durch die von des Königs Majeſtät der Stadt verliehene Städteordnung gerade jetzt erneuert worden iſt.

Das ſchon Tages vorher durch einſtündiges Glockengeläute angekündigte Feſt wurde durch Gottesdienſt in den Kirchen beider Religions-Verwandten gefeiert, dann wurden die Stadtarmen auf öffentliche Koſten geſpeiſt und beſchenkt. An dem veranſtalteten Mittagsmahle nahmen 185 Perſonen Theil, auch hatten der Herr Regierungs-Präſident v. Nordenpflicht und einige Mitglieder der Königl. Regierung und des Königl. Oberlandesgerichts die Güte die Einladung zu dem Feſte anzunehmen.

Der erſte Toaſt wurde auf das Wohl des geliebten Königs mit einer ſo allgemeinen Freude ausgebracht, die über die gute Geſinnung der Bewohner und deren Treue und Anhänglichkeit an das Preußiſche Königshaus keinen Zweifel übrig ließ.

Der Herr Regierungs-Präſident brachte den zweiten Toaſt auf das Wohl und Gedeihen der Stadt aus der mit großem Jubel erwiedert wurde.

Einige vom Bürgermeiſter an die Verſammlung gerichteten, die Geſchichte Culms betreffenden Worte, erinnerten an mancherlei dieſen Ort betroffene Ereigniſſe und unter dieſen auch an die vom Hochmeiſter Conrad Zölner v. Rotenſtein geſtiftete im Jahre 1387 vom Probſt Urban VI. beſtätigte Academie, welcher gleiche Rechte mit der Hochſchule zu Bologna beigelegt wurden. Auch dieſer Umſtand deutete auf die Wichtigkeit der Stadt, die der Orden ihr beigelegt hatte, zumal keine andere Stadt, weder des Culmer noch des Nachbarlandes eine ſolche Bildungs-Anſtalt beſaß. Dieſe wohlthätige Einrichtung war in Folge ſo vieler Bedrängniſſe ganz verſchwunden, und in der letzten Zeit nur noch eine höhere Bürgerſchule übrig geblieben. Es konnte daher nicht anders als die freudigſte Stimmung in der Verſammlung hervorbringen, daß gerade kurz vor der Feier dieſes Jubilarfeſtes die Einleitung zu der von Sr. Majeſtät dem Könige verheißenen Gründung eines Gymnaſii in Culm begonnen hatte. Das Feſt ſchloß mit einem Balle, der an 500 Perſonen verſammelt hatte.

Freude, Frohſinn, Anſtand und Sittlichkeit herrſchten vom Anfange bis zum Ende des Feſtes und gewiß wird ſolches lange ein Gegenſtand froher Erinnerung bleiben. Culm, den 2ten Januar 1833.

Der Magiſtrat.

VII. Jahresbericht der Friedens-Geſellſchaft von Weſtpreußen.

Vorgetragen am 3. Auguſt 1832.

Indem wir den Stiftungstag der Friedens-Geſellſchaft feiern, können wir nicht umhin, mit Dank gegen die Vorſehung, die Wohlthat des Friedens anzuerkennen. Unſer allverehrter König, deſſen Feſt heute wieder alle Herzen mit freudiger Rührung erfüllt, hat ihn Seinem Lande geſchenkt und mit väterlicher Huld und Weisheit in ſo vielen Stürmen zu ſichern gewußt. Gott erhalte den Fürſten, der Seinen Kindern die Segnungen des Friedens erhält!

In dem Verwaltungs-Jahre, welches wir heute beſchließen, hat die Friedens-Geſellſchaft: eilf Jünglinge auf der Bahn der Wiſſenſchaft und Kunſt unterſtützt. Hiervon befanden ſich, vier auf der Univerſität zu Berlin, zwei auf der Univerſität zu Halle, einer auf der Univerſität zu Königsberg, einer auf dem Gymnaſium zu Braunsberg, ein junger Maler zu Berlin und einer in Dresden, ein Muſiker in Berlin.

Die Stipendiaten waren folgende:

1. Guſtav Heinrich Emil Ohlert, geboren zu Thiensdorff bei Marienburg, ſtudirte in Halle Theologie und Philoſophie, und erhielt im letzten Verwaltungsjahre noch eine Unterſtützung von 100 Thalern. Er iſt jetzt an der reformirten Burgſchule zu Königsberg als Lehrer angeſtellt.

2. Ernſt Gottfried Garbe aus Thorn, ſtudirte in Berlin Philologie, erhielt eine jährliche Unterſtützung von 150 Thalern, und hat jetzt ſeine akademiſche Laufbahn vollendet. Seine zuletzt eingeſandten Probearbeiten ſind noch nicht von den ſachkundigen Mitgliedern beurtheilt worden.

3. Eduard Pokorny aus Elbing, widmete ſich auf der Univerſität zu Berlin dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, und erhielt eine Vergütung von 36 Tha-

lern zur Rückreiſe nach Elbing, wo er im November v. J. angelangt iſt. Probearbeiten hat er im letzten Jahre nicht eingereicht.

4. George Wechsler aus Marienwerder, bezog im Jahre 1829, mit dem Zeugniſſe No. 1. verſehen, die Univerſität Halle, wo er unter dem Patronat des Herrn Profeſſors Thilo Theologie ſtudirt. Er erhielt ein Stipendium von 150 Thaler jährlich. Ueber ſeine letzte Probearbeit iſt das Urtheil der ſachkundigen Mitglieder noch nicht eingegangen.

5. Emil Carl aus Danzig, bezog im Frühlinge 1831, mit dem Zeugniſſe No. 1., die Univerſität Berlin, wo er Philologie ſtudirt. Er erhält eine Unterſtützung von 200 Thaler jährlich und berechtigt zu den erfreulichſten Hoffnungen. — Seine letzte Probearbeit iſt noch nicht beurtheilt worden.

6. Joachim Marquardt aus Danzig, ſtudirt, mit 100 Thalern jährlich unterſtützt, in Berlin Theologie und Philologie. Die von ihm eingeſandte Probearbeit: De phoenicarum Euripidis argumento commentatio, hat den Beifall der ſachkundigen Mitglieder erhalten.

7. George Heinrich Ferdinand Neſſelmann aus Fürſtenau, ſtudirt in Königsberg Mathematik. Ihm ſind 100 Thaler jährlich von der Friedens-Geſellſchaft bewilligt, nachdem die ſachkundigen Mitglieder ſich über die von ihm eingereichte Probearbeit günſtig ausgeſprochen hatten. Er berechtigt zu erfreulichen Hoffnungen.

8. Julius Schapler, der Sohn eines ehemaligen Hautboiſten im 4. Regiment, jetzt Steuerbeamter zu Thorn, wurde zur Ausbildung ſeines muſikaliſchen Talents, nach Berlin geſandt, und mit 150 Thalern jährlich unterſtützt. Die von ihm eingeſandten Compoſitionen ſind von Sachkundigen günſtig beurtheilt worden.

9. Adolph Richter aus Thorn, befindet ſich auf der Akademie zu Dresden, um ſein Talent für Malerei auszubilden, erhält 100 Thaler an jährlicher Unterſtützung u. ſteht unter dem Patronat des Herrn Profeſſors Naeke. Seine Probearbeiten zeugen von Talent und Fleiß.

10. Friedrich Auguſt Meyerheim aus Danzig, befindet ſich in Berlin, um ſein Talent für Zeichenkunſt und Malerei weiter auszubilden, und erhält, ſo lange er dort bleibt, 100 Thaler jährlich. Sobald er ſeine Reiſe nach Dresden, München und Rom antritt, wird dieſes Stipendium verdoppelt werden. Er hat in dieſem Jahre den erſten Preis der Berliner Akademie erhalten.

11. Guſtav Hugo Heermann aus Marienburg, Primaner des Gymnaſiums zu Braunsberg, erhält 100 Thaler an jährlicher Unterſtützung, und ſteht unter dem Patronat des Directors, Herrn Gerlach. Ueber die eingegangenen Probearbeiten iſt noch nicht das Urtheil der ſachkundigen Mitglieder, welches über die Fortdauer oder das Aufhören der Unterſtützung entſcheiden ſoll, abgegeben worden.

Unſer Kaſſenzuſtand hat ſich leider nicht verbeſſert; denn an laufenden Beiträgen gingen 70 Thaler weniger, als im vorletzten Jahre, und 100 Thaler weniger als vor zwei Jahren ein.

Im Anfange des letzten Verwaltungs-Jahres beſaß die Friedens-Geſellſchaft 14,350 Thaler in Dokumenten, und baar 58 Tlr. 28 Sgr. 10 Pf.

Hiezu an eingegangenen Reſten	132 =	22 =	6 =
An Beiträgen d. Mitglieder, und zwar:			
von Danzig . . .	326 =	— =	— =
von Elbing . . .	67 =	5 =	— =
von Marienwerder .	28 =	— =	— =
von Culm	7 =	10 =	— =
von Schwetz . . .	12 =	15 =	— =
aus dem Kreiſe Carthaus	6 =	10 =	— =
aus der Superintend. Biſchofswerder . .	8 =	— =	— =
von einzelnen Mitgliedern	42 =	15 =	— =
Zinſen von Kapitalien .	834 =	— =	— =
zuſammen .	1523 Tlr.	16 Sgr.	4 Pf.

Da=

Dagegen iſt ausgegeben:

an Unterſtützungen an 11 Stipendiaten .	1066 Tlr.	— Sgr.	— Pf.
für angekaufte 200 Thlr. Staatsſchuldſcheine	192 ⸗	12 ⸗	— ⸗
Insgemein . . .	43 ⸗	14 ⸗	— ⸗
zuſammen .	1301 Tlr.	26 Sgr.	— Pf.

Es bleibt alſo heute ein Beſtand von 221 Thaler 20 Sgr. 4 Pf. in baarem Gelde, und 14,550 Thaler in Dokumenten.

Seit dem Anfange ihres Wirkens im Jahre 1816 hat die Friedens⸗Geſellſchaft 53 Stipendiaten, und zwar: 45 Studirende, 5 Maler, 3 Muſiker, mit einer Summe von 27,009 Thalern 15 Sgr., mithin jedes Individuum durchſchnittlich mit ungefähr 509 Thalern unterſtützt.

Am 3. Auguſt 1832 wurden für das nächſte Verwaltungsjahr nachſtehende Mitglieder der Friedensgeſellſchaft zu deren engern Ausſchuß erwählt, als: Herr Geh. Regierungs⸗Rath und Ober⸗Bürgermeiſter v. Weickhmann, zum Vorſteher; Herr Superintendent Dr. Linde, zu deſſen Stellvertreter; Herr Rechnungsrath Grabe, zum Schatzmeiſter; Herr Regierungs⸗Sekretair Koſſak, zu deſſen Stellvertreter; Herr Stadtrath Zernecke, zum Sekretair; Herr Diviſions⸗Auditeur Würtemberg, zu deſſen Stellvertreter; Herr Juſtiz⸗Commiſſarius Zacharias, zum Rechtsbeiſtande; Herr Stadtgerichts⸗Direktor Oellrichs, zu deſſen Stellvertreter; Herr Archidiakonus Dr. Kniewel, Herr Superintendent Dr. Linde und Herr Profeſſor Herbſt, zu ſachkundigen Beurtheilern der eingehenden Arbeiten; Herr Regierungs⸗Rath Dr. Höpfner, Herr Profeſſor Schöler und Herr Prediger Alberti, zu deren Stellvertreter.

VIII. Landwirthſchaftliche Mittheilungen.

Um die Preußiſchen Provinzialblätter für die Herren Landwirthe intereſſanter zu machen, ſo wie überhaupt die Nützlichkeit ihrer Tendenz zu erweitern, wird man mit ihnen landwirthſchaftliche Mittheilungen verbinden, die in jedem Hefte unter dem Rubro:

„Landwirthſchaftliche Mittheilungen“

beigefügt werden ſollen.

Der Inhalt wird ſich auf alle Zweige der Landwirthſchaft erſtrecken und ſtets beſondere Rückſicht auf die Lokalverhältniſſe des Königreichs Preußen nehmen. Größere und kleinere Originalaufſätze von der Hand wiſſenſchaftlich und praktiſch gebildeter Preußiſcher Landwirthe, ſo wie intereſſante Mittheilungen aus andern Provinzen und Ländern, werden die Materie dieſer Mittheilungen bilden.

Hiemit verbinden wir zugleich die Anzeige, daß die hieſige phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft ihre Berichte über die Geſundheits-Conſtitution und die vorkommenden Krankheitsformen, den Provinzialblättern künftig beifügen wird.

Kritiſche Beleuchtung der Schriften des Herrn Wirthſchaftsrath Nebbien.

Von einem Landwirthe.

Der Schöpfer des Paradieſes aus Nichts ſtellt kühn die Behauptung auf: „wir verſtehen nicht zu wirthſchaften, und deshalb ſei er gekommen, uns zu lehren, wie wir wirthſchaften ſollen, wie wir aus Nichts unſere Wirthſchaften haben, ja ſogar devaſtirte Güter aus Nichts zu Etwas umſchaffen können.“ — Alles dieſes wird in prahlendem Tone, höchſt anmaßend und doch dabei unlogiſch vorgetragen. Zugleich aber bedient ſich der Herr Verfaſſer, um ſich einen Schein von Gelehrſamkeit zu geben, auch einer Menge unverſtändlicher Worte, in die er fremde oder eigne Ideen kleidet. Ich kann daher nicht umhin, ſeinen Schriften eine nähere Würdigung zu ſchenken, um zu verſuchen, ob es möglich ſei, dem Publikum zu zeigen, was von denſelben zu halten iſt? ferner nachzuweiſen, aus welchen Schriften, die von dem Herrn Verfaſſer als eigene Ideen angegebenen Lehren entnommen ſind? und endlich die ſehr unlogiſch zuſammengeſtellten Gedanken aus ihrem Wirrwarr zu erlöſen, und ſo zu entziffern, was die eigentliche Tendenz des Herrn Verfaſſers ſei?

Die erſte ſeiner Schriften: „C. H. Nebbiens Einrichtungskunſt der Landgüter, Leipzig, 1830“ liegt vor mir. Nicht ohne Anſtrengung gelang es mir, 112 Seiten ſeiner Schreibart zu Ende zu leſen. — Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſich der Verfaſſer durch dieſe Schrift in ſo fern ein großes Verdienſt erworben hat, als er durch dieſelbe eine ununterbrochen fortgehende Bewirthſchaftungsart des Landbeſitzes in Anregung gebracht hat, — unverkennbar aber iſt es, daß ihm die, beſonders in Sachſen zu großer Vollkommenheit gediehene Forſtvermeſſung und Taxation, bekannt ſein muß, da er ſeine Eintheilung und Bewirthſchaftung hiernach modellirt zu haben ſcheint; etwa ſo:

forſtlich:	landwirthſchaftlich:
Forſtvermeſſung	Landvermeſſung
Beſtandskarte	Hauptkarte des gegenwärtigen Zuſtandes (Seite 98.)
Hauungsplan	Hauptkarte des Zieles.
Wirthſchaftskarte	Uebergangskarte.
Tabelle der Hauungen und Forſtkulturen	Uebergangstabelle der Felder — des Flächenmaaßes.
— — — — — — — — —	Höchſtertragſchema.*)
Probemorgen, Ertragsberechnungen	Handtabelle der Rechnungsſätze.

Hätte der Verfaſſer, den Worten des Herrn Profeſſor Pohl, in der Vorrede Seite 9 und 10 dieſer Schrift noch hinzugeſetzt: „um ein Landgut auf dieſe Art einzurichten, brauchen wir eine Vermeſſung, eine Hauptkarte ꝛc." und hätte er dieſes dann in kurzen, deutlichen, ſprachüblichen Ausdrücken näher erläutert, ſo würden wir demſelben vielen Dank ſchuldig ſein und eine Schrift mit Intereſſe geleſen haben, die wir jetzt nach Leſung der erſten Zeilen bei Seite zu legen, in Verſuchung kommen. Für die letzte Behauptung führe ich nur Folgendes an:

Seite 1. ſagt der Verfaſſer: „Der Landwirth ſteht mit ſeinem Grundkapitale und Inventarkapitale, mit ſeiner Geſchicklichkeit, mit ſeinem Fleiße und mit ſeinem Gelde mitten inne. „Hiernach iſt alſo der Landwirth zwiſchen ſein Grund- und Inventarkapital geſtellt; da aber doch der Pächter eben ſo gut, wie der Grundeigen-

---

*) Das Höchſtertragſchema iſt das einzige, welches der gebildete Forſtmann nicht aufführt, denn er ſagt: „iſt der Uebergang richtig ausgeführt und alles ſo geſchehen, wie es beſtimmt war, ändern ſelbſt Sturm, Wetter nichts in menſchlichen Berechnungen, ſo wird nach Beendigung des Umtriebes (Umtrieb iſt die Anzahl von Jahren, die gebraucht wird, um mit der Hauung in einem oder mehreren Waldorten herumzukommen) das Bild des Waldes ſo ſein, wie der Hauungsplan es zeigt; jedoch iſt er nicht ſo verwegen, den alsdann ſtattfindenden Ertrag berechnen zu wollen; es würden doch nur Luftgebilde ſein."

thümer Landwirth, jedoch zu einer Pachtung kein Grund-eigenthum erforderlich iſt, ſo beſtätigt ſich gleich an-fangs, daß der Herr Verfaſſer, nur um Worte zu ſchrei-ben, ſich aus einem Verſtoße gegen die Logik nichts macht. — Gleich darauf ſagt der Verfaſſer: „Die Verlegenheiten des heutigen Landbaugewerbes, werden ſie am Ende anders zu beurtheilen und zu behandeln ſein, als die kulturhiſtoriſchen Geburtsſchmerzen ſeiner höhern Entwickelung?“ Kulturhiſtoriſch im vorlie-genden Falle, kann doch nur eine Erzählung des An-baues und der Urbarmachung von Ländereien ſein; wie gehören dazu Geburtsſchmerzen? Oder hat die Mißgeburt dieſes Satzes dem Herrn Verfaſſer Schmerzen zu Wege gebracht? Mir iſt es mit der größten Mühe nicht gelungen, Sinn in dieſen Satz zu bringen. — Im 3ten Satze wird behauptet: „wir nehmen die Vortheile der Bildung, ohne die Irr-wege an, womit der Weſten ſeine Bildung erkauft“ und doch ſagt der Verfaſſer im vierten Satz; „wir er-kaufen, durch Verſpätung, unſere Vorſchritte in der Bildung.“ Hebt dieſes nicht geradezu den vorhergehen-den Satz auf? — „Beſonders da wir dadurch in Ver-legenheiten eigener Art gerathen.“ Ja wohl, ja wohl! — Der ſechſte Punkt heißt: „Harmoniſch wirkt Englands, Frankreichs, Teutſchlands Zuſammen- und Geſammtwirken auf die Welt einzeln und für ſich ſelbſt wirken dieſe Länder unharmoniſch, folglich zerſtörend.“ — Unharmoniſch heißt: mißſtimmig auch mißfällig, mißtö-nend; dennoch behauptet der Verfaſſer, da jedes dieſer Mächte für ſich unharmoniſch wirke, wirke es zerſtö-rend; wahrlich ein Schluß eigner Art! —

Im ſiebenten Satz redet der Verfaſſer von der tiefen Sittigungsmacht des Chriſtenthums; ſehr dank-bar würde man demſelben ſein, wenn er ſeinen Schriften ein Wörterbuch beifügte, die uns dieſe Nebbinismen — vel Barbarismen — erklärten. Der neunte Satz lie-fert uns dazu ſchon ein Wort: „Bildherrſchaft.“

Die hier folgenden Raiſonnements, nach denen ich den Herrn Verfaſſer für einen Phyſiocraten halten möchte, übergehe ich bis zur 14ten Seite, wo wir endlich erfahren, was derſelbe beabſichtigt. — Sehr wahr und richtig ſtellt derſelbe oben an: „arbeitſparende Einrichtungen und Bodenkraft ſteigernde Uebergänge.“ Allein ſchon wieder ſtoße ich auf die Worte: „amtlich — vortheilhaft getroffene Anordnung;“ wozu wieder das Wort amtlich? wahrſcheinlich nur, um ſieben Buchſtaben mehr drucken zu laſſen und dadurch den Satz unverſtändlich zu machen! Ferner: „man ſoll ein Syſtem jährlich wachſender Rente in die Wirthſchaft legen.“ Syſtem heißt: „Gebäude, Lehrgebäude;“ Rente: „Zinſen, Gefälle, Einkünfte;“ alſo: nur ein Lehrgebäude wachſender Zinſen ſoll man in die Wirthſchaft legen, nicht aber die Einkünfte ſelbſt; alles Verſtöße, die durch die Wahl zu vieler Worte unvermeidlich wurden. Die kräftige Schlußbehauptung: „ohne Kapitalauslagen wären zeitgemäße Umwandlungen der Landwirthſchaft möglich,“ hebt der Verfaſſer aber ſchon im 19ten Satze auf, indem er Thaer beipflichtet: „aus Erſparungen ließen ſich Kapitale bilden;“ das ſo hart klingende Nichts wird hier alſo ſchon dem Worte „Erſparung“ gleichgeſtellt; ſo wie Seite 17 der Verfaſſer ſchon bedingt: „daß Schiff und Geſchirr der Wirthſchaft im Stande ſein muß.“ Sein fruchtbares Nichts wird alſo ſchon ein koſtbares Etwas! — Und wie ſteht es mit dem Paradieſe aus Nichts? —

Seite 15. Um aus Nichts Kapitale zu ſchaffen, wird die Hilfe der Luft in Anſpruch genommen, und ſie ſoll gutmüthig genug ſein, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ der Produktion herzugeben. Dann folgen abermals einige räthſelhafte Worte, indem behauptet wird: „der Futterbau koſtet im Durchſchnitt ſeiner Formen bei 4mal weniger Arbeit.“ Zahlen und Papier ſind geduldig!

Seite 16. Trotz aller Forſchungen habe ich nicht ermitteln können, aus welcher Schrift der Verfaſſer die Behauptung genommen hat: „als Adam aus dem Paradieſe gejagt war, ſuchte er auf, reichen Boden, reiche Heerden, milden Schutz der Gegend, und den Futterbau zum Fond der Arbeitſparung.“ — In der Bibel iſt ſie nicht zu finden; es iſt daher zu wünſchen, daß dieſer neue Meſſias der Landwirthe angebe, von wo er ſeine Weisheit genommen habe? um ſolche in der Urquelle ſtudiren zu können.

Seite 19. begnügt ſich der Verfaſſer, von ſeinen großen Reformationsgedanken befangen, nicht damit, den Landwirth als unwiſſend darzuſtellen, ſondern entdeckt uns auch noch, daß das große Geheimniß unſeres wenigen Vorſchreitens, in der natürlichen Unfähigkeit des Landmannes für die zeitgemäße Einrichtungskunſt liege. — Richtiger iſt es unſtreitig, dieſe Unfähigkeit in des Verfaſſers ſchwerfälliger und unnatürlicher Schreibart zu ſuchen! — Sind ſeinem Geſichtskreiſe die vielen wirklich hochgebildeten Landwirthe unſerer Provinz ſo ganz entgangen? welchen hochmüthigen Dünkel offenbart dieſe Behauptung? — Ich finde mich durch dieſe ſo oft wiederholte Behauptung veranlaßt, die trefflichen Worte eines Ehrenfels anzuführen, die er im XII. Abſchnitt ſeiner Hochpunkte der deutſchen Landwirthſchaft, über Verwaltungskunſt, ausſpricht: „Man kann das Gute und Wahre wiſſen, aber nicht das Geſchick der Ausführung u. Verwirklichung haben. Die Verwaltungskunſt der Güter iſt darum eine Eigenſchaft, die mehr eine Perſönlichkeit, geſunden Verſtand und kräftigen Willen als gelehrte Vorbereitung heiſcht. Bei ökonomiſchen Fragen dreht ſich oft Alles nur um die richtige Auflöſung: was koſtet's, was trägt's? eine Frage, welche richtig und wahr den Reinertrag jeder Unternehmung beſtimmt. Ein Project kann gut und ausführbar ſein, aber unter

zwei Individuen einem gelingen, einem fehlſchlagen. Die Ausführbarkeit klebt oft an der Individualität und ſo überflügelt hier nicht ſelten ein guter Kopfrechner den Kanzellehrer, oft und immer der kräftige Praktiker, den weichen mit der Gänſefeder dirigirenden Theoretiker. Selten finden ſich beide Eigenſchaften zuſammen. Wo ſi'es ſind, ſind ſie in der Regel als Phänomen zu ehren.

Alle Verwaltungskunſt baſirt ſich auf die Wahl geſunder Syſteme, localiter angewandt; auf die Berechnung der Mittel, ſie ins Leben zu führen und zu halten; auf die Kraft im Willen, ſie ſtandhaft zu vollenden, nach vorurtheilsfreier Rechnungsbilanz zu ändern, zu modifiziren oder aufzugeben, und auf den richtig wahren Sinn und Inſtinkt den Reinertrag im Einzelnen und Ganzen zu ermitteln. Eine geregelte Buchführung iſt das erſte Requiſit, obwohl, wie Einige glauben, nicht das Einzige. Ich kenne Güter, die ohne Buchhalter beſſer rentiren, als die, die jeden Kuhfladen verrechnen. — Daß ſich unſerer Zeit Männer für das Verwaltungsfach der Güter eigends bilden, wiſſenſchaftlich vorbereiten, und gleichſam einen eigenen Stand ausmachen, vortheilt die Sache mehr als früher, wo der Dienſt durch den Dienſt, blos praktiſch, erlernt werden konnte. Wer den Diamant nicht durch wiſſenſchaftlichen Vorbegriff im Kies, der ihn urſprünglich umgiebt, zu ſuchen und zu erkennen verſteht, wird nur den bereits geſchliffenen Edelſtein dafür halten. Die Hilfswiſſenſchaften, welche ein vollendeter Oeconom, als Behelf in Theorie und Praxis, ſtudiren muß, verwahren ihn vor gemeiner verführeriſcher Nachäffung und geben ſeinen Handlungen und Anordnungen den Charakter örtlicher Ausführbarkeit. In dem Conflikt, in welchem heute Güter belaſtet ſtehen, können ſich nur gute, nachhaltende Reſultate durch intenſive Benutzung derſelben offenbaren und dieſe richtig und mit Conſequenz aufzufaſſen, ſie in Abſicht auf Reinertrag, mit dem juste milieu, dem zarten: nicht zu wenig, nicht

zu viel, auszuſtatten, gehört der richtige Verſtand, ich möchte ſagen, ein angeborner aber wiſſenſchaftlich zugebildeter Inſtinkt. Verwaltung iſt Regierung im Kleinen, und daß ſich in der Regierungskunſt ſummariſch Alles vereinen muß, eine bekannte Wahrheit. Nun fangen aber auch die Güterbeſitzer ſelbſt an, die Verwaltungskunſt zu ſtudiren und dies dürfte zum endlichen Hochpunkt dieſer ſelbſt führen. Wir nennen die Verwaltungswiſſenſchaft eine Kunſt, weil ſie praktiſch ein Inſtrument ſpielt, was, gleich der Flöte, Mißton vermeiden lernt. Güter ſind eine Beſtiftung des Adels. Von ihrer Erhaltung und humanen Benutzung iſt die Würde des Adels ſelbſt abhängig. Die erſte Pflicht ſcheint zu ſein, den Grund, worauf mein Namenhaus gebaut iſt, gegen alle Erſchütterung zu verwahren. Ein Dritter ſoll da an dieſer Grundveſte nicht willkührlich ſchalten und walten. Kennen muß man, was man hat, wiſſen muß man, was man nehmen darf und laſſen muß, um dieſe Familienſtützen nicht zu verletzen. Tauſend untergegangene Geſchlechter ſtehen warnend da und das kleinſte Reich ward durch Adminiſtratoren ſelten gut regiert. Der Eigenthümer, hat er einmal Wiſſenſchaft und Uebung, arbeitet mit größerer Liebe, als gedungene, wenn auch redliche Verwalter. Sein, nennt er, mit Wolluſt des Eigenthums, Wald, Acker und Wieſe und Unterthan. Sein iſt das Haus und der Garten, wo frohe Kinder ſpielen, was wir geſpielet haben. Im Bilderſaal finden wir vergegenwärtigt Ahnen und Eltern. Selbſt das Grab iſt ſein, wo edle Vorgänger zuſammen ruhen, deren Aſche, mahnend dem guten Familiengeiſte, gute Wirthſchaft empfiehlt. In Namen, Kindern und Enkeln lebt man da ohne moraliſche Verweſung fort, und dankbar ruft oft das kommende Geſchlecht nach Jahrhunderten aus: dieß hat unſer Großvater gethan! gemacht! Welche Motive können uns reiner befeuern, das Leben ſelbſt ſo anzuwenden?“

Welch' eine Klarheit der Rede, welch' eine Gedankenfülle; das Reſultat einer anzuſtellenden Vergleichung überlaſſe ich Jedem ſelbſt. —

Seite 26. behauptet der Verfaſſer, daß Holſteinſche Weiden 7 — 8 Jahre vorhalten, während ſie eingehägt ſind, da die uneinzehägten Mecklenburger Weiden nur 3 Jahre vorhielten. — Sehr überſehen hat der Verfaſſer dabei, daß dieſes nur bei höchſt ungleichen Bodengattungen der Fall iſt, während bei Gleichheit des Bodens, der Unterſchied bei Benutzung der Dauer der Weiden höchſt unbedeutend iſt. Sieben bis achtjährige Weiden findet man eigentlich nur in den ſogenannten Marchen (Niederungen) während im Lande ſelbſt, gewöhnlich 4= — 5jährige Weidenutzung ſtattfindet.

Seite 35. beginnt der erſte Theil des Grundriſſes, in welchem der Verfaſſer, zur Herſtellung einer ſtetigen Rentemehrung ſehr treffend folgende Grundlagen bildet:

1. arbeitſparende Einrichtung und
2. ſtetige Bodenkraftſteigerung.

Seite 37. Schwerlich wird der Verfaſſer die Behauptung: „daß die *Urkraft* aller Dinge *Luft* ſei", mit Glück durchführen. Um dieſe luftige Behauptung zu beweiſen, ſagt derſelbe: „es ſcheint, als wenn Fabrikation und Landbau in der Luft ſich paralleliſiren wollen. Denn als Druck dient die Luft der Werkſtatt, als Nahrung dem Landbau. Nach Atmosphären und Pferdeſtärken berechnet man ihre Druckkraft, in den Maſchinerien der Werkſtatt; *nach Gewicht und Futtereinheiten vermehrter Produktion, außer der Bodenkraft hervorgebracht, möchte man ihre Nährkraft, zeitgemäßer Einrichtungen des Landbaues zu bemeſſen haben.* Centner ſind daher die natürlichſten Grade der Bodenkraftmeſſung."

Was heißt Futtereinheit? — welche Meſſung ſoll für die Luft ſtatt finden? — wie iſt Kraft der Luft, von der des Bodens zu ſcheiden? — Hätte der Verfaſſer phyſiologiſch das Wachsthum der Pflänzen ſtudirt, ſo

würde er gefunden haben, wie der tief denkende Nees von Eſenbeck, in ſeinen zu Erlangen erſchienenen Schriften, das Entſtehen der Pflanzen aus den 4 Stoffen nach der Combinationslehre, philoſophiſch, chemiſch und mathematiſch unterſucht hat, wie dieſes ſpäter von andern Gelehrten fortgeſetzt iſt, und er würde dann wahrlich kein ſo kühnes Luftſchloß erbaut haben! —

Seite 39. heißt es: „es zerfiel demnach ein Felderſyſtem in ſogenannte Haupt- und Hoffelder.“ Beſſer wäre es geweſen, wenn ſich der Verfaſſer folgendermaßen ausgeſprochen hätte: „S. v. Ferber erzählt uns in ſeiner Werthſchätzung der Mecklenburgſchen Güter, daß ſchon im Jahre 1716 mehrere Mecklenburgiſche Gutsbeſitzer ihre Ländereien in 10, 11 und 12 Felder oder Koppeln eingetheilt hätten, welches der Holſteinſcheinſchen Wirthſchaft nachgeahmt ſei, nur mit dem Unterſchiede, daß in Mecklenburg mehr Felder wären, als in Holſtein. In den Jahren 1720—1730 wären viele Beſitzer, welche die Vortheile dieſer Wirthſchaft erkannten, Anhänger der neuen Feldereintheilung geworden. — Im Jahre 1776 habe man durch Anbau des Futterkrautes eine neue Epoche der Landwirthſchaft begonnen; doch nicht allein zur Weide ſondern auch zur Stallfütterung ſei ſie gepflegt. Bald jedoch ſei man von letzterer wieder abgegangen und habe ſich der reinen Holſteiniſchen Wirthſchaftsart genähert. Hierauf (Dreves Ackerkultur) wäre man lange Zeit unſchlüſſig geweſen, in wie viel Felder man, der dortigen Localität angemeſſen, ſeine Ländereien eintheilen ſolle; denn man habe einzelne Höfe bis in 14 Felder eingetheilt. Endlich habe man den Grundſatz aufgeſtellt, den beſten und nächſtgelegenen Acker zu Binnenſchlägen und den entfernt gelegenen ſchlechten Acker zu Außenſchlägen einzutheilen, üppige Weiden anzuſäen und dem Vieh ſo die Nahrung zu geben, daß es den Acker wieder dünge.“ — „Hiernach“*) (ſo hätte der

*) Dieſe Grundzüge weiter auszuführen, erlaubt der Raum und Zweck des Aufſatzes nicht.

Verfaſſer Seite 39. fortfahren müſſen) „bildete ich mir nun ein Syſtem, Haupt- (Binnen) und Hoff- (Außen) Felder ꝛc.“ — Hätte derſelbe uns auf dieſe Art die Sache vorgetragen, offen geſtanden, daß ſein Syſtem eine Nachbildung der mecklenburgiſchen Wirthſchaft ſei, die dort ſchon lange beſtehe und mit Segen ausgeführt, und mit Ausnahme weniger Grundeigenthümer ſelbſt von Bauern eingerichtet ſei, ſo würde er für die Behauptung der folgenden Seiten mit Recht auf viele Anhänger haben Anſpruch machen können, da Theorie ohne Praxis dem Landmann nur gar zu leicht unheilbringend wird.

Seite 42. behauptet der Verfaſſer, er habe verſetzbare Zäune zur Hordenweide inventirt. Thut mir ſehr leid, daß ich ſchon wieder einen leiſen Zweifel dagegen laut werden laſſen muß. — In Meklenburg hat man ſchon vor 50 Jahren, ſtatt der für dortige Verhältniſſe unpaſſenden Hecken, leicht transportable Zäune benutzt. Ebendaſelbſt ſchildert der Verfaſſer den Nutzen der Hordenweide und des Hordenſchlages ſehr richtig, — nach meklenburgiſchem Bilde.

Seite 45. No. 25. trägt der Verfaſſer zur Bodenkraftſteigerung auf die Einrichtung des Schutzes an. Er führt zum Beweiſe ſeiner Behauptung, Holſtein und England an, wo die Felder durch Hecken befriedigt ſind. — Warum aber nicht Belgien? Wahrſcheinlich weil wir Schriften genug beſitzen, die uns von Belgien mittheilen: „daß die Felder ſämmtlich eingefriedigt ſind 1) um ſie zu ſchützen und 2) um von ihnen das Obſt und beſonders noch durch Köpfen den ſo ſehr fehlenden Holzbedarf zu entnehmen.“ — Des Verfaſſers eigene Ideen ſind alſo belgiſchen Urſprungs. Ferner hat Arndt in der Zeitſchrift: „der Wächter, im Jahre 1815“ die Ideen von Heckenringen niedergelegt und ging ſo weit, Heckenringe durch ganz Deutſchland zur Milderung des Klima vorzuſchlagen; ein Mann, wie Cotta, ſchrieb im Jahre 1819 eine Schrift, betitelt: „Baumfeldwirthſchaft.“

Wer dieſe Schriften geleſen hat, findet ihren Inhalt, ihre Vorſchläge in vorliegender Schrift als Nebbiens eigene Ideen wieder.

Seite 50 — 53. Zahlen ſind geduldig!

Seite 56. finden wir ſehr wahr und richtig die Entwickelung des Ueberganges, bis Seite 61 unten, wo uns wieder Berechnungen ohne feſten Anhalt gegeben werden.

Seite 63. Endlich geſteht der Verfaſſer ein, daß die verbeſſerte Zumiſchung des Bodens eines Kapitals bedarf. Sehr einverſtanden mit ihm werden wohl alle Landwirthe ſein, wenn er behauptet, daß kein Kapital ſich beſſer wie dieſes verzinſe. — Iſt ein Kapital aber Nichts?

Seite 64. ſtellt der Verfaſſer die Vortheile des Mergelns in einem ſehr vortheilhaften Lichte dar, welches wohl recht ſein dürfte, wenn er nicht in ſeiner Berechnung den zugemiſchten Dünger vergeſſen hätte; oder ſollte der Herr Verfaſſer etwa den Dünger für überflüſſig halten und ſich den Vorwurf zuziehn: „das Mergeln macht reiche Väter, arme Kinder“ — wie es in Weſtpfahlen und Holſtein zum Sprichwort geworden iſt; denn Mergel ohne Düngung, ſaugt — wie die Erfahrung es zur Genüge bewieſen hat, — nach einigen recht ſegensreichen Erndten den Boden aufs höchſte aus.

Seite 68. No 48. ſagt der Verfaſſer: „Dieſe Repartition kann nicht anders, als durch ein doppeltes Buchhaltſyſtem geſchehen; aus einem von dem Beamten geführten Journal aller Aus- und Eingabe an Geld, Naturalien und Arbeit gebucht. Dieſem Journal gebe ich die Eigenthümlichkeit auf einer Klaſſifikation der Contos zu beruhen.“

Dieſe Eigenthümlichkeit aber findet man ſchon in den Möglinſchen Annalen des Ackerbaues, herausgegeben von A. Thaer im Jahre 1807; ſie ward auch nachher als beſondere Schrift unter dem Titel: „Methode der landwirthſchaftlichen Buchhaltung,“ abgedruckt der Welt bekannt. — Thaer ſtellte auf: „ein Geld-Manual, ein Journal für Haushalt und für Arbeit; Nebbien eins für Geld, eins

für Naturalien und eins für Arbeit. — Nebbien hat 4 Generalcontos: 1) das Grund= 2) das Einrichtungs= 3) das Inventar= 4) das des Betriebs=Kapitals; Thaer dagegen 3, als: 1) ein Ackerhaushaltungsconto, 2) ein Geſchirr= und Vieh=Inventarium und 3) ein Grund=Meliorationskoſtenconto. — Beide ähneln ſich alſo ſehr. Fellenberg führte zuerſt in Hofwyl ein Grundverbeſſerungsconto ein; Nebbien — die Kürze liebend — bildete daraus Grundconto; unleugbar iſt aber, daß dies Fellenberg=Nebbienſche Grundconto deutlicher beſagt, was dieſes Conto bedeutet, als wie Thaers: Ackerhaushaltungsconto. Dagegen könnte Nebbiens Einrichtungsconto füglich wegfallen, denn erſtlich behauptet er, ſeine Einrichtungen koſten nichts; zweitens möchte das der Einrichtung zur Laſt fallende Kapital entweder dem Grund= oder Inventarpkaitale zufallen und endlich drittens, könnte es dem Betriebs=kapitale zugeſchrieben werden, da bei den allmähligen Einrichtungen die etwanig entſtehenden Koſten als zum nothwendigen Betrieb zu veranſchlagen ſind.

Seite 69, 70 und 71. ſtellt der Verfaſſer die Ideen des Mein und Dein auf, mit der ihm eigenthümlichen Klarheit. —

Seite 74 — 77. ſchließt der Verfaſſer den erſten Theil, mit den Bedingungen über den Entſchädigungs=preis einer zeitgemäßen Einrichtung.

Der zweite Theil, unter dem Titel: „Wirkſamkeit des Geſchäfts“, zerfällt in zwei Theile: A) Aufnahme und B) Ausübung. Dieſen Theil zu beurtheilen halte ich, wenigſtens für jetzt, nicht zeitgemäß, denn überflüſ=ſig iſt es, das w i e zu begründen, ohne das w a s ver=ſtanden zu haben; iſt letzteres klar, ſo findet ſich das erſtere von ſelbſt. —

(Fortſetzung folgt.)

IX. Was iſt in Beziehung auf die jetzt beſtehenden einzelnen Vereine mit beſonderer Rückſicht auf einen Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen, zu wünſchen?

Vom Grafen v. Luckner.

Wer hätte nicht mit freudigem Herzen die Schlußworte in unſerm Provinzialblatte, Dezemberheft 1832, geleſen, worin uns als Abſchiedsworte beim Scheiden des Jahres zugerufen wird: „Die Zeit kann nicht ferne ſein, wo man die Ueberzeugung gewinnen wird, daß ein Volk ſich auch in ſeinen Strafanſtalten ehren und der Menſch ſeinem geſunkenen Bruder die Hand reichen müſſe."

Seit Jahren ſchon beſchäftigt mich dieſer Gedanke, auch ich glaubte, nachdem ich an manchen Orten nachahmungswürdige Vorbilder geſehen hatte, es ſei die Zeit da, auch bei uns einen, dem ähnlichen Verein zu ſtiften. — Laßt uns eilen, unſern gefallenen Brüdern den Anker zu ihrer Rettung zuzuwerfen; Berlin ſorgt ſchon für ſie, unſre Nachbarſtadt Danzig verband ſich unter dem Protectorate Sr. K. H. des Prinzen Wilhelm im Jahre 1830 ſchon zu einem ſolchen Vereine. Schwer laſtete das Jahr 1831 auf demſelben; die bösartige Seuche raffte allein vier Prediger weg; der Ausmarſch der Truppen entzog ihm viele wirkſame Mitglieder; die wehmüthige Klage, auch hier iſt keine Sonderung der Gefangenen möglich geweſen, ſetzte Hinderniſſe dem Vereine entgegen, daß minder begeiſterte Männer für das Edle und Gute, im Beginne der Anſtalt, auch ſchon nach Verlauf weniger Monde, ihr Ende beklagt hätten. — Doch mit Gottes Hilfe ward die ſchwere böſe Zeit überſtanden, und ſolchen Kämpfern für die gute Sache kann der Segen Gottes und die Unterſtützung der Mitbürger nicht fehlen.

Digitized by Google

Bei uns treten beſonders zwei wichtige Hinderniſſe der Bildung eines Vereins für Strafgefangene entgegen:

1) Die Anſicht von Perſonen — deren Einfluß zu berückſichtigen iſt — daß eine Anſtalt dieſer Art unnöthig, wenn nicht gar ſchädlich, ſo wenigſtens doch vor der Hand entbehrlich ſei.

2) Auch die Localität unſerer Gefängniſſe, die ſich in einem ſo elenden und traurigen Zuſtande befinden, daß an eine Sonderung der Gefangenen noch nicht gedacht wird. Mit Thränen ſieht der Menſchenfreund den ſchweren, ſchon oft in Unterſuchung geſtandenen Verbrecher, neben dem Knaben, der wegen eines unbedeutenden Verbrechens beſtraft wird, Tag und Nacht in einem Verwahrſam, — die Jugend, noch zu retten durch liebevolle Aufmunterung, ernſte gehaltvolle Behandlung, geht hier an der Hand des Laſters unaufhaltſam und ſicher neuen Verbrechen entgegen. — Großer Abhilfe dieſer Noth gehen wir entgegen *), da durch die väterliche Fürſorge u. Huld unſers Allgeliebten Königs die erfoderlichen Mittel angewieſen ſind, ein neues Inquiſitoriat-Local zu erbauen, und mit demſelben ein unmittelbar damit in Verbindung ſtehendes Gefängniß. Alsdann dürfte wohl hinreichend Raum vorhanden ſein, Polizeigefangene von Unterſuchungsgefangenen zu trennen, ſo wie Kinder von Erwachſenen, und diejenigen, die ſchon öfter beſtraft ſind, von geringern Verbrechern, und ſo endlich eine Claſſification der Gefangenen ſtattfinden können.

Daß

---

*) Dieſer väterlichen Huld und Gnade verdankt Oſtpreußen und Litthauen die Erbauung einer neuen Straf- und Beſſerungs-Anſtalt in Inſterburg, welche alles in ſich vereinigen wird, was das jetzige Zeitalter von dem vollendeten Bau einer Strafanſtalt erwarten kann. — Um die Leſer der Provinzial-Blätter damit bekannt zu machen, verweiſen wir auf die Beſchreibung dieſer Anſtalt (in den Jahrb. der Straf- u. Beſſerungs-Anſtalten, herausg. v. Dr. Julius, 1832, Juli- bis Septemberheft).

Daß alſo die im zweiten Punkte erwähnten Hinderniſſe baldigſt weggeräumt, und wir ſo ſchon viel leichter auf Strafgefangene werden wirken können, ſteht mit Recht zu erwarten; — und Anſichten, vorgefaßte Meinungen? — auch ſie werden in ihr nichts zerfallen, oder ſich wenigſtens doch ſo mildern, daß ſie dem guten Zwecke nicht ſchädlich entgegenwirken. — So nehme ich denn freudigen und getroſten Muthes die Ueberzeugung in das neue Jahr mit hinüber, daß bald ein ſolcher Verein unter uns ins Leben treten wird. Es iſt aber daher an der Zeit, die dazu nöthigen Vorarbeiten zu treffen, damit dieſe ruhig, ſorgfältig geprüft und beendigt ſein mögen, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen iſt, dieſes große Werk zweck- und zeitgemäß, ſegens- und erfolgsreich zu beginnen.

Dieſe Vorarbeiten ſuche ich vornämlich in einem Zuſammentreten ſämmtlicher Vereine, die den Zweck haben, für geiſtig oder körperlich Hilfsbedürftige zu ſorgen, damit ſie ein großes Ganze bilden. — Hiedurch würde, meiner Anſicht *) nach, ein doppelter Vortheil erlangt:

1) Durch eine Vereinigung der Vereine erlangten wir eine Vorſteherſchaft von Frauen. Die Liebe, dem Weibe von der Natur als ihre erſte große Mitgift verliehen, ihr hoher Sinn für Sittlichkeit und Religioſität, ihre Theilnahme für fremdes Elend und Jammer, ihr richtiger Blick, die wahre Abhilfe der Noth zu erkennen, das ſind die hohen Vorzüge, welche die Mutter Natur nur dem Weibe verliehen; — ſie, die Geberin des Guten und Edlen, lenkt zart und weiſe, wo der feſte

*) Ich hoffe daß ſich Männer finden werden, die ihr gegen oder für dieſe Behauptung in dieſen vielgeleſenen Blättern niederlegen werden, ſo daß durch den gegenſeitigen Austauſch der Ideen, die Unausführbarkeit oder Ausführbarkeit dieſes gewiß ſo höchſt wichtigen Gegenſtandes recht genau und ſorgfältig erwogen und erörtert werden möge.

Sinn des Mannes ſchon — gebietet; ſie, die ordnende und kluge Hausfrau weiß zu ſparen und kennt ſchon das zu viel der Ausgaben, wo des Mannes kalte Berechnungen nicht aushelfen und er entweder in das zu viel oder zu wenig verfällt; ſie, als Mutter wächſt mit dem Kindlein auf, lernt die Eigenthümlichkeiten des Kindes frühzeitig erkennen, und nur wo Liebe nicht aushilft, wird Strenge verſucht; das ſcharfe Auge der Mutterliebe erkennt die nahende Gefahr, die ihrem Lieblinge droht; zart lenkt ſie ſeinen Sinn, ſo daß das dem Menſchen eigene Princip des Böſen, im Keime erſtickt wird; — wo und wie kann das der Mann, dem ſeine Beſtimmung nicht die Kinderſtube angewieſen hat, der ſeinem Berufe nachleben muß! — So viel mir nun bekannt iſt, haben nur zwei Vereine unſerer Stadt das Glück, einen Vorſtand von Frauen zu haben; ſollten nun aber dieſe edlen Frauen der Stadt, die ſo willig, ſo freudig ſich ihrem Berufe widmen, ſich nicht bereit finden laſſen, die Vorſteherſchaft eines ſolchen Geſammtvereines zu übernehmen? —

2) Durch die gemeinſame Wirkſamkeit aller Vereine auf einen Punkt, für einen Zweck, müßte aber unendlich viel, ſehr viel gewonnen werden, und — wenn es nicht zu anmaßend erſcheinen möchte — mehr noch als bisher geſchehen konnte. — Die einzelne Unterſtützung hilft allerdings, aber ihre Wirkſamkeit iſt nicht von langer Dauer, während eine vervielfältigte Unterſtützung von Dauer ſein wird; z. B. ein Kind erhält von dem Vereine zur Bekleidung und Unterſtützung armer ſchulfähiger Kinder, die nöthigen Mittel anſtändig gekleidet, vor Kälte geſchützt, die Schule zu beſuchen; allein iſt dadurch ſchon für ſeinen Unterhalt zum Leben geſorgt? würde nicht noch mehr genützt, wenn z. B. daſſelbe von dem Privat-Wohlthätigkeits-Verein die ihm noch fehlende übrige Unterſtützung erhielte? — Würden die Leiſtungen unſerer vortrefflichen v. Medemſchen Armenſchule nicht noch größer ſein, wenn der Verein zur Unterſtützung armer Mädchen, ſich derſelben anſchlöſſe?

Würden ſich nun gleich die ſämmtlichen Wohlthätigkeits-Vereine unſerer Stadt zu einem Ganzen vereinigen, ſo könnte doch auf folgende Art jeder als Localausſchuß für ſich wieder wirken. In beſtimmten allgemeinen Zuſammenkünften — mögen ſie ſo oft angeſetzt werden als es nöthig iſt — wird jedem Localausſchuſſe die ihm beſtimmte Wirkſamkeit zugetheilt, ſo wie der Vorſtand deſſelben Bericht abzulegen hat über das von ihm Geleiſtete. Alsdann hält jeder Localausſchuß — wie jetzt jeder für ſich beſtehende Verein es thut — ſeine beſondern Zuſammenkünfte.

Nach dem jetzigen Bedürfniſſe, in Verbindung mit den Zwecken der jetzt beſtehenden Vereine, würden ſich folgende 4 Ausſchüſſe bilden:

1ſter Ausſchuß.

Verſorgung ſolcher Knaben, die elternlos ſind, ſchlechte Vormünder haben, und dem Verderben, entſittlicht zu werden, mit raſchem Schritte entgegeneilen.

2ter Ausſchuß.

Wie der 1ſte, nur für Mädchen beſtimmt.

3ter Ausſchuß.

Erziehung verwahrloſter Knaben.

4ter Ausſchuß.

Erziehung verwahrloſter Mädchen.

Dieſes dürften wohl vor allen Dingen die wichtigſten Bedürfniſſe ſein, dem immer mehr und mehr zunehmenden Verderben kräftig entgegenzuwirken, der Entſittlichung der heranwachſenden Jugend vorzubeugen. — Da wir aber auch durch Vereine ältere Perſonen unterſtützen, und auch unter ihnen leider ſo viele ſind, die der Hilfe bedürfen, ſo möchte ſich dann ein

5ter Ausſchuß dahin beſtimmen, eine Armen-Beſchäftigungs-Anſtalt zu errichten.

Einen gewiſſen Zuſchuß würden wir hoffentlich durch unſern alles Gute ſo kräftig unterſtützenden Magiſtrat erhalten, indem er uns für die von uns

aufgenommenen Kinder die ſtadtüblichen Verpflegungs-gelder bezahlte. — Goldberg hat uns hierin ein ſchönes Beiſpiel gegeben; im Jahre 1830 trat daſelbſt ein Verein zur Rettung verwahrloſter Kinder zuſammen; acht Kinder wurden aufgenommen, und die ehrenwerthen Herren Stadtverordneten gaben pro November und Dezember dem gedachten Vereine zehn Reichsthaler, ſicherten ihm für das folgende Jahr 60 Reichsthaler zu, und behielten ſich zugleich vor, künftighin die Feſtſetzung des Beitrages zu beſtimmen, nach dem Verhältniſſe der Fonds und dem Bedürfniſſe des Vereins. Dieſer ſo höchſt günſtige Beſchluß ward von dem Magiſtrat beſtätigt.

Würden auf dieſe Art ſämmtliche einzelnen Vereine von einem Centralpunkte aus geleitet, vereint wirken, ſo würde man

1) eine recht genaue Ueberſicht deſſen erlangen, was geleiſtet werden kann;

2) die unvermeidlichen Ausgaben bei dem Kaſſengeſchäfte, dem Lohne eines Boten ꝛc. geringer; — und

3) durch dieſe Vereinigung die beſoldeten Lehrer einen größern Wirkungskreis erhalten und eben darum beſſer honorirt werden können.

Hat ſich auf dieſe Art ein Ganzes gebildet, iſt ein Streben, nach einem Ziele gerichtet, unverkennbar, dann iſt jeden Augenblick der Zeitpunkt da, um einzugreifen in das Leben unſerer geſunkenen Mitmenſchen; dann brauchen wir dazu nicht erſt einen Verein zu bilden, er beſteht ſchon in dieſem General-Verein. Aus den ſämmtlichen Mitgliedern treten diejenigen vor, die ſich dieſem Geſchäfte widmen wollen, und ſo entſteht der 6te Localausſchuß von ſelbſt.

Möge doch bald der Wunſch ſo vieler unſerer Mitbürger erfüllt werden und es Zeit ſein auch dieſen Verein zuſammentreten zu laſſen; vieles und großes iſt in unſern Mauern geſchehen; auch dieſes wird werden!

X. Die zweite Kunſtausſtellung in Königsberg in Pr.

Die im März v. J. zum Beſten nothleidender Familien veranſtaltete Kunſtausſtellung, welche die Herren Stadtrath Degen, Profeſſor Dr. Auguſt Hagen und Particulier Friedmann kräftig förderten, wurde von den achtbaren und kunſtſinnigen Bewohnern Königsbergs ſo beifällig aufgenommen, daß der Wunſch, am hieſigen Orte ähnliche Ausſtellungen von Zeit zu Zeit wiederzuſehen, allgemein ausgeſprochen wurde; Herr Stadtrath Degen und die erwähnten Herren faßten daher den Entſchluß, einen Kunſt- und Gewerbe-Verein hieſelbſt zu gründen.

Der zahlreiche Beſuch der erſten Kunſtausſtellung, deren Dauer, auf dringenden Wunſch, verlängert werden mußte, ließ hoffen, daß die Sache einen guten Fortgang nehmen würde. Die Einnahme in dieſer verlängerten Dauer der Ausſtellung, welche zum Vortheil des neu errichteten Inſtituts geſchah, führte der Kaſſe den erſten Fonds zu, welcher durch zahlreiche Unterzeichnungen einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Se. Excellenz der Wirkliche Geheime Rath und Oberpräſident ꝛc. Herr v. Schön ertheilten demnächſt die Genehmigung zur Errichtung des erwähnten Vereines, worauf das in dieſen Blättern bereits mitgetheilte Statut entworfen und Seitens Sr. Excellenz beſtätigt wurde.

Von dieſer Zeit ab war es das eifrigſte Beſtreben des Vorſtandes des Vereins, für denſelben diejenigen Vortheile zu erlangen, deren ſich andere Vereine dieſer Art erfreuen. Wirklich reichten auch hiezu die höchſten Behörden freundlich die Hand.

Gleichzeitig bewilligte der hieſige Hochlöbl. Magiſtrat mit Zuſtimmung der Herren Stadtverordneten die unentgeldliche Ueberweiſung eines Lokals, zu dem angegebenen Zwecke, für die nächſten 3 Jahre; — und

ſo ſtand der Wirkſamkeit des Vereins nichts weiter entgegen.

Man knüpfte nunmehr Verbindungen mit vaterländiſchen und fremden Kunſtvereinen und Künſtlern an, und bereitete dadurch nicht allein eine im künftigen Maimonate mit zahlreichen Gemälden zu bewerkſtellende Ausſtellung vor, ſondern wurde auch, durch die Bereitwilligkeit des Düſſeldorfer Kunſt-Vereins unterſtützt, in den Stand geſetzt, im Anfange des Februar d. J. eine zweite Kunſtausſtellung anzuordnen.

Von dieſer geben wir unſern Leſern in folgender Beſchreibung des Herrn Profeſſor Dr. A. Hagen Nachricht, um ſo mehr, als ſolche ſchwerlich allen Leſern unſrer Blätter bereits zu Geſichte gekommen ſein dürfte, und ſie es verdient, als ein bleibendes Denkmal in dieſem vaterländiſchen Archive aufbewahrt zu werden.

„Ueber drei geſchichtliche Gemälde der Düſſeldorfer Schule.

Wer ſtrebt nicht die Erinnerung an einen ſeltenen Genuß zu feſſeln? Bei dem Scheiden von den Gemälden Düſſeldorfs, die auch unſere Stadt, die ehemals jenſeits der Kunſtwelt liegende, in den allgemeinen Ruf der Bewunderung einſtimmen ließen, fühle ich mich gedrungen, viel beſprochenes auf eine eigenthümliche Art zu beſprechen fern von der Eitelkeit, daß ſie die rechte ſei. Mir liegt nicht daran, ſo genannte Fehler aufzudecken, die mit Zirkel und Winkelmaaß zu finden ſind und die der Künſtler aus Nachläßigkeit oder neckiſchem Eigenſinn den Richtern zum Beſten giebt. Was ſtört es mich, daß hier ein Knie zu hoch geſtellt iſt, um einem ſchönen Arm als Stütze zu dienen, daß dort der Hintergrund zu wenig duftig iſt, daß auf einem dritten Bilde ein Arm ſich nicht bequem der Schulter anfügt? In allem dieſem erkenne ich nur, daß der Künſtler noch vollendeteres zu geben vermag, daß er nicht ſchon das Höchſte geleiſtet und freue mich deß. In ſeine Seele möchte ich ſchauen und aus dem Spiegel, den er mir in den Gemälden vorhält, erſehn, wie ſich alles in ihm geſtaltete, um ſein Inneres in die Außenwelt zu ſetzen. Ich will mich nicht als Kunſtkenner dem Künſt-

ler entgegenſtellen, ſondern mit ihm künſtleriſch fühlen und verkehren. Ich will nicht ſein vornehmer Lehrer ſein, ſondern ſein Schüler und Freund.

Bendemann's Juden.

Als Motto könnte ich wählen, was der Kaiſer Conſtantius, betroffen von der Größe Roms, geſagt haben ſoll, daß der Ruf unmächtig oder boshaft ſei, der ſonſt alles größer macht, hier aber in der Schilderung ſich in nichts auflöſt. Allein einfacher und ehrender würde mir als Ueberſchrift ſcheinen: Werk eines Anfängers. Der Künſtler zählt erſt zwei und zwanzig Jahre.

Nicht ſelten haben die Fürſten in ſchnödem Uebermuth ſich in Statuen darſtellen laſſen, wie ſie als ſtolze Triumphatoren über die Gefangenen verächtlich dahinſchreiten, die ihnen gleichſam als Fußgeſtell dienen. Die Gebeugten ſitzen, aber ſie ruhen nicht, mit gewaltiger Anſtrengung möchten ſie ſich aus dem Elend erheben, aber die Kette erinnert ſie an Duldſamkeit.

Der Schmerz iſt es, der mit vernichtendem Rieſenſchritt die Gefangenen beugt, die auf unſerem Gemälde in Lebensgröße um einen Weinumrankten Stamm vereinigt ſind. Sie haben die geliebte Heimath auf ewig verlaſſen und kein Hoffnungsſtral erwärmt die ſchaurige Zukunft der Knechtſchaft und Entwürdigung. Fünf Figuren bezeichnen das ganze jüdiſche Volk, die alle Lebensalter vergegenwärtigen, der Greis, die Mutter, die Jungfrau, das Mädchen und das Kind. Das gemeinſame Schickſal macht die Kinder eines Landes zu Kindern einer Familie. Verſchiedene Lebensalter zu einer Gruppe künſtlich verſchränkt zeigt ein bekanntes Bildhauerwerk des Johann von Bologna; Valentin, Caravaggio's Schüler, malte auf einem Bilde den Knaben, Jüngling, Mann und Greis zuſammen, jeden auf eine bezeichnend angemeſſene Weiſe beſchäftigt. Das Abſichtliche und Zufällige ſchmälert hier unſere Theilnahme und iſt uns dort ſtörend. Bendemann läßt vor unſerem Blicke ein gediegenes Ganzes erſcheinen. Es iſt Ein Gefühl, eben ſo fern von unmächtiger Verzweiflung, als von nutzloſer Klage, das wir bei allen wahrnehmen, das aber bei den verſchiedenen ſich verſchieden ausſpricht. Es betrifft das höchſte, Religion und Vaterland, es iſt die Ueberzeugung, daß dieſes

nur allein Jeruſalem ſein und daß jene nur allein dort gedeihen könne. Die Harfen, auf denen ſie Gottes Lob ſangen, hingen ſie, wie es im 137. Pſalm heißt, an die Weiden und ihren feindlichen Herren, die ſie ermunterten, Troſt im Geſange zu ſchöpfen, erwiederten die Trauernden: Wie ſollten wir des Herrn Lied ſingen im fremden Lande?

Auf dem Gemälde entſinkt der gefeſſelten Hand des Greiſes die Harfe und eine Harfe dient der Jungfrau als Halt, ohne ihr einen geiſtigen gewähren zu können. Die Harfen, im Widerſpruch zu der Handfeſſel ſtehend, konnten um der Deutlichkeit willen nicht entbehrt werden, wohl aber die Kriegsknechte, die ſie zur Flucht zwingen, die Kette iſt vollgültiges Symbol. Die unfreiwilligen Wanderer, es ſind nicht die in der Gefangenſchaft gehaltenen, ſondern die in die Gefangenſchaft abgeführten, haben ſich vor ihrem Eintritt in die gefürchtete Stadt unter einem Baume niedergelaſſen. Sie fühlen keine Ermüdung, aber ohne Rettung zu hoffen ſuchen ſie die Entſcheidung des fürchterlichen Schickſals hinauszuſchieben. Ihr Schmerz iſt allein geiſtig. Sie ſtarren in die hereinbrechende Nacht, die die Thürme Babylons allgemach verhüllt, während die Abendſtralen die Blätter der Reben freundlich durchſchimmernd jene Gegenden erhellen, die ſie hinter ſich ließen, um ſie nie wieder zu ſehn. Babylon liegt vor ihnen, aber ihr Auge blickt in ſich ſelbſt zurück und ihr Sinn iſt allein gerichtet auf das, was außer ihnen, was fern iſt. Was bei andern Gemälden — es ſei ein kühner Ausdruck geſtattet — Mittelpunkt iſt, iſt hier Umfang der Vorſtellung. Die hoheitsvolle Jungfrau, die das ſinnende Haupt auf die Linke ſtützt, überblicket niederſchauend die Reihefolge einer beſeligenden Vergangenheit, für deren Freuden die Harfe ewig verſtummt iſt, auf der ihre Rechte ruht. Das der Antike würdige Antlitz, von vorne geſehn, iſt im Schatten, in ſtiller Heiterkeit dagegen breitet ſich die Landſchaft hinter ihr aus, wie vom Licht der Erinnerung verklärt, denn dort liegen die Gefilde der Jugend. Auf den Boden hingegoſſen, hat das Mädchen, als wenn es ſich verbergen wollte, das blonde Haupt mit den zierlichen Flechten auf das linke Knie des ſitzenden Greiſes gelegt. Das Aufhören der Kinderſpiele iſt dem Mädchen endlos uner-

faßliches Unglück. Kann hier Anwendung finden, was von einem alten Maler geſagt wird: „Da er den ganzen Begriff der Trauer erſchöpft hatte, verhüllte er das Antlitz, welches er nicht würdig zu zeigen wußte.“? Nein, ſoll das Mädchen mit einem Werke des Alterthums verglichen werden, ſo iſt es das jüngſte Kind der Niobe, das in den Schooß der Mutter flüchtend ſich der Gefahr zu entziehen glaubt, indem es ſich dem Anblick der Gefahr entzieht. Die Leidenſchaftlichkeit des Mädchens bildet einen wirkſamen Widerſatz zu der Ruhe des großartigen Greiſes. Die Jahre, die ſeinen langen Bart gebleicht, haben ihm durch den Schlüſſel der Erfahrung die Zukunft erſchloſſen. Er, als Hauptfigur der Gruppe, den mittleren Platz einnehmend, weiß Vergangenheit und Zukunft zu faſſen, über die Schickungen beider erhaben. Das Vergangene und Zukünftige bezeichnend trägt ſeine Rechte zugleich die Harfe und die Kette, zugleich legt er ſeine linke Hand tröſtend auf des Mädchens Schulter und blickt mitfühlend zur Mutter. Die Mutter mit verſchleiertem Hinterhaupt, eine Profilgeſtalt, entſpricht der Jungfrau und iſt ihr entgegengeſetzt. Ihr Geſicht iſt vom Scheideblick der Sonne erleuchtet und Babylon liegt in Dunkelheit vor ihr. Nur bei ihr allein erblickt man das Auge, das die Tiefen der Zukunft, das gefürchtete Neue, ergründet. Die niedergezogene Braune, der krampfhaft geſchloſſene Mund verräth eine Beſorgniß, härter als das Elend ſelbſt. Die Jungfrau hält die Harfe, auf der ſie des Herrn Lied im heimiſchen Lande angeſtimmt, dieſe ein zartes Kind und ihre ſorgliche Liebe iſt als Mutter der Zukunft — aber welcher Zukunft! — zugewendet. Jenes Mädchen, das die heiße Stirne auf des Greiſes Knie drückt, möchte ſchlafen, ſich einbilden, daß nur ein Traum des Lebens ſchönen Traum verwehte, dieſes Kindlein, von dem wir nur Hinterkopf und Rücken ſehen, ſchläft, doch in ſo unbequemer, von der bekümmerten Mutter unbemerkten Stellung, daß es dadurch unſer Mitleid in Anſpruch nimmt.

Wer mag das einzelne ſchöne hervorheben, wo jedes einzelne ſchön genannt werden müßte, wenn es nicht dieſen Namen erſt recht durch die Zuſammenſtellung verdiente? Kein Mund iſt zum Jammer, oder gar zum Fluch geöffnet, kein Auge iſt von weichen Thränen erfüllt, aber wir ſehn das Herz der Trauernden bluten, nichts beſtimmtes mögen

wir uns bei der Landſchaft denken, aber wir fühlen, daß Jeruſalem und Babel in ihrem Herzen ſei, Vergangenheit und Zukunft, das Lied von Zion und Gefangenſchaft. Wir erſtarken bei dem Anblick. Nirgend iſt das wahre, echt menſchliche verläugnet, es iſt nicht Abgeſtumpftheit, ſondern Kraft des Gefühls, nicht Trotz, ſondern Muth, nicht Ergebung, ſondern Ertragung, die uns ſo mächtig ergreift.

Man hat die Färbung der Landſchaft als unwahr getadelt. Der Maler wird gern den Tadel hinnehmen, ohne die Zahl der Pentimenti zu vermehren, die die Strenge ſeines ſchaffenden Genius rühmen. Der Wirklichkeit muß der Beſchauer beim erſten Blick entrückt werden, nm nicht den Maßſtab des Gewöhnlichen an dieſe Figuren zu legen, um nicht Bildniſſe in einer Darſtellung zu ſehn, die ſich abſichtlich fern von dem Uebernatürlichen hält. Mancher Kopf erſcheint als ideal, aber dennoch nichts weniger, als reif zum Heiligenſchein. Soll ein Tadel gewagt werden, ſo betrifft er das theilweis ideale. Wenn ich die Zuſammenſtellung nicht treffender als durch den Namen Harmonie zu bezeichnen weiß, ſo ſcheint mir Einheit in den einzelnen Figuren zu fehlen und ich bemerke, wenn mich nicht alles trügt, die verſchiedenen Bildungsſtufen des Künſtlers, der, während er malte, ſich zum Meiſter emporſchwang. Die Jungfrau erinnert mich an jene Zeit, da er nach den Antiken zeichnete. Welcher Bildhauer dürfte anſtehn, ſie in Marmor darzuſtellen? Von allen Seiten geſehn, würde ſie Beifall verdienen und mit der Agrippina in Dresden verglichen werden, in der Alterthumsforſcher die vor Gram verſteinende Niobe erkannten. Das Mädchen, das aufgelöſt in Schmerz die Hände ſo maleriſch über einander legt, um dem Scheitel eine Unterlage zu geben, ſtellt einen Akt nach einem lebenden Modell dar. Die Jungfrau iſt roth und grün gekleidet (in den Farben des Evangeliſten Johannes), das Mädchen hat ein veilchenfarbiges Ueber- und ein gelbes Untergewand, Farben, die als wohl verträglich in den akademiſchen Studienſälen hergebrachter Weiſe empfohlen werden. Wohl ohne Zweifel war der Greis mit dem Mädchen das erſte, was in des Künſtlers Seele hervortrat, jener mochte urſprünglich voll Mitgefühls zu der Troſtbedürftigen ſchauen und ein Bild ſtand da, das mannichfacher Deutung fähig war, indem ihr Schmerz eine

überwiegende Bedeutſamkeit erhielt und jede Figur daneben als Nebenfigur ſich zeigte. Der Künſtler gab dem Kopf des Greiſes eine andre Richtung, das Mädchen hört als Gegenſtand der Theilnahme auf Mittelpunkt der Handlung zu ſein und das Wunder künſtleriſcher Schöpfung iſt vollendet. Vergleiche ich die Werke aller Zeiten und aller Schulen, ſo kann ich die Zuſammenſtellung nur als Eigenthum der Düſſeldorfer Schule anſehn. Der patriarchaliſche Greis im rothen Gewande mit gelber Kopfbedeckung iſt eine Welt des tiefſten und zarteſten Gefühls. Michel Angelo's Propheten, die ich am erſten ihm an die Seite ſtellen möchte, ſtehen von göttlicher Begeiſterung erfüllt über die Menſchheit erhaben, er iſt ganz Menſch und dennoch über ihr. Wenn ich die Kunſt bewundere, die den Greis erſchuf, ſo verehre ich in der Mutter im einfachen, blauen Gewande das Werk des Meiſters. Sie iſt mir das würdigſte, eigenthümlichſte im Gemälde.

Der Geiſt des Widerſpruchs wird lächeln über die muthmaßliche Darlegung des allmählich ſich entwickelnden Gemäldes. Man malt nicht ein ſolches Werk, wird man einwenden, ohne vorher zu zeichnen. Ich erinnere einmal an die ſichtbaren Verbeſſerungen, alſo Abweichungen von der Zeichnung, dann aber glaube ich, daß lieb gewordene Ideen, in früher Zeit empfangen, ſtörend in den Schöpfungsgang des Künſtlers eintreten können, und daß es nur dem vollendeten Meiſter gelingt ihrer Herr zu werden durch eine dem Ganzen entſprechende Auffaſſung.

Nur wenige Gemälde der Schadow-Düſſeldorfer Schule war mir zu ſehen vergönnt. Die früheren hatten im techniſchen ſchon etwas hervorſtechendes durch die Wahl überaus lebhafter Farben. Zwei Gemälde, nach denen ich den jetzigen Standpunkt der niederrheiniſchen Kunſt ermeſſe, zeigen, daß jetzt bei den Hauptfiguren eine mildere, gedämpftere Färbung angewandt wird und daß man den Hintergrund, ohne Furcht, daß dadurch der Vorgrund leiden könnte, klar und heiter darſtellt. Nichts buntes ſtört uns bei den Trauernden, namentlich bei dem Greiſe und der Mutter. Sie ſind ſämmtlich in grobe Wollenzeuge gehüllt, tüchtig, aber keineswegs orientaliſch prunkhaft, der Jungfrau und noch mehr dem Mädchen wird man etwas Schmuck zu gute halten. (Den gefangenen

Frauen von Caria erlaubte man es nicht nach Vitruv die Kleidung und den Schmuck ihres Standes abzulegen.) Die Gewänder legen ſich in einfache, ſchwere Falten und erhalten dadurch, daß ſie ſich der Künſtler langhaarig dachte und bei den ſeitwärts beleuchteten Partien daher einen gelben Schimmer anbringen konnte, Abwechslung. — Zu rühmen iſt es, daß die oberen Ecken des Gemäldes, deren Ausfüllung den Maler ſtets in Verlegenheit ſetzt (bei Raphael's Sixtiniſcher Madonna ſind ſie mit Vorhängen verdeckt) abgerundet ſind. Die geſchickte Einpaſſung der Gruppe in den gegebenen regelmäßigen Raum des Gemäldes, das noch einmal ſo lang, als hoch iſt, wird als Schönheit nicht überſehn werden. Die Schrift am Rahmen iſt mit Einſicht ſo abgetheilt, daß in der einen Ecke über der Mutter, die in der Zukunft lebt und webt, die Worte ſtehen:

An den Waſſern zu Babylon ſaßen wir

und in der entgegen geſetzten über der Jungfrau, der von der Jugendluſt nur die Erinnerung geblieben:

Und weinten, wenn wir an Zion gedachten.

Köhlers Rebecca.

Die Kunſtregel iſt einer Gruppe von zwei Figuren nicht zugethan, es iſt mindeſtens noch eine dritte nöthig, ſchon um der ungeraden Zahl willen. Wie in Shakeſpeare's Tragödien die Handlung ſteigend im dritten Akt bis zum Gipfelpunkt heranreicht und dann in den beiden letzten Akten gleichmäßig ſich wieder abſtuft, ſo wird auch verlangt, daß auf dem Gemälde eine Mitte bedeutungsvoll ſich hervorhebe. Die pyramidaliſche Gruppirung war von Italieniſchen Meiſtern oft ſo ſtrenge durchgeführt, daß eine allegoriſche Beziehung auf das heilige Dreieck nahe liegt. — Wenn es nicht bereits Ausnahmen gäbe, wie Raphael's und Albertinelli's Heimſuchung und in neuerer Zeit Henſel's Samariterin, ſo würde ich bei Köhler's Schöpfung der Regel vergeſſen.

Der Gegenſtand iſt eine ſymboliſche Brautwerbung. Abrahams treuer Knecht iſt hinausgezogen in die von jenem verlaſſene Heimath, um dort auf ſeines Herren Geheiß für deſſen Sohn ein Weib zu nehmen. Am Orte der Beſtimmung erinnert er ſich an Abrahams Worte, daß Gott ſeinen Engel leitend vor ihm herſenden werde

und im Gebet ſtellt er die Wahl in die Hand des Höch-ſten. Er verſtändigt ſich gleichſam mit dem Gott ſeines Herrn Abrahams, daß die Jungfrau es ſein ſolle, die durch gaſtfreie Zuvorkommenheit ihr wohlwollendes Herz bekunde und ihre vertrauungsvolle Liebe zu den Fremden. Am Brunnen will er harren zur Stunde, wann die Frauen Waſſer ſchöpfen und die Dirne, die auf ſein Bitten ihm nicht allein den Krug darreicht, ſondern unaufgefordert ſeine Kamele zu tränken ſich erbietet, ſoll die beſtimmte ſein. Köhler wählte den Augenblick, wie der Knecht die ſchöne Dirne antritt, wie ihre Erſcheinung vollſtändig ſeinen Wunſch erfüllt. Rebecca hat die entſcheidenden Worte ausgeſprochen. — Es iſt nicht lange, daß ein be-kannter Kunſtverein in den Preisaufgaben für Maler jede Handlung ausgeſchloſſen wiſſen wollte, die nur durch das, was die dargeſtellten Perſonen ſprächen, Deutlichkeit er-hielte. Viele mißglückte Verſuche mögen die Beſtim-mung rechtfertigen. Köhler hat gezeigt, daß auch hier ehrenwerthe Ausnahmen möglich ſeien. Die Löſung war nicht leicht.

Bendemann wählte zur Darſtellung die Zeit zwiſchen dem geſchehenen und dem kommenden, Köhler dagegen die des geſchehenden. Ein über das Allgemeine ſich ver-breitendes Seelenleben ſchloß uns jener Künſtler auf, die-ſer ſchildert gewiſſe Richtungen, die ſich in der Handlung begegnen, jener hat uns die Menſchen — nicht Juden, er hat die Summe menſchlicher Erfahrungen — nicht die Trauer einzelner, im Bilde zuſammengefaßt, dieſer ſtellt, gemäß der heiligen Schrift, in Rebecca die Jungfrau, die noch für keinen Mann gefühlt (kein Mann hatte ſie erkannt) im alten treubewährten Knecht den rührendſten Dienſteifer dar.

In einer bergigen Landſchaft, in der zur beſſeren Be-zeichnung links zwei Frauen mit Waſſerkrügen, rechts ein Kamel geſehn wird, erhebt ſich im Vorgrunde die ſteinerne Einfaſſung und das hölzerne Häuschen des Brunnens. Ein Ulmenſtamm beſchattet das letztere und vielleicht iſt der Epheu, der ihn umſchlingt, nicht ohne Beziehung. Davor nämlich ſtehen die beiden Handelnden. Der Knecht, der mit liebendem Auge ſie prüft, ſoll nicht als Freier, ſondern als Brautbewerber ſich bemerkbar ma-chen, nicht genug iſt es, daß die Jungfrau ihm den Krug

reicht, ſie ſoll auch zeigen, um die andere Hälfte der Verheißung zu erfüllen, daß ſie den Kamelen einen gleichen Dienſt gewähren wolle. Mir ſcheint das ſchwierige in treffenden Widerſätzen glücklich überwunden zu ſein. Der Mann wunderte ſich ihrer und ſchwieg ſtille, ſo heißt es in der Bibel und im Bilde. Der Abſtand des vorgerückten Alters zu der mädchenhaften Unſchuld wird dadurch noch größer, daß der Knecht ſie mit einem hochachtungsvollen Blick betrachtet, wie er es der zukünftigen Herrin ſchuldig iſt. In der Linken hält der aus der Ferne gekommene loſe den Wanderſtab, vertrauungsvoll mit der Rechten faßt er den ſchweren Henkelkrug und zugleich faßt er ſie ins Auge. Menſchliche Schwäche läßt ihn an der göttlichen Wahrheit zweifeln, denn er fragt ſich voll beſorglicher Vorſicht, ob ſie es wirklich ſei. Er ergreift den Krug, nur um ſeinen Wiſſensdurſt zu ſtillen. Zu ſchwer iſt der Krug, um ihn mit einer Hand zu halten und ſie iſt genöthigt, mit zarten Händen ihn zu unterſtützen. Dadurch feſſelt er die dienſtwillig eilende, um ſie mit Ruhe zu prüfen. Beim Manne verkennt man nicht, daß Ueberraſchung ihn in der Bewegung hemmt, denn er lief ihr entgegen und noch weniger bei der Jungfrau, die in noch ſchreitender Stellung iſt. Man ſieht, wie ſie eilig den Krug von der Achſel auf ihre Hand herniederließ, wie ſie die Worte geſprochen: Trinke mein Herr! Ich will deinen Kamelen auch ſchöpfen, und den Krug loslaſſen möchte, um den Steintrog zu füllen. Indem er zu trinken zaudert und ſie anblickt, geräth ſie in Verlegenheit und Befangenheit, gleich der einer Braut, der zum erſten Mal eine fremde Zukunft ſich eröffnet, verleiht ihrer flüchtigen Jugendlichkeit anziehender Zauber. Eine Störung tritt ein in ihr ſorglos unbewachtes Leben, indem ſie Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Sie kann des Mannes forſchenden Blick nicht ertragen und darin ſieht er deutlicher, als in einem freudeverklärten Auge die Gewährleiſtung einer glücklichen Wahl. Wir fragen umſonſt, was mehr unſeren Beifall verdient, die Treue des Knechtes, die ſich keiner Voreiligkeit ſchuldig machen will, oder die Dienſtfertigkeit des ſchlanken, etwa vierzehnjährigen Mädchens, die mit ſchüchterner Verſchämtheit gepaart iſt.

Die Färbung, wenn wir die blaue Landſchaft ausneh-

Digitized by Google

men, iſt eben ſo mild, als harmoniſch. Eine gelblich bräunliche Farbe iſt durchwaltend. Die Sonne hat die Haut des zarten Mädchens gebräunt, die ſeinige roth verbrannt. Die Kleidung iſt überaus einfach. Der Oberarm, der Theil des Körpers, der am wenigſten ausdrückt, iſt bei Rebecca von den heraufgeſtreiften Hemdärmeln verhüllt, ihr Kleid iſt gelb, das, vom veilchenfarbigen Gürtel umſchlungen, obgleich etwas geſchürzt, dennoch züchtig bis zu den nackten Füßen herabfließt. Um ihr ſchwarz geſcheiteltes Haar iſt ein dunkelrothes Tuch gebunden. Beim Knecht ſind die Farben weislich noch weniger lebhaft, ſeine Kopfhülle iſt gelb, ſein Rock braun, den ein blauer Gürtel zuſammenhält. Eine Wahrheit, die uns mit freudigem Erſtaunen erfüllt, dringt ſich uns überall auf, eine Wahrheit, die eben ſo fern von der antiquariſchen Vorſchrift des Alterthums, als von der Gegenwart ſteht. Alles hält hier glücklich die Mitte zwiſchen dem phantaſtiſchen und dem gewöhnlichen, zwiſchen dem erkünſtelten und dem gemeinen. Es iſt die Natur, die der Künſtler, von Schönheitsſinn geleitet, auffaßte und nicht die, die er durch das Mittel der Antike kennen lernte. Man denke ſich vollere Formen bei der Jungfrau und hin iſt der eigne Liebreiz. Ein Vergleich zwiſchen Rebecca und den beiden im Geſpräch begriffenen Frauen des Hintergrundes lehrt deutlich, daß auch bei dieſem Künſtler das angelernte auf die Entwicklung des eignen noch Einfluß äußere. Frauen, wie jene mit dem Schleier, denſelben nachläßigen Gang, denſelben nackten vollen Arm in imponirender Gebärde glaube ich tauſendmal auf antiken Reliefs und Italieniſchen Bildern geſehn zu haben. Ein Beiſpiel bei Raphael in Agincourt VI, 201 № 14.

Stilke's Armida und Rinaldo.

Auffallend iſt die Angabe, daß dieſer Maler, da er lange in Fresco gemalt, ſich Anfangs nicht in der Technik und dem Colorit der Oelfarben habe finden können. Die Farbenpracht iſt es, die dieſem Gemälde einen ausgezeichneten Werth verleiht und es von den früher genannten unterſcheidet. Des ähnlichen giebt es hier überhaupt weniger, als des verſchiedenen. Bei Bendemann epiſche Erhabenheit, bei Köhler idylliſche Einfalt, hier romantiſcher Zauber.

Wenn man mir die Figuren erklärte, das Verhältniß derſelben zu einander erörterte, ſo könnte mich das, was der Maler giebt, nun und nimmer befriedigen. Aber ich leſe den Inhalt in Taſſo, ich erkenne die klangreichen Ottave rime in den glänzenden Farben wieder und ich vergegenwärtige mir jene Szene, wie der Dichter, ſeine angeborne Scheu überwindend, einen fremden Künſtler (Buontalenti) zu küſſen ſich gedrungen fühlte, weil dieſer ganz in ſeinem Sinn die Dekorazionen zu ſeinem Aminta gemalt hatte.

K. Förſter nennt Taſſo den letzten Romantiker der Italieniſchen Dichterſchule. Die Elemente ſeines Gottfrieds, ſagt er, Liebe, Ehre und Glaube ſind die Elemente ſeines Gemüths. Daher mußte ſich ihm die Welt ſeines Epos als ein ernſtes Zauberſpiel geſtalten. Jene romantiſche Dreieinigkeit, auf die ſchon die dreifache Eintheilung ſeiner Rime in amorose, eroiche und sacre hinweiſet — wir ſehen ſie ernſt und mild in unſeres Künſtlers Werk. Die Liebe iſt in Armida, die Ehre in der Heldengruppe und der Glaube in der engelgleichen Jungfrau ausgedrückt. Die Liebe, die Ehre und den Glauben zuſammen ſehen wir in dem Antlitz des ſchönen Rinaldo.

Die Trauer der Juden iſt klar auch ohne die Inſchrift, bei C. Köhler iſt des allgemein verſtändlichen ſo viel, daß ich nicht wegen der richtigen Erklärung in Unruhe bin, hier aber ſehe ich ſtatt des Helden, der das im befreiten Jeruſalem ſein ſoll, was Achill in der Ilias, einen zarten, weichen Jüngling, ſtatt des Steuermanns eine Jungfrau. Taſſo muß ſelbſt Erklärer ſein. Das Fahrzeug, ſo erzählt der Dichter, auf dem zwei Ritter ihren Waffengefährten von der Zauberinſel und aus Armidens Liebesbanden entführen, lenkt ein weibliches Weſen überirdiſcher Abkunft. Denn es war ein höherer Wille, der die von Gottfried abgeſendeten Helden leitet und der den durch ſchnöde Zauberkünſte umgewandelten Rinaldo ſeinem Berufe zurückgiebt. Er wird ſeines Unrechts ſich bewußt und ſeiner Kraft. Armida ereilt den Fliehenden, da er mit Karl und Ubaldo das Meeresufer erreicht hat.

16. 40. Sie ſchrie verſtört: O Unhold du, nicht meide,
Die halb du mitnimmſt, laß die Hälfte mir!
Gieb jene, oder nimm mir dieſe, beide
Ertödt' auf einmal! Weile, weile hier!

Es

Es ſei mein Flehn dir letzte Wegesſcheide,
Nicht ſag' ich Küſſe, die wird bieten dir
Ein ſchön'rer Mund. Du fürchteſt zu verziehen?
Du kannſt es weigern, denn du konnteſt fliehen.

41. Da ſprach Ubald: es würde ſich nicht ziemen,
Wenn wir ſie nicht erwarten wollten, Herr.

42. Darauf bedenkt der Ritter ſich, als jene
Schwer hauchend und in Thränen ihn erreicht:
Sie leidet wie kein Weib, doch ihre Schöne
Stralt um ſo höher, als ſie Leiden beugt.
Ob ſie nun zürnt, ob ſinnt, ob Furcht ſie wähne,
Sie ſchaut ihn, blicket ſtarr ihn an und ſchweigt.
Er ſieht nicht hin und ſieht er, iſt's ein Funkeln
Verſtohl'nen Blicks, das Scheu und Schaam verdunkeln.

Die Theilnahme, die die Helden der knienden Armida weihen, wird von dem Beſchauer des Bildes ganz empfunden. Sie iſt keine Zauberin mehr, ihre Künſte vermögen nichts und es iſt der Ausdruck der tief gefühlteſten Liebe, die das Mitleid des Scheidenden erregt. Sie redet nicht, aber ihr Schweigen, ihr Blick iſt ergreifende Beredſamkeit. Nicht in verzweiflungsvollem Zorn ſucht ſie ihn zu halten, ſondern ſie findet eine Beruhigung, mit emporgehobenen, flehenden Händen ihn zu berühren. Taſſo's Milde verſchleiert auch das Verächtliche einer Circe und der Maler mit ihm. Taſſo's Auge ruhte gewiß oft auf Abbildungen des h. Raphael, der den Lindwurm erlegt, ohne im Kampf die Ruhe eines Engels zu verläugnen. Was war paſſender, als daß Stilke den Kopf eines Raphaels ſeinem Helden gab. Rinaldo, ſich zu ihr umblickend, wendet ſich ſanft von ihr ab und, als wenn er ſeinem Entſchluß, der im heroiſchen Ausſchritt erkannt wird, untreu werden könnte, umfaßt er feſt und unerſchütterlich den Schwertesknauf. Er ſteht an des Ufers äußerſtem Rande, der bärtige Ubaldo iſt bereits ins Fahrzeug geſtiegen. Obgleich dieſer den Günſtling der Zauberin zu entführen verſprochen, ermahnt er ihn, ſie anzuhören, denn jene erklärt ſeine Flucht für Feigheit. Er kann es wagen, denn am Griff ſeines Schwertes iſt ein Kreuzeszeichen. Rinaldo's Rechte drückt eine Entſchuldigung aus, die Ubaldo's eine Erinnerung, daß Ritterpflicht Frauenachtung gebiete. Von Karl iſt in dieſem entſcheidenden Augenblick beim Dichter nicht die Rede und ihn

ſtellt der Maler hinter Rinaldo, über deſſen rechte Schulter beſorglich hinüberſchauend mit einem Blick, der Ehre und Mitleid vereinigt. Er hätte vermißt werden können. Faſt ſcheint er nur da zu ſein, um die gewählte Farbenabſtufung durchzuführen.

Auf den Ruhm einer ſchulgerechten Gruppierung that Stilke ganz Verzicht. In der linken Ecke kniet Armida und von hier aus entwickelt ſich alles Handeln, aller Blicke ſind Wiederſchein von Armidens Auge, aber nur für einen Moment, denn nicht vergeblich bläht der Wind das Segel. Das Augenblickliche gilt für nicht darſtellbar. Hier iſt alles bis auf die Gewänder, die in entgegengeſetzter Richtung flattern, Sache des Augenblicks, wie das Spiel der Wellen, das den Kiel umrauſcht.

Vornehmlich an der unbequemen Lage des Fußes erkennt man es, daß Armida eben mit Heftigkeit auf die Knie ſank. Der eilende Rinaldo kann auf der vorragenden Felskante nur ſo lange, als nöthig iſt, einen Schritt zu thun, ſich erhalten. Der in das Fahrzeug ſteigende Ubaldo macht es ſchwanken und ſelbſt die einer beſchaulichen Ruhe zugewandte Jungfrau iſt genöthigt, durch eine gewaltſame Wendung das Gleichgewicht zu erhalten. Ohne dieſes wäre der Gegenſatz zu der Bewegtheit der Flehenden, zwiſchen der leidenſchaftlichen Liebe und dem heiligen Glauben noch mehr hervorgetreten. Taſſo beſchreibt die Jungfrau alſo:

15. 4. Sie zeigt umlockt die Stirn, die Augenlieder
Senkt ſie beſcheiden, liebevoll und mild,
Ihr Antlitz ſtralt, als ſtieg' ein Engel nieder,
Von ſolchem Lichte klar und hehr erfüllt.
Du nennſt das Kleid azurblau, purpurn wieder,
Das tauſendfarbig ſchillernd ſie umhüllt.

Zu einem Taſchenbuch, das 1818 erſchien, die Sängerfahrt betitelt, lieferte Kolbe das Titelbild ohne Zweifel unter allen mitgetheilten Beiträgen die bedeutendſte. Das Steuer des Nachens, auf dem der Zither ſchlagende Sänger ſteht, wird vom Glauben in der Geſtalt eines jungfräulichen Engels gelenkt. Oft wurde ich an Kolbe's ſinnige Erfindung erinnert, nie in dem Grade, als hier. Nicht hierin ſehe ich etwas mißfälliges, aber wohl in dem Gewundenen der Geſtalt. Lomazzo's Schönheitslinie, die in tauſend Werken verewigt iſt, in B. Cellini's Me-

duſa, wie in Hogarth's Tanzgeſellſchaft, verſetzt mich in verſchollene Zeiten. In der Wahl der Farben erkenne ich verjährten Regelzwang. Armida als die vorderſte Figur iſt in hochrothem Kleide, ihre zarten Arme ſchimmern auf dem weißen Mantel, der Rinaldo's goldſtralende Rüſtung halb verhüllt, dieſe glänzt um ſo mehr, da Karls brauner Mantel dahinter geſehn wird. Das Roth brennender Liebe ſcheint abſichtlich dem Weiß der Unſchuld bei der Leiterin des Kahnes entgegengeſetzt zu ſein. Fern ſei es von mir, das Schöne in der Behandlung der Farben zu verkennen. Ihre Klarheit thut wohl und wäre das Auge auch durch noch ſo viele Kunſttheorien allem Bunten entfremdet. Beſſer noch, als die goldene Rüſtung iſt die blinkend ſtählerne Ubaldo's gelungen, die von einem Drathhemde überdeckt iſt. Durch den blauen Flor, der von dem linken Arm Armidens lang herabweht ſchimmert täuſchend das rothe Gewand hindurch. Locker und zierlich ſind die Haare der Jungfrauen und Rinaldo's (ſein Haupt iſt unbehelmt) obgleich alle blond, zeigen ſie ſich dennoch in der Farbe auffallend verſchieden. Wie bei dem Gewoge das trübe Grün auf der weiten Fläche hin in das reinſte Blau übergeht, ſo nimmt man ein wechſelndes Spiel der Farben auch am rothen Ueberwurf Ubaldo's wahr, der blau in den Falten iſt, an dem des Engels, der, wie Flügel an der Schulter ſich ausbreitend, gelb und veilchenfarbig ſchillert. Nicht zu überſehn iſt der metallne Glanz der Falkenflügel, die phantaſtiſch ſich auf Ubaldo's Helm erheben. Alles dieſes würde ich noch mehr anerkennen, wenn mich das geſuchte nicht ſtörte. Bei ſo hellen Farben den Hintergrund lebhaft erſcheinen zu laſſen, wie ihn die Düſſeldorfer Schule zu lieben ſcheint, iſt eine Aufgabe, die wenige löſen möchten. Der Fels mit den Zauberpalläſten glüht hier in einem tief dunklen Blau. Die antiken Tempel wurden gewählt, wohl um das heidniſche dem chriſtlichen grell entgegen zu ſtellen. Ich hätte mich lieber aus den Grenzen der Wirklichkeit in ein Wunderreich verſetzt geſehn. Denn viele Burgen der Städte des alten Griechenlands ſahen nicht viel anders aus, als jener bebaute Fels.

Der Einleitung mag eine Nachſchrift entſprechen, ſchon um es zu wiederholen, daß ich keineswegs ſo meiſterhafte

Digitized by Google

Werke, wie ich ſie beſchrieben, zu beurtheilen mich berufen fühle.

Wenn ich aus drei Gemälden mir den Geiſt der Düſſeldorfer Schule zu vergegenwärtigen ſuche, ſo verkenne ich nicht die große Verſchiedenheit derſelben unter einander, ſo daß die Vergleichungspunkte geſucht werden müſſen. Ich überblicke die Gemälde aller Art, die ich ſah, ſie nach den verſchiedenen Zeiten und Malern ſondernd, und geſtehe, daß ich dieſe drei keiner Klaſſe anzureihen weiß. In dem Unterſcheidenden liegt für ſie das gemeinſame. Das Schulmäßige d. h. das in der Natur nicht begründete Eigenthümliche iſt verbannt. Man empfiehlt in den Akademien die Natur als das ewige Muſter, man läßt nach lebenden Modellen zeichnen und malen, aber dieſe müſſen die Stellungen von Antiken nachahmen, man läßt Szenen aus der Gegenwart darſtellen, aber nach dem Zuſchnitt von Gemälden, die vor Jahrhunderten entſtanden ſind. Eigenthümliches, das ſich überlebt, fällt der Geſchichte anheim und verdient keine künſtliche Wiedererweckung. Durch allerlei Vorſchriften, deren Anwendung der ſtreng abmeſſenden Lehrmethode bequem war, ohne daß ſie durch namhafte Beiſpiele belegt werden konnten, ward ſonſt das jugendliche, aufſtrebende Talent in die Enge getrieben. Zwei Linien durften nicht parallel laufen, ſich nicht in rechtem Winkel durchſchneiden, die Farben mußten in der Art des Regenbogens geordnet werden und das Roth vorne an ſtehn, ohne klar und lebhaft zu erſcheinen, keine Compoſition ward geduldet, die nicht ſymmetriſch gezwungen war. Der Kreis der Darſtellungen war enge begrenzt. — Der Genius der neuern Malerei hat den Schulſtaub von den Flügeln geſchüttelt und ſich über kleinliche Beſchränkungen und Bedenklichkeiten erhoben. Der Vergleich der Kunſt mit der Natur lehrt ihn, ſich von der Nachahmung deſſen losſagen, was allein in den Anſichten einer beſtimmten Zeit Erklärung findet. Die Empfindung herrſcht nicht in abgeſchloſſenen Kreiſen, ſondern iſt über die ganze Weſenheit verbreitet, die daher in allen einzelnen Theilen ſich einer bildlichen Auffaſſung anfügt. Die Empfindung ſpricht ſich bei den verſchiedenen verſchieden aus und darum verfolgt jeder Kunſtjünger eine ſelbſtſtändige Richtung und der Meiſter ermißt allein nach der Wahrheit den Werth der Darſtellung. Iſt ge-

gen jene nicht gefehlt, ſo iſt ſelbſt, wenn aller Geſetzeszwang aufhört, ſchrankenloſe Willkühr nicht zu fürchten. Die höchſte Aufgabe für die Kunſt bleibt der Menſch und, das göttliche im Menſchen zu ſchildern, iſt ihr begeiſterndes Ideal. Mag die Kunſt auch über der Zeit ſtehn, ſo hat der Wahn, daß ſie keiner Zeit angehöre, ihr durch eine troſtloſe Leerheit unendlich geſchadet. Die neuere Schule hat es erkannt und ſie entfernt ſich in hiſtoriſchen Bildern nur in ſo weit, als es das ſchnell Vergängliche des Gegenwärtigen erfodert, wie ſie auch das Alterthümliche gemäß dem anſprechend ſchicklichen verändert. Leſſing, der in W. Schadow ſeinen Lehrer ehrt, gab, da er Bürgers Lenore malte, den Soldaten des großen Friedrichs mittelalterliche Tracht. A. Koehler und Neureuther in ſeinen Randzeichnungen (alle drei behandelten denſelben Gegenſtand in einem Jahr) behielten die ſteifen Uniformen des ſiebenjährigen Krieges bei.

Mit dem Akademienzwang wird die Kunſtkennerſchaft, die halb in Anmaaßung, halb in Handwerksneid ihren Grund hat, will's Gott! ihr Ende erreichen. Sie bewirkt nichts anderes, wie in einer neuerdings erſchienenen Schrift, aus der ich das folgende heraushebe, bemerkt wird, als Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen die Kunſt. Das Höchſte in jedem Kunſtwerk iſt, was jedes reine, gebildete Gefühl anſpricht und in dieſem Punkte ſtehen der allgemein Gebildete und der Kunſtkenner auf einer Stufe. Der Hauptunterſchied zwiſchen beiden beſteht darin, daß der Kenner ſich im Einzelnen bewußt wird, was dieſen Geſammteindruck hervorbringt, während der Laie ſich mit der allgemeinen Empfindung deſſelben begnügt. Der wahre Kenner und der wahre Liebhaber gehen daher immer Hand in Hand und der erſte wird nie etwas behaupten können, was mit dem natürlichen, aber gebildeten Gefühl des letzteren in Widerſpruch ſtände. Wird dem gebildeten Laien durch eine Autorität ein Urtheil aufgedrängt, welches mit ſeinem natürlichen Gefühl im grellſten Widerſpruch ſteht, ſo wird derſelbe bei einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit denken, daß es um das ganze Studium eine mißliche Sache ſein muß und es daher für das Gerathenſte halten, ſich nicht fruchtlos mit demſelben abzumühen. Weniger ſelbſtſtändige Naturen aber werden ſich in allem Ernſt ſagen: der große Kenner muß

Digitized by Google

doch Recht haben, man ſieht nur, wie ſchwer es ſein muß, es ſo weit zu bringen. Sich mit dergleichen Studien ſelbſt zu befaſſen, kann ihnen aber nicht in den Sinn kommen, da die Kennerſchaft ihnen als etwas ſchlechthin Unbegreifliches und für den natürlichen Sinn durchaus Unzugängliches erſcheinen muß.“

Wir bemerken hiebei, daß auch noch eine zweite Beſchreibung dieſer Kunſtausſtellung aus der Feder des geiſtreichen Herrn Raabe erſchienen iſt; daß aber der Raum dieſer Blätter es nicht geſtattet, dieſe werthvolle Gabe unſern Leſern vollſtändig mitzutheilen, und wir uns daher darauf beſchränken müſſen, nur den §. 5. als freundliche Aufmunterung für unſere Gewerbetreibende, in Anerkennung des Verdienſtes derjenigen, welche Fabrikate zur Kunſtausſtellung geliefert haben, und die vortrefflichen Schlußworte §. 6. ſeiner Beſchreibung hier zu geben, in welchen er ſagt:

5.

„Ich komme jetzt zu den Skizzen, Zeichnungen, Modellen und den Erzeugniſſen der Mechanik und des Gewerbfleißes.

Hier begegnen wir im Kabinet einer Skizze von Julius Knorre. (28) Sie ſtellt eine Bürgergeſellſchaft im Königsberger Gemeingarten vor, wie man ſie im 16ten Jahrhundert fand; ſorglos ſpielend, ſich vergnügend und in den Tag hinein lebend. Die Idee iſt leicht hingeworfen, aber charakteriſtiſch, mit einem Anſtrich von Komik und treuer Beibehaltung des Koſtumes.

Darunter eine Landſchaft in Sepia, von Löſchin d. j. (35) Ein baumreicher Wald nach Pouſſin; ſchattig, ſchön geordnet, mit ſinnreich in Handlung geſetzten Figuren.

In der Fenſterniſche zieht eine Federzeichnung von Böhm (93 b) das Auge auf ſich. Dieſe Baumgruppe auf einem Felſenſtück iſt überaus leicht gehalten. Das Luftige des Laubes iſt bemerkenswerth, da es durch die Feder ſchwer auszudrücken iſt. Die Zeichnung zeigt von vielem Talent. Ebenſo das Bruchſtück eines koryntiſchen Kapitals (93 a) wo die Umriſſe feſt beſtimmt, und

die Durchbrechungen mit Schärfe bezeichnet ſind. Das Ganze hat viel Schwung und Relief.

An der Wand des Kabinets erblickt man die Zeichnungen von Markgraf Albrechts Denkmal in der Domkirche. Der Aufriß von Reimann (90 a) zeigt eine Menge gut gezeichneter Figuren und bibliſcher Compoſitionen in kleinem Maßſtabe. Die knieende Figur des Markgrafen auf dem Sarkophag, in größeren Verhältniſſen ausgeführt, iſt eine reine, fleißige Federzeichnung von Hübner (91). Einzelne Figuren dieſes Grabmals von J. K. (92.) ſo wie Figuren von dem Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin von Weber d. ä. (100) ſind ſehenswerth.

Mehrere Zeichnungen von Liebmann (95), die den Preis erhalten, bezeugen deſſen Geſchicklichkeit. Zwei Blätter nach Thorwaldſen von Trautmann (99) ſind mit vielem Fleiße und ſorgſamer Genauigkeit nachgebildet. Thims: Löwenkopf und Vaſen (96 98) zeugen von Auffaſſungsgabe und einer geübten Hand.

Unter den vielen aufgeſtellten Modellen bemerken wir die Facade des Theſeus-Tempels in Athen von A. H. Böhm (65), die Kupferpreſſe von Bandtrow (101), und unter den gothiſchen Pforten und Bogenfenſtern, mehrere, die ſich durch guten Schnitt und leichte Durchbrechung auszeichnen.

Die mechaniſchen Arbeiten und Proben ſchöner Fabrikate finden ſich im rothen und grünen Zimmer aufgeſtellt.

Hier zieht zuerſt das Modell einer Dampfmaſchine von Leopold Steinfurt (80) die Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Nachbildung dieſes ſinnreichen Getriebes iſt ſehr genau und ſchön in Stahl, Kupfer und Meſſing gearbeitet, nach dem jedesmaligen Erforderniß der einzelnen Theile.

Längſt ſind die Fabrikate der Eiſengießerei von Hughes in unſerer Stadt bekannt. Der Beſitzer hat ſich das Verdienſt erworben, zuerſt eine ſolche hier angelegt zu haben. Seine Fabrikate, theils zum Nutzen, theils zur Zierde, in ſchweren Maſſen und leicht wie Galanteriearbeiten, in allen Formen und Geſtalten ſind mehr oder weniger Jedem bekannt geworden. Hier findet man unter mehreren Gegenſtänden ein künſtliches Taufbecken (72) auf einem erhöhten Dreifuß; für ewige

Dauer in Kirchen anwendbar. Innerhalb des Beckens iſt die Taufe am Jordan zierlich und maleriſch in halb erhobener Arbeit gebildet. Der Unterſatz iſt reichlich und zweckmäßig verziert.

Ein großer vergoldeter Kronleuchter vom Optikus Goldſchmidt (70) hängt an der Decke. Der Boden, mit einer Vaſe verziert, läuft in ſechs Argandiſche Lampen aus.

Unter den gemalten Porzellan-Taſſen von Brachmann, zeichnet ſich die mittlere (68) durch ihre ſehr ſchöne Vergoldung aus.

Der Adler aus Thon geformt, von Weßely (4) iſt bemerkenswerth.

Ein Kunſtſchloß von Neumann (79) wird den Freunden von Seltenheiten Vergnügen gewähren. Es iſt hier ein Räthſel aufgegeben. Man dreht den Schlüſſel hin und wieder, die Feder weicht dem leiſen Drucke, man kann den Schlüſſel rund um drehen, ohne jedoch das Schloß öffnen zu können. Der glückliche Finder wird erwartet. Der Schlüſſel iſt überaus ſchön poliert und auf das ſauberſte gearbeitet.

Die chirurgiſchen Inſtrumente, Meſſer und Scheeren von Zabel ſind wegen ihrer Zweckmäßigkeit, Tüchtigkeit und ſchönen Politur rühmlich bekannt. Hier ſieht man eine Menge Proben aller Art. (87—89).

An der Wand hängen die Planigloben in Gold auf blauem Leder, ein Meiſterwerk der Vergoldung des Buchbinders, von Vogt in Berlin. (82) Die großen Kreiſe, die langen Linien, die blumenreichen Verzierungen: alles iſt aus freier Hand mit Stempeln, oder durch ein Inſtrument, das mit Arm und Achſel regiert wird, in das Leder eingebrannt. Das Ganze gewährt den Anblick einer Goldzeichnung mit Zirkel und Lineal gearbeitet.

Daneben ſieht man eine überaus künſtliche und doch einfache Darſtellung des Kopernikaniſchen Weltſyſtems von Lieder in Berlin. (78) Das Werk iſt aus Metall gearbeitet und ruht auf zierlichen Säulen.

Drei Flieſen Gips-Marmor von Strasburger (81) ſind in ſofern merkwürdig, weil dieſe Nachahmung des wirklichen Marmors bei uns noch gar nicht in Anwendung gebracht worden. Man belegt ganze

Wände damit. Große Säle ſehen italiſchen Marmorhallen gleich. Iſt der Gipsmarmor ſehr ſchön geadert und polirt, ſo kann ihn nur ein Kennerauge vom wirklichen unterſcheiden. Man miſcht ihn in allen Farben, gelblich, grau, grünlich u. ſ. w. Beſonders iſt er auch zu architektoniſchen Zimmerverzierungen, namentlich zu Pilaſtern, ſehr anwendbar.

Das Geſagte beſtätigt ein eben hinzugekommenes Poſtament.

Möchten bei nächſter Ausſtellung mehrere unſrer Fabrikanten und Gewerbtreibenden ſich bewogen fühlen, kunſtreiche oder die Aufmerkſamkeit verdienende Arbeiten einzuſenden. Es würde dies gewiß dem Publikum zu mannigfaltigem Vergnügen und ihnen ſelbſt zur Bekanntmachung und Abnahme beförderlich ſein.

6.

Nachdem wir Allem ein Genüge gethan, und was ſich dem Auge darbot, von der höchſten Schöpfung des Kunſtgenies an, bis zu den Bemühungen des fleißigen Gewerbtreibenden und des ſich bemühenden und anſtrebenden Schülers geſchildert haben, ſo laſſen Sie uns wiederum auf höhere Gegenſtände zurückkommen.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſeit Mengs die Deutſche Kunſt und namentlich die Malerei ihrem gänzlichen Verfall entgegeneilte. Fern ſei es, daß ich die Werke eines Füger, Tiſchbein, Rehberg u. a. nicht nach ihrem eigenthümlichen Werth zu ſchätzen wüßte, allein die Kunſt im Allgemeinen und ihr Charakter zeigten Schwäche und Ermattung. Wie konnte es auch anders ſein? Kunſt hatte aufgehört, eine allgemeine Angelegenheit zu ſein. Niemand nahm an ihr Theil, als Fürſten, Vornehme, Reiche und die etwannigen Kunſtkenner und Liebhaber. So ermattete ihr Flug, und wie ein lieblicher Sänger des Waldes, aus ſeiner freien, luftigen Heimath in den Käfig geſperrt, zur Zimmerbeluſtigung dienend, zwar noch die ihm eigenthümlichen Töne behält, aber nie den vollen melodiſchen Schlag hören läßt, der im freien Waldrevier das Ohr entzückt, ſo diente die eingeengte Kunſt nur zur Erluſtigung weniger, ja ſie fröhnte nicht ſelten ihrem entarteten Geſchmack. Der Künſtler ſah

das Werk ſeiner Hände der öffentlichen Anſchauung entwandt; es wurde in die Zimmer der Reichen verſteckt, oder, was noch ſchlimmer iſt, in den verworrenen Kram eines Kunſtſammlers vergraben. Wenn ein Raphael, oder irgend ein Meiſter der alten Zeit malte, ſo wuſte er, ſein Werk wurde in der Stäte der Andacht aufgeſtellt, es prangte im Tempel, die Betenden knieten darum und ſogen aus ihm Beruhigung und Gemüthserhebung. Die Kunſtfreunde umringten es; es war zu jeder Zeit und Stunde dem Nachdenken, und der ſtillen innigen Betrachtung, für die es geſchaffen war, eröffnet. Mochte dagegen in neuerer Zeit die Liberalität der Fürſten zu Gallerien und Schlöſſern den Eingang gewähren, ſo war doch der Genuß nur Wenigen vorbehalten und konnte auf die Bildung des ganzen Publikums nur einen geringen Einfluß haben. Die Akademien pflanzten die Technik fort, vervollkommneten ſie vielleicht; allein der Sinn für das Wahre, Große, für die innere Tiefe der Kunſt konnte aus ihnen nicht hervorgehen; ſie verlangt das freie Streben eines großen Meiſters im Verbande mit ſeinen Schülern, die Theilnahme eines ganzen Publikums, ja eines ganzen Volks und freie, zugängliche Stäten der Anſchauung.

So ſtanden die Sachen, als Cornelius und Overbeck, von dem einfachen tiefen Sinn der altdeutſchen Meiſter ergriffen, in den heimathlichen Fluren, am alten Rhein, den Gedanken faßten, die alte edle Kunſt, in ihrer Würde, wieder zu erwecken. Ein kühnes Unternehmen, wenn man den damaligen Zuſtand und ſeine Verirrungen überlegt. Der Befreiungskrieg hatte der Deutſchen Nation einen Aufſchwung gegeben und Empfänglichkeit für das Wahre und Große vorbereitet. Die Künſtler gingen nach Rom. Die Werke Raphaels und der einfachen Meiſter vor ihm, bekräftigten ihren Entſchluß; und der ſinnige kunſterfahrne Bartholdi gab ihnen zur Ausführung die erſte Gelegenheit. In Vereinigung mit Wilh. Schadow und Ph. Veit, die ſich an ſie geſchloſſen hatten, ſchmückten ſie ſeine Wohnung mit Freskobildern; eine Art der Malerei, die außer Deckengemälden, ſeit undenklicher Zeit nicht verſucht worden war. Beſtellungen ähnlicher Art für die Villa Maſſimi folgten und der kunſtſinnige Kronprinz von Baiern gab Cornelius durch die

Ausſchmückung der Glyptothek und mehrerer Hallen ein weites Feld für ſein ſich entwickelndes Talent. So trat die Kunſt aus dem engen Kabinetsleben wieder in einen größern Raum und in die ihr gebührende Oeffentlichkeit.

Wilh. Schadow wurde Direktor der Akademie in Düſſeldorf und gründete zugleich eine Malerſchule. Der Düſſeldorfer Verein ſchloß ſich befördernd ſeinen Unternehmungen an. Dieſem Kunſtverbande verdanken wir es, daß Bendemanns ſchöne Schöpfung entſtand, und alles, was uns hier erfreute. Ein Bild der neuern Beſtrebungen iſt uns vor die Augen geſtellt; wir können aus dieſen Proben den Sinn und die Bedeutung der neuen Schule ermeſſen.

Weſentlich zweckt ſie darauf hin, mit Unterordnung des rein Techniſchen und Pittoresken, durch die innre Tiefe der Darſtellung, durch ſtrenge Charakteriſtik und Wahrheit, und durch die Anregung eines reinen und edlen Gefühls zu gefallen. Die Kunſt ſoll nicht das Auge blenden, blos durch einen äußern Sinnenreitz und Farbenſchmuck die Phantaſie aufregen, ohne den Gedanken und das innre Gefühl in Anſpruch zu nehmen; ſie ſoll nicht in eine leere Täuſchung ſich auflöſen, ſondern einen bleibenden Eindruck zurücklaſſen; das Herz ſoll aufgeſchloſſen, ſein innrer Schatz vermehrt werden, und Ideen, die der Menſchheit angehören, ſollen verbreitet, erhöht, und Kunſtſinn und Humanität allgemein befördert werden.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß bei dieſem Beſtreben ſich auch die Technik auf eine eigenthümliche Weiſe entwickeln wird. Wenn man von dem Weſentlichen, von dem Gedanken ausgeht, wird ſich auch die Form und eigenthümliche Darſtellungsweiſe finden; wenn man aber, wie bisher, durch bloßes Kopieren und Streben nach techniſcher Vollendung von der äußern Form ausgeht, ſo ſtellt ſich nie der Gedanke ein, ja er flieht ein ſolch unkünſtleriſches, mattes und nichtsſagendes Unterfangen.

Zwar hat jede Kunſt ihre Technik und ſie muß bis auf einen gewiſſen Grad geübt ſein; aber alsdann ſoll der Künſtler ſelbſtſchaffend auftreten und die Technik muß ihm nur als Mittel, nicht als Zweck dienen.

Die jetzt überall entſtehenden Kunſtvereine können viel dazu beitragen, dem beſſern Aufſtreben der Kunſt die Hand zu bieten. Schon allein durch Ausſtellungen erlangt die Kunſt Oeffentlichkeit. Der Künſtler kann gewiß ſein, daß ſein gelungnes Werk von Vieler Augen geſehn, von vielen Herzen empfunden iſt, ehe es dem Auge entrückt und ein Privateigenthum geworden iſt. War es ein Meiſterſtück, hat es einmal die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, ſo wird auch der Privatbeſitzer es ſich zur Ehre ſchätzen, den Anblick Mehreren zu gönnen, ja es, bei Gelegenheit, der öffentlichen Anſchauung wieder mitzutheilen. Können in jeder Stadt Gallerien, Muſeen errichtet werden, um ſo beſſer für die Kunſt und noch mehr für das ſich bildende Publikum. Aber noch wünſchenswerther, wenn Kirchen und öffentliche Hallen mit würdigen Kunſtwerken geſchmückt werden; denn nur in großen Räumen und in der Oeffentlichkeit waltet die Kunſt und ſchüttet ihr ſegensreiches Füllhorn über die Sterblichen aus.

Auch unſer Kunſtverein hat ſich bemüht, dem Publikum einen Genuß zu verſchaffen, den es ſeit einer langen Reihe von Jahren, ja vielleicht ſeit einem Jahrhundert nicht gehabt hat. Wo iſt hier ein Bild, gleich Bendemanns, von ſolchem Umfange, von ſolchem Kunſtwerth, von ſo tiefer, ergreifender Darſtellung aufgeſtellt und geſehen worden? Geſtehen wir, wir leben auch in dieſer Hinſicht in einer merkwürdigen Zeit. Ein großes Kunſtwerk erſcheint, weit hergeſendet, in unſrer Stadt, für unſre Anſchauung beſtimmt; während früher oft ärmliche Virtuoſen, um ihrer Erſcheinung höhern Werth zu geben, anzeigten, daß ſie ihre Kunſt nur auf der Durchreiſe nach Petersburg oder Warſchau vor uns producirten.

Dem Vorſtande des Kunſtvereins den gebührenden Dank; die Aufſtellung ſo großer und mannigfaltiger Gemälde verdient gewiß die innigſte Anerkennung, für Mühe, Fleiß und ſorgfältige Anordnung; den innigſten Dank jedoch dem Düſſeldorfer Kunſtverein, und der Güte des Herrn Oberlandesgerichtsraths und Procurators Schnaaſe, unſers verehrten Landsmanns, der auch in der Ferne ſeines heimiſchen Vaterlandes nicht vergaß, und deſſen Bemühungen wir es weſentlich verdanken, daß ſich der Düſſeldorfer Verein geneigt fühlte,

Gemälde von ſolchem Werth und Umfange der Sorgfalt des Vorſtandes unſers Kunſtvereins zu überlaſſen.

Auch den Verfertigern der Gemälde den Dank eines unverſtellten herzlichen Gefühls. Beſonders Dir, Bendemann, der Du die Weihe des Phantaſus und der tragiſchen Muſe empfingſt. Schreite kühn auf der begonnenen Bahn fort. Der Lorbeer der Unſterblichkeit winkt Dir; — doch ſei auch beſonnen. Wie viele ermatteten auf der ſchwierigen Bahn. Wem ſo Herrliches gelang, wie ſoll er noch Herrlicheres hervorbringen? — Darum bleibe Dir gleich. Laß die Geſtalten Deinem Buſen und Deiner Phantaſie entſtrömen, wie ſie freiwillig auftauchen. Wolle nichts höheres, als in des Menſchen Natur und Buſen ruht; aber wolle dies wahr, recht, kräftig, mit einfachem Sinn und edlem Herzen, ohne Ruhmſucht und ohne eitlen Prunk des Weltgefallens; dann wirſt Du das Höchſte erreichen, Dir unbewußt und ohne gewaltſames Ringen.

Möchte dieſe Sendung des Düſſeldorfer Vereins nicht die letzte ſein. Möchte durch dieſe Anerkennung ſich ein Band um zwei befreundete Städte ſchlingen, die wohlmeinend das Aufblühen der Kunſt zu befördern gedenken; möchte man erkennen, daß meine Stimme nur ein ſchwacher Ausdruck der öffentlichen Regung iſt, die ſich ſo laut und allgemein für die Würdigkeit der Kunſtgegenſtände und ſo innig für die Güte der Mittheilung geäußert hat. Möchten die Namen Bendemann und Köhler, in neuen Kunſtwerken gegenwärtig, noch oft bei uns ertönen; möchte die Erinnerung an die andern durch erfreuliche Geſtalten wieder bei uns aufleben — ſo viel iſt gewiß — Bendemann und die mit ihm vereinten Genien werden uns unvergeßlich ſein."

Gewiß jeder Bewohner unſrer Provinz wird in die Wünſche des Herrn Raabe von ganzem Herzen einſtimmen.

XI. Erwiderung auf den vom Herrn Profeſſor W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend.

(Fortſetzung.)

Indem wir Ew. Wohlgeboren die Requiſition des Königl. Wirklichen Geheimen Raths und Oberpräſidenten Herrn v. Schön, Excellenz, vom 26. Juli d. J. in Abſchrift mittheilen, erſuchen wir Sie, Sich der darin in Antrag gebrachten Unterſuchung: „ob Umſtände vorwalten, die es wahrſcheinlich machen, daß die hier im Deyſchen Hofe zum Ausbruche gekommene Cholera morbus von infizirten Orten — ſei es durch Menſchen oder durch Waaren und Sachen eingeſchleppt worden iſt;“ oder „ob ſolche Umſtände nicht obwalten — man alſo vorausſetzen muß, daß ſich die Krankheit am hieſigen Orte von ſelbſt erzeugt habe?“ zu unterziehen, und zu ſeiner Zeit die darüber zu verhandelnden Akten uns einzureichen.

Wir verkennen keinesweges, daß dieſe Unterſuchung in den Kreis Ihrer Amtsverpflichtungen nicht gehört; aber wir ſind nichts deſto weniger überzeugt, daß ꝛc.

Das hieſige Polizei-Präſidium wird Ew. Wohlgeboren dabei nach den Anweiſungen des Herrn Ober-Präſidenten auf das Kräftigſte unterſtützen und Sie auch mit denen bei der Abhörung der

Zeugen u. ſ. w. zu beobachtenden Geſundheits-Polizei-Maaßregeln bekannt machen.

Königsberg, den 27. Juli 1831.

Präſidium des Königlichen Oberlandesgerichts.

Zander.

An

den Königl. Kriminalrichter Herrn Richter ꝛc.

Nachdem nun auch unſer Ort von der Cholera-Epidemie ergriffen iſt, und eben dadurch ein neuer Beweis geliefert wird, daß ſelbſt die ſtrengſten gegen die Uebertragung der Krankheit, falls ſolche wirklich noch als möglich anzunehmen ſein möchte, getroffenen Maaßregeln nicht zureichen möchten, dem Uebel eine Grenze zu ſetzen, ſo bleibt es gerade hier in dem gegebenen Falle von der größeſten Wichtigkeit, den Grund der Krankheit zu ermitteln.

Der Gegenſtand dieſer Unterſuchung iſt in der allgemeinen Wohlfahrt und des Landes und der Menſchheit zu ſehr begründet, als daß derſelbe nicht auch Ew. Hochwohlgeboren lebhaftes Intereſſe in Anſpruch nehmen dürfte, und eben daher erlaube ich mir Ew. Hochwohlgeboren ergebenſt zu bitten: „die Unterſuchung über den Urſprung der Cholera, die bekanntermaßen in dem Deyſchen Grundſtücke auf der Kneiphöfſchen Holzwieſe zuerſt ſich gezeigt haben ſoll, einem Mitgliede des Collegii, etwa des Königl. Inquiſitoriats übertragen und von dem Erfolg mich benachrichtigen zu wollen."

Wobei ich nur noch bemerke, daß auf meine Veranlaſſung die Königl. Polizeibehörde zu dieſem Ende aufs Kräftigſte mitwirken wird.

Königsberg, den 26. Juli 1831.

v. Schön.

An

den Königl. Oberlandesgerichts Vice-Präſidenten Herrn Zander ꝛc.

In Folge des verehrlichen Auftrages des Oberlandesgerichts-Präſidii vom heutigen Tage hatte ſich

der Unterzeichnete ſofort zum Herrn Polizei=Präſidenten begeben, um mit dieſem die nöthige Rückſprache zu halten. Herr Präſident Schmidt theilte dem Unterzeichneten die Beilage mit, und gab ihm auch zugleich eine Anweiſung an den Herrn Polizeirath Cöhler, damit dem Unterzeichneten bei Vernehmung der Zeugen die nöthige Hilfe gegeben werde.

Der Herr Polizeirath Cöhler wurde erſucht, den Polizei=Diſtrikts=Commiſſair Winter morgen um 7 Uhr Morgens in das Inquiſitoriatszimmer zu deſſen Vernehmung zu beordern, da derſelbe nach der Meinung des Herrn Polizeiraths Cöhler, der von der Sache am beſten unterrichtete Polizeiunterbediente iſt.

Zugleich nahm Commiſſarius mit dem Herrn Polizeirath Cöhler die nöthige Rückſprache wegen der zu beobachtenden Geſundheitsmaaßregeln.

Die in der gegenwärtigen Unterſuchung geſtellte Aufgabe iſt zu ermitteln:

1. Ob Umſtände vorwalten ꝛc. (ſiehe den Auftrag.)

Es verlautet, daß in Dey's Hof ein Schiffskapitain abgeſperrt ſei, welcher aus Pillau her ſein ſoll. Pillau iſt aber ein verdächtiger Ort. Es wird alſo feſtzuſtellen ſein:

a) wann dieſer Menſch Pillau verlaſſen hat?
b) ob er mit einem Geſundheitsatteſte verſehen?
c) ob er bei ſeiner Ankunft geſund geweſen und
d) der Polizei vorſchriftsmäßig gemeldet worden iſt? ferner
e) welche Waaren und Sachen er bei ſich gehabt und nach Dey's Hof eingebracht hat?

2. Ob ſolche Umſtände nicht obwalten, ꝛc. (ſiehe gleichfalls den Auftrag.)

a) In dieſer Beziehung wird die Lage des Orts, in welchem die Cholera ausgebrochen iſt, genau zu beſchreiben, und ein Situationsplan zu entwerfen ſein. Bekanntlich liegt es in einer ſumpfigen Gegend, eine ſolche Lage aber trägt, wie die Erfahrung gelehrt hat, zur

zur Entſtehung und Verbreitung der Cholera ungemein viel bei.

b) Dey's Hof iſt notoriſch von einer großen Zahl höchſt dürftiger Menſchen bewohnt; die Wohnungen ſollen enge, unrein und ſtinkend ſein; an dem einen Hauſe ſoll ſich ein ſehr bedeutender Kothhaufen beinahe bis an die Fenſter erheben.

c) Leute des erwähnten Standes pflegen in der Regel ſehr kärglich, ſo wie ſich ihnen aber Gelegenheit dazu darbietet, übermäßig im Genuß zu ſein. Man wird daher bei der Unterſuchung auszumitteln bemüht ſein, welche Nahrungsmittel die Erkrankten zu ſich genommen haben, ob dieſelben übermäßig in Speiſen und im Trinken geweſen ſind, ein unzüchtiges der Völlerei ergebenes Leben geführt haben? u. ſ. w.

d) Im Publiko ſpricht man: „Auf die Nachricht, daß die Cholera in Elbing ausgebrochen ſei, habe die Polizei den Pregel am Holländerbaum geſperrt. Jenſeits deſſelben habe ein Kahn mit Fiſchen gelegen, welcher einige Tage warten müſſen, bis die Erlaubniß zum Einlaufe gegeben ſei. Inzwiſchen wären die Fiſche geſtorben, der Eigenthümer derſelben habe ſie dennoch auf der Fiſchbrücke verkauft. Der Sage nach ſollen Diejenigen, welche von dieſen Fiſchen genoſſen haben, erkrankt, und die zuerſt in Dey's Hof erkrankte Weibsperſon nach dem Genuſſe ſolcher Fiſche geſtorben ſein."

Auf alle dieſe Umſtände wird man bei der Unterſuchung zu rückſichtigen haben.

Es wurde auch der Herr Polizei-Präſident Schmidt erſucht, den Unterzeichneten mit der nöthigen polizeilichen Aſſiſtenz zu verſehen, und ihn zu benachrichtigen, welchen Geſundheitsmaaßregeln er ſich zu unterwerfen habe, damit in dieſer Beziehung von ihm kein Verſtoß gegen beſtehende Vorſchriften, welche ihm vielleicht noch nicht bekannt geworden ſind, unverſchuldet begangen werde; ferner wurde der Herr Stadtbaumeiſter Häfner erſucht, eine Handzeichnung von den

Deyſchen Gründen und deren nächſten Umgebungen zu fertigen und dem Unterzeichneten zugehen zu laſſen, was dieſer aber entſchieden ablehnte. Richter.

Mittheilungen des Herrn Polizeipräſidenten Schmidt.

Den 22. Juli 1831 wurde hier eine Arbeitsfrau in dem ſogenannten Deyſchen Hofe, Kneiphöffſche Holzwieſe No. 11, krank. Sie litt gegen Abend an einen Durchfall, an welchem ſie aber ſchon früher oft krank geweſen, wenn ſie ſich geärgert und den Magen überladen hatte. Den Morgen darauf beſſerte ſie ſich, trank aber eine große Quantität Kaffe, aß wieder und wurde hierauf ſchlechter. Um 3 Uhr Nachmittag ſtarb ſie, es wurde zur Section geſchritten und die Aerzte erklärten, daß negative Beweiſe dafür vorhanden wären, daß ſie an der herrſchenden Cholera geſtorben ſei. Ihr Mann und ihr Kind blieben geſund. Dagegen wurden während dieſer Zeit, ohnerachtet jede Berührung der krank geweſenen mit andern Perſonen behindert worden war, in demſelben Hofe noch vier andere Leute krank und litten an denſelben Zufällen. Sie wurden nach dem Cholera-Lazareth an dem Brandenburger Thore gebracht, um die Heilung zu verſuchen. Nun mußte aber ſofort zur Abſperrung der Deyſchen Gründe vorgeſchritten werden. Sie wurde noch an demſelben Abend durch Ziehung eines Zauns und 7 Militair-Poſten bewirkt. Auch wurde zugleich die Sperrung des Lazareths am Brandenburger Thor verfügt. Beides vorgeſchah unter polizeilicher Aufſicht und unter Beruhigung der Bewohner des Deyſchen Hofes, da ihnen zu gleicher Zeit durch den Sanitäts-Commiſſion-Vorſteher des Diſtrikts, Stadtrath Bittrich, Lebensmittel verabreicht wurden. In der Nacht vom 23. bis zum 24. waren in dem abgeſperrten Deyſchen Hauſe abermals 1 Mann und 2 ganz kleine Kinder erkrankt. Letztere mußten bei den Müttern gelaſſen und ärztlich behandelt werden.

An
den Königl. Kriminalrichter Herrn Richter ꝛc.

Ew. Wohlgeboren erwiedere auf das ſo eben eingegangene geehrte Schreiben von heute, ganz ergebenſt, daß Herr Polizeirath Coeler bereits angewieſen, Dieſelben mit Allen vorhandenen Nachrichten über die Entſtehung der Cholera in dem Deyſchen Hofe zu verſehen, und der Polizei-Diſtrikts-Commiſſarius Winter diejenigen Offizianten und nicht abgeſperrten Einwohner wird nachweiſen können, welche noch Auskunft über die erſte Entſtehung und die Lebensweiſe der zuerſt Erkrankten geben können. Vielleicht dürften auch die Verwalter oder Vermiether der Wohnungen in dem Deyſchen Hofe, ferner der Herr Stadt-Phyſicus von Treyden und die zuerſt hinzugezogenen Aerzte etwas zum Aufſchluß beitragen können.

Es iſt übrigens von der Königl. Regierung und der Central-Sanitäts-Commiſſion beſchloſſen worden, den abgeſperrten Theil des Deyſchen Hofes fortgeſetzt unter ſtrenger Sperre zu halten, und die Polizei-Behörde würde daher nicht füglich nachgeben können, daß Ew. Wohlgeboren mit den abgeſperrten und in Anſehung ihrer Geſundheit höchſt verdächtigen Einwohnern in unmittelbare Berührung treten.

Königsberg, den 27. Juli 1831.

Schmidt.

Ueberſicht von den an der Cholera erkrankten und geſtorbenen Perſonen Kneiphöfſche Holzwieſenſtraße No. 10. 11.

Namen.	Alter. J.	Erkrankt den	Starben daſelbſt	Wurden nach der Kranken-Anſt. gebracht	Starben daſelbſt	Hinterlaſſen Angehörige
1. Arbeitsmannsfrau Johanne Broſch	46	22 Juli	23 Juli	—	—	1 Mann u. 1 Sohn
2. Schuhm. Geſ. Frau Dorothea Meinert	66	23 „	—	23 Juli	—	1 Mann
3. Arbeitsmannsfrau Regine Minnich	39	23 „	—	23 „	—	1 Mann u. 4 Kind.
4. Goldarb.-Gehülfe Gottlieb Klapput	42	23 „	—	23 „	—	1 Frau u. 6 Kinder
5. Arbeitsmannsfrau Juliane Bohn	40	23 „	—	23 „	24 Juli	1 Mann u. 2 Kind.
6. Arbeitsmann Carl Minnich	49	24 „	—	24 „	—	4 Kinder
7. Mädchen Juliane Rohde	2	24 „	25 Juli	—	—	„
8. Arbeitsmannsfrau Eliſab. Neumann	46	24 „	—	—	—	1 Mann u. 3 Kind.
9. Mädchen Charl. Neumann	4	24 „	—	24 Juli	—	„
10. Arbeitsm.-Frau Sophia Böhm	31	24 „	—	25 „	—	„
11. Arbeitsmann Johann Bandaſch	52	24 „	—	24 „	—	„
12. Burſche Friedr. Minnich	8	25 „	—	25 „	—	„
13. Unverehel. Louiſe Neumann	20	24 „	—	26 „	—	„
14. Arbeitsm.-Frau Carol. Roſchinsky	55	26 „	—	26 „	—	„
15. Arbeitsmann Johann Bohn	46	26 „	—	26 „	—	„
16. Burſche Ferd. Bohn	8	26 „	—	—	—	„
17. Mädchen H. Neumann	7	27 „	—	27 Juli	—	„

Königsberg, den 28. Juli 1831.

Königlich Preußiſche Staaten.

No. ſechs des Paß-Journals. (L. S.)

Gültig auf Acht Tage.

Signalement des Paß-Inhabers.

1. Namen Hoffſtädt.
2. Stand ehem. Schiffs-Kapitain.
3. Vaterland Preußen.
4. Ort des gewöhnlichen Aufenthalts Pillau.
5. Religion Evangeliſch
6. Alter 44 Jahr.
7. Größe der Perſon 5 Fuß 7 Zoll.
8. Haare blond.
9. Stirn rund.
10. Augenbraunen blond
11. Augen blaugrau.
12. Naſe ſtark.
13. Mund mittel.
14. Zähne
15. Bart blond.
16. Kinn } oval.
17. Geſicht }
18. Geſichtsfarbe geſund
19. Statur mittel.
20. Beſondere Kennzeichen: hat eine kahle Platte.

Unterſchrift des Paß-Inhabers.
Benj. Hoffſtädt.

Da der ehemalige Schiffs-Kapitain Friedrich Benjamin Hoffſtädt, aus Pillau gebürtig,
mit (allein)
um auf irgend eine Art ein Unterkommen zu ſuchen
von hier
über Fiſchhauſen
nach Königsberg
zu reiſen wünſcht, und zu dieſer Reiſe durch Notorität ſich als unverdächtig legitimirt hat, ſo iſt demſelben zur gedachten Reiſe der gegenwärtige Paß auf Acht Tage ertheilt, und werden alle Civil- und Militair-Behörden geziemend erſucht, gedachten Fried. Benj. Hoffſtädt dahin frei u. ungehindert reiſen und reſp. zurückreiſen, auch nöthigen Falls ihm Schutz und Beiſtand angedeihen zu laſſen.

Der gegenwärtige Paß muß aber von der Polizei-Behörde, ohne Unterſchied zwiſchen Stadt und Land eines jeden Orts, an welchem Inhaber länger als Vier u. zwanzig Stunden ſich aufhält, viſirt und ihr zu dem Ende vorgelegt werden.

Gegeben Pillau d. 9. März 1831.
Der Polizei-Direktor
Flach.

Stempel u. Gebühren frei. (L. S.)

Inhaber hat ſich hier auf Betteleien betreten laſſen, hat gar keinen Erwerb und iſt darum angewieſen, ſofort den hieſigen Ort zu verlaſſen, und auf der geraden Tour über Fiſchhauſen nach Pillau zurückzukehren. Prolongirt auf zwei Tage. Königsberg, d. 10. April 1831.
Königl. Polizei-Präſident.
(L. S.) Im Auftrage
Grabe, Polizei-Aſſeſſor.

Verzeichniß von den der Cholera wegen abgeſperrten Familien auf dem Deyſchen Hofe, Kneiphöfſche Holzwieſenſtraße No. 10. 11.

1) Factor Werner; 2) Factor Böhm; 3) Borſtenbinder Lau; 4) Nachtwächter Wittke; 5) Wittwe Heimler; 6) Karrenmann Salewski; 7) Arbeitsmann Groß; 8) Goldarbeiterfrau Klapput; 9) Wittwe Sipplitt; 10) Reifſchläger Döring; 11) Gelbgießer Follmeiſter; 12) Schlöſſer Mechtholz; 13) Schlöſſer Alberts; 14) Arbeitsmann Rhode; 15) Schumacher Meinert; 16) Arbeitsmann Falkenau; 17) Tiſchler Schindelhauer; 18) Arbeitsmann Rees; 19) Arbeitsmann Alzeit; 20) Arbeitsmann Broſch; 21) Arbeitsmann Meyer; 22) Büchſenſchäfter Krüger; und 23) Schiffskapitain Hoffſtädt iſt nur vor dem Tage des Ausbruchs der Cholera eingezogen. Schwartz.

Hier folgt das Verzeichniß derjenigen Perſonen, welche zur Zeit des Ausbruchs der Cholera in Dey's Hof gewohnt haben. Es wird nicht abgedruckt, da es auf die Namen nicht ankommen kann; vermerkt wird aber, daß im Bretterhauſe 35, in dem Hauſe in dem Winkel 14, und in den übrigen Häuſern 87, alſo überhaupt 136 Perſonen zur Zeit des Ausbruchs der Cholera gewohnt haben.

Actum Königsberg im Deyſchen Hofe, Kneiphöfſche Holzwieſenſtraße No. 10. 11., den 28. Juli 1831.

Um dem verehrlichen Auftrage des Königl. Oberlandesgerichts-Präſidii vom geſtrigen Tage zu genügen, hatte ſich der unterzeichnete Kriminalrichter mit Zuziehung des Oberlandesgerichts-Referendarius Meyländer hieher begeben.

1) Der Polizei-Diſtrikts-Commiſſair Heinrich Gotthardt Winter iſt anweſend, übergiebt ein Verzeichniß der daſelbſt wohnenden Familienväter und bemerkt, daß bis jetzt nach dem beiliegenden Verzeichniſſe ſiebzehn Perſonen im Deyſchen Hofe an der Cholera erkrankt wären. Wie viel von denſelben verſtorben ſind? wiſſe

er nicht; zwei Perſonen weiblichen Geſchlechts wären jedoch hier zur Stelle geſtorben; mehre andere aber nach dem Lazarethe an dem Brandenburger Thor gebracht.

Man nimmt zuvörderſt die Lokalität in Augenſchein. Dey's Hof liegt in einem ſumpfigen Theile der Stadt. Herr Winter zeigt hiebei an, daß in fünf Gebäuden nach der letzten genauen Zählung 170 Seelen gewohnt hätten; vorzüglich wäre das eine Gebäude von Holz ſehr bevölkert geweſen.

Hinter dieſem Gebäude geht ein ſtinkender Graben, welcher ſeit mehren Jahren nicht geräumt worden; an manchen Stellen iſt derſelbe beinahe verſchüttet. Der Augenſchein zeigt an dieſem Gebäude noch jetzt in dem gedachten Graben verſchiedene Haufen, welche gegenwärtig mit ungelöſchtem Kalk beſchüttet ſind, die Gemüll und ſonſtigen Unrath enthalten ſollen. Von der Lokalität iſt die anliegende Handzeichnung entworfen.

Herr Winter fährt fort: Die erſte Meldung, daß am hieſigen Orte eine Perſon erkrant ſei, wurde am 22. d. M. gemacht. Nach den Ausmittelungen war zwei Tage vorher eine arme Frau von ſehr vorgerücktem Alter geſtorben. Die demnächſt Erkrankte (deren Namen Broſch angegeben wird) ſoll dieſe Frau in der Krankheit gepflegt und nach ihrem Tode abgewaſchen, auch die Broſch an dem Tage ihrer Erkrankung todte Fiſche gegeſſen haben. Dieſe Fiſche habe ſie nicht einmal ſogleich zubereitet, ſondern ſie einen halben Tag in einer Mangelkammer aufbewahrt. Der Wirth der Deyſchen Gründe, Aufwärter Bertram, werde über den Vorfall vielleicht nähere Auskunft geben können; ihm — dem Winter — ſei ſonſt nichts weiter bekannt, außer daß gegenwärtig ſich kein Kranker in Dey's Hof befindet. Winter.

2) Der Schiffskapitain Hoffſtädt, 44 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, in Pillau wohnhaft, deponirt, nachdem er erinnert worden, auch in den kleinſten Umſtänden der Wahrheit getreu zu ſein, Folgendes: Ich

wohne in Pillau. Da ich gegenwärtig kein Engagement habe, ſo war ich bemüht, ein ſolches zu ſuchen, und ließ mir unterm 9. März d. J. den beiliegenden Paß (er iſt gehörig durchräuchert zu den Akten genommen) von der Polizei-Direktion in Pillau geben. Mit dieſem Paſſe begab ich mich nach Alt-Pillau zu meiner Schweſter, der Lootſenwittwe Schöpke, bei der ich mich bis zum 24. oder 26. März c. aufhielt. Ich kam alsdann zu Fuß hieher. Meine ganze Habe beſtand in den Kleidern, welche ich auf dem Leibe trage; einem Frack von Sommerzeug; zwei Hemden; zwei Paar Beinkleidern, das eine von Tuch, das andere von Nanking; einem Paar wollenen Unterbeinkleidern; Stiefeln und einem Velpelhute. Strümpfe trage ich nicht. Mein Halstuch iſt von Gingham. Ich nahm meinen Aufenthalt auf der Reifſchlägerherberge auf der Laak. Meinen Unterhalt fand ich bei den Schiffskapitainen; auch trieb ich Mäklergeſchäfte mit Bernſteinkorallen; verſuchte es auch hin und wieder andre Waaren der Schiffskapitaine unterzubringen. Ich weiß es nicht anders, als daß ich der Polizei gemeldet worden bin. Die Polizei muß auf mich aufmerkſam geworden ſein, denn ich wurde unterm 9. April c. auf das Büreau derſelben beſtellt; man machte mir hier den Vorwurf, daß ich mich auf der Bettelei habe betreten laſſen; viſirte meinen Paß und gab mir die Weiſung, mich ſofort auf der geraden Tour über Fiſchhauſen nach Pillau zu begeben, wozu man mir eine Friſt von zwei Tagen geſtattete. Dieſes Gebot habe ich nicht befolgt. Ich hatte bei einem Engliſchen Schiffskapitain (ich glaube er heißt Thomſon) etwas zu thun; ich half ihm nämlich auf ſeinem Schiffe ſeine Sachen ordnen. Bei ihm war ich über acht Tage auf ſeinem Schiffe gerade über dem rothen Krahne. Er nahm verſchiedene Güter, Hanf, Pferdehaare in Ballen ꝛc. ein. Ob in dieſen Ballen gerade Pferdehaare geweſen ſind, weiß ich nicht; auch kann ich die Kaufleute nicht nennen, von welchen er die Waaren erhalten hat. Sie wurden

aus der Waage gerade über dem rothen Krahne in das Schiff gebracht. Ich war ferner bei einem Schwediſchen Schiffskapitain, deſſen Schiff vor dem rothen Krahne lag, welches Klinker (kleine Steine) geladen hatte. Der Kapitain heißt Braunsberg und iſt längſt abgeſegelt. Während dieſer Zeit ſpeiſete ich nur zu Mittag in der Reifſchlägerherberge. Nachdem der Schwediſche Schiffskapitain fort war, begab ich mich auf den Oberrollberg No. 22. zu einem Flachsbinder in Schlafſtelle. Ich trug dieſem Mann auf, mich der Polizei zu melden, und er forderte mir zu dieſem Behuf auch einen Zettel ab. Wie lange ich bei ihm geweſen bin? weiß ich nicht mehr. Nunmehr begab ich mich in die Roggenſtraße zu einem Schuhmacher in Schlafſtelle. Dieſer Schuhmacher, deſſen Namen ich nicht weiß, wohnt in dem zweiten Hauſe von dem Lorekſchen Gewürzladen. Bei dieſem Schuhmacher war ich ununterbrochen bis zum Donnerſtage in voriger Woche. Ob er mich vorſchriftsmäßig gemeldet hat, iſt mir nicht bekannt. In der Zwiſchenzeit habe ich von kleinen Mäklergeſchäften gelebt; mitunter auch von den Schiffskapitainen und Kaufleuten ein Geſchenk erhalten. Am vergangenen Donnerſtage gegen Abend ging ich nach Dey's Hof zu einem Schuhmacher in Schlafſtelle, deſſen Namen ich nicht weiß. Mehr als die oben erwähnten Sachen habe ich in meine letzte Wohnung nicht gebracht. Ich beſinne mich, daß ich auch noch ein roth baumwollenes Schnupftuch beſitze. Ich habe mich in der Zeit vom 24. oder 26. März c. bis zu dieſem Augenblicke nicht aus Königsberg entfernt; mich auch einer ununterbrochenen Geſundheit erfreut. Zwar habe ich dem Polizeirath Cöhler geſagt, daß ich an dem erwähnten Donnerſtage von Pillau gekommen ſei; ich muß dieſes jedoch widerrufen, und offen geſtehen, daß ich mich einer Unwahrheit ſchuldig gemacht habe. Ich gab darum vor, aus Pillau gekommen zu ſein, weil ich hoffte, daß dieſe Nothlüge die Polizei veranlaſſen würde, mich nach Pillau zu entlaſſen.

In der Stube, welche ich mit dem Schuhmacher und ſeiner Ehefrau bewohnten, war außer uns Niemand. Die Stube hat zwei Fenſter, und iſt meiner Meinung nach groß genug, um drei Menſchen, ohne Gefahr für ihre Geſundheit, zu beherbergen. In der Nacht, und zwar in der erſten, welche ich in Dey's Hof zubrachte, hörte ich in einer Nebenſtube, daß eine Frau ächze; auch bemerkte ich, daß dieſe Frau ſehr oft zu Stuhl ging und ſtarkes Erbrechen hatte. Wenn ich eben geſagt habe, die Frau habe ſich in einer Nebenſtube befunden, ſo muß ich dieſes dahin berichtigen, daß dieſes Behältniß keine Stube, ſondern nur eine Kammer iſt. Am andern Morgen ging meine Wirthin in die gedachte Kammer zu der Kranken, um nach ihrem Befinden zu fragen. Die letztere klagte über großen Durſt und Schmerzen in den Beinen. Meine Wirthin erzählte mir, daß die kranke Frau drei Töpfe voll laxirt und vollgebrochen habe. Meine Wirthin lebt noch, und wird nähere Auskunft geben können, wie ich. Zu der Erkrankten wurde ein Arzt, den ich nicht nennen kann, gerufen. Freitag gegen Abend (ich bin deſſen jedoch nicht ganz ſicher) ſtarb die erwähnte kranke Frau. Sie blieb in ihrer Kammer liegen. Meine Wirthin und noch eine andre Frau — welche verſtorben iſt — haben, wie ich gehört habe, die Verſtorbene abgewaſchen. Eine von dieſen Frauen erkrankte, wie ich glaube, in der folgenden Nacht. Ihr Ehemann wird hierüber die beſte und ſicherſte Auskunft geben können. Er bewohnt zur Zeit noch die Kammer, in welcher ſeine Frau geſtorben iſt. Am Sonnabende, jedoch weiß ich auch dieſes nicht genau, wurde die Etage, in welcher die Erkrankungen vorgefallen waren, geſperrt. Es währte nicht lange, ſo erkrankte auch meine Wirthin. An dem Tage, wo ſie erkrankte, hatten wir Graupe mit Butter zum Mittagseſſen; dieſes wollte ſie nicht eſſen; ſie bereitete daher für ſich friſche Kartoffeln mit Häringen, welche ſie zu Hauſe hatte. Wie ſie dieſe genoſſen hatte, legte ſie ſich ganz munter in der Stube auf die platte

Erde, nämlich die Diele, nieder, um zu ſchlafen. Sie kann wohl eine Stunde geſchlafen haben; dann ſtand ſie auf und ging nach der Küche. Ich bemerkte, daß ſie eine wäßrige Flüſſigkeit mit den Füßen zu verreiben ſuchte, und als ich ſie fragte, was ſie mache? ſagte ſie zu mir: „ich will hier nur ein wenig aufwiſchen.“ Während ich nach der Stube zurückging, kam ein Arzt aus der oben erwähnten Kammer und rief mir zu: „helfen Sie doch ein wenig, es iſt hier ja wieder ein Unglück.“ Jetzt ſank die Frau in die Knie. Der Arzt verlangte von mir, daß ich ihm helfen ſollte, die Frau aufzurichten. Ich that ſolches aber nicht, ſondern ging herunter und ſchickte einen Krankenwärter herauf. Dieſe Frau iſt nach dem Krankenhauſe abgeführt. — Eigene Bette habe ich nicht; an den Orten wo ich geſchlafen habe, hat man mir Bette gegeben. Ich bin völlig geſund, habe ſeit jener Zeit aber immer unterm freien Himmel gelegen, weil ich mich gefürchtet habe, in das Haus zu gehen.

V. G. U.

Benj. Hoffſtädt.

Inzwiſchen war es 12 Uhr geworden. Der Unterzeichnete wird auch eiligſt nach Hauſe gerufen, weil in der Nähe ſeiner Wohnung, nicht fern von dem Polizeigebäude, ein Aufruhr ſtattfinden und das Polizeigebäude geſtürmt werden ſoll; auch fallen ſo eben einige Schüſſe.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

(Fortſetzung folgt.)

XII. Berichtigung.

Der Unterzeichnete findet ſich veranlaßt, zu den im Februar-Hefte d. J. Seite 213 ff. aufgenommenen biographiſchen Notizen über den verſtorbenen Biſchof zu Kulm, Herrn von Mathy, die folgenden Berichtigungen nachzutragen, einmal, daß der Hochſelige nicht drei, ſondern volle fünf Jahre zum Behufe ſeiner Ausbildung für den geiſtlichen Stand in Rom zugebracht, und ſodann, daß derſelbe nicht 1811, ſondern ſchon im Jahre 1809 den Ruf zu der Stelle des katholiſchen Conſiſtorial- und Schulrathes bei der Königl. Oſtpr. Regierung zu Marienwerder übernommen habe.

Braunsberg, den 20. Februar 1833.

Dr. Joſ. Scheill,
Regens des Fürſtbiſchöfl. Ermländ. Diözeſan-Klerikal-Seminars und Profeſſor der Theologie an dem Königl. Lyzeum Hoſianum daſelbſt*).

*) Aus einer Urſache, woran der Verfaſſer keine Schuld trägt, ward derſelbe in der Unterſchrift zu den mitgetheilten biographiſchen Notizen im Februar-Heft S. 218 als Lyzeal-Direktor vorgetragen.

XIII. Bei Göthes Tod.

Von der Verfaſſerin der Monate des Jahres und Lebens, der Tageszeiten des Weibes, Lottchens Lieder u. ſ. w.

Der Greis entſchlief — und ſanft gebettet ruht
Im Mutterſchooß er heimiſch, feſt und gut.
Nun bald — er naht — webt, mit geſchäftgen Händen
Der Schönheit, Anmuth, Hoffnung holde Spenden
Um jede Spur der Allvergänglichkeit
— Selbſt wandelbar — der Jugendgott der Zeit.

Der Geiſt ſtieg auf vom Erdenband getrennt,
Im Lichtſtrahl auf, verwandtem Element
Zuſtrebend froh, von droben angezogen.
Noch wankend in des Lichtmeers vollen Wogen
Fühlt er ſich frei; nicht wie im engen Raum
Der Bruſt er's einſt gewähnt, geahnet kaum.

Wohl iſt der Greis — gewältigt von der Zeit,
Doch reich bekränzt ſelbſt für die Endlichkeit,
Doch hochbegabt bis nah dem Ziel hienieden,
Nicht lebensſatt, des Daſeins froh — geſchieden.
Ja, nur der Greis, ob auch zu unſerm Schmerz; —
Uns bleibt ſein Geiſt, ſein Geiſt, für Geiſt und Herz.

Was er uns gab — er gab ſo frei und wahr;
Was er gewollt — dort erſt erkennt er's klar;
Was er gewirkt in langen reichen Jahren
Wird ſich, ſtets reinerkannter, feſt bewahren.
Sein Geiſt, im „Flor, von Morgenduft gewebt
Und Sonnenklarheit“ *) bleibt uns: Göthe lebt!

---

*) Worte aus Göthes Gedicht: Zueignung.

XIV. Ritter Wedell.

Wohl zeugt das graue Alterthum
Von Ritterthat und Heldenruhm,
Und mit der Wehmuth Blick
Schaut Mancher drauf zurück:
Doch näher, ihr Knaben mit fühlender Bruſt,
Mit blitzenden Augen voll krieg'riſcher Luſt,
Kommt alle nur her,
Und höret die Mähr
Des Riters von Wedell, und werdet wie er!

Daß unſre Zeit auch Helden zieht,
Das ſingt euch ſtolz mein kleines Lied;
Den, welchen ich genannt,
Gebar das Pommerland.
Er ſchwor zum Pannier des Königs und Herrn,
Als Wetter umhüllten den Preußiſchen Stern,
Und treu in der Noth
Starb herrlichen Tod
Der Jüngling im Siege auf höh'res Gebot.

Es brach in der Pariſer Schlacht
Der Unterdrücker letzte Macht;
Doch kämpft das Bundesheer
Am Marter-Berge ſchwer;
Da dringen durch Pantin mit Hurrahgeſchrei
Die Säulen der Preußiſchen Leibwacht herbei,
Und Wedell voraus
Durch Pulver und Graus,
Ein Führer der Schützen im Kugelgeſaus.

Mit Jauchzen ſchreitet er voran
Auf blutigſchöner Kriegerbahn;
Da ſieh! ein Eiſenball
Trifft ihn im ſchweren Fall.

Sec.-Lieut. Hans v. Wedell im 2ten Regiment Garde zu Fuß, in der Schlacht bei Paris verwundet, pfiff, als er fortgetragen ward, den Teplitzer Walzer, und ſprach bei der Abnahme des rechten Beins: „das war für meinen König!" bei der Amputation des linken: „und das war für mein Vaterland!" Nach ſechs Wochen ſtarb er als Hauptmann und Ritter des Verdienſtordens.

Digitized by Google

Dies ſehen die Freunde mit fühlendem Sinn,
Doch müſſen ſie über den Blutenden hin;
Sie ſtürmen vorbei
Der Ehre getreu,
Und Mancher noch ſtürzt aus der Siegenden Reih'.

Zween Grenadiere tragen jetzt
Den Jüngling, der ſo ſchwer verletzt,
An einen ſichern Ort,
Und warten ſeiner dort.
Da hört er Verwundete wimmern, und ſpricht
Mit heiterem Lächeln: „So klaget doch nicht!
Wohl ſchmettert das Blei
Die Beine entzwei;
Doch ſtärker ſind Vaterlandsliebe und Treu'!"

Zu retten ſolchen Biedermann
Eilt mancher wackre Arzt heran.
Man ſagt — es mußte ſein —
Ihm ab das rechte Bein.
Er duldet es ſtandhaft mit männlichem Muth,
Und rufet: „Dem König gehöret mein Blut!
Ich ſterbe ja gern
Für ſolch einen Herrn,
Der leuchtet dem Heere, ein leitender Stern!"

Sie nehmen drauf bei harter Pein
Dem Jüngling ab das linke Bein;
Doch er mit Engelsruh
Sieht ohne Klage zu.
Dann ruft er, von heiligem Feuer entbrannt:
„Dies opfre ich freudig dem heimiſchen Land!
Ich gab's im Gefecht
Dem Menſchengeſchlecht,
Und ſterbe für Preußen, für Freiheit und Recht."

Bald nach der harten Siegerſchlacht
Ward er zur Frankenſtadt gebracht;
Es gab ſein froher Sinn
Sich ſchon der Hoffnung hin.
Der König, der väterlich ſeiner gedacht,
Der hatt' ihn zum Hauptmann und Ritter gemacht;
Doch zog der Schmerz
Ihn himmelwärts,
Und endlich brach ſterbend ſein adliches Herz.

Ihr Knaben in der Preußen Land,
Am Memel-, Rhein- und Oderſtrand,
Dies kleine Lobgedicht
Vom tapfern Landsmann ſpricht;
Drum höret die Kunde mit ſchwellendem Muth,
Und ſteigt euch zum Herzen das Preußiſche Blut,
So eilt im Verein
Zur Eiche im Hain,
Und ſchwöret, ſo wacker wie Wedell zu ſein!

W. v. E.

XV. Lied eines jungen Landmannes im December 1832.

Mel. Sagt mir an, was ſchmunzelt ihr? ꝛc.

Welch ein Jubel und Geſang
Tönt das ganze Dorf entlang?
Durch die hellen Fenſterſcheiben
Seh' ich manche Kurzweil treiben,
:,: Bei der Kerzen Licht. :,:

Denn der Chriſtbaum iſt beſcheert.
Ach! von welchem hohen Werth
Sind die Früchte, die ihn füllen;
Kindes-Wunſch iſt bald zu ſtillen. —
:,: Frohe Knaben-Zeit! :,:

Jetzt quält den ſonſt frohen Sinn
Nur die ſchöne Binderin!
Die ſich in mein Herz geſchlichen,
Als wir durch die Felder ſtrichen
:,: Mit dem Erndte-Kranz. :,:

Jüngſt, den Weihnachtsmarkt zu ſehn,
Ließ ſie freundlich es geſchehn,
Daß ich ſie mit andern Mädchen
Führte nach dem nahen Städtchen,
:,: Unter frohem Scherz! :,:

In der bunten Buden Reih'n
Wählte ſie bei Lampenſchein
Für die jüngern Schweſtern — Brüder,
Seidne Bänder, ſchöne Lieder,
:,: Gedruckt in dieſem Jahr! :,:

Und

Und ich weihte ihr dazu,
Mit dem Opfer meiner Ruh,
  Von dem ſchönſten Marcipane
  Manches Herz, — im ſüßen Wahne,
:,: Auch ihr Herz ſei mein! :,:

Länger halt' ich's nicht mehr aus! —
Morgen bei dem Weihnachts-Schmaus,
  Wenn wir uns im Tanze drehen,
  Will ich ſchmeichelnd bitten, — flehen,
:,: Bis das Jawort tönt. :,:

Welch ein Glück! — zum neuen Jahr
Schmückt die Mirthe dann ihr Haar! —
  Und am nächſten Weihnachtsfeſte
  Pflanze ich aufs allerbeſte
:,: Selbſt den Weihnachtsbaum! :,: E.

XVI. Lied eines jungen Landmannes im Januar 1833.

Mel. Heiſa luſtig! ich bin Hans
Und leb' ohne Sorgen ꝛc.

Heiſa luſtig! — es regiert
  Nach des Himmels Regeln
Nun ein neues Jahr, und führt
  Mit ſchneeweißen Segeln
Unſer Schifflein nach dem Ziel,
  Wie es Gott beſchieden;
Bald iſt's wilder Stürme Spiel,
  Bald ſchifft es im Frieden! —
Mancher ſchwimmt im Ueberfluß,
  Hat viel Gold geladen,
Und ſchifft doch nur mit Verdruß,
  Fürchtet Sturmes-Schaden; —
Zählt und wacht bei Tag und Nacht
  Ueber ſeine Schätze,
Bis er, von der Welt belacht,
  Fällt in Todes-Netze! —
Manche iſt voll Eitelkeit,
  Flaggt mit Gold und Seide;
Dünkt, man hält ſie für geſcheut,
  Prunkt ſie mit Geſchmeide. —

Koſtet Geld — und dauert nicht! —
Wer jetzt für ſie glühet,
Sieht ihr nicht mehr ins Geſicht,
Wenn die Jugend fliehet.

Mancher hat den Stolz am Bord,
Will was Großes werden,
Quält und plagt ſich immerfort,
Wird nicht froh auf Erden. —
O! bedenk', auf hohem Meer
Giebt es Sturm und Klippen,
Du vermeideſt ſie nur ſchwer,
Und mußt Waſſer nippen. —

Mancher kann im Frauen-Kreis,
Stumm, nicht einmal mucken;
Manchem iſt die Zunge heiß,
Will nur immer ſchlucken; —
Mancher kann vor Liebes-Noth
Nimmermehr geſunden;
Manchen ekelt liebes Brod,
Braten nur will munden.

Uebermaaß gedeihet nie! —
Das iſt alles eitel;
Bringt zuletzt nur Sorg und Müh,
Leert den vollſten Beutel.
Laßt uns Fleiß, Genügſamkeit, —
Meidend eitle Träume, —
Laden, mit Zufriedenheit,
In des Schiffes Räume.

Nehmt dazu, auf ſtiller Fahrt,
Treue ſtille Liebe;
Vor des Winters Froſt verwahrt,
Ihre zarten Triebe. —
Von des Schiffes Maſt herab,
Frei vom böſen Wahne
Eitler Selbſtſucht, bis ins Grab,
Weht der Freundſchaft Fahne.

Laßt des Glaubens ehern Schild
An dem Schiffchen glänzen;
Veilchen, der Ergebung Bild,
Lieblich es umkränzen.
Und der Anker ſei das Pfand,
Welches Hoffnung ſpendet,
Daß in ſel'ger Heimath Land
Unſre Fahrt einſt endet.

S.

XVII. Literariſche Chronik.

Preußen und Polen; eine Beleuchtung der Verhältniſſe beider in Bezug auf die neueſte Polniſche Revolution, mit vorzüglicher Rückſicht auf die von einigen Journaliſten gegen Preußen gerichteten Angriffe und die übergetretenen Polniſchen Truppen bei Elbing, Dirſchau und Marienburg. Nach den zuverläßigſten Quellen und eigner Wahrnehmung von einem Bewohner Weſtpreußens. Danzig 1832, bei Fr. Sam. Gerhard. 56 S. 8. Preis 10 Sgr.

Dieſe Schrift, aus der Feder eines unterrichteten und geiſtreichen Mannes, erörtert einen Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe; — ſie iſt ein würdiges Seitenſtück zu der in dieſen Blättern bereits beſprochenen Schrift des Herrn Hauptmann v. Dankbahr. Die Schrift hat zum Zweck, die Angriffe zurückzuweiſen und zu beleuchten, welche Preußen in Bezug auf ſein Benehmen, bei der letzten Polniſchen Revolution, und gegen die übergetretenen Polen in verſchiedenen Zeitſchriften hat erdulden müſſen. Zuvörderſt wird der Vorwurf zurückgewieſen, daß Preußen in der fraglichen Angelegenheit ſich unpolitiſch, inhuman, illiberal und ungerecht benommen; und demnächſt bewieſen, wie wenig begründet der Vorwurf ſei, daß Preußen durch Unterſtützung der Ruſſen ſich an der Sache der Menſchheit verſündiget habe. Nach Beleuchtung dieſer Hauptbeſchuldigungen geht der geiſtreiche Verfaſſer auf die Widerlegung einzelner Anklagen ein: a) daß Preußen diejenigen Ausländer, welche den Polen haben zu Hilfe eilen wollen, theils zurückgewieſen, theils auf ihren Wegen gehemmt haben ſoll; b) daß es unwahr ſei, daß die Preußiſche Regierung fremde Aerzte, die nach Polen zu reiſen beabſichtiget, zurückgewieſen habe. c) Es wird als eine ſchändliche Verläumdung der Preuß. Regierung dargethan, daß die Verſendung von Charpie und Leinwand zu Verbänden für die Polen unterſagt worden; d) die Nichtduldung des Doktor Hove, eines Franzöſiſchen Emiſſairs und Unruheſtifters in Weſtpreußen, wird gerechtfertiget; und eben ſo e) die verweigerte Zufuhr von Waffen u. Kriegsmaterial an die Polen. Ferner wird f) der Umſtand beleuchtet, weshalb die Preußiſche Staatszeitung nicht alle Nachrichten, welche Polniſche Blätter mitgetheilt

haben, ganz unverändert aufgenommen hat? und endlich g) die Beſchuldigungen gegen Preußen, in Beziehung auf die Behandlung der Polen in Weſtpreußen erörtert. Dem Referenten ſind durch die Güte eines hohen Staatsbeamten die amtlichen Quellen über die Vorfälle bei Fiſchau u. ſ. w. zu Händen gekommen, und er hat mit innigem Vergnügen geleſen, daß der Herr Verfaſſer in ſeiner Darſtellung überall aufs gewiſſenhafteſte der Wahrheit treu geblieben iſt. Das Verfahren der Preuß. Militair- und Juſtizbehörden in den erwähnten Fällen iſt ein bleibendes Denkmal der großen Milde, mit welcher man die Gerechtigkeit gegen Verirrte handhabt.

Einen Auszug aus dieſer intereſſanten Schrift, welche nur 56 Seiten enthält, falls er auch nur kurz ſein ſollte, hier zu geben, würde dem Verleger derſelben Nachtheil bringen; ich bemerke daher nur noch, daß dieſelbe keinesweges eine Schmäh- oder Spottſchrift auf die in mancher Hinſicht gemißhandelten Polen iſt, und daß ich, obwohl ſelbſt ein geborner Pole, aus voller Ueberzeugung Dasjenige unterſchreibe, was der Verf. über die Mode neuerer Zeit, alles Beſtehende zu tadeln, und die damit verknüpfte unglückliche Reformationsſucht, gleich im Anfange ſeiner Schrift ſagt. Man wird dieſelbe gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen, u. ſie iſt daher beſtens zu empfehlen.

—ch—

Die Lungenſeuche des Rindviehes, von L. Wagenfeld, Königl. Preuß. Kreis-Thierarzte zu Danzig. Danzig 1832, im Verlage bei Friedrich Samuel Gerhard. IV. und 74 S. gr. 4. mit 3 color. Steindrücken. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Unſtreitig iſt es eine erfreuliche Erſcheinung unſerer Zeit, daß in jedem Fache menſchlichen Wiſſens reger Eifer, in Erkenntniß fortzuſchreiten, ſich darthut; und wenn auch nur Schritt vor Schritt vorwärts gelangt wird, ſo verdient doch jeder Schritt den Dank der Mit- und Nachwelt. — Ein erfreuliches Zeichen, daß auch im Gebiete der Thierheilkunde ſich immer mehr wiſſenſchaftliche Anſichten verbreiten, und einfache Wahrheiten die ihnen gebührende Anerkennung erlangen, iſt die obgenannte Schrift. Und wenn gleich dem Herrn Wagenfeld nicht das Verdienſt eingeräumt werden kann, eine neue Entdeckung gemacht

zu haben, ſo hat derſelbe doch ſeine Fähigkeit, das Vorhandene zu ſammeln und zu würdigen, auf eine verdienſtvolle Weiſe dadurch dargelegt. — Speziell dieſes Buch zu analyſiren und zu beleuchten, iſt außer dem Zweck dieſer Blätter, dürfte auch weniger das große Publikum, als die Sachverſtändigen intereſſiren. Es iſt jedem, der eine nach dem jezigen Stande der Wiſſenſchaft möglichſt erſchöpfende Monographie dieſer Krankheit zu leſen und ſich im Falle der Noth ſelbſt zu helfen wünſcht, aufrichtig zu empfehlen. — Für den Viehbeſitzer ſei hier noch näher angedeutet, was in den einzelnen Abſchnitten hier nach einander abgehandelt wird. Die Erkennungszeichen der beſagten Krankheit; die verſchiedene Art ihres Verlaufs; im Anfange und beim weitern Vorrücken der Krankheit, wo gezeigt wird, daß das erſte Stadium einen chroniſchen, d. h. ſchleichenden, das zweite dagegen einen acuten, d. h. ſehr beſchleunigten Verlauf annimmt *); Vorkommen und Gang derſelben, wobei ſie als Epidemie und als ſporadiſche Krankheit gewürdigt wird; welche Erſcheinungen man in den geöffneten an dieſer Krankheit krepirten Thieren wahrgenommen hat; Auseinanderſetzung der Natur dieſer Krankheit; die Urſachen ihres Entſtehens; welchen Ausgang die Krankheit jedesmal ſchon im Voraus beſtimmen laſſe; Erfahrungen und Vorſchläge zur Verhütung dieſer Krankheit und Behandlung der ausgebrochenen. Hierauf theilt der Verfaſſer aus den Akten über dieſe Seuche noch 8 Fälle über die beſondern Arten ihres Vorkommens und ihres Verlaufes mit; zeigt dann, wie weder Berührung noch Genuß des Fleiſches oder irgend eines Theiles dieſer kranken und krepirten Thiere irgend einem andern Geſchöpfe je ſchädlich geweſen, und ſchließt endlich mit einer ſehr kurzen Anführung über die Verbindung dieſer Seuche mit andern Seuchen, namentlich mit der Rinderpeſt und dem Milzbrande. — Eine ſchöne erläuternde Zugabe zu den Leichenöffnungen ſind die 3 illuminirten Abbildungen von Lungenſtücken aus verſchiedenen Stadien der Krankheit.

Königsberg, im Februar 1833. Δ

*) Referent möchte mit den beſſern Schriftſtellern, namentlich mit Bojanus, das erſte Stadium lieber das der Vorboten, das zweite das der ausgebrochenen Krankheit nennen.

XVIII. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832.

(Fortſetzung.)

Meteorologiſche Beobachtungen.

Regierungsbezirk Marienwerder.

Mehr noch als der Mai und Juni hatte der verfloſſene Monat Juli zu Klagen und dem Landmann zu gegründeten Beſorgniſſen wegen der bevorſtehenden Erndte Veranlaſſung gegeben. Mit Ausnahme der vom 11ten bis zum 14ten ſtattgefundenen heiteren und warmen Tage war das Wetter meiſtens kalt, windig und regnig. Vorherrſchend war der NW.Wind, welchem unbedenklich die anhaltende und auffallende Kälte zugeſchrieben werden muß, indeß hatte auch ſelbſt das dann und wann auf kurze Zeit erfolgte Umſpringen des Windes in SW. oder S. eine nur wenig merkliche Temperaturveränderung zur Folge. Heitere, durch Regen nicht unterbrochene Tage hatten wir nur 6. Von den übrigen 25 Tagen waren 13 trübe und regnigt, 12 dagegen gemiſcht.

Höchſter Barometerſtand am 30. und 31ſten 28″ 2‴ bei N.; niedrigſter am 19ten 27″ 7½‴ bei SW.; ein merkliches Steigen iſt erſt in den letzten Tagen wahrgenommen und hat bis dahin der niedrige Stand ſich faſt gar nicht geändert.

Das Thermometer zeigte die größte Wärme am 13ten, dagegen die wenigſten Wärmegrade mit + 6°.

Der Einfluß, den die Witterung auf den Ackerbau gehabt hat, konnte wohl kein anderer, als ein höchſt ſchädlicher ſein, und doch verſprach die Winterfrucht immerhin noch eine beſſere Ausbeute, als man der kalten Tage der vorhergehenden beiden Monate halber und während der höchſt ungünſtigen Blüthezeit des Roggens und des Weizens erwarten durfte. Denn wenn gleich der vermuthliche Körnerertrag zur Zeit auch nicht einmal aproximativ ſich angeben ließ, ſo konnte man doch im Allgemeinen wohl vorausſetzen, daß der Roggen, der im Stroh durchſchnittlich gut ſtand, nur in den Niederungen und auf den

feuchten Aeckern dürftig gerathen, dagegen auf den trocken gelegenen mehr als mittelmäßig gut gedeihen würde. Der Weizen war theilweiſe vom Roſt- oder Mehlthau ſtark befallen, auch durch den ſogenannten Brand an manchen Orten heimgeſucht. Beide Fruchtarten waren überdies noch ſehr zurück, und bedurften, während in andern Jahren um dieſe Zeit bereits die Erndte begann, zu ihrer Reiſe und zum Gedeihen der Körner, noch anhaltender Wärme, deren Eintreten der Landmann mit jedem Tage vergeblich gehofft hatte. In Betreff der Futterkräuter ſah der Landmann einer trüben Zukunft entgegen, weil ſowohl das Heu, als auch der bereits geſchnittene Klee, des anhaltenden Regens halber, nicht getrocknet und eingebracht werden konnte und zum größten Theile verdorben war. Aehnliches Schickſal hatte die Oelgewächſe betroffen. Ueber das Gedeihen der Sommerfrüchte ließ ſich noch wenig ſagen. Der Hafer hatte ſich wenig erholt u. ſtand durchgängig ſchlecht. Erſt ſeit einigen Tagen hatte die frühe Kartoffel angefangen die auf dem Lande in der That recht fühlbare Brodnoth einigermaßen zu lindern.

Die Witterung im Monat Auguſt hatte ſich bei der gewöhnlichen Sommerwärme durch häufigen Regen ausgezeichnet, ſo daß die ohnehin verſpätete Erndte ſehr geſtört und ganz ungewöhnlich aufgehalten wurde. Der Wind war vorherrſchend aus SW. und SO. Anhaltend heitere Tage waren nur 7, trübe dagegen 8, gemiſchte 16, 14 mit Regen und an dreien Gewitter.

Höchſter Barometerſtand am 13ten 28″ 3‴ bei W.; niedrigſter am 30ſten — 27″ 8½‴ bei S.; folglich 6½ Differenz. — Höchſter Thermometerſtand am 4ten + 21° und niedrigſter am 23ſten + 9°.

Der Einfluß der Witterung auf den Ackerbau war im Monat Auguſt von der Art, daß die Beſorgniſſe, welche man in den vergangenen Monaten über den Ausfall der Erndte hegte, ziemlich verſchwanden, und man im Allgemeinen eine gute Erndte erwartete. Namentlich lauteten die Nachrichten aus dem Flatower Kreiſe ſehr erfreulich, indem beſonders das Wintergetreide dort ganz vorzüglich gerathen ſein ſoll. Nicht ganz ſo gute Ausſichten ſchien man dagegen in den nordöſtlichen Kreiſen des Departements zu haben.

Nur um ein Geringes beſſer, als im Juli u. Auguſt, war die Witterung während des September-Monats. Wenige heitere Tage erinnerten an den in hieſiger Provinz ſonſt ſo ſchönen Spätſommer. Regengüſſe mit Sturm

Digitized by Google

erneuerten ſich faſt täglich, und führten, da der Wind vorherrſchend aus SW., W. und NW. wehte, eine unfreundliche und empfindlich kalte Temperatur herbei. In der Nacht vom 6ten auf den 7ten erreichte die Kälte einen ſo hohen Grad, daß verſchiedene Gartengewächſe, als Gurken, Bohnen ꝛc. Schaden litten, und ſelbſt der Taback und das Kartoffelkraut auf dem Felde erfror.

Der Barometer hat ſeinen niedrigen Stand faſt gar nicht verändert. Nur am 22ſten nahm man ein ungewöhnliches Steigen war. Den höchſten Stand zeigte derſelbe an eben dieſem Tage bei NW.Wind mit 28″ 6½‴, den niedrigſten bei SW.Wind am 14ten und 15ten mit 27″ 10‴. — Nach dem Thermometer hatten wir die größte Wärme am 11ten mit + 18, die niedrigſte am 6ten und 30ſten mit = 0. Anhaltend heitere Tage waren in dieſem Monate nur 8, trübe 12, gemiſchte 10, mit Regen 10.

Die durch die Witterung ſo wenig begünſtigte Erndte verſpätete ſich in dieſem Jahre ganz ungewöhnlich. Nicht zu gedenken, daß es ungemein ſchwer hielt, die Feldfrüchte trocken einzuſcheuern, ſo ging auch ſelbſt das Reifen des Sommergetreides nur langſam von ſtatten. In den meiſten Kreiſen war der ſpät geſäete Hafer faſt noch ganz grün, und nicht ohne Grund fürchtete man, daß er bei fortdauerndem ungünſtigen Wetter gar nicht zur Reife gelangen würde. Die Nachrichten über die Reſultate der Roggen- und Weizenerndte waren nicht überall ſo erfreulich, als man anfangs vorausſetzen zu dürfen glaubte. In den öſtlich der Weichſel belegenen Kreiſen wurde darüber geklagt, daß der Körnerertrag nur geringe ſei. Als Grund gab man die zur Blüthezeit ſtattgehabten Nachtfröſte an. Auch ſelbſt die nachtheiligen Folgen des während der Einfuhr des Wintergetreides vorherrſchend geweſenen Regenwetters hatten ſich leider nur zu bald offenbart. Der Weizen wuchs, weil er an manchen Orten feucht eingebracht worden war, theilweiſe aus, und auch auf den Roggen hatte die Näſſe ſchädlich eingewirkt; auf den Märkten kam nicht ſelten dumpfiges Korn zum Verkauf. Die Ergebniſſe von dem Erdruſche des Sommergetreides waren noch nicht bekannt; ſo viel ſich übrigens überſehen ließ, durfte man auf den reichlichſten Ertrag dieſer Feldfrucht mit Sicherheit rechnen. Minder günſtig wurde der Ausfall der Kartoffeln geſchildert, die, wie man glaubte, den 6- bis 7fältigen Ertrag nicht überſteigen würden. — Durchweg verſprach die Obſterndte ungewöhnliche Ausbeute.

Digitized by Google

Regierungsbezirk Danzig.

Die trübe, kalte und ſtürmiſche Witterung, welche den größeren Theil der Monate Mai und Juni bezeichnet hatte, mit vielem Regen vermiſcht, hatte auch in dem Monat Juli faſt ununterbrochen u. in ſo unnatürlichem Grade fortgedauert, daß man dieſe auffallende Erſcheinung außerordentlichen, wenn gleich bis jetzt unenthüllt gebliebenen Urſachen beimeſſen mochte, wofür auch noch andere Anzeichen ſprachen. Ein ſolcher, den größeſten Theil des Frühlings und Sommers durch anhaltender, höchſt abweichender und ſtörender Zuſtand konnte nicht ohne Nachtheil für die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe bleiben, welcher ſich, ſo weit dies ſich damals überſehen ließ, mindeſtens dadurch zeigte, daß alle Feldarbeit, und insbeſondere das Einſammeln der Felderzeugniſſe, ganz ungemein verſpätet wurde, und der Landmann ſich in einer Zeit, wo bereits ein Theil der Körnererndte zurückgelegt ſein ſollte, an vielen Orten noch mit der Heuerndte zu beſchäftigen genöthigt war. Auch auf den Ertrag dieſer letztern ſelbſt war der Einfluß des Wetters höchſt ungünſtig, da ſowohl über die wenige Güte als Fülle des Heus überall Klage geführt wurde. Was von den verſchiedenen Getreidearten zu fürchten oder zu hoffen war, darüber ließ ſich nichts beſtimmen; doch ſchienen für die niedrig liegenden Gegenden, wegen der vielen Näſſe, die Ausſichten eben nicht günſtig; jedoch war in der Luft ſeit den letzten Tagen des Juli ein glücklicher Wechſel vorgegangen, mit welchem Wärme und Sonnenſchein bei einer gemäßigten, der Jahreszeit völlig entſprechenden Temperatur zu nicht geringer Beruhigung endlich in dieſe Gegend eingekehrt war.

Höchſter Barometerſtand am 31. Juli 28. 5,0; niedrigſter am 6ten 27. 8,0. — Höchſter Thermometerſtand am 4. Juli + 22,18 R.; niedrigſter am 3ten — 5,50 R.

Dieſer günſtige Wechſel der Witterung hatte ſich nur über die erſte Hälfte des Auguſt und nicht ſo lange erhalten, als es in vielen Beziehungen wünſchenswerth, dem verſpäteten Einſammeln der Feldfrüchte aber insbeſondere zuträglich geweſen wäre. Die Erndte hatte auf den Ländereien dieſes Regierungsbezirks erſt nach der Mitte des vergangenen Monats ihren Anfang machen können, aber nur in der erſten Zeit einen ungeſtörten Fortgang gehabt, indem bald darauf wieder ein unbeſtändiges, regnigtes, mitunter ſtürmiſches Wetter folgte, welches dem Landmann nur in häufigen Unterbrechungen die Fortſetzung ſeiner Arbeiten geſtattete und dieſelben noch

Digitized by Google

weiter verzögert hatte. Insbeſondere hatte dies auf den Einſchnitt des Weizens wie des Sommergetreides in den mehreſten Gegenden Einfluß, womit man noch faſt überall unter den vielfältigen Störungen, welche der tägliche Regen herbeiführte, beſchäftigt war. Die Beſorgniß für das Auswachſen der Körner war dabei nicht ohne Grund, zumal in vielen Feldern das Getreide auf dem Halm nicht eine ganz vollſtändige Reife hatte erlangen können. Der Ertrag der Erndte verſprach dagegen im Ganzen, vorzüglich aber in den ſandigen Gegenden, gut auszufallen, und ſowohl in Körnern als Stroh bei weitem reichlicher zu ſein, als dies nach den ungünſtigen Anzeichen der früheren Monate hier erwartet werden konnte. Die allgemeinen Hoffnungen und Wünſche waren auf einen trocknen Herbſt gerichtet, um die Winterſaat, welche in dieſem Jahre gleichfalls ungemein verſpätet worden, glücklich beſtellen zu können.

Höchſter Barometerſtand am 11. Aug. 28. 6,90; niedrigſter am 30ſten 27. 11,10. — Höchſter Thermometerſtand am 3. Aug. + 30,60 R.; niedrigſter am 20ſten — 8,80 R.

Der Monat September war, wie ſeine Vorgänger, durch Unbeſtändigkeit und öftern Temperaturwechſel bezeichnet, Kälte war dabei vorherrſchend, und es traten ſchon frühzeitig Nachtfröſte ein; der nicht ſeltene Regen war mehrentheils von rauhen Winden begleitet. Der Landmann hatte dabei ſeine Erndtearbeiten noch nicht überall vollenden können, und es ſtanden namentlich die Erbſen und der Hafer zu Ende des Monats in mehreren Gegenden noch auf dem Felde. Beide Arten von Früchten, insbeſondere die ſpät geſäeten, waren ſehr in der Reife zurückgeblieben. Im Allgemeinen war die Getreideerndte gut ausgefallen, nur der Ertrag der Kartoffeln im Ganzen ſehr mittelmäßig, zumal die Frucht nicht vollſtändig ausgewachſen war, auch ſchon durch Nachtfröſte in der Blüthenzeit hin und wieder bedeutend gelitten hatte.

Höchſter Barometerſtand am 14. Sept. 28. 7,4 R.; niedrigſter am 14ten 27. 10,6 R. — Höchſter Thermometerſtand am 11. Sept. 17,9 R.; niedrigſter am 30ſten 3,0 R.

Geſundheitszuſtand.

Regierungsbezirk Königsberg.

In dem Geſundheitszuſtande der Menſchen war im Monate Juli im Allgemeinen keine ungünſtige Veränderung eingetreten. Die Sterblichkeit war nicht ungewöhnlich und hatte ſich bedeutend vermindert, wenn gleich

der Einfluß des ſtürmiſch kalten und regnigten Wetters nicht zu verkennen war. Die Badegäſte in Cranz und am Strande waren zu bedauern, da ſie bei der kalten, ſtürmiſchen Witterung ſich in ihren Wohnungen einſchließen mußten und zeitweiſe nicht baden konnten. — Ueber Krankheiten der Hausthiere war nichts Erhebliches zur Anzeige gebracht; doch hatten die Schaafe viel gelitten.

Im August war der Geſundheitszuſtand unter den Menſchen im Allgemeinen günſtig; es zeichneten ſich die gewöhnlichen Krankheiten durch keine Frequenz, Bösartigkeit oder Sterblichkeit aus. — Auch bei den Hausthieren hatten ſich keine ungewöhnlichen Krankheiten gezeigt. Im Dorfe Neuendorf, Gerdauenſchen Kreiſes, waren in Folge eines tollen Hundebiſſes 1 Ochſe u. 6 Schweine von der Tollwuth befallen und gleich getödtet worden.

Im Monat September hatte ſich der Geſundheitszuſtand der Menſchen im Ganzen gut bewährt, und ſich nur hin und wieder Wechſelfieber, Keuchhuſten ꝛc. gezeigt. Die Nachricht von dem Wiederausbruch der Cholera in Riga, welche hier neue Beſorgniſſe verbreitete, war aus zuverläſſigen Quellen dahin berichtiget worden, daß die dort vorgekommnen Erkrankungen von den Aerzten nicht als Cholera, ſondern nur als Brechruhr erkannt worden, aber auch dieſes Uebel nur ſehr milde aufgetreten ſein und nicht weiter um ſich gegriffen haben ſoll. Unter den Hausthieren waren keine irgend bedeutende Krankheiten aufgetreten.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Die ungewöhnlich rauhe, ſtürmiſche und feuchte Witterung hatte im Juli zur Bildung catarrhaliſch-rheumatiſcher Krankheiten, zu Hals- und Augenentzündungen und ruhrähnlichen Durchfällen Gelegenheit gegeben, auch fehlte es nicht an Wechſelfiebern mit gaſtriſchen Beſchwerden. Außerdem kamen von Ausſchlägen der Scharlach im Inſterburger Kreiſe, die Menſchenpocken in der Stadt Lötzen und im Heydekruger Kreiſe im Dorfe Kuckoreiten, auch in Kletzowen, Oletzkoſchen Kreiſes, vor. — Durch die Sperre der betreffenden Häuſer und Zwangsimpfung der pockenfähigen Individuen war dieſe anſteckende Krankheit auf die befallenen Subjekte beſchränkt geblieben. In nicht geringer Anzahl litten Menſchen im Goldappſchen und Lötzenſchen Kreiſe an der Krätze. Ungeachtet der vorgekommenen häufigen Stöhrungen der Geſundheit hatte übrigens die Sterblichkeit das gewöhnliche Verhältniß keineswegs überſchritten. — Von Thierkrankheiten dauerte die Räude unter den Pferden im Angerburger, Lötzener und Golddapper Kreiſe

fort; bei dem Rothvieh zeigten ſich verſchiedne Fälle der Lungenſeuche, mehrere Schaaſe fielen in Bleichſucht, und im Dorfe Poſſeſſern, Angerburgſchen Kreiſes, waren die Pocken in der Schaafheerde ausgebrochen. Die eingezogenen Nachrichten über die in Polen herrſchende Rinderpeſt lauteten ſehr beunruhigend, indem die Krankheit namentlich in den, nahe unſrer Grenze belegenen, Ortſchaften Vincenta, Philipowo und Wirballen fortdauerte. Nur die ſtrengſte Aufſicht auf den Grenzverkehr und die gehemmte Einbringung aller, für Giftträger geltenden, Gegenſtände hat die Löſerdürre von den vielfältig bedrohten dieſſeitigen Ortſchaften abhalten können.

Die Sterblichkeit unter den Menſchen hatte im August das gewöhnliche Verhältniß nicht überſchritten, obgleich durch die ſehr feuchte Witterung, ſo wie durch den häufigen Wechſel der Lufttemperatur eine Menge von Krankheiten begünſtigt wurden. Am häufigſten erſchienen rheumatiſch-catarrhaliſche, gaſtriſche, nervöſe nnd Wechſelfieber, letztere mit drei tägigem Typus; außerdem kamen, theils von der Witterungs-Conſtitution, theils von dem Genuß unreifen Obſtes entſpringend, hartnäckige Diarrhöen vor. Nächſt dieſen Krankheiten waren in einigen Ortſchaften des Angerburger, Tilſiter und Inſterburger Kreiſes der Scharlach in Form des Frieſels in Letztern auch die Varioellen verbreitet. Die durch polizeiliche Maßregeln im Lötzenſchen und Heydekrugſchen Kreiſe beſeitigten Menſchenpocken waren in dem Dorfe Roſinsko Johannisburgſchen Kreiſes ausgebrochen. — Was den Geſundheitszuſtand des Zug- und Nutzviehs anbelangte, ſo war ſolcher in mannigfacher Art gefährdet, indem außer der, als Folge der ungünſtigen Witterung in der Demaine Angerburg, ſo wie in dem Johannisburgſchen Kreisdorfe Pogobien ausgebrochenen Lungenſeuche, im Lycker Kreiſe mehrere Stücke Rothvieh in Folge des Biſſes von einem tollen Hunde an der Waſſerſcheu, im Pillkallenſchen Kreiſe viele Schweine an der Bräune abgeſtanden waren, die Pocken unter den Schaafen im Dorfe Poſſeſſern, Angerburgſchen Kr., noch fortdauerten und in dem Dorfe Jurken, Oletzkoſchen Kr., die Rinderpeſt ſtattfand.

Die veränderliche, trübe, meiſt feuchte und kalte Witterung hatte in dieſem Monate September keinen weſentlich ungünſtigen Einfluß auf die Geſundheit des Menſchen geäußert; es kamen überhaupt wenig Krankheiten vor, und unter dieſen leicht entzündliche, rheumatiſche, gaſtriſche, zum Theil von häufigen Genuß des, nicht zu voller Reife gediehenen, Obſtes herrührend. Es verminderten ſich die, ſeit geraumer Zeit geherrſchten, kalten Fieber, eben ſo der

Scharlach; die Menſchenpocken waren durch ſtrenge Sperre der Häuſer und Vaccination der anſteckungsfähigen Subjecte gänzlich beſeitigt, und nur im Heydekruger Kreiſe begann der Keuchhuſten aufzutreten. — Weniger günſtig ſtellte ſich dagegen der Geſundheitszuſtand des Zug- und Nutzviehs, denn die Lungenſeuche hatte eine nicht unbedeutende Menge des Hornviehs in verſchiedenen Ortſchaften ergriffen und es ſtand zu befürchten, daß in Folge der naſſen Weide, ſo wie des ſchlecht gewonnenen Rauchfutters dieſe Krankheit ſich noch mehr ausbreiten würde. Was dagegen die Rinderpeſt in dem Oletzkoſchen Kreisdorfe Jurken anbetrifft, ſo war deren Unterdrückung durch ſorgfältige Ausführung polizeilicher Maßregeln gelungen und es hatte ſich ſeit dem 11ten September kein Krankheitsfall weiter gezeigt. Die Hornviehheerde dieſes Dorfs beſtand vor Ausbruch der Seuche aus 195 Stücken; davon ſind erkrankt 124, geneſen 12, gefallen 61, als der Krankheit verdächtig getödtet 51, durch ſtrenge Separation von der Krankheit verſchont geblieben 71; mithin blieb ein Beſtand zur Zeit der geſunden Heerde von 83.

Regierungsbezirk Marienwerder.

Der Geſundheitszuſtand unter den Menſchen war im Juli, ungeachtet des mehr oder minder ungeſunden Wechſels der Witterung, auffallend günſtig. Es hatten ſich zwar in einzelnen Kreiſen hie und da die Pocken gezeigt, allein ohne ſich weiter zu verbreiten, da durch ſchleuniges Impfen das Mögliche zu deren Unterdrückung geſchehen war. Epidemiſch graſſirten im Kreiſe Thorn die Maſern, jedoch in derſelben Gutartigkeit fort, wie ſie begonnen. An einzelnen Orten dieſes Kreiſes hatten ſich auch Spuren von Scharlachfieber offenbart. — Auf dem Amtsvorwerk Przydworß, im Kreiſe Culm, war die Löſerdürre ausgebrochen, und hatte von den 28 Stück Zugochſen des Vorwerks bereits 12 fortgerafft, und die noch übrigen leider bereits inficirten haben getödtet werden müſſen.

Im Auguſt hatte ſich der Geſundheitszuſtand unter den Menſchen im Allgemeinen gegen den vorigen Monat nicht ſonderlich geändert; nur daß Ausſchlags-Krankheiten, vornämlich Scharlachfieber, häufiger vorgekommen waren. Die Wechſelfieber wurden fortwährend ſeltener, und kamen meiſtens nur in Rückfällen vor. Doch hatte die Sterblichkeit noch nicht abgenommen, und war immer noch größer, als in den gewöhnlichen Zeiten. — Die in Przydworß ausgebrochene Rinderpeſt war, trotz aller Sicherheitsmaßregeln zur Vermeidung der Weiterverbreitung, in den Gränzen dieſes Ortes nicht geblieben, ſondern hatte

ſich auch auf das Amts-Vorwerk Sittno verbreitet, wo mehrere Stücke Vieh erkrankten. An einigen Orten hatten ſich auch tolle Hunde gezeigt. In Haſenberg, Dt. Croneſchen Kreiſes, war 1 Menſch, und in Kl. Tarpen und Szuplinken, Graudenzer Kreiſes, 2 Menſchen von ihnen gebiſſen worden. In Haſenberg waren auch 28 Haupt Rindvieh an der Tollwuth gefallen; eben ſo 8 Stück in adl. Janiſchau und 9 Stück in Alt-Mösland, beide im Marienwerderſchen Kreiſe. Die Dorfſchaften Morainen und Menthen, Stuhmer Kreiſes, wo ſich unter den Pferden die Räude gezeigt hatte, waren hievon noch nicht wieder befreit. In dem Dorfe Nawra, Löbauer Kreiſes, hatte ſich eine Viehkrankheit gezeigt, worüber noch nähere Nachricht erwartet wurde. In Brathian, Tyllitz, Gwizdzin, Linowitz und Straßewo, deſſelben Kreiſes, und in Charlottenwerder und Gr. Jauth, Roſenberger Kr., herrſchten unter den Schaafen Krankheiten.

In dem Geſundheitszuſtande der Menſchen war im September im Allgemeinen die Veränderung vorgegangen, daß plötzlich, und zwar ſchon gegen Ende der vorigen Monats, die Wechſelfieber auffallend ſeltener geworden und hin und wieder nur noch Racidive vorgekommen waren. Wenn gleich die Maſern und das Scharlachfieber namentlich in den Kreiſen Graudenz und Culm ſich zeigten u. unter den Kindern manche Opfer holten, ſo durfte doch der Geſundheitszuſtand im Allgemeinen äußerſt günſtig genannt werden, in deſſen Folge die Sterblichkeit abgenommen hatte. Die Pocken herrſchten noch in mehreren Ortſchaften des Stuhmer Kreiſes, beſtanden jedoch mehrentheils in Varioliden und waren nirgend tödtlich. — In einzelnen Ortſchaften des Roſenberger Kreiſes waren die Pocken unter den Schaafen ausgebrochen. Der Rinderpeſt in Przydworß war, wie man hoffen durfte, Einhalt gethan. Neue Ausbrüche dieſer Krankheit waren nicht vorgekommen.

Regierungsbezirk Danzig.

Die natürlichen Menſchenblattern, welche als eine ſehr unwillkommene Erſcheinung in dieſem Frühjahre aufgetreten waren, verſchwanden unter den dawider angewandten Maßregeln mehr und mehr im Juli, u. ließen wenige Spuren ernſthafteren Uebels zurück. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit den Varioliden. Das Scharlachfieber hatte ſich hin und wieder, insbeſondere in und bei Danzig gezeigt, jedoch in keinem beunruhigenden Grade weiter um ſich gegriffen. — Im Danziger Landkreiſe war unter einer Rindviehheerde der Milzbrand und anderwärts

die Schaafräude, dieſelbe Krankheit auch in einer Ortſchaft des Stargardter Kreiſes ausgebrochen.

Der allgemeine Geſundheitszuſtand im Monat Auguſt hatte keine auffallende Störungen erlitten; die früheren Uebel waren mehrentheils gewichen, und auch von den natürlichen Menſchenblattern wenige Spuren mehr vorhanden. — Der Viehſtand war geſund.

Hin und wieder waren im September die natürlichen Menſchenpocken von Neuem zum Vorſchein gekommen. Das Uebel war jedoch nirgend zuſammenhängend erſchienen, hatte keinen contagiöſen Charakter angenommen, und war ohne ernſtliche Spuren theilweiſe ſchon wieder gewichen. In ähnlicher Art waren an andern Orten die Varioliden aufgetreten. — Der Viehſtand war geſund.

Unglücksfälle.

Regierungsbezirk Königsberg.

Brände. In 14 einzelnen Bränden waren im Monat Juli 46 Gebäude eingeäſchert worden. Von dieſen Bränden ſind 2 durch Gewitter und ein anderer wahrſcheinlich durch Brandſtiftung entſtanden, wogegen die Entſtehung der übrigen nicht zu ermitteln geweſen iſt. Außerdem wurde in Königsberg ein Wohnhaus durch den Blitz entzündet, das Feuer aber durch die raſche Thätigkeit der Nachbarn gleich gelöſcht. Merkwürdig iſt es, daß der Halbhübner Fuhrmann in Schwönau, Friedländſchen Kreiſes, deſſen Wohnhaus durch Feuer vom Himmel abbrannte, nicht dabei getödtet wurde, obgleich er nach der Anzeige des betreffenden Landraths vom Blitz in der Art getroffen wurde, daß ihm nicht nur die Kleidungsſtücke auf dem Rücken ganz zerriſſen, ſondern auch die Haut und das Fleiſch ganz los wurde und ſich zuſammenſchieben ließ. Er wurde ärztlich behandelt und es war Hoffnung zu ſeiner Geneſung vorhanden. — Lebensverluſte. Von den theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen 33 Perſonen, ſind 19 ertrunken, darunter 8 beim Baden und 1 beim Schwemmen der Pferde, 1 erſchlagen durch Umſturz eines Heuwagens, 1 erſchlagen durch Einſturz eines im Bau begriffenen Hauſes, 1 erſchlagen beim Fall durch ein Strohdach, 1 erdrückt beim Umſturz eines Wagens, 1 erſchoſſen durch Unvorſichtigkeit, 1 beim Löſchen eines Brandes, 1 durch Herabſtürzen von einem in Bau begriffenen Hauſe und 7 als Selbſtmörder geſtorben, wovon ſich 1 erſäuft, 1 erſchoſſen, 1 mit einem Raſiermeſſer den Hals abgeſchnitten und 4 erhängt haben. — Sturm- und Waſſer-

Digitized by Google

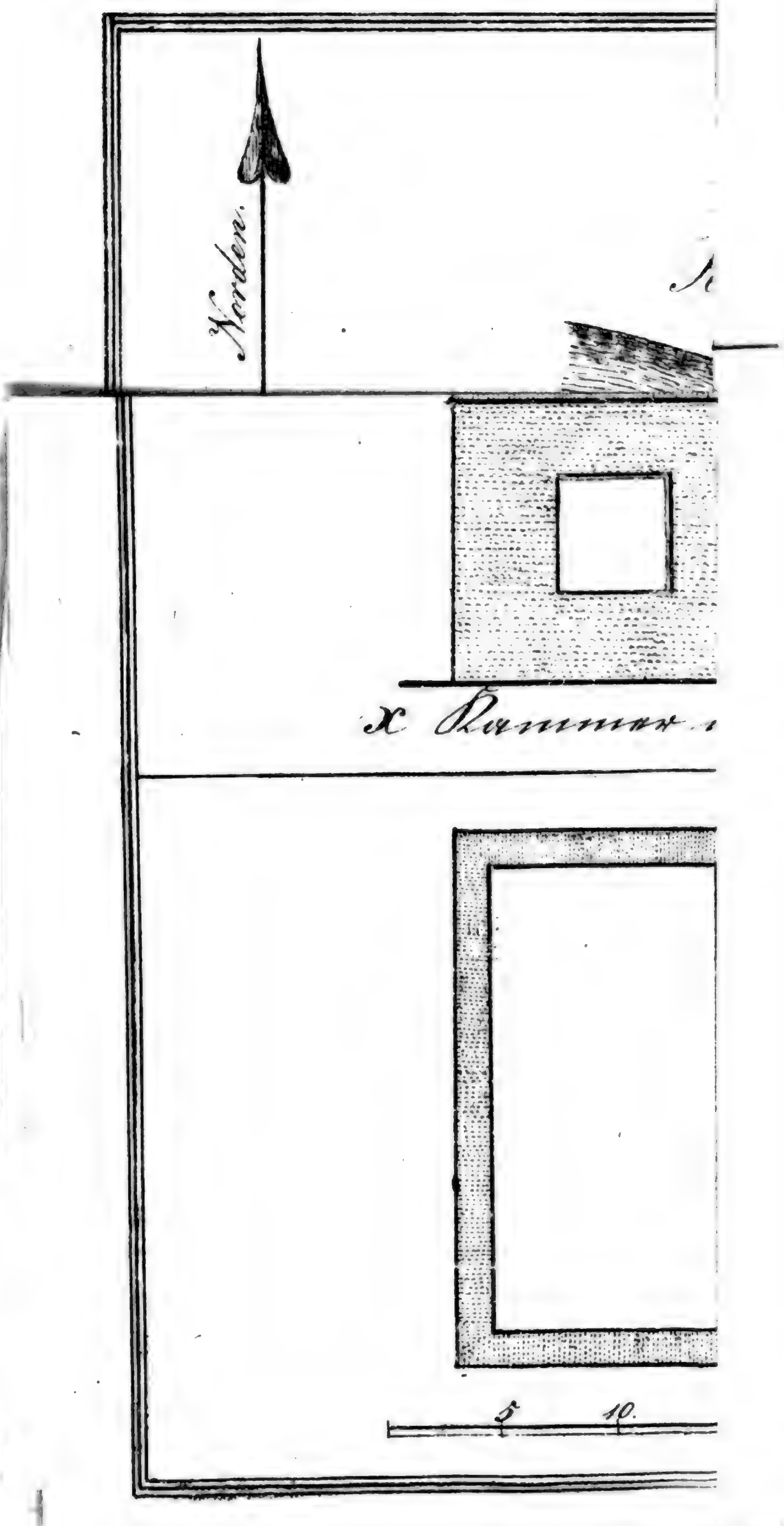
ſchäden. Den 19. und 20. d. M. war hier ein ſtarker Sturm aus Südweſt mit heftigem Regen verbunden, wobei für die von der Nehrungsſpitze bei Pillau in die Oſtſee hinein im Bau begriffene Moole ſehr viel zu fürchten war; allein ſie hat dem Angriffe der ſtürmenden Wellen kräftig widerſtanden und den Hafen und die Uferbauwerke vor den Brandungen geſchützt. Mit der weitern Ausführung der Moole wird thätigſt vorgegangen.

Brände. In 16 einzelnen Bränden im Monat Auguſt ſind 71 Gebäude eingeäſchert worden, als: 29 Wohnhäuſer, 1 Schmiede, 25 Scheunen und 16 Ställe. Von dieſen Bränden ſind 2 durch Gewitter, 2 wahrſcheinlich durch Brandſtiftung, 1 durch Unvorſichtigkeit entſtanden; wogegen die Entſtehung der übrigen nicht zu ermitteln geweſen iſt. — Lebensverluſte. Von den theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen 26 Perſonen ſind 16 ertrunken, darunter 2 beim Baden und 3 beim Schwemmen der Pferde, 3 auf dem Felde und der Straße todt gefunden, ohne alle Verletzung, 2 erſchlagen von Klaftern Holz und beim Bau einer Mühlenſchleuſe und 5 als Selbſtmörder geſtorben, wovon ſich 2 erhängt und 3 erſäuft haben.

Brände. In 6 einzelnen Bränden, von welchen 4 durch Gewitter in dem Monate September entſtanden, während die Entſtehungsart der übrigen unermittelt geblieben iſt, ſind 9 Gebäude eingeäſchert worden, als: 5 Wohnhäuſer, 1 Scheune, 3 Viehſchoppen. — Lebensverluſte. Von den theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen 24 Perſonen ſind 8 ertrunken, darunter 2 durch Umſturz eines Fiſcherkahns im Hafe, 3 im Walde und auf dem Felde todt gefunden, ohne alle Verletzung, 3 durch Herabſtürzen von einem, im Bau begriffenen Hauſe von einem Dache und von einer Treppe mit einem Sack Roggen, 1 Kind durch den Fall aus dem Fenſter des zweiten Stocks, 1 durch Blitz erſchlagen und 8 Selbſtmörder geſtorben, wovon ſich 3 erhängt, 3 erſchoſſen und 2 erſäuft haben. — Sturm-, Waſſer- und Hagelſchaden. In der Nacht vom 22. zum 23. ſtrandete bei Alttief auf der friſchen Nehrung $1\frac{1}{2}$ Meilen von Pillau das Königsberger Schiff Ferdinand mit Heeringen. Die Menſchen wurden gerettet, auch der größte Theil der Ladung geborgen und hoffentlich wird auch das Schiff ſelbſt vom Strande ab, bei der erſten günſtigen Witterung in den Hafen gebracht werden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google


Norden.
x Kammer
5
10.

Digitized by Google

I. Jahresbericht des engern Ausſchuſſes des Vereins zur Rettung verwahrloſeter Kinder zu Königsberg in Pr., über das Wirken der unter dem Protectorate Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen daſelbſt beſtehenden Anſtalt während des J. 1832.

Die jetzige Zuſammenſtellung des Comité.

1. Kanzler des Königreichs Preußen und Oberlandesgerichts-Chefpräſident, Ritter des Rothen Adlerordens, Dr. v. Wegnern Excellenz (Präſident).
2. Polizeipräſident und Ritter des eiſernen Kreuzes Schmidt (Stellvertreter).
3. Regierungs-Chefpräſident Graf zu Dohna-Wundlacken.
4. Geheimer Juſtizrath und Stadtgerichts-Direktor Dr. Göbel.
5. Tribunalsrath Dr. Bobrick.
6. Waiſenhaus-Direktor Preuß } Erziehungs-Inſpectoren.
7. Pfarrer Kahle } Erziehungs-Inſpectoren.
8. Prediger Weiß } Erziehungs-Inſpectoren.
9. Kommerzien- und Admiralitätsrath Tamnau.
10. Kommerzien- und Admiralitätsrath Toop (Secretair der General-Verſammlung).
11. Tribunalsrath Graf v. Kanitz.
12. Profeſſor Dr. Olshauſen.
13. Profeſſor Dr. Schubert.
14. Polizeirath Schumann.
15. Dr. Hirſch.
16. Dr. Lipſchütz.
17. Stadrath Hartung.
18. Stadtrath Degen.
19. Kaufmann Papendieck.

20. Graf v. Luckner
21. Kaufmann Zſchock.
22. Kriminalrichter Richter, Sekretair des Vereins.

} Vorſteher der Anſtalt.

Techniſche Commiſſion.

1. Hospital=Aſſeſſor Steinfurt.
2. Zimmermeiſter Müller.
3. Gärtner Görcke.
4. Platenſchlagermeiſter Zwalina.

Beſoldete Beamte.

1. Hausvater und erſter Lehrer Carl Banſelow.
2. Zweit. Lehrer Predigtamts=Cand. Schweichler.
3. Rendant, Waiſenhausrendant Hoffmann (Königsſtraße No. 32.)
4. Bothe Beſſel (Heil. Geiſt=Straße No. 9.)

Zum ſiebentenmal legt der engere Ausſchuß des Vereins zur Rettung verwahrloſter Kinder, dem Publikum die Reſultate ſeiner Wirkſamkeit und Bemühungen vor. Der Schwierigkeiten waren manche zu überwinden, wozu beſonders der Uebelſtand viel beitrug, daß es dem Vereine bis jetzt noch nicht möglich war, ein eignes Grundſtück zu kaufen; ferner, daß ſich ſowohl die Theilnahme des Publikums, beſonders in der Provinz ſehr verringerte, als auch andre Vereine entſtanden, welche dem unſrigen bedeutende Beiträge entzogen. Deſſenungeachtet iſt es uns gelungen bisher 65 Knaben theils in der Anſtalt, theils bei Schullehrern auf dem Lande unterzubringen und zu erziehen, wovon 6 Knaben bei Meiſtern, die in Gottesfurcht leben und geachtete Bürger des Staates ſind, untergebracht wurden.

Sehr erfreulich ſind in dem verwichenen Jahre die Fortſchrittee geweſen, welche unſre Zöglinge in Beziehung auf Sittlichkeit und Religioſität gemacht haben.

Die größere Zahl der Knaben geben die erfreulichſten Beweiſe, daß ſie das Gute erkannt und liebgewonnen haben; von denen die bei Meiſtern untergebracht ſind, hat ſich der Knabe No. 14. ſo betragen, daß ihm ſein Lehrherr freiwillig ein halbes Jahr der Lehrzeit erlaſſen will. Nur die Knaben No. 5, 42., 44, 53, 55. und 62. machen uns viel Sorge, da ſie ſich öfters Rückfälle zu Schulden kommen laſſen, die uns bei dem Gedanken um ihre Zukunft mit Wehmuth erfüllen.

Dankbar müſſen wir der Bemühungen der Herren Schullehrer Samuel Pfeiffer zu Berg-Alexen, Störmer zu Wettkeim, Schätzler zu Czerninken und Krauſe zu Korehlen erwähnen, die mit großem Eifer ſich der ihrer Obhut anvertrauten Knaben annehmen und mit Liebe und Sorgfalt für ihre fernere Unterbringung Sorge tragen.

Wir bedauern wiederholt, daß unſre Anſtalt nicht groß genug iſt, um den Bedürfniſſen unſerer Stadt und Provinz zu genügen; wir wollen aber in das neue Jahr die freudige Hoffnung mithinübernehmen, daß die in dem Jahre 1831 ſo vielfach in Anſpruch genommene Wohlthätigkeit unſerer Mitbürger ſich unſerm Inſtitute wieder zuwenden werde.

Nachweis
der in die Anſtalt zur Rettung verwahrloſeter Kinder aufgenommenen Knaben.

No. 5. den 25. März 1826 aufgenommen, 16 Jahre alt. Wegen Diebſtahl dreimal gerichtlich beſtraft, ein Verbrechen, zu dem er wahrſcheinlich durch ſeine Mutter angeleitet wurde; geiſtig und körperlich aufs Höchſte vernachläßiget, ſo daß er nicht bis 20 zählen konnte und im Ganzen ein rohes und thieriſches Weſen offenbarte. Allmählig gewann er mittelmäßige

Kenntniſſe und es fanden ſich auch Spuren ſittlicher Beſſerung in welchen er zu unſerer Freude immer weiter fortſchritt. Ein kleiner Rückfall war mehr durch äußere Umſtände herbeigeführt und er nahm ſich ſeitdem doppelt zuſammen. Unter dieſen Umſtänden wurde ſeinem Geſuche: zu ſeiner Fortbildung noch länger in der Anſtalt verbleiben zu dürfen, um ſo lieber gewillfahrt, als er zugleich wohlthätig auf ſeine Kameraden einwirkte. Am 12. April 1829 wurde er dem Kupferſchmidtmeiſter Herrn Weitander hieſelbſt zu Erlernung ſeiner Profeſſion übergeben. Sein viertes Zeugniß, welches er ihm giebt, lautet: „dem früheren Lobe kann ich nicht unbedingt beiſtimmen, da ein böſer Rückfall zu ſehr beweiſt, wie ihn nur Zwang in der Beſſerung erhält und kann ihm nur wünſchen, daß er ſich Gottes Fügungen ergeben möge.“

No. 6 (ein jüngerer Bruder von No. 4.) wurde am 30. April 1826, 13 Jahr alt, wegen Theilnahme an den Diebſtählen ſeines Bruders aufgenommen. Er war bei einem Schweinehirten untergebracht worden, demſelben aber entlaufen. Eine Schule hatte er nie beſucht. Blaß und abgezehrt klagte er öfter über Fröſteln und Fieberſchauer, das jedoch, nachdem er eine Zeit hinreichende Nahrung genoſſen, ſich verlor. Ohnerachtet guter Anlagen wollte er lange nicht beſſer werden; ſein großer Muthwille und ſein leichtfertiges Weſen wollten nicht weichen. Er hat in der Anſtalt mit beſonderem Geſchick und regem Fleiß Korbmacherarbeit verfertigt. Ein Unterkommen bei einem Korbmacher, bei welchem er neben der Erlernung ſeines Broderwerbes auch zu der Hoffnung berechtigte, ein rechtſchaffener Menſch zu werden, war aber aller angewandten Mühe ungeachtet nicht möglich zu finden. Er erlernte in der Anſtalt die Gärtnerei bei dem Gärtner Haaſe, der das von der Anſtalt jetzt bewohnte Gärtnergrundſtück bearbeitete. Dieſer war mit ſeiner Luſt und mit ſeinen Anlagen zu dieſem Fache ſehr zufrieden. Nicht ſo verhielt es ſich mit ſeiner Treue, welche der Verführung des

unter No 11. aufgeführten, ſich damals hier umhertreibenden Burſchen unterlag und ihn ſogar zum Entweichen verleitete. Sein Unrecht erkennend kehrte er zwar freiwillig zurück, verließ jedoch den 9. Mai 1832, mit dem Knaben No. 55. abermals die Anſtalt. — Er fand freilich ein Unterkommen auf dem Lande, ward aber ſeiner Trunkfälligkeit wegen entlaſſen, fertigte ſich hierauf ſelbſt ein Atteſt aus und es gelang ihm ſich auf dieſe Weiſe einen Gärtnerdienſt bei Wehlau zu verſchaffen, mußte aber ſeiner ſchlechten Führung wegen ſehr bald entlaſſen werden. — Er verband ſich demnächſt mit einem höchſt gefährlichen Subjecte, verſuchte die Anſtalt ſelbſt zu beſtehlen, mißbrauchte bei Anfertigung einiger Bittſchreiben fremde Namen und wollte endlich aus Noth ſich abermals der Anſtalt in die Arme werfen; jedoch hatte er ſich ſchon ſo viel zu Schulden kommen laſſen, daß er und zur Kriminal-Unterſuchung gezogen werden mußte.

No. 7. 11 Jahre alt, wurde am 3. Mai 1826 aufgenommen. Er iſt ein uneheliches Kind. Obgleich ſittlich noch nicht ganz verderbt, war er doch in der höchſten Gefahr es zu werden, da er länger als ein Jahr des Schulunterrichtes entbehrte und ſich mit Knaben, die ſchon verderbt waren, auf den Bauplätzen herumtrieb. Seine Mutter war eine laſterhafte Perſon, die ſpäter an der Waſſerſucht, den Folgen des Trunkes, ſtarb. Seine ſehr dürftigen Kenntniſſe ließen in ſeinem Kopfe noch 12 Götter ſpucken, von welchem Irrthum er nur durch mehrmalige Belehrungen überführt werden konnte. Er iſt im Guten freudig fortgeſchritten, nimmt thätigen Antheil am Schulunterrichte und iſt, bei der Unzuverläßigkeit mancher Zöglinge, durch ſeine Treue und Zuverläßigkeit der Anſtalt jetzt ſogar nützlich geworden. Er hatte durch Krankheit, zuletzt am Scharlachfieber, ſehr gelitten. Daher ſind ſeine Fortſchritte ſehr geringe, ſo wie ſeine Langſamkeit ſich noch immer nicht vermindert hat. Sein herangereiftes Alter ließ ihm ein Unterkommen wünſchen bei dem er mehr

durch Treue und Ausdauer, als durch Gewandheit des Geiſtes und Körpers ſeinen Unterhalt verdienen konnte. — Es gelang ihm ein ſolches Unterkommen bei dem Bekkenſchläger Herrn Zwalina zu verſchaffen. — Derſelbe ertheilte ihm unterm 31. Januar folgendes Zeugniß: „er zeigt ſtets guten Willen, muß aber immer angehalten werden, ſeine Geſchäfte ſchneller zu betreiben. Seine ſittliche Führung iſt in dieſem Jahre von der Art geweſen, daß ich vollkommen mit ihm zufrieden bin.“

No. 8. am 6. Mai 1826 in einem Alter von 12 Jahren aufgenommen. Sohn eines ehemaligen Offizianten, der in Ragnit Betrügereien abgebüßt hat, zu denen er ſich auch dieſes unglücklichen Knaben bediente, von deſſen Brüdern ſich einer in Tapiau, der andere im Zuchthauſe befindet. Er hatte ſich bei einem Oheime aufgehalten, der ihn oft unvernünftig züchtigte, ſonſt aber ſich wenig um ihn bekümmerte. Des Tages trieb er ſich auf den Straßen umher und bivouaquirte ſogar einſt 14 Tage unter einer Treppe in der Kneiphöfſchen Langgaſſe. Seine guten Fähigkeiten hat er jetzt durch regen Fleiß ausgebildet. Die bis zum Winter 1830 erfolgten häufigen Rückfälle von Untreue haben gänzlich aufgehört und ſein Körper der ſchwächlich iſt, hat ſich geſtärkt. Den 22. December 1830 iſt er dem Landſchullehrer Herrn Hellwig in Lappinen übergeben worden und nachdem ſeine 2jährige Führung keine Rückfälle befürchten ließ, ward er den 5. Januar d. J. einem Schuhmacher zu Tilſit in die Lehre gegeben.

No. 10. Man beliebe den Bericht aus dem Jahre 1830 nachzuleſen.

No. 11. Gefänglich eingezogen, zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt; man bittet den früheren Bericht nachzuleſen.

No. 12. Im 10ten Jahre wurde er den 8. September 1826 aufgenommen. Er iſt der Sohn eines unordentlich lebenden Vogelſtellers, der wegen Erwerbsloſigkeit nach Tapiau gebracht werden ſollte. Verſchie-

dentlich wegen Bettelei polizeilich beſtraft, hat er ſolche dennoch mit großer Keckheit getrieben. Auch ſoll er ein Paar Schuhe geſtohlen haben, welches nicht zur Kenntniß der Obrigkeit gekommen iſt. Man nahm ihn aus den Thurm, in welchem er wegen Bettelns eingeſchloſſen war. Seine ziemlich guten Fähigkeiten bildete er mit Fleiß aus; in der Korbmacherarbeit iſt er zu loben geweſen. Sein neidiſches zankſüchtiges Weſen trat immer mehr zurück. Er hatte Beweiſe von Treue gegeben und berechtigte zu guten Hoffnungen. Darum wurde er dem Landſchullehrer Herrn Leu in Sillginnen, Kreis Gerdauen, übergeben. Daſelbſt angekommen verſuchte er mit No. 46. heimlich nach Königsberg zu entlaufen. Dies glückte ihm nicht, wohl aber ward dadurch der von No. 11. ausgehende Plan entdeckt, nicht allein ihn, ſondern auch mehrere Knaben der Anſtalt zum Diebsleben wieder zu vereinigen. Sein Lehrer ertheilte ihm dieſes Jahr folgendes Zeugniß: „er hat ſich recht gut befragen und macht in ſeiner Beſſerung erfreuliche Fortſchritte; ſchreiten ſie auch nur langſam vorwärts, ſo giebt ſeine Führung mir doch die ſchönſte Hoffnung, daß er ein brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden wird.“

No. 13. war bei ſeinem, den 19. September 1826 erfolgten Eintritt 17 Jahre alt. Er war Schornſteinfeger, entlief ſeinem Meiſter wegen einer ſtrengen Züchtigung und kam Diebſtahls wegen, zu welchem ihn angeblich Hunger gezwungen, in den Thurm, von wo aus er in die Anſtalt aufgenommen wurde. In der Schule waren ſeine Fortſchrittte, bei geringen Fähigkeiten, geringe, doch zeichnete er ſich durch eine gute Aufführung aus, ſo daß er einem Gutsbeſitzer in der Marienburger Gegend übergeben werden konnte. Seine anfänglich gute Führung hat ihm ſein Herr auch ſchriftlich bezeuget; jedoch änderte ſich dies ſpäter, da ſeine Mutter ihm allerlei in den Kopf ſetzte und ihn von dort wieder zurück nach Königsberg lockte. Hier gab er anfangs wenig Hoffnung, immer aber zeigte er eine große Anhäng-

lichkeit zu der Anſtalt und Dankbarkeit. Jetzt iſt er bei einem hieſigen achtbaren Kupferſchmidtmeiſter in der Lehre, der im Jahre 1830 mit ihm zufrieden war. Im folgenden Jahre konnte ihm leider dieſes Zeugniß nicht gegeben werden, da ſeine Mutter einen entſchiedenen Einfluß auf ſeine moraliſche Entwickelung übte und ihn verleitete Nächte lang ihr Schankhaus zu beſuchen. Doch im Jahre 1832, änderte ſich derſelbe und ſein Fleiß wie ſeine Führung waren ohne erheblichen Tadel.

No. 14. den 24. Januar 1827, 15 Jahre alt, Sohn eines kranken Arbeitsmanns, mußte wegen Hanges zum Lügen und Naſchen oft beſtraft werden. Um dieſe Neigung zu befriedigen, entwendete er Geld und andere Kleinigkeiten. Er war auf dem Wege gänzlich zu verwahrloſen, und hat ſogar ſeinem Vater einen Kaſten erbrochen. Er entwickelte ſich freudig und konnte der Weiterbildung des Herrn Zwalina und der Erlernung der Bekkenſchläger-Profeſſion übergeben werden, bei dem er nun im 5ten Jahre in der Lehre iſt. Das vierte Zeugniß ſeines Lehrherrn lautet: „mein Lehrburſche F. F. hat ſich auch in dieſem Jahre gut betragen und im Gewerbe ſo erfreuliche Fortſchritte gemacht, daß ich ihm ein halbes Jahr ſeiner Lehrzeit ſchenken und ſchon zu Oſtern d. J. freiſprechen werde."

No. 16. den 20. März 1827, alt 10 Jahre, Sohn eines Polniſchen Hanfkratzers, trieb Bettelei und lebte eigentlich auf den Straßen, da er von ſeinem faſt immer betrunkenen Vater gemißhandelt wurde. Bei ſeiner vagabondirenden Lebensart hatte er ſich auch einige kleine Diebſtähle zu Schulden kommen laſſen. Bei geringen Fähigkeiten waren ſeine Fortſchritte ſehr langſam, um deſto erfreulicher iſt ſeine errungene Aufrichtigkeit, Treue und Friedfertigkeit, für die wir Gott immer danken! Seit dem 9. Januar 1830 bei dem Schullehrer Herrn Lentſchat in Bittehnen untergebracht, hat ſich auch im vergangenen Jahre des ihm früher ertheilten guten Zeugniſſes verdient gemacht.

No. 18. 14 Jahre alt, den 14. Mai 1827 der

Anſtalt zur Aufnahme empfohlen. Er iſt eines Arbeitsmanns Sohn, der ſich das Leben nahm. Seine Stiefmutter konnte ihn nicht ernähren, und ſo trieb er Bettelei und ſtahl dabei einem Soldaten ein Paar Stiefel, weshalb er mit Gefängniß beſtraft wurde. Seine Anfangs geringen Kenntniſſe haben ſich zu ſeinem Vortheil vermehrt. Er hat der von ihm gehegten Hoffnung entſprochen, und iſt nach erfolgter Confirmation mit wahrhaft väterlicher Liebe von ſeinem bisherigen Erzieher, dem Schullehrer Herrn Schätzler zu Czerninken, einem tüchtigen Gelbgießer zu Tilſit in die Lehre gegeben worden, woſelbſt er ſich im verfloſſenen Jahre zur Zufriedenheit ſeines Lehrherrn geführt hat.

No. 19. wurde in einem Alter von 13 Jahren den 5. Auguſt 1827 in die Anſtalt aufgenommen. Er iſt der Sohn eines ziemlich wohlhabenden Handwerkers, verlor ſeinen Vater früh, ſo daß die Mutter, außer dem Hauſe einen Aufenthalt ſuchend, ſich nicht um die Erziehung ihres Sohnes bekümmern konnte. Bei guten Fähigkeiten holte er im Schulunterrichte bald wieder nach, was er durch ein lange anhaltendes kaltes Fieber verſäumt hatte. Den Mangel an Offenheit in ſeinem Weſen und äußern Betragen konnte er nicht ganz ablegen, wenn gleich er ſonſt als gut und zuverläßig dem Drechslermeiſter Herrn Ehmicke zur Erlernung ſeiner Profeſſion, noch vor ſeiner Confirmation, am 1. Juni 1830 übergeben werden konnte. In ſeinem vorjährigen Zeugniß war gegen ſeine Aufführung nichts zu erinnern, wenn gleich jener Mangel an Offenheit, wie dem nicht zu verhindernden mittel- und unmittelbaren Einfluß ſeiner Mutter es zuzuſchreiben iſt, daß er ſeinen Entſchluß, Drechsler zu werden, änderte, und zu einem Riemermeiſter in die Lehre gegangen iſt. Nach mündlichen glaubhaften Verſicherungen hat er auch in dem verfloſſenen Jahre ſeine gute Aufführung ununterbrochen fortgeſetzt.

No. 22. den 28. Januar 1828, 13 Jahre alt, hatte auf dem Jahrmarkte geſtohlen, und wurde von

der Polizei eingeliefert. Er hat allmählige Zuverläßigkeit gezeigt und bisher bewährt, nur verhinderte eine ihm eigenthümliche Langſamkeit ſeines Weſens, bei ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten, das Zunehmen der Schulkenntniſſe. Er wurde den 9. Januar 1830 dem Schullehrer Herrn Pfeiffer zu Berg-Alexen übergeben, welcher ihm das Zeugniß ſeiner Zufriedenheit ertheilt hat; beſonders in den Handarbeiten. Sein Lehrer hat wiederholt die Verſicherung gegeben, daß er ſich recht brav betragen und den Beifall derer, die mit ihm umgingen erworben hat; er iſt jetzt eingeſegnet und einem braven Handwerker anvertraut um eine Profeſſion zu erlernen.

No. 23. 14 Jahre alt, den 30. Januar 1828 in der Anſtalt aufgenommen, durch ſeine Mutter zum Diebſtahl verleitet. Er hat gute Fähigkeiten, und Fortſchritte in der Schule, wie beſonders in der Schuhmacherarbeit, gemacht. Er iſt zuverläßig und brauchbar, und konnte, abgeſehen von einiger Heftigkeit ſeines Weſens, empfohlen werden. Sein ausdauernder Wunſch, die Schuhmacher-Profeſſion zu erlernen, iſt dadurch erfüllt, daß er dem Schuhmachermeiſter Herrn Batteſch hat können übergeben werden, wo er ſich ſeit Oſtern 1831 nach dem Zeugniſſe ſeines Meiſters gut und ordentlich führt.

No. 24. Er iſt den 14. Dezember 1828, 12 Jahre alt, aufgenommen. Seine Mutter ward Wittwe durch den Tod ihres als Faktor verſtorbenen Mannes. Sie mußte, um ihre Kinder zu ernähren, Arbeit außer dem Hauſe ſuchen, wodurch beſonders dieſer Knabe ohne Aufſicht verwahrloſete. Er gewöhnte ſich an ein vagabondirendes Leben, an Betteln und Stehlen. Freie Schule und Geldunterſtützungen waren nicht vermögend, ihn vom Vagabondiren abzuhalten. Er wurde auf dringende Empfehlung aufgenommen. Sein großer Leichtſinn, der oft in gemeinen Witz und Poſſenreißerei ausartet, hat ſeine Fortſchritte in der Beſſerung ſehr erſchwert, und führt noch öftere Rückfälle herbei. Er iſt der mit No. 21. Entlaufene, ſo wie er auch ſtets

Theilnehmer an deſſen Roheiten war. Sein herangereiftes Jünglingsalter, nach erfolgter Confirmation, ließ keinen Aufſchub zu, ſein Unterkommen zu bewirken, welches ſich, vortheilhaft für ihn, bei einem hieſigen Kürſchnermeiſter darbot. Er hat dieſen aber verlaſſen, erhält ſtete Verbindung mit No. 21. und früher mit No 11., daher er bei ſeinem Hange zu Intriguen wenig Hoffnung zum Gedeihen giebt.

No. 25. den 9. Januar 1829 aufgenommen, alt 14 Jahre. Sein Vater iſt ein Invalide des ehemaligen v. Coubieriſchen Regiments, lebt vom Bürſtenbinden, aber mehr vom Vagiren und von Unredlichkeiten, wozu er auch ſeine Kinder anführt. Die Polizeibehörde bezeichnet den Knaben als einen Verbrecher im eigentlichen Sinne des Wortes. Er hat mehreremale mit beſonderer Liſt geſtohlen, und war bei der Schlechtigkeit ſeines Vaters auf dem Wege, an Leib und Seele zu verderben. Mit gefährlichem Kopfausſchlag und fieberkrank, geſchah ſeine Heilung in der Krankenanſtalt des Samländiſchen Kreiſes. Er entwickelte gute Fähigkeiten und arbeitete ſich erfreulich aus dem ihn beherrſchenden ſchmutzigen und thieriſchen Weſen heraus, benahm ſich überall mit Treue, und konnte ſeinen Pflegern am 20. Dec. 1829 zur weitern Erziehung zurückgegeben werden.

No. 27. am 2. März 1829, 10 Jahre alt, übergeben; der Sohn eines Malers, ſtahl im elterlichen Hauſe alles, was nicht nagelfeſt war, und begann auch dies ſchon außer dem Hauſe, weswegen er für zwei in der Schule verübte Diebſtähle war gezüchtigt worden. Solches hatte, für andere ſchlechte Streiche, oftmals erfolgen müſſen, ſo daß der Lehrer ſeiner Schule ihn bei ſeinen guten Fähigkeiten als ein dereinſt höchſt gefährliches Weſen bezeichnete. Er durfte nur ausgeſchickt werden, um jedesmal zu betrügen; Sachen verſetzen und Schulden auf den Namen der Eltern machen, waren ihm, wie boshaftes Lügen, ein Leichtes. Seine Unreinlichkeit war nicht zu beſchreiben, ſie äußerte ſich

Tag und Nacht. Er ſchien anfangs unerſättlich; auf jedem nur denkbaren Wege ſuchte er Brod mit der größeſten Schlauheit zu erhalten, und dieſes, neben ſeinen Verunreinigungen, Tag und Nacht, herunterzuwürgen. Arbeit war ihm ein Gräuel; Lüge und boshafte Streiche übte er mit Gewandheit. Gott ſei Dank! daß er ſich nach unnennbarer Mühe völlig geändert, und jetzt zur weitern Erziehung dem Schullehrer Herrn Denzkus in Uzballen hat übergeben werden können, wohin er den 22. December 1830 abgeholt worden iſt. Das ihm früher ſchon ertheilte gute Zeugniß deſſelben kann auch mit Ueberzeugung ihm dieſes Jahr ertheilt werden. Treue und Redlichkeit ſprechen ſich bei ihm ſtets deutlicher aus und ſeine Fortſchritte in der Religion, dem Schreiben und Rechnen ſind erfreulich geweſen; nur müſſen wir bedauernd hinzuſetzen, daß er ſich öfters noch den ſchon früher gerügten Fehler der nächtlichen Unreinlichkeit zu Schulden kommen läßt.

No. 28. den 2. Mai 1829 im 11ten Jahre durch den Herrn Pfarrer Dr. Gregor übergeben. Er iſt der Sohn eines Kaufmannes in Gumbinnen, der, wie ſeine Mutter in Graudenz, früh verſtorben iſt, und hat ſeine Eltern nie gekannt. In der letzten Zeit hat der Herr Cantor Klein in Tapiau aus Barmherzigkeit ihn erziehen wollen, bei der unglaublichen Verwahrloſung aber darauf verzichten müſſen. Unreinigkeit fand bei ihm, wie bei No. 27., im hohen Grade ſtatt; dabei war er wie lebendig todt, ſo daß er die Glieder nur mit der größten Mühe bewegte, um Dieberei zu begehen und — zu eſſen. Mit ſehr geringen Fähigkeiten, mußte er zum Sprechenlernen, Arbeiten und Gehen ernſtlich angehalten werden; unbeweglich ſtille Sitzen und Schlafen war ſein Liebſtes; die Eßzeit ſeiner Kameraden reichte kaum hin, ihn zu ſättigen. Der Herr hat an ihm Wunder gethan. Er iſt gleichfalls einem Schullehrer, dem Herrn Krewalt zu Salitſcheiden, den 22. December 1830 übergeben worden. Derſelbe berichtet unterm 27. Januar d. J. folgendes über ihn: „er iſt

gehorſam, ſtill und folgſam, und hat in der Reinlichkeit erfreuliche Fortſchritte gemacht; nur iſt er ſehr langſam und zeigt zur Erlernung der nöthigen Religionskenntniſſe wenig Luſt."

No. 29. den 14. Mai 1829 im 15ten Jahre ſeines Alters aufgenommen, aus dem Zuchthauſe kommend und durch das hieſige Königl. Stadtgericht empfohlen. Er iſt sechsmal wegen Diebſtahl und liederlicher Streiche arretirt, mit körperlicher Züchtigung und Arreſt belegt worden. Seine außerehelich lebenden Eltern haben ſich nie um ihn bekümmert; ſo ward er Pflegeeltern übergeben, die ihn zu erziehen nicht im Stande waren. Er kam mit dem kalten Fieber, voll Furcht vor der Anſtalt, welche der unter No. 11. entlaufene Knabe ihm als ſchrecklich geſchildert, in dieſelbe. Er verweigerte im finſteren Hinbrüten drei Tage lang Speiſe und Trank. Bald aber ging er munter und kräftig in alle Verrichtungen, nur nicht in die der Schule ein. Er mußte mit der Buchſtabenkenntniß anfangen, und von Gott und ſeinen Geboten die erſten Kenntniſſe erlangen. Von ſeinem zänkiſchen, tückiſchen Weſen, womit er vermeinte Beleidigungen lange nachtrug und zu rächen ſuchte, hat er ſich ſchwer, jedoch wirklich losgerungen, und hoffen wir daher das Gedeihen ſeiner weiteren Erziehung, zu welcher er dem Lehrer Herrn Krauſe in Korehlen am 22. Decbr. 1830 anvertraut worden war. Allein ſo viel Urſache zur Zufriedenheit wir im Jahre 1831 mit ihm hatten, ließ er ſich doch einige Rückfälle zu Schulden kommen und entlief ſelbſt ſeinem Lehrer um in Königsberg unterzukommen. — Nachdem er jedoch mit Mühe zur Rückkehr bewogen war, hat er ſich jetzt von der Nothwendigkeit eines Broderwerbes überzeugt und iſt nach erfolgter Confirmation freiwillig zu einem Töpfermeiſter in Tilſit in die Lehre gegangen.

No 30. den 9. Juni 1829, 13 Jahre alt, auf Veranlaſſung ſeiner Pflegemutter und Eines Königl. Hochlöbl. Stadtgerichts aufgenommen. Wegen Herumtreibens, Bettelns und verübter Diebſtähle gerichtlich

beſtraft. Seine Eltern, ſo wie die Kirche wo er getauft worden, ſind ihm noch heute unbekannt. Seine ungeheure Eßluſt ſucht er ſchlau aufs Aengſtlichſte zu befriedigen. Bei mittelmäßigen Fähigkeiten macht er Fortſchritte in Schul- und Handarbeiten, insbeſondere im Korbflechten. Er war guthmütig und folgſam, konnte daher auch auf das Land zum Schullehrer Herrn Lentſchat zu Bittehnen hingegeben werden, der auch dieſesmal, die Fortdauer ſeiner bis jetzt bewieſenen guten Führung verſichert.

No. 31. 12 Jahre alt, wurde den 15. October 1829 unmittelbar aus dem Thurme, in welchem er wegen unverſchämten Bettelns und lüderlicher Streiche war geſperrt worden, auf Veranlaſſung des hieſigen Polizeipräſidii in die Anſtalt aufgenommen. Nach dreijährigem Aufenthalte können wir ihm endlich das Zeugniß geben, daß ſein ungeſittetes Betragen, ſein Hang zur Unreinlichkeit ſich bedeutend vermindert hat und er Hoffnung giebt, recht bald auf dem Lande untergebracht zu werden. Der Mangel an Fähigkeiten erlaubt ihm nur geringe Fortſchritte.

No. 32. den 22. Decbr. 1829, 9 Jahre alt, eingetreten. Ein lüderlicher Arbeitsmann, der ſein Leben in Tapiau beſchloſſen hatte, war ſein Vater. Die Mutter, gezwungen in Dienſte zu gehen, mußte ihn da unterbringen, wo man ihn aufnehmen wollte. Ohne Aufſicht und ohne Schule trieb er ſich Tage lang umher, und beſonders in den Pferdeſtällen der Kuiraſſire. Manche derſelben fanden eine Freude daran, ihn betrunken zu machen, wobei er es ſo weit gebracht hatte, ein halbes Quart Brandtwein zu leeren. Sein Hang nach geiſtigen Getränken wurde dergeſtalt gereizt, daß er, um ihn zu befriedigen, zu betrügen und zu ſtehlen ſuchte wo er konnte. Sein unglaublich eigenſinniges Weſen, ſeine Reizbarkeit, Lügenhaftigkeit und Unreinlichkeit hat er ziemlich abgelegt, wie auch in der Schule Fortſchritte gemacht. Am 22. Dec. 1830 iſt er zu ſeiner weitern Erziehung an den Herrn Schullehrer Pfeiffer

zu Alexen geſandt worden. — So wenig befriedigend ſeine früheren Zeugniſſe lauteten, ſchrieb er zu unſerer großen Freude unterm 17. Januar d. J.: „mein lieber .... hat ſich in dieſem Jahre bedeutend gebeſſert und ſcheint ein ganz freundlicher, tüchtiger Menſch zu werden.“

No. 33. wurde der 15. Januar 1830, 10 Jahre alt, aufgenommen. Er hat ſeinen Vater als ein kleines Kind verloren; die Mutter, eine kranke Frau, konnte ihn nicht vom Betteln und Herumtreiben zurückhalten, wobei er im Verdacht, ein Beil geſtohlen zu haben, verfiel. Mehreremale in polizeiliche Haft genommen, und zuletzt bei einem hieſigen Schornſteinfegermeiſter untergebracht, entlief er dieſem, und ward verdächtig, eine Büchſe mit mehreren Gulden Geld entwandt zu haben. Treu und reinlich zeichnete er ſich vor andern aus, und wurde den 22. Dec. 1830 dem Schullehrer Herrn Schätzler in Czernincken übergeben, welcher ihm wiederholt das Zeugniß eines fleißigen und gehorſamen Kindes ertheilt, und beſonders noch hinzufügt, wie ſehr derſelbe wünſche recht bald an dem Confirmanden-Unterrichte Theil nehmen zu dürfen.

No. 35. im 11ten Jahre, den 29. Januar 1829 in die Anſtalt aufgenommen. Ein uneheliches Kind, das ſeine Mutter, die in Tapiau ſaß, durch den Tod verlor. Sein Vater iſt verſchollen; Hang zum Herumlaufen, und Betrügen an allen Orten wohin er geſchickt wurde, Diebereien, beſonders an Knöpfen die er abſchnitt, weshalb er oft die Luchten erſtieg, um an dort hängenden Kleidern dies zu thun. Von ſeiner Selbſtgerechtigkeit, in der er ſich bei ſeinem Eintritt rühmte, nie Böſes gethan zu haben, iſt er bald zurückgekommen. Sehr gering ſind ſeine Fähigkeiten, aber unverkennbar ſeine Fortſchritte, durch verdoppelte Anſtrengung die erſteren zu erſetzen; eben ſo lobenswerth ſind ſeine Bemühungen, ſich keine Rückfälle zu Schulden kommen zu laſſen und ſo geben wir uns der frohen Hoffnung hin, daß bei ſeiner beſondern Brauchbarkeit in körperlichen

Arbeiten, derſelbe ein braves Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden wird.

No. 36. den 11. April 1830 von 8 Jahren aufgenommen. Er ward in Folge der Verwendung des Herrn Pfarrer und Schulinſpektors Malkwitz durch ſeinen Vater übergeben. Beider Zeugniſſe ſtimmen darin überein, daß wenn nicht eine beſſere Erziehung für ihn möglich gemacht würde, er zu einem großen Verbrecher heranreifen könnte. Unzählige Mal iſt er von Hauſe entlaufen, und hat Wochen lang vom Betteln und Nehmen, wo er etwas fand, ſich ernährt. Seine häusliche Behandlung von einem Vater, der ſchon Vergehungen im Zuchthauſe abgebüßt hatte, war mit dazu geeignet. Er wurde lenkſam, war bei mittelmäßigen Fähigkeiten fleißig, in der Reinlichkeit und Ordnung beſchämte er bald ältere Kameraden. Er konnte dem Cantor Herrn Kallweit zu Laukiſchken ſehr bald zur Pflege übergeben werden. Derſelbe berichtet von ihm, daß er auf dem Wege zur Beſſerung, wenn er auch langſam, doch ſicher fortſchreite.

No. 37. den 15. April 1830 in einem Alter von 12 Jahren durch die Verwendung ſeines Vormundes aufgenommen; Sohn eines in große Dürftigkeit gerathenen Gutsbeſitzers, verlor er ſeine Eltern frühe, und kam ſchon von dem mit Sequeſter belegten Gute in das Culmer Cadettenhaus. Hier wurde ſein Zuſtand nicht berückſichtigt, ſondern, nachdem er mehrere grobe und leichte Vergehungen, beſonders mehrfache Gelddiebſtähle verübt hatte, wurde er fortgeſchickt. Bei einer höchſt widerlichen Nichtsachtung konnte er ſich nur mit großer Anſtrengung an die Ausdauer und Kraft erfordernden Hausgeſchäfte gewöhnen. In der Schule gings auch nur ſchwach. Doch nach und nach hat er ſich gebeſſert und von Haupttadel freigehalten. Er iſt in dieſem Jahre im glücklichen Fortſchreiten geblieben. Seine Treue hat ſich auch in dieſem Jahre mehrfach bewährt, ſo daß ihm die zu beſorgenden Gänge, außerhalb der Anſtalt anvertraut werden konnten. —

Der

der Wunſch, ihm bei ſeinen Fähigkeiten eine zweckmäßige Gelegenheit zur weitern Ausbildung zu geben, konnte aus den Gründen nicht ſtatt finden, die dem Schulbeſuche unſerer Knaben in andern Anſtalten entgegen ſtehen dürften. — Seine Vorliebe für die Landwirthſchaft, läßt uns den Wunſch hegen, ein rechtſchaffener, menſchenliebender Landwirth möge ihn nach erhaltenem Confirmandenunterrichte zu ſich nehmen!

No. 38. In einem Alter von 10 Jahren wurde er durch ſeine Großmutter den 6. Mai 1830 übergeben. Sein Vater iſt in Rußland verſtorben, ſeine Mutter ſtets krank und bettlägrig. Er hat ſeine Mutter und Großmutter geſchlagen, ſeine Schulbücher verbrannt, Schulen gelaufen, iſt mit den wildeſten Jungen ſeiner Nachbarſchaft vielmal auf- und umhergelaufen, hat dann thätigen Antheil genommen an einer unkeuſchen gewaltthätigen Frevelthat an einem wehrloſen Mädchen, wofür er auf dem Inquiſitoriate körperlich gezüchtigt worden iſt. Er war ſchwer zu erziehen, keck und ränkevoll, hitzig und zankſüchtig, war ſteter Unfriede um ihn. Gott ſei Dank! er giebt jetzt Hoffnung. Auch in dieſem Jahre iſt er nicht geſunken, zwar wird ihm ſeine Beſſerung, bei dem tiefen Sitze ſeines Verderbens, nicht leicht. Jedoch müſſen wir ſeinen regen eifrigen Willen, jeden Rückfall immer ſeltener zu machen, hervorheben, und ſeines Fleißes in der Schule und Handarbeit erwähnen, ſo daß er trotz längerer Krankheit in keiner Sache zurückgeblieben iſt und ſchon den 5. Juni 1832 dem Schullehrer Herrn Schätzler in Czerninken übergeben werden konnte; der ihm über ſein Wohlverhalten ein recht befriedigendes Zeugniß giebt.

No. 39. den 11. October 1830 in die Anſtalt aufgenommen, in einem Alter von 10 Jahren. Er kam aus dem Krankenhauſe des hieſigen Arbeitshauſes, wohin er wegen Straßenbettelei war geliefert worden. Sein Vater, ein Schuhmacher, wie ſeine leibliche Mutter ſind geſtorben; die hinterbliebene Stiefmutter hat ihn heimlich verlaſſen. Als ein lahmer Krüppel mußte

er verwahrloſen, wenn er in ſeiner Verlaſſenheit kein Unterkommen zu ſeiner Erziehung erhalten hätte. Bis jetzt iſt ſeine Führung gut und erweckt freudige Hoffnung. Er wurde dem Schullehrer Herrn Genat auf Auxſtagirren den 2. Mai 1831 übergeben. Er führt ſich in jeder Hinſicht nicht allein gut, ſondern hat ſich auch bei der Schulprüfung durch das Lob des Herrn Schulinſpectors vor andern ausgezeichnet.

No. 41. noch nicht voll 13 Jahre alt, Bruder von No. 24., bettelte, während er ſich geſchäftslos in der Stadt umhertrieb; ſtahl auf dem Viehmarkte hieſelbſt einem Landmanne einen Beutel mit Geld, welchen er demſelben ſehr geſchickt aus der Taſche zog, wurde deshalb zur Unterſuchung gebracht, mit körperlicher Züchtigung beſtraft, und demnächſt von der Polizei den 3. Febr. 1831 in die Anſtalt eingeliefert. Sein Wille wurde unverkennbar gut, er konnte daher der weiteren Erziehung des Schullehrers Herrn Bluhm in Schenkendorf den 10. Oct. 1831 um ſo mehr übergeben werden, als er dadurch aus der gefährlichen Nähe der unter No. 40. angeführten Burſchen kam, welche früher Diebsgefährten von ihm waren, und ſich ſeines Talents zur Taſchendieberei zu verſichern wünſchten. Leider aber verſtanden ſich Lehrer und Zögling zu wenig und ſo iſt derſelbe wieder in die Anſtalt zurückgenommen, bis ein ihm angemeſſenerer Aufenthalt ermittelt ſein wird. Sein Fleiß und ſeine Aufführung unterſcheiden ihn ſehr vortheilhaft von ſeinem No. 24. bezeichneten Bruder.

No. 42. 7 Jahr alt, Sohn eines verſtorbenen Schuhmachers, ſaß wegen Bettelei im Arbeitshauſe und iſt am 4. Febr. 1831 aufgenommen. Das Ungeziefer, von welchem er gereinigt werden mußte, hatte ſich an manchen Stellen in die Haut eingegraben. Bei großen Mängeln an Reinlichkeit, Mäßigkeit in Eſſen und Trinken, und an Anſtrengung in der Schul- und Handarbeit, offenbarte er jedoch ſtets eine unverdorbene Seele, daher wurde er zum Schullehrer Herrn Liedtke nach Zimmerbude entlaſſen; leider hat er aber unſere

Erwartungen getäuſcht und nachdem er ſich ein Jahr ziemlich gut geführt hatte, ließ er ſich mehrere grobe Diebereien zu Schulden kommen, ſo daß er in die Anſtalt abermals aufgenommen ward, woſelbſt er wiederholt Veruntreuungen begeht; ſeine, übrigens guten Anlagen laſſen ihn recht erfreuliche Fortſchritte machen.

No. 43. 13 Jahre alt, eine vater- und mutterloſe Waiſe, wurde vom hieſigen Armen-Direktorio verpflegt, unterſchlug jedoch das ihm zum Brodankauf von ſeinen Pflegern anvertraute Geld, und wurde deswegen arretirt. Er iſt am 6. Januar 1831 aufgenommen worden, führte ſich, ungeachtet eines überwiegenden Hanges zum Lügen, und großer körperlicher Unbeholfenheit bei allen Handarbeiten, ziemlich gut. Deswegen wurde er dem Schullehrer Herrn Schimmels in Schirau den 18. Juni 1831 übergeben, der von ihm ſagt, daß er ziemlich gebildet ſei und ſich faſt muſterhaft geführt hat. — Sehr betrübend iſt es für dieſen Knaben kein Unterkommen zu finden; für ein Handwerk iſt er zu ſchwach und der Schreiberei kann er ſeiner blöden Augen wegen nicht vorſtehen.

No. 44. 14 Jahre alt, ein verwegener Dieb und Herumtreiber. In mehreren Häuſern untergebracht, ſtahl er überall, wurde entweder fortgejagt, oder lief fort. Zuletzt vagabondirte er im Lande umher, wurde in Domnau ergriffen und in das Inſtitut zu Tapiau gebracht. Nachdem er daſelbſt mehrere Monate geſeſſen hatte, wurde er entlaſſen, weil für ihn keine Verpflegung gezahlt wurde, und den 6. Febr. 1831 in die Anſtalt aufgenommen. Er vereinigt in ſich alles was einen Menſchen unbrauchbar machen kann. Er erhebt ſich über ſeine Lieblinge, die Schweine, an denen ſein Herz, als ehemaliger Hüter derſelben, mit auffallender Zärtlichkeit hängt, durch ſeine große oft lange anhaltende Verſtellungskraft. In den Winkeln umherſuchend, ſenkt ſich ſein Blick noch immer zur Erde, und muß er ihn wider ſeinen Willen erheben, ſo iſt er zurückſchreckend böſe. Der Hang nach einem ungebundenen

Leben war bei ihm ſo vorherrſchend, daß er den 5 Dec. entwich; mit erfrornen Füßen wieder eingebracht, entwich er den 6. Januar zum zweitenmal und iſt ſein Aufenthalt bis jetzt unbekannt.

No. 45., älterer Bruder von No. 46., ſie ſind die Söhne eines ehemaligen Kuiraſſiers, ſpäterhin Arbeitsmann, durch deſſen vor mehreren Jahren erfolgten Tod die noch lebende Mutter zum Dienen verpflichtet wurde, und ihre Kinder unter fremde Leute geben mußte, die ſich um ihre Erziehung wenig bekümmerten. Sie trieben ſich in der Stadt, ohne eine Schule zu beſuchen, umher; ſchlichen ſich in die Häuſer, beſonders in die Küchen derſelben, wo ſie mehrere Diebſtähle verübten. So wurden ſie dem augenſcheinlichen Verderben entriſſen, und der Anſtalt den 21. Febr. 1831 in einem kläglichen Zuſtande übergeben, der ältere in einem Alter von 10, und der jüngere von 8 Jahren. Da in dieſem Alter noch Entwöhnung von Untugenden eher zu hoffen iſt, ſo wurde der ältere dem Schullehrer Genat, und der jüngere dem Schullehrer Leu in Sillginnen zur Weiterbildung anvertraut. Von beiden Lehrern ſind Zeugniſſe ihrer Zufriedenheit mit den Zöglingen eingegangen. Beide Brüder mußten getrennt untergebracht werden, da ſie ſich untereinander ſpinne feind waren. Nach den Zeugniſſen des Herrn Leu hängt der jüngere noch ſehr an alten Gewohnheiten und bedarf einer höchſt genauen Aufſicht.

No. 47. 12 Jahre alt, den 21. Febr. 1831 aufgenommen. Sein als Theaterdiener verſtorbener Vater hinterließ ihn zur Erziehung ſeiner in jeder Hinſicht dazu nicht geeigneten Mutter, einer Handelsfrau. Durch ihre eigene Verderbtheit gerieth der Knabe bald in die Mittheilnahme an mehreren Diebſtählen in polizeiliche Unterſuchung und Beſtrafung. Trotz ſeines pöbelhaften, von Unarten aller Art ſtrotzenden Weſens zeigte er dennoch Lenkſamkeit, die ihn während ſeines Aufenthaltes in der Anſtalt Fortſchritte machen ließ. Daher auch er dem Schullehrer Schimmels in Schirau den 18. Juni

1831 übergeben werden konnte. Derſelbe hat ſich ſtets folgſam und willig gezeigt, ſo daß er nach erhaltener Confirmation einem braven Tiſchlermeiſter in Labiau in die Lehre gegeben werden konnte.

No. 48. 6 Jahre alt, wurde, um vor der augenſcheinlichen Verwahrloſung bewahrt zu werden, den 11. März 1831 aufgenommen, und, ſeines zarten Alters wegen ſich für den Aufenthalt in der Anſtalt ſelbſt nicht eignend, der Familie des hieſigen Schuhmachermeiſters Schwarz, einer anerkannt rechtſchaffenen Familie, den 31. März 1831 zur Pflege und Erziehung übergeben. Ohne eine Schule zu beſuchen hat er unter Anweiſung ſeines wackern Pflegers, ſchon leſen gelernt und gedeiht recht ſittlich.

No. 49. Sohn noch lebender Eltern und Bruder von 3 Geſchwiſtern, unter denen der ältere nun ſchon 3 Jahre von dem begonnenen Confirmations-Unterrichte, in Folge verübter Diebſtähle und darauf folgender Gefängnißſtrafe, hat zurückbleiben müſſen. Der Vater iſt ein Maurer, machte den Feldzug mit Auszeichnung als Unteroffizier mit, iſt aber jetzt zu ſeiner Schande immer betrunken und völlig unbrauchbar. Die Mutter iſt eine Handelsfrau, und überläßt als ſolche die Kinder Tage lang ſich ſelbſt ohne Aufſicht. Die Folge davon war die Verwahrloſung auch des zweiten Knaben, unſeres jetzigen Zöglings, den wir nach 4wöchentlichem Arreſt aus dem Thurme am 10. Mai 1831, 12 Jahre alt, empfingen. Sein Seelenverderben war nicht minder betrübend, wie ſeine körperliche tägliche und nächtliche Unreinlichkeit; gute Anlagen waren bei ihm unverkennbar und halfen ihm nur ſeine Lügen geſchickt anzuwenden. — Läßt er ſich auch noch zuweilen Fehler der Unreinlichkeit zu Schulden kommen, ſo iſt doch ein Streben nach Beſſerung bei ihm unverkennbar; er iſt ſchon viel aufrichtiger geworden und zeichnet ſich in Schul- und Handarbeiten vortheilhaft aus.

No. 50. 13 Jahr alt, wurde von Sr. Excellenz dem Herrn Kanzler v. Wegnern der Anſtalt am 3. Juni 1831 übergeben. Der Anfang zur Verwahrloſung, der durch muthwillige Schulverſäumniſſe, Verſuche Schlöſſer ohne Schlüſſel zu öffnen, und Ekel an Arbeit entſtand, hatten ſeinen Stiefvater zu den verzweifelſten Strafmitteln gebracht, und ſogar das Leben ſeiner Mutter in Gefahr geſetzt. Seine Fähigkeiten ſind nur mittelmäßig, Schulkenntniſſe fehlten faſt ganz, doch gab er ſich Mühe und bald die Hoffnung, bei fortgeſetzter ſorgſamer Erziehung noch gebeſſert zu werden. Seine weitere Erziehung übernahm der Schullehrer Liedtke in Zimmerbude am 17. Auguſt 1831, nach deſſen Zeugniß giebt er Hoffnung ein guter Menſch zu werden.

No. 51. Sohn einer Wittwe, konnte von derſelben weder zur Schule noch zum regelmäßigen häuslichen Leben gebracht werden, ſondern trieb ſich viel lieber umher, oft ohne Obdach, von Betrügen und Stehlen lebend, wo dies nur möglich war. Zu einem Alter von 12 Jahren vorgerückt, war es die höchſte Zeit, daß er der Verwahrloſung entriſſen, und, wie ſolches am 17. Sept. 1831 geſchehen, in die Anſtalt aufgenommen wurde. Unbeſchreiblich iſt es, wie er noch fortwährend von der Begierde zum Naſchen gepeinigt und getrieben wird, und mit welcher Frechheit er die gröbſten Vergehungen dieſer wie jeder Art leugnen kann. Fleiſch aus dem kochenden Topfe, wie auch weggeworfenes für die Hunde beſtimmtes Fleiſch und Knochen konnte er nicht unentwandt und unverzehrt laſſen. Seine nächtliche Unreinlichkeit jeder Art iſt noch immer nicht im Abnehmen. Seine Fähigkeiten, Fortſchritte und einnehmendes Weſen verdienten Lob, wenn ſich nicht ſtets Lug und Trug, Naſcherei ja ſelbſt Dieberei bei ihm wiederholten, ſo daß er hierin noch derſelbe wie vor zwei Jahren iſt.

No. 52. wurde am 12. Oct. 1831 im Alter von 10 Jahren aufgenommen. Mit faſt allen den vorgenannten eignen Uebeln behaftet, zeichnet er ſich von jenem

noch durch frechen Uebermuth aus. Nichts war ihm gut genug, ſo daß er Brod und Fleiſch verſchmähete, weil es nicht vollkommen ſo viel war, als das für die 14jährigen beſtimmte. Seine Streit- und Verläumdungsſucht hat aufgehört, nur läßt er ſich wiederholt den Fehler des Vorwitzes zu Schulden kommen. Den Unterrichtsſtunden fängt er an mit mehr Theilnahme beizuwohnen und hat erfreuliche Fortſchritte im Leſen gemacht. — Obwohl er nur ſehr langſam vorwärts ſchreitet, ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen, denn er läßt ſich keine Rückfälle zu Schulden kommen.

No. 53. wurde von ſeinem Onkel den 6. Febr. v. J. 12 Jahre alt übergeben. Er iſt ein uneheliches Kind, ſein Vater iſt in Criminal-Unterſuchung geweſen, ſeine Mutter nährt ſich nicht auf die redlichſte Weiſe vom Handel, wodurch der Knabe unbeaufſichtiget zu allem Böſen angeleitet worden iſt. Er verräth Anlagen und es war zu bedauern daß ſein ſehr geſchwächter Geſundheitszuſtand, der öfters in Schlafſucht ausartete, ſeiner geiſtigen Entwickelung ſo ſehr hinderlich war. Sein Betragen war der Art, daß er am Schluſſe des vorigen Jahres dem Schullehrer Herrn Krauſe in Korehlen übergeben werden konnte. Sein Lehrer giebt ihm das Zeugniß, daß er ſich im Lernen ziemlich angeſtrengt, durch ſeine Folgſamkeit dem Lehrer Freude macht und dieſer ihn ſehr lieb gewonnen habe, wiewohl er an ſeinem Leibe wie auch im Uebrigen noch immer etwas nachläßig ſei.

No. 54 eine Waiſe, wurde im 12ten Jahre ſeines Alters durch einen Poſtofficianten zur Aufnahme überbracht. Seine Mutter iſt zuletzt in der Cholerazeit verſtorben, dadurch der Knabe mehrere Wochen ohne Anhalt ſich ſelbſt überlaſſen geblieben und ſchon zu mancherlei Betrügereien ſich hat verleiten laſſen. Körperlich geſund, im höchſten Grade unreinlich, ſehr geneigt ſich Veruntreuungen zu Schulden kommen zu laſſen, hat er ſich im verfloſſenen Jahre ſehr zu ſeinem Vortheil betragen; in der Reinlichkeit hat er ſich be-

deutend gebeſſert, merkliche Fortſchritte in Schul- und Handarbeiten gemacht und mit Kraft jeder Verſuchung einer Veruntreuung widerſtanden; nur ſpricht ſich Rohheit und Spottſucht noch ſehr betrübend bei ihm aus.

No. 55. 8 Jahre alt, Sohn eines verſtorbenen Maurerhandlangers, bereits wegen Geld- und Brodtdiebſtahl auf dem Inquiſitoriat beſtraft, nährte ſich nur durch betteln und ſtehlen in Verbindung mit ſeinen 3 ältern Brüdern. Zu ſehr war ihm die ungebundene Lebensart zur andern Natur geworden, als daß er ſich in häusliche Ordnung und Sitte hätte finden können und entlief deshalb ſchon den 9. Mai mit dem Knaben No. 6.

No. 56. meldete ſich ſelbſt, 13 Jahre alt und bat um Aufnahme in die Anſtalt. Er iſt der uneheliche Sohn eines Feldwebels, der im hieſigen Clinicum ſtarb; ſeine Mutter, welche in Warſchau eine ausſchweifende Lebensart führte, hatte ihn gegen Pflegegeld am hieſigen Orte untergebracht, ward aber von ſeinen Pflegeeltern entlaſſen, nachdem die Mutter zur Zeit der polniſchen Revolution kein Koſtgeld mehr für ihn ſchickte. — Hierauf half er ſich ſelbſt fort, konnte aber nicht ſo viel zuſammen bekommen um ſeine gewaltige Eßluſt zu befriedigen und ließ ſich ſo zu manchen Veruntreuungen verleiten. Vor ſeiner Aufnahme war er 3 Tage ohne Obdach und 2 Tage ohne Nahrung geweſen. Trotz ſeinem großen Leichtſinn brachte er es bei guten Fähigkeiten und ernſtem Willen ſchon nach Verlauf eines Jahres dahin, daß er dem Lehrer Herrn Hellwich in Lappinen übergeben werden konnte.

No. 57. ein älterer Bruder des Knaben No. 12., er ernährte ſich nur vom betteln und verwandte das ſo erworbene Geld beſonders zu Branntwein, von dem er ein Stof ausleeren konnte und ſtatt Brod eine Portion Pferdeäpfel dazu genoß. Seine Eltern wurden ihm durch die Cholera entriſſen, während er ſie glücklich überſtand. — Durch Vermittelung eines menſchenfreundlichen Militairs — der ihn längere Zeit hierauf

unterſtützte — kam er von der Waſſerſucht hergeſtellt, in unſere Anſtalt. Der Knabe glich nur einem Scelett, mit hoch aufgetriebenem Leibe, war unerſättlich und dazu noch von einem böſen Huſten und Wechſelfieber befallen, ſo daß er gar keine Hoffnung gewährte. Vernünftige ärztliche Behandlung, mäßige Arbeit haben ihn jetzt ſo weit gebracht, daß er Luſt und Liebe zum Lernen und Arbeiten zeigt und anfängt Abſcheu gegen das Böſe zu zeigen.

No. 58. den 21. Juli 1832, 18 Jahre alt, aufgenommen. Seine Mutter, die Wittwe eines vor längerer Zeit verſtorbenen Calculators, mußte ſich von ihrer Hände Arbeit ernähren und ließ das Kind ohne Aufſicht. — Er machte ſich mehrerer Diebſtähle ſchuldig und gerieth in den Verdacht Feuer anlegen zu wollen. — Sehr bald überzeugte man ſich aber, daß der Knabe ſehr willig war und ſo ward er auf dem Lande untergebracht. Die Mutter fand es aber für beſſer, am 12. Novb. vorigen Jahres, ihren Sohn zurückzunehmen.

No. 59. Von dem Königl. Landraths-Amte zu Goldapp ward, der 14 Jahr alte Knabe uns am 3. Auguſt vorigen Jahres übergeben. In einem traurigeren Zuſtande haben wir noch keinen Knaben erhalten. — Seine in jeder Beziehung an Thierheit gränzende Natur, ſeine ſich 10 bis 15 mal wiederholenden epileptiſchen Anfälle ſchienen jeder Bemühung Trotz zu bieten; und doch gelang es einiger Hoffnung für ſein körperliches und geiſtiges Wohl ſich zu erfreuen, bis im Herbſte ein alter Froſtſchaden ihn auf längere Zeit ans Bette feſſelte. Hier brachen alle Triebe, die ſchon im Einſchlafen waren, mit erneuter Kraft hervor, er war nicht mehr zu bändigen, keine Zwangsjacke war ſtark genug und ſo mußte ſeine Aufnahme in die Irrenanſtalt des Löbenichtſchen Hospitals veranlaßt werden.

No. 61. ward den 5. Octb. 1832, 12 Jahre alt, der Anſtalt durch ſeine Mutter übergeben. Nach kurzer Zeit ſchon konnte er dem Lehrer Herrn Störmer in Mettkeim den 19. Octb. übergeben werden, der ſich, ſo weit

er ihn in der kurzen Zeit beurtheilen kann, recht zufrieden über ihn ausſpricht.

No. 62. ward vom Inquiſitoriat der Anſtalt den 12. Januar durch ſeine Mutter übergeben; ſein Vater befand ſich in Criminal-Unterſuchung. — Der Knabe iſt ohne alle Schulkenntniſſe, verräth ziemlich gute Fähigkeiten, iſt übrigens aber tückiſch und widerſpenſtig.

No. 63. 11 Jahre alt, No. 64. 9 Jahre alt und No. 65. 7 Jahre alt, drei Brüder, wurden von ihrer Tante den 21. Januar der Anſtalt übergeben. Ihre Mutter iſt geſtorben und der Vater ein Schuhmacher, der in öftere Unterſuchungen verwickelt, das Seinige durchgebracht hat. Nachdem derſelbe wegen Theilnahme an dem Tumult beim Ausbruche der Cholera in Tapiau ſeine Strafe büßte, waren die Kinder ſich völlig ſelbſt überlaſſen und gingen mit raſchen Schritten dem Verderben entgegen.

Ueberſicht der bei der Kaſſe des Vereins zur Rettung verwahrloſeter Kinder im Jahre 1832 vorgekommenen Einnahmen und Ausgaben und des verbliebenen Beſtandes.

A. Einnahme.

Tit.	Benennung der Einnahme.	Betrag. Tlr.	sg.	pf.	Bemerkungen.
1	An Beſtand pro 1831 verbleibt laut vorjährigem Abſchluſſe	373	5	4	
2	„ Reſten, und zwar:				
	a. von den Beiträgen pro 1831 69 Tlr. 3 ſg.				
	b. „ den Prov.-Bl. f. 1830/31 150 „ „				
	c. „ den im J. 1831 herausgegeben. lithograph. Anſichten 245 „ 7 „ u. ein Staatsſchuldſchein a 50 Rl. nebſt Zins-Coupons v. Juli-Termin 1832 ab				Dieſer Staatsſchuldſchein iſt von Hrn. Voigt u. Fernitz für die übrig gebliebenen Anſichten und den diesfälligen 4 Steinplatten gezahlt, demnächſt außer Cours geſetzt und dem Capital der Anſtalt einverleibt worden.
	d. von den Kalendern pro 1832 683 „ 20 „				
	Summa	1148	—	—	
3	An milden Beiträgen pro 1832	825	7	6	
4	„ Beiträgen für die Prov.-Blätter pro 1832	1146	13	—	Darunter ſind 8 Rlr., welche im Jahre 1832 für den Jahrgang 1833 bezahlt worden ſind.
	desgl. f. verkaufte einz. St., älterer Jahrg. ꝛc	18	3	6	
5	An Pränumeration für die von dem Vereine neu herauszugebenden Anſichten	9	—	—	
6	An wiedererſtatteten Poſtporto	245	24	3	für das dritte Tertial 1831 u. 1ſte u. 2te Tertial 1832. Das dritte Tertial 1832 iſt erſt 1833 zur Einnahme gekommen.
7	Der Reinertrag der von d. Hrn. Muſik-Direct. Sämann und Riel gegebenen Concerte, desgl. von der Vorſtellung des Hrn. Rappo . . .	267	24	5	
8	An Zinſen von Capitalien	101	—	—	
9	„ Insgemein	1	21	4	
	Summa der Einnahme für 1832 . . .	4136	9	4	

B. Ausgabe.

Tit.	Benennung der Ausgabe.	Betrag. Tlr.	ſg.	pf.	Bemerkungen.
1	An Reſten	849	8	2	Darunter ſind 356 Rlr. 1 ſg. 3 pf. Druckkoſten, Papier ꝛc. für das Prov.-Blatt pro 1831. 316 R. 21 ſg. 1 pf. Druckkoſten und Papier für die Kalender. 170 Rlr. für die lithographiſchen Anſichten u. 6 Rlr. 15 ſg. 10 pf. Medizin-Koſten.
2	„ Gehalt, Renumeration und Geſindelohn .	594	10	—	
3	„ Speiſungskoſten der Lehrer und Zöglinge .	631	25	10	
4	An Penſionen für die bei Schullehrern auf dem Lande und bei Meiſtern untergebrachten Zöglinge	239	25	—	Die Ende Dec. v. J. fälligen Penſionen ſind mit 352 Rlr. im Jan. d. J. gezahlt und kommen zu Ausgabe pro 1833.
5	An Bekleidungskoſten und für Leibwäſche .	189	28	4	
6	Für Wäſche und Ausbeſſerung der Wäſche .	33	28	—	
7	„ Heizungs-Materialien	108	3	—	
8	An Erleuchtungskoſten	33	9	—	
9	„ Lehrmittel, Schreibmaterialien ꝛc.	44	26	6	Darunter ſind die für das Exped.-Geſchäft erforderlichen Schreibmaterialien mit begriffen.
10	„ Wohnungs-Miethe	133	10	—	
11	„ Porto	253	25	6	
12	Für Redaction und Druck der Prov.-Blätter	629	16	1	
13	An Insgemein	128	19	9	
	Summa der Ausgabe pro 1832. . . .	3870	25	2	

Abſchluß.

	Tlr.	ſg.	pf.
Die Einnahme beträgt . .	4136	9	4
„ Ausgabe.	3870	25	2
Bleibt Ende 1832 Beſtand	265	14	2
Das Kapital der Anſtalt in Staatspapieren beträgt .	2550	—	—
Summa Summarum . .	2815	14	2

Dagegen bleiben noch rückſtändig:
An Druck- und Papierkoſten f. d. Prov.-Bl. 308 Tlr. 3 ſg. 9 pf.

Alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher Wohlthäter im Jahre 1832.

A.

Albrecht, Prinz von Preußen, Königl. Hoheit.
Albrecht, Pfarrer in Nemersdorff.
Appelbaum, C. F. Kaufmann.
Auerbach, Banquier.

B.

Baumgart, Lieutenant und Rechnungsführer.
Bartikowski, Kaufmann.
Bauer, Frau Amtmann.
Beer, M. E., Kaufm.
Behrenz, Kaufm.
Bergau, Reg.-Sekret.
Becker, Aſſeſſor.
Berent, C. F., Kaufm.
Bender, Mühlenbeſitzer.
Bergfeldt, Prediger.
Frau Benjamin.
Der wohllöbl. Magiſtrat in Biſchoffſtein.
Biehler, Aſſeſſor.
Bittrich, jun. G. C., Kaufm.
Bobrick, Tribunalsrath.
Böhm, Commerzienrath.
Borchard, A., Kaufm.
Borchard, Pupillenrath.
Borchert, Brandtweinfabrik.
Bornträger, Gebrüd., Buchhändler.
Brauſewetter, Gener.-Landſchaftsrath.
Frau v. Brederlow.
Brockmann, Stadtrath.
Bruand, Kaufm.
Buchſteiner, Kaufm.
Buſch, Inſpector.
Butte, Rendant.
Buſolt, Kaufmann.
Burdach, Hofrath und Prof.
Burdach, Commerzienrath.
Budnick.
Bujack, Oberlehrer.
Borchard, Hofpoſt-Commiſſ.
Burchardi, Juſtizrath.

C.

Cabalzer, Conditor.
v. Carlowitz, Obriſt.
Caſtell, Mäckler.
Der hochlöb. Cholera-Verein für den Knaben Hennig.
Chriſt, Juſtizrath.
Claaſſen, A. Kaufm.
Conrad, Meubelfabrikant.
Frau Conſentius.
Corſepius, Muſiklehrer.
Cuiraſſier-Regiment, drittes, das hochlöbliche Offizier-Corps.

D.

v. Dankbahr, Hauptmann.
Danielzick, Juſtizrath.
Decker, Tuchmachermeiſter.
Dehn, Kammachermeiſter.
Degen, Stadtrath.
Dey, Kaufmann
Dittrich, C. F., Schiffsbaumeiſter.
Dieſtel, Prediger.
Downer, Kaufmann.
Douglaß, F. W., Kaufm.
Donalies, Oberlandesger.-Rath in Inſterburg, für ſich und noch mehrere Wohlthäter daſelbſt.
Dreier, Kaufmann.
Dullo, Land- und Stadtrichter in Labiau.
Dulk, Profeſſor Dr.

E.

Ebel, Dr. Prediger.
Ehm, Tribunalsrath

Eichmann, Gürtlermeiſter.
Elsner, Pfarrer in Memel.
Fräulein Engelſchmidt.
Die Wohllöbl. Kreis-Juſtiz-Commiſſion in Pr. Eilau, die Gebühren u. Reiſekoſten des Herrn Actnarius Poſſeldt u. Hrn. Gutsbeſ. Bräm in Sachen Poſſeldt wider Thimm; desgleichen die Gebühren u. Reiſekoſten des Hr. Lieuten. v. Bardeleben in Sachen des Lieut. v. Dziobeck gegen den Kammerdiener Schüttcke.

F.

Faſt, Brandtweinfabrikant.
Fähſe, Häker.
Fiſcher, Bäckermeiſter.
Frau Fiſcher, Zimmermeiſter-Wittwe.
Flach, Medizinal-Aſſeſſor.
Förſter, Oberlandger.-Rath.
Fothergill, Mäkler.
Friedländer, Stadtrath.
Friedmann, C. M., Kaufm.
Frommer, J. A., Kaufm.
Frieſen, Land- u. Stadtricht.
Friſch, A. W., Kaufmann.
Frey, Mälzenbr. im Löbenicht.
Frey, Mälzenbräuer in der Altſtadt.
Fräulein Friedrich.
Fuchs, B., Kaufm.

G.

v. Gallwitz II., Lieutenant.
Gamm, Lichtfabrikant.
Dr. Gotthold, Director.
Goldſchmidt, Optikus.
Gordack, A. L., Kaufmann.
Göttlich, Kaufm.
Fräulein Göttingen.
Graade, W. O., Kaufm.
Grämer, J. C., Kaufmann.
Gropp, Schmiedemeiſter.
v. Groß, Rittmeiſter.
Gregorovius, Juſtizrath in Neidenburg.
Güllig, Rendant.
v. Gyzycki, Kaufmann.

H.

Heinrich, Prinz von Preußen, Königl. Hoheit.
Hartung, Stadtrath.
Frau Hartung, Trib.-R.
v. Hauſen-Aubier, Baron.
Hannemann, Kaufm.
Hallerworden, Sekretair.
Herbig, Geh. Juſtiz-Rath.
Heinrich, Kaufm.
Henſche, Stadtrath.
Hengſter, Kaufmann.
Heyn, Kaufm.
Frau Hirſch, Medizn.-Räth.
Hirſch, Dr.
Hildebrand, Schloßröhrmſt.
Horn, Oekonom.
Frau Horn, Land- u. Stadtrichter in Nordenburg.
Hoffmann, Drechslermeiſter.

J.

Jahrke, Oberlandesgr.-Rath.
Janatzi, Conditor.
Jacobi, G., Mäkler.
Frau Jacobi, Wittwe.
Infanterie-Regiment, 1ſtes; 1ſtes Bataillon, das hochlöbliche Offizier-Corps.
Frau Johannſen, Juſtizräth.
Johannes, Major.
Jonas, Glaſermeiſter.

K.

Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen.
Kawerſtein, Partikulier.
Fräulein Kaminski.
Graf v. Kanitz, Tribun.-R.
Kähler, Oberl.-Ger.-Rath.

Kah, Superintendent in Raſtenburg.
Kauenhowen, Kaufm.
Frau Kemke.
Klebs, Juſtizrath.
Kleip, C. W., Kaufmann.
Kiepke, Mälzenbräuer.
Kiſt, Kaufmann.
Klein, Bäckermeiſter.
Klinger, Bäckermeiſter.
Der hochlöbl. Magiſtrat in Königsberg für den Knaben Hübner.
Kolw, Bäckermeiſter.
Kreuzberg, Kriegsrath.
Krüger, Ingroſſator.
Krüger, Superintend. in Lyck.
Krauſe, Zinnwaarenfabrik.
Kroſſa, Aſſeſſor und Kaufm.
Kroſſa, Aſſeſſor.
Krotel, H., Kaufmann.
Kranz, General-Arzt. Dr.
Krauſe, Schmiedemeiſter.
Krickhahn, Goldarbeiter.
Küßner, Calculator.

L.

Labſien, Secretair.
Frau Langer, Calculator.
Lachtrupp, Kaufmann.
Langer, Kaufmann.
Laubmeyer, Kaufm.
Landmann, Geh. Finanzrath u. Prov.-Steuer-Director.
Leberecht, Kaufmann.
Dr. Lehrs, Oberlehrer.
Liebig, Calculatur-Dirigent.
Liebreich, Zahnarzt.
Lindenroth, Poſamentier.
Liewes, Inſtrumentenmacher.
v. Liebtow, Major.
Liewald, Kriegsrath.
Link, Lehrer.
Liſt, Oberbürgermeiſter.
Lorck, B., Stadtrath.
Lorck, C. H., Kaufmann.
Loreck, Dr.
Graf v. Luckner.
Lukas, Schulrath Dr.
Lubbe, Caſſirer.

M.

v. Madeweiß, Major.
Macrocki, Kaufmann.
Majowsky, J. D., Kaufm.
Marotzeck, Kaufm.
Matz, Bäckermeiſter.
v. Michalowski, Hauptm.
Meding, Präſident.
Meyer, Profeſſor, Dr.
Möller, Schiffsabrechner.
Möller, Dr. u. Director.
Mowsky, Chirurg.
Müller, Kriegsrath.
Müller, Kreisrath.

N.

Nathan Jacob, Banquier.
Nathan.
Nauen, Juſtiz-Commiſſ.
Naunyn, Kaufmann.
Neumann, Juſtizrath.
Neumann, Gaſtwirth.
Neubacher.
Neubacher, Bernſteinarb.
Fräulein Neglin.
Nitſch, Stadtrath.

O

Olshauſen, Profeſſor.
Oldenberg, Kaufmann.
v. Oſtau, Landrath.
Ottmann, Kaufm.-Wittwe.

P.

Pahlke, Kaufm.-Wittwe.
Papendieck, Kaufm.
Peterſon, Intend.-Rath.
Pelet, Zinnwaarenfabrik.
Petter, Regiſtrator.
Pfitzer, Hofpoſtmeiſter.
Frau Prang.
Pohl, Juſtizrath.

Digitized by Google

Pomatty, Conditor.
Preuß, Waiſenhaus Direct.

Q.

v. Queiß, Landſch.-Syndik.

R.

Radau, Gaſtwirth.
Rappolt, Juſtizrath.
Raabe, Wittwe.
Rauſchke, Zeichenlehrer.
Das wohllöbl. Stadtgericht in Raſtenburg.
Reinike, Mühlenbeſitzer.
Reuſch, Geheim und Ober-Regierungs-Rath.
Richter, Geh. Commerz-R.
du Roſey, Hauptmann.
Roſenhayn, S. N., Kaufm.
v. Roy, Rentier.
Rosbach, Bäckermeiſter.
Frau Ropenhagen, Oekonomie-Räthin.
Ruhnau, Fuhrmann.
Rund, Mauermeiſter.

S.

Sahm, Sattlermeiſter.
Sachſen, Kaufmann.
Sanio, Commerzienrath.
Sanio, Kaufmann.
Sand, Juſtizrath.
Frau v. Schrötter, Kanzler, Excellenz.
Schwarz, Kornmeiſter.
Schleſinger, J. F., Kaufm.
Schleſinger, Kaufm.
Schmidt, F. F., Kaufmann.
Frau Schau, Wittwe.
Schwanfelder, Kaufm.
Schindelmeiſſer, Banquier.
Schwarz, J. G., Kaufmann.
Schwöd, Sattlermeiſter.
Schrötter, Kommerzienrath.
Schmiedeberg, Medez.-Apth.
Schubert, Dr. u. Profeſſor.
Scharmach, Kaufmann und Vorſteher.
Scheffler, Kaufmann.
Schwatlo, Kaufm.
Frau Schwatlo, Wittwe.
Schweichel, Kaufm.
Schwarz, Inſtrumentenfab.
Schmidt, G., Kaufm.
Schulz, Lederfabrikant.
Schrewe, A., Kaufm.
Reichsgraf v. Schwerin.
Schmidt, Polizei-Präſident.
Schiffert, Geheimerath.
Schloß, Medezin-Apotheker in Johannisburg.
Schröder, Superintendent in Goldapp.
Selke, Tanzlehrer.
Seemann, M. S., Kaufm.
Seiffert, Oberl.-Ger.-Rath.
Seydler, Fleiſchermeiſter.
Siemering, Kaufm.
Serger, Lederhändler.
Siegfried, Gutsbeſitzer in Kirſchnehnen.
Simianowsky, Pfr. in Uderwangen.
Siehr, Oberl.-Ger.-Rath.
Silberbach, Kaufmann.
Frau Sokonowsky, Stadtr.
Stahlenbrecher, Kaufmann.
Steffen, Pfarrer.
Steffen, Juſtiz-Commiſſar.
Störmer, Stadtger.-Sekret.
Stettin, Regiſtrator.
Starkowsky, Regier.-Haupt-Kaſſen-Caſſirer.
Stange, Landſchafts-Rend.
Frau Stahl.
Stenzler, Oberamtmann.
Sy, Kanzlei-Inſpector.
Szittnick, Kaufmann.
S. in B.

T.

T.

Tamnau, Wittwe.
Thiel, Wittwe.
Thimm, Rendant.
Toop, Commerzienrath.
Tiſchler, Kaufmann.
Toſtrom, Kaufmann.
v. Tre: den, Dr. Stadtphyſ.
Trittin, Regier.-Secret.

U.

Unbekannter Wohlthäter aus Weſtpreußen durch Herrn Pfarrer Kahle.
Unbek. Wohlth. aus der Sackheimſ. Gemein. durch Hrn. Pfr. Dr. Wolterstorf.
Unbek. Wohlth. aus der Altſtädtſchen Gemeinde durch Herrn Prof. Riemain.
Unbek. Wohlth. (p. Couvert über Labiau.)

V.

Vetter, Lieut. u. erſter Lehrer am Waiſenhauſe.
Voigt, Ph., Kaufm.
Volkmann, Superintend. in Schaaken.

W.

Wächter, Nacht-Sergeant.
Wahl, Hof-Poſt-Secretair.
Wald, Dr. u. Superintend.
Waſchke, Lehrer am Waiſenh.
Frau Wannowsky, Medz.-R.
Weiß, Pfarrer.
Weiß, Prediger.
Weiß, Calculator.
Weißner, Translateur.
Weide, Gaſtwirth.
Frau Werdermann, Rend.
v. Wechmar, Rittmeiſter.
v. Wegnern, Kanzler Excell.
Weſtphal, Schneidermeiſter.
Wichler, Kaufm.-Wittwe.
Wichler, Kaufmann.
Wichtermann, Kaufm.
Wienz, Vorſteher.
Fräulein Wichert.
Willutzki, Kaufmann
Winkler senior, Kaufm.
Wiener, Kaufm.
Wolff, Geheimerath.
v. Wolff, Oberſt-Lieuten. auf Nauſſeden.
Wolff, J. H. G., Kaufm.
Woltersdorff, C., Kaufm.
Wolterstorf, Dr. Pfarrer.
Wolter, Regier.-Secret.

Z.

Zander, Oberlandesgerichts-Präſident.
Zander, Kupferſchmidtmeiſt.
Zappa, Conditor.
Zeihe, Hofrath.
Zimmermann, Goldarb. Ww.
Ziborowsky, Oberlandes-Gerichts-Aſſeſſor.
Zſchock, G. C., Kaufm.
Zſchock, J. G., Kaufm.

Königsberg, den 20. Februar 1833.

Der engere Ausſchuß des Vereins zur Rettung verwahrloſeter Kinder.

v. Wegnern. Schmidt. Schubert. Preuß. Weiß. Kahle. Hartung. Degen. Papendieck. Zſchock. Gr. v. Luckner. Lipſchütz. Richter.

II. Ueber die Zigeuner im Königreiche Preußen.

Vom Hilfsprediger Storch in Königsberg.

Da im Königsberger Miſſionsblatt ſchon mehrere Male über den Zuſtand der Zigeuner in Friedrichslohra und das was für ſie geſchehen iſt, Berichte gegeben, und dieſe zum Theil in das vorjährige Oktober-Heft der Preuß. Provinzial-Blätter übergegangen ſind, in letzterem auch eine amtliche Mittheilung von dem Inſpektor der Erziehungsanſtalt, Herrn Superintendenten Hahn zu Bleicherode, ſich befindet, ſo beſchränke ich mich, aufgefordert, auch etwas über die dortigen Zigeuner zu melden, um nicht ſchon Geſagtes zu wiederholen, größtentheils auf das, was ich bei meinem kurzen Aufenthalte dort geſehn habe.

Sonnabend, den 15. September, machte ich mich Nachmittags von dem Poſtamte Wilſingerode (zwiſchen Heiligenſtadt und Nordhauſen) zu Fuße auf den Weg nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden davon entlegenen Dorfe Friedrichslohra; der Weg führte mich an einem Walde bis zu dem Kirchdorfe Niedergebra; dann ſchlug ich einen Feldweg ein, und langte gegen 4 Uhr in dem Thale an, in dem das ſehr regelmäßig und freundlich gebaute Friedrichslohra ſich ausdehnt. Seine Bewohner ſind größtentheils katholiſch; auch befindet ſich in dem Orte eine katholiſche Kirche, die einzige in dem Umkreiſe von mehreren Meilen. Rechts auf dem Berge liegt das Amt Lohra mit einer evangeliſchen Kirche. Das Dorf beſteht erſt ſeit den Zeiten Friedrichs des Großen, dem zu Ehren es zum Unterſchiede von dem Amte den Namen Friedrichs-Lohra trägt; wegen ſeines ſpäteren Urſprungs wird es von den Bewohnern der Umgegend auch Neudorf genannt. Friedrich der Große hatte die Abſicht, die Webereien und Wollfabriken des nahen Städtchens Bleicherode, denen es oft an Arbeitern

fehlte, zu heben durch die Gründung einer Kolonie, in die er Leute, die durch Müßiggang und Bettelei oder als des Diebſtahls Verdächtige und wirklich Ueberwieſene andern Orten zur Laſt fielen, unter dem Verſprechen aufnehmen ließ, daß ſie ihrem frühern Leben entſagen, und die ihnen zugewieſene Arbeit leiſten wollten. Als in ſpäterer Zeit auch den Zigeunern, die in der Umgegend in Wäldern und Erdhütten lebten, ihr unſtätes Leben unterſagt wurde, ſchloſſen ſie ſich an die Bewohner dieſes Dorfes am liebſten an, weil dieſe mit ihren neuen Wohnſitzen nicht zugleich neue Menſchen geworden waren, und mit den Zigeunern in Verbindung manche Frevelthat ausgeführt haben mochten. Das neuerbaute Erziehungshaus, in dem der Lehrer Herr Wilhelm Blankenburg wohnt, iſt nur für die Zigeunerkinder beſtimmt; für die übrige Dorfjugend iſt die von den Zigeunern früher nicht benutzte katholiſche Kirchſchule, an welcher der Organiſt des Ortes, ein ſehr wackerer Mann und Freund Blankenburgs, als Lehrer angeſtellt iſt. Jenes Erziehungshaus, ein einſtöckiges maſſives Gebäude, gleich am Eingange des Dorfes gelegen, iſt ſeit dem Ende des vorigen Jahres bezogen; es enthält in ſeinem untern Theil außer dem Wohnzimmer, der Küche und einer Kammer für den Lehrer, eine Schulſtube nebſt einem kleinen Vorzimmer und eine Schlafſtube für die Mädchen, die in der Anſtalt erzogen werden; oben iſt die Schlafkammer für die Knaben und zwei Vorrathskammern, von denen die eine in vorkommenden Fällen als Krankenſtube dienen ſoll; unter dem Gebäude iſt ein ſchöner gewölbter Keller, dem Hauſe gegenüber ein Gemüſegarten.

Die Schulſtunden waren bereits geſchloſſen, als ich anlangte; in der Küche, in die ich zuerſt eintrat, fand ich ein Paar Zigeunermädchen, die ich als ſolche an der dunkeln Farbe ihres Geſichts und an dem kohlenſchwarzen etwas ſtruppigen Haar und an den ſchwarzen ſtark hervortretenden Augen ſogleich erkannte. Sie führten mich in die Stube zu Herrn Blankenburg,

den ich gerade bei dem Flechten eines Strohſitzes zu einem Sopha beſchäftigt fand; die übrigen Zigeunerkinder fand ich einfach und reinlich gekleidet in derſelben Stube gerade bei dem Vesperbrode; darauf gingen ſie an ihre gewöhnliche Sonnabendsarbeit, an die Reinigung des Hauſes. Die Frau des Herrn Blankenburg und ihre Schweſter hatten eine Ausbeſſerung von Kleidungsſtücken für die Zigeunerkinder vor, während eins dieſer Kinder das noch nicht ein Jahr alte Söhnchen des Herrn Bl. wartete. Ich wurde ſehr freundlich empfangen; obwohl es meine Abſicht nicht war, hier zu übernachten, ſo drang die Familie dennoch in mich, meinen Beſuch nicht zu ſehr zu kürzen; ſie ſelbſt hätten des Abends, nachdem die Kinder zu Bette gebracht ſeien, die beſte Muße, und ich möge mit ihnen theilen, was ſie hätten und gern gäben. Ich bat Herrn Bl., in ſeiner Arbeit ſich nicht zu unterbrechen, ſetzte mich zu ihm, und ſah, wie ſchön ihm ſein Werk von ſtatten ging. Dabei erzählte er mir von ſeiner Thätigkeit unter den Kindern. Es ſeien jetzt 23 in der Anſtalt, von denen 9, 4 Knaben und 5 Mädchen, in dem Hauſe ſelbſt wohnen. Dahin die Eltern zu vermögen, habe anfangs ſehr ſchwer gehalten; dieſe hätten vermuthet, ihre Kinder, an denen ſie mit großer Zärtlichkeit hängen, ſollten ganz aus ihrer Nähe entfernt werden; ſie hätten gedroht, mit den Zähnen würden ſie den Kerl zerreißen, wenn er es wagen ſollte, ihnen die Kinder zu nehmen. Jetzt aber ſchicken ſie dieſelben nicht blos gern zur Schule, ſondern wünſchen es mitunter, daß alle ihre Kinder völlig in die Anſtalt aufgenommen werden; doch fehlt es dazu noch an Mitteln; aber wünſchenswerth wäre es, daß die Kinder die Eltern nur gelegentlich ſähen; denn indem ſie jetzt am Abend wieder in das Haus der Eltern zurückkehren, wird ſo manches gute Samenkorn, das am Tage in ihr Herz geſäet war, ſeiner Kraft wieder beraubt und breit getreten, daß es die Frucht ſchuldig bleibt. Aber es zeigt ſich doch auch unter den Kindern ſchon manche erfreuliche Frucht; es

giebt ſich Lernbegierde unter ihnen kund, ein Gefühl für das Sittliche und für Ordnung; vor ſo mancher böſen That, die die Eltern zu begehen ſich kein Gewiſſen machen, fühlen ſie lebhaften Abſcheu; gegen die Perſon des Herrn und Frau Bl. bezeugen ſie ihre Liebe und Anhänglichkeit oft auf die rührendſte Weiſe. Einſt, als die Alten um eines geringfügigen Umſtandes willen Schimpf- und Schmähreden gegen dieſes Ehepaar ausſtießen, und ihm viel Böſes drohten, kamen die Kinder, wie gewöhnlich, Morgens zur Schule, wagten aber nicht hineinzugehn. Als Frau Bl. ſie vor der Thür leiſe reden hörte, geht ſie ihnen entgegen, und auf ihre Frage, warum ſie draußen blieben, antworten ſie: „Unſere Eltern ſind ſo böſe auf Euch, und wir fürchten, Ihr werdet nun auch böſe auf uns ſein.“ Als ſie ihnen erwiederte, wenn auch die Eltern zürnten, ſo könnten die Kinder nicht dafür, und ſie, wie ihr Mann liebten ſie noch eben ſo, und ſie möchten nur kommen; da kamen ſie freudig hinein, und begannen wieder zu lernen. Die Alten, von dieſer Liebe ihrer Kinder zu Herrn und Frau Bl. beſchämt, haben für den Augenblick ihre Erbitterung fahren laſſen. Auch die Kinder, die nicht in dem Schulhauſe übernachten, werden des Mittags daſelbſt geſpeiſt, und gehn erſt gegen Abend zu den Eltern zurück. — Da die Kinder durch die Taufe in die katholiſche Kirche aufgenommen ſind, Herr Bl. aber der evangeliſchen Kirche angehört, ſo ertheilt er, um nicht zu Störungen des Friedens die Veranlaſſung zu geben, den Religionsunterricht nicht nach einem beſondern Leitfaden oder Katechismus, ſondern einfach nach der Bibel, abgeſehn von jeder Confeſſion, und es bleibt den Kindern dann ſelbſt freigeſtellt, zu welcher Confeſſion ſie ſich bekennen wollen. In einem Briefe, den Frau Bl. den 14. Novbr. 1830 nach Nürnberg ſchrieb *),

---

*) Vergleiche die Schrift: Intereſſante Mittheilungen über die Zigeuner, geſammelt und herausgegeben von J. P. Kindler, reformirtem Prediger zu Nürnberg, Nürnberg 1831, bei Rau, Seite 34.

drückt ſie den Wunſch aus: „Ach wenn wir die Kinder doch ganz aufnehmen und erziehen könnten, um die Mädchen zu braven Dienſtmägden zu bilden, und die Knaben zu Meiſtern in die Lehre zu bringen!“ Dieſer Wunſch ſollte ihnen wenige Wochen nach meiner Anweſenheit erfüllt werden; ſie ſahen der Freude entgegen, zu Michaelis dieſes Jahres das älteſte Mädchen, das in dem Hauſe erzogen ward, etwa 15 Jahre alt, entlaſſen zu ſollen; ein Glied des Miſſionshilfsvereins zu Naumburg gedenkt dieſes Kind, das zu guten Hoffnungen Veranlaſſung giebt, in ſeine Dienſte zu nehmen, und es iſt dieſes Kind aus freiem Antriebe entſchloſſen, ſich dort durch einen evangeliſchen Geiſtlichen weiter unterrichten zu laſſen. Auch erzählte mir Herr Bl. von einem Zigeunermädchen, das mit der größten Freude den bibliſchen Erzählungen und beſonders den Erzählungen von dem Heilande der Welt zugehört habe; dieſes Kind ſei kürzlich ſanft und ſelig geſtorben; noch auf ſeinem Schmerzenslager habe das Kind ihn manches Mal zu ſich rufen laſſen; ja ſelbſt bei Nacht habe er kommen müſſen, um mit dem Kinde auf ſein Verlangen zu beten; die Mutter ſei durch den Todesfall wohl ſehr betrübt worden, aber in ihren Geſinnungen ſei durch dieſe Stimme Gottes an ihr Herz keine Aenderung hervorgerufen. — Von den alten Zigeunern erzählte er, daß ſie im Anfange ihm manche Hoffnung gegeben hätten; ſie ſeien am Abende in die Schule gekommen, hätten zugehört, und auch leſen zu lernen begonnen; ſie ſeien auch in ſeiner Begleitung auf Arbeit gegangen. Allein ſie hätten das alles größtentheils nur gethan in Hoffnung großer Unterſtützung, und als ſie unterblieben ſei, ſei auch ihr anfänglicher Eifer erkaltet. Beſonders nachtheilig wirkt auf ſie das Beiſpiel der andern Bewohner des Dorfs, die ihnen in vielen Laſtern vorangehn, ja es oft faſt ärger machen als die Zigeuner, und ſie gegen Hrn. Bl. aufzureizen ſuchen. Sind die Zigeuner in Noth, ſo reden dieſe ihnen vor von großen Geldſummen, die

Bl. empfangen habe und ihnen vorenthalte; kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte er bei einer ſolchen Gelegenheit ſogar um den Schutz der Gensd'armen bei dem Landrathe nachſuchen müſſen. — Beſonders während der Sommerzeit ſind die Zigeunermänner faſt immer auf den Jahrmärkten der benachbarten Städte, um dort in den Wirthshäuſern zum Tanze aufzuſpielen, oder auch als Seiltänzer ſich zu zeigen; die Frauen dagegen gehn des Morgens aus, um zu betteln, und kehren am Abend mit dem heim, was ihnen geworden iſt. Das Wahrſagen iſt jetzt ziemlich unterdrückt, da es ſogleich beſtraft wird, wie es angezeigt wird. — Die Arbeitsſcheu der Zigeuner würde ſich überwinden laſſen, wenn man ſie ſelbſt mehr zur Arbeit anleitete. Wenn Bl. mit ihnen war und mit ihnen arbeitete, ging es meiſtens gut von ſtatten. Doch will ein ſolcher Haufe, der bis in das Mannesalter ans Arbeiten nicht gewöhnt iſt, mit großer Geduld behandelt ſein; es geht auch da mit der Arbeit nicht ſo ſchnell und ſo geſchickt fort, als es bei dem der Fall iſt, der von Jugend auf zu beſtimmter Thätigkeit angehalten iſt; die Zigeuner ſollen eigentlich erſt arbeiten lernen. Von Seiten der Obrigkeit iſt ihnen jetzt das Geſchäft des Steineſchlagens an der Chauſſee und des Holzfällens in den Königlichen Forſtrevieren aufgetragen; ein redlicher Zimmermann, Schwarzburger, aus dem Dorfe Wenden, den ich auch kennen lernte, will in dem nächſten Winter ſie zu dem letztern Geſchäft anleiten. Die Frauen erhalten Flachs und Wolle zum Spinnen; doch denken auch ſie faſt nur zur Zeit der größten Noth an die Arbeit. — Auf eine Sittenänderung iſt bei den Alten kaum zu rechnen; ſie ſagen ihre Eltern ſeien Zigeuner geweſen, und auch ſie wollen als ſolche leben und ſterben. Gebe Gott, daß hier das Wort der Schrift in Erfüllung ginge, daß die Herzen der Eltern bekehrt werden ſollen zu den Kindern (Mal. 4, 6.). Erfreulich zu hören war es mir, daß die Eltern die Lieder und Sprüche, die den Kindern in der Schule aufgegeben ſind, immer mit-

lernen, indem ſie, mit guten Gedächtnißgaben verſehen, das Gehörte leicht faſſen; auch ein blos mit den Sinnen aufgenommenes Wort bleibt ſeine Frucht oft nicht ſchuldig. — Die Zigeuner reden alle deutſch, haben aber daneben noch ihre eigene Sprache, die auch die Kinder unter ſich reden. — Die Schulgegenſtände ſind außer Religion und Geſang hauptſächlich Leſen, Schreiben und Rechnen; den Mädchen ertheilt Frau Bl. noch außerdem Unterricht im Stricken und Spinnen; ſie leiſten ihr dafür in der Küche, wie die Knaben ihrem Manne im Garten mancherlei Dienſte.

Als im Dorfe die Abendglocke ertönte, ſammelten ſich die Kinder um Herrn Bl., und er ſprach ein kräftiges Abendgebet, in welchem er Gott für die Wohlthaten der Woche dankte, dankte für den geſchenkten Feierabend, und Gott anrief, es dieſen Kindern ſtets vor der Seele ſchweben zu laſſen, daß, wie dieſer Feierabend einer Woche gekommen ſei, ſo auch einſt der Feierabend ihres Lebens hineinbrechen werde, und daß dann darnach werde gefragt und gerichtet werden, was ein jeder von ihnen werde bereitet haben. — Bald darauf folgte das Abendeſſen, vor und nach welchem Herr Bl. ein kurzes Tiſchgebet ſprach. Nach Tiſche wurden die Kinder zur Ruhe gebracht. — So lange noch Früchte auf dem Felde ſind, werden dort Nachtwachen gehalten, um Diebereien zu verhindern; die Reihe des Wachens für dieſe Nacht war gerade an Bl., und ſo vertrat ich während dieſer Nacht ſeine Stelle in der Schlafkammer der Knaben, indem ich unter ihnen ſchlief.

Am folgenden Morgen (Sonntag) erhielten die Kinder nach einem kurzen Morgengebete, das Herr Bl. mich zu ſprechen bat, ihr Frühſtück, und wurden darauf in die katholiſche Kirche entlaſſen, die ſie regelmäßig am Sonntage beſuchen. Bisweilen begleitet ſie auch Herr Bl. dahin; dieſes Mal ging er mit mir nach einer benachbarten evangeliſchen Dorfkirche. Nachmittags wurde nach vorhergegangenem Geſange in dem Wohnzimmer des Herrn Bl. eine kurze Andacht

mit den Kindern gehalten. Ich beſuchte dann noch die drei Zigeunerwohnungen des Orts, in denen im Ganzen 93 Zigeuner leben; jedes Haus hat 2 Stuben; Hausgeräth, Betten, Schränke und dergl. bemerkt man nirgend; der Fußboden iſt Tiſch, Stuhl und Bette; es herrſcht überall die größeſte Armuth; ich ſah eine Frau, die eben ihr Kind ſäugte, an der Erde ſitzen; ſie, die wegen eines Diebſtahls nächſtens in ein Gefängniß abgeführt werden ſollte, hatte kaum ihre Blöße zu bedecken; ihre Kleider waren ganz zerlumpt. Die wenigen Zigeuner, die ich zu Hauſe fand, (die Mehrzahl war auf dem Jahrmarkte, der eben in Nordhauſen gehalten wurde), empfingen mich freundlich, und ſchienen es ſich zur Ehre anzurechnen, daß ich in ihre Wohnungen trat; von dem Mißtrauen, das ſie nach früheren Nachrichten gegen Fremde gezeigt haben ſollen, habe ich nichts geſpürt; doch hat das vielleicht auch darin ſeinen Grund, daß Herr Bl. mit mir war. Es iſt jetzt auf Koſten des Naumburger Miſſionshilfsvereins ein Haus in der Nähe des Schulgebäudes angekauft, und zu 4 Wohnungen ausgebaut für ſolche Zigeuner, die zu einer regelmäßigen Thätigkeit ſich bequemen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags verließ ich Friedrichslohra mit dem herzlichen Wunſche und Gebete, daß es auch hier nach Gottes Willen bald möge beſſer werden, und recht viele Herzen mögen erweicht werden, ihr Scherflein dazu beizutragen, daß der leiblichen und geiſtigen Noth der armen Zigeuner möge abgeholfen werden können. — Herr Bl. begleitete mich noch nach dem nahen Dorfe Elende, von wo aus ich mit dem Schnellwagen meine Reiſe über Nordhauſen, Roßla, Sangerhauſen und Eisleben nach Halle fortſetzte.

III. Ueber die Zigeuner in Preußen.

(Vergl. Prov.-Blätter December-Heft 1832 S. 621.)

Vom Kriminalrichter Richter.

Auf Grund wiederholter Recherchen kann ich nunmehr anzeigen, daß in den Kreiſen Heidekrug, Goldapp, Angerburg, Tilſe, Darkehmen, Sensburg, Gumbinnen und Lyck, Ragnit und Oletzko, keine Zigeuner ſich aufhalten, und ſich nur im Kreiſe Lötzen die in der Beilage gedachten Zigeuner befinden. Mit Grundeigenthum angeſeſſene Zigeuner ſind weder im Stallupöhner noch in einem der andern Kreiſe vorhanden. Nur im Inſterburger Kreiſe iſt ein Zigeuner, Chriſtian Ziskinski, zu Ußlaudßen wohnhaft, der eine andere als eine Stammgenoſſin, die Tochter des Losmanns Schnittat, geheirathet hat. Dieſer hält ſeine Kinder ordentlich zur Schule.

Von den vorhandenen Zigeunerkindern ſind Verzeichniſſe aufgenommen und ſie werden mit Ernſt zur Schule gehalten. Allein die große Dürftigkeit der Zigeunerfamilien iſt ein großes Hinderniß dabei, und es wäre höchſt wünſchenswerth, wenn die Kinder unentgeldlich Schulunterricht erhalten könnten. Nicht minder würde es von guter Wirkung ſein, wenn denjenigen Perſonen, die nachweiſen können, einen Zigeunerknaben zu einem Handwerk tüchtig herangezogen zu haben, Prämien gezahlt werden könnten. Die den Königl. Regierungen zur Dispoſition geſtellten Fonds für Volksbildung ſind aber ſo beſchränkt, daß ſich kaum die dringendſten Ausgaben daraus beſtreiten laſſen.

Die Provinz Preußen kann, meiner unvorgreiflichen Anſicht nach, hier gerechte Anſprüche auf die hieſige Miſſionskaſſe u. auf die Hilfe des Miſſionsvereins machen. Wahrlich, dieſer würde ſich ein großes Verdienſt erwerben, wenn er ſich auch der armen Heiden in unſrer Provinz an-

nehmen und ſo für die chriſtliche Erziehung der Zigeunerkinder ſorgen möchte. Oder ſoll immer nur alles für auswärtige Miſſionsſtationen geſchehen, während wir an uns gar nicht denken? — Daß ein günſtiger Erfolg nicht zu bezweifeln ſei, ergiebt ſich ſchon aus dem Umſtande, daß das Landrathsamt Johannisburg anzeigt, daß daſelbſt ein Zigeuner, Wilhelm Herrmann, das Schmiedehandwerk (eine eben nicht leichte Profeſſion) erlernt und ſich gut führt.

Alſo Hand ans Werk, ihr edlen Menſchenfreunde, die ihr ſo viel thut, um das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten. Vergeſſet nicht eure ganz in der Nähe wohnenden Brüder. Der, welcher wirket alles Wollen, Vollenden und Vollbringen, wird auch hier reichlichen Segen geben. —

Ueber den Urſprung der Zigeuner und der ihnen eigenthümlichen Sprache hat ſich nichts Befriedigendes ermittelt. Einige ſollen erzählt haben, daß ihre Urgroßväter aus Italien vertrieben und hierher geflüchtet ſind, weshalb ſie glauben, daß ſich ihre Sprache der Italieniſchen nähern müſſe; andere geben ihrer Sprache eine Benennung, die auf Egyptiſchen Urſprung zu deuten ſcheint; für Brod ſagen ſie Mara, für Fleiſch Mas, Speck Balvas, dagegen benennen ſie Fenſter mit Fenctra und Tiſch mit Tischa.

Doch das intereſſirt mich alles nicht ſo viel, als ihr Unterricht. Daher lege ich dieſe Angelegenheit nochmals an das Herz der ehrwürdigen Vorſteher des Miſſionsvereins. Es iſt ein herrliches Feld auf dem Sie arbeiten laſſen können; es liegt nicht in einem fremden Welttheile, ſondern uns ganz nahe, in unſerm lieben Litthauen; die Sache unterliegt alſo nicht beſondern Schwierigkeiten; die Bedürftigen ſind unſre Landsleute; wir haben eine heilige Verpflichtung auf uns, für ſie zu ſorgen; und ſo hoffe ich zuverſichtlich, daß dieſe Mahnung ihre beabſichtigte Wirkung nicht verfehlen werde.

Richter.

Zigeuner-Familien.

1) Wittwe Wilhelmine Bömert, wohnhaft zu Kl. Jauer, 46 Jahre alt, hat 2 Söhne und 2 Töchter, ſpricht deutſch, polniſch und die ſogenannte Zigeunerſprache, deren Urſprung ſo wie Namen nicht angegeben werden kann; ſie iſt katholiſcher Religion und ernährt ſich durch Handarbeit. Der Mann dieſer Wittwe war auch Zigeuner, diente als Trompeter bei den Ulanen und iſt vor 8 Jahren in Johannisburg geſtorben. Sie haben 11 Kinder erzeugt, wovon noch 4 am Leben ſind; die älteſte Tochter iſt an den Kammerjäger Herrmann verheirathet, der aber keinen beſtimmten Aufenthalt hat. Ein Sohn iſt 18 Jahre alt, hat die Schuhmacher-Profeſſion erlernt, und iſt jetzt wegen Verdacht eines Pferdediebſtahls beim Land- u. Stadtgericht Angerburg zur Unterſuchung gezogen. Ein Sohn von 11 Jahren iſt mit dem erwähnten ꝛc. Herrmann auf Reiſen, und wird bei ſeiner Rückkunft zur Schule gehalten werden. Das jüngſte Kind iſt ein Mädchen von 8 Jahren, welches die Dorfſchule regelmäßig beſucht. Der Vater der ꝛc. Bömert war verabſchiedeter Huſar, und hat fortwährend in Reuſchendorff, Kreis Sensburg, gewohnt, ſie aber in Johannisburg und Nikolaiken.

2) Michael Larzio, wohnhaft in Salza, 67 J. alt, hat 2 Söhne, ſpricht deutſch, polniſch und die ſogenannte Zigeunerſprache, deren Urſprung ſo wie Namen nicht angegeben werden kann; er iſt katholiſcher Religion und ernährt ſich durch Handarbeit. Er iſt der Bruder der ꝛc. Bömert, hat mit ſeiner verſtorbenen Frau 14 Kinder erzeugt, wovon noch 5 leben. Der älteſte Sohn iſt verheirathet und wohnt im Dorfe Widrinen, Kreis Raſtenburg; eine Tochter, Namens Joſephine, war verheirathet und wohnt zur Zeit in Salza; die zweite Tochter, Namens Maria, 19 Jahre alt, iſt vor Weihnachten mit einem Zigeuner, Namens Wilhelm Strauß, heimlich durchgegangen. Ein Sohn,

Namens Johann, 14 Jahre alt, iſt bereits confirmirt und hilft dem Vater bei ſeinen Tagelöhner-Arbeiten. Das jüngſte Kind, ein Knabe, Namens Lorenz, iſt 11 Jahre alt und beſucht die Ortsſchule. Der Larzig iſt Martini 1832 nach Salza gezogen und hat nach vorgewieſenen Zeugniſſen 28 Jahre in Widrinnen, Kreis Raſtenburg, gewohnt und durch Glashandel ſich genährt.

3) Joſephine, verehelicht geweſene Parlinski, wohnhaft in Salza, 24 Jahre alt, hat 2 Töchter, ſpricht deutſch, polniſch und die ſogenannte Zigeunerſprache, deren Urſprung ſo wie Namen nicht angegeben werden kann; ſie iſt katholiſcher Religion und ernährt ſich durch Handarbeit. Der Mann war ein Pole und iſt vor 3 Jahren wieder dahin zurückgekehrt. Zwei Töchter ſind aus dieſer Ehe von reſp. 3 und 5 Jahren, die ſich bei der Mutter befinden.

IV. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

§. 56. Der im Jahre 1816 zuerſt aufgenommene hydrographiſche Plan von dem Hafen und Seegatt oder der Seeenge bei Pillau, worin das Grundgebiet nach den verſchiedenen Tiefen gezeichnet iſt, giebt jetzt über die Veränderung eine deutliche und fortwährende Ueberſicht, weil die entſtandenen Veränderungen auf ſogenannten Klappen, zur geſchichtlichen Karte geſammelt und jährlich nachgetragen werden. Von dieſer Karte erhält ein Exemplar die Oberbaudeputation zu ihrem Archiv, und ein Exemplar wird auf der Plankammer der hieſigen Regierung aufbewahrt. — Beim

Ueberblick der Situation, mit Berückſichtigung der Wirkung der ſtrömenden Gewäſſer, ergab ſich bald das Reſultat: daß die beiden, im Haff getrennten und in der Mündung des Seegatts zuſammenſtrömenden Waſſermengen, in einem Bett durch Ufereinfaſſungen zuſammenzuhalten und ihre Wirkung dadurch ſo zu verbinden ſind, daß ſie mit vereinter Kraft durch die Sandplatte vor der Mündung, eine neue Schiffahrtsbahn in gerader Linie auf dem kürzeſten Wege bis in das Tief der Oſtſee durcharbeiten, und vermöge der Ströme und deren Wirkung im Grundbett, die ſchiffbare Tiefe erhalten müſſen *). — Zu dieſer Anlage entwarf ich im Jahre 1816 das erſte Projekt. Es wurde von der Oberbaudeputation geprüft, vom vorgeſetzten Miniſterio genehmigt, und ſogleich mit dem Bau der Moole von der Nehrungsſpitze aus, ſeewärts auf eine ſolche Länge vorgegangen, daß die Verlandung dahinter ſicher zu erwarten war. Das Seegatt erhielt dadurch eine ſolche Geſtalt, daß es zwiſchen den beiden Erdzungen trichterförmig zuſammengezogen, und zwar ſüdöſtlich 200 und nordweſtlich 100 Ruthen breit wurde und daß es dann ſeewärts ſich wieder erweiterte, in der Art wie der jetzige Oberlandesbaudirektor Eytelwein die Form für Abflußſchleuſen angegeben hat **). — Im Jahre 1740 den 5. Februar maß der Ingenieur Franske auf dem Eiſe die Breite des Seegatts, und fand ſolche 1800 Fuß, mithin hat ſich die Situation ſeit der Zeit wenig verändert. Die Kälte war damals ſo groß, daß die Oſtſee 5 Meilen weit, vom Lande aus gerechnet, zugefroren war.

*) Es wurden auch ſchon im Jahre 1803 durch den Oberlandesbaudirektor Eytelwein, mit Zuziehung des jetzigen Geh. Rath und Baudirektor Müller, Bauwerke zur Verbeſſerung der Schiffahrtsbahn im Seegatt entworfen, aber wegen der bald eingetretenen Kriegsunruhen nicht ausgeführt.

**) Die Ausführung des Moolenbaues leiteten die vormaligen Hafenbau-Inſpektoren Peterſon und Hagen und jetzt der Hafenbau-Inſpektor Fiſcher.

§. 57. Die Entwürfe zu dergleichen Anlagen, wie hier die Moole, ſind für den Hydrotechniker wichtige Gegenſtände und können ſich nur auf Erfahrungen und örtliche Verhältniſſe gründen, wenn ſie nicht mißrathen ſollen. Häufig iſt letzteres der Fall; ſo wurden z. B. nach öffentlichen Blättern im Jahre 1750 drei Kribben oder Buhnen längs dem Herwerſchen Ufer auf einem lockern Sandgrunde angelegt, welche 150,000 Gulden koſteten. Sie wurden aber von den Eisgängen auf dem Rheinſtrom angegriffen und im Jahre 1752 völlig zerſtört. Dies giebt abermals einen Beweis wie gefährlich es iſt, dergleichen Werke auf mit Waſſer geſättigte Sandmaſſen, welche den Angriffen der strömenden Waſſermengen und dem Unterſpühlen ausgeſetzt ſind, zu gründen. — Die Conſtruction der Moole vom Ufer ab auf der Fläche, oder in einer geringen Waſſertiefe, in der ſolche wegen der nöthigen Verbeſſerung der Fahrbahn im Seegatt bei Pillau ſchleunigſt ausgeführt werden mußte, iſt folgende: Der Querſchnitt oder das Profil bildet eine abgeſtumpfte Pyramide, hat eine ſtarke Doſſirung und beſteht aus einem Gerippe von übereinander gekämmten und verbolzten Balken mit 9 Zoll großen Zwiſchenräumen, in Felder abgetheilt. Dies Gerippe wird, nach Maßgabe der vorhandenen Tiefe des Grundes, auf dem Lande verbunden, auf die Stelle geflößt und dann auf einer dünnen Lage von Faſchinen, welche vor der Doſſirung vorragen, um das Unterſpühlen zu verhindern, durch Ausfüllung der innern Räume mit großen Feldſteinen, verſenkt. Dann wird die Krone mit großen Feldſteinen abgepflaſtert und an beiden Seiten, wo die Kämme der Queranker vor den Längswänden vorſtehen, durch eingerammte Pfähle geſichert. — Dieſe Conſtruction hat das Vorzügliche, daß das Werk im kurzen Zeitraum gelagert werden kann, und iſt auf ſolchen Stellen, welche nicht ſehr tief ſind, anwendbar; dagegen ſind in größern Tiefen die Moolen von Sinkſtücken aus Faſchinen geformt, weit vorzuziehen, weshalb auch dieſe Moole,

ſobald wie auf dem Anlagepunkt das Waſſer tiefer wurde, von Sinkſtücken ausgeführt wurde, und ſie entſpricht in der Dauerhaftigkeit und Wirkung ganz dem Zweck. Beide Bauarten bedürfen aber, beſonders wenn ſie nicht ganz vorzüglich conſtruirt ſind, einer Erhöhung in der Folge, denn die Sinkſtücke ſetzen ſich mit der Zeit, und es iſt deshalb zweckmäßig, ſolche gleich etwas höher zu fertigen. Wenn die hölzernen Gerippe der Moole nach der erſt beſchriebenen Bauart über dem Waſſerſpiegel verwittert ſind, muß die Krone erhöht und neu doſſirt werden, mithin richtet ſich die Wahl der Bauarten nach Lokalverhältniſſen. — Bewunderungswürdige Kraftanſtrengungen haben die Menſchen auch ſchon in früheren Zeiten, um der See Land abzugewinnen, oder auch nur die Ufer zu ſichern, angewandt; dazu ſind alle nur möglichen Formen und Conſtructionen und verſchiedene Materialien benutzt, oft genug geſchah dies aber ohne alle Sachkunde und ohne Berückſichtigung der Naturwirkung und der örtlichen Verhältniſſe. In einigen Gegenden ſind die Seeufer doſſirt mit Feldſteinen im Verbande oder auch mit Ziegeln auf den Kopf geſetzt, belegt und die Doſſirungen mit Pfählen netzförmig abgerammt, um der Bordirung mehr Dauer zu geben. Auch ſind oft Spundwände in ſchräger Richtung mit Bruſtriegeln verſehen, vor den Doſſirungen angebracht und darüber eine Bordirung von Steinen über dem Waſſerſpiegel angelegt worden, wovon auch einige Bauarten dem Zwecke entſprochen haben.

§. 58. In Pillau entſprach die Anlage der Moole als Ufereinfaſſung des Seegatts dem Zwecke, und obgleich ſie nur erſt auf einer Strecke von einigen hundert Fuß lang ausgeführt war, ſo verbanden ſich doch ſchon die beiden Ströme, welche ſonſt das Waſſer getheilt über die Sandplatte nach dem Tief der Oſtſee führten und manchen Veränderungen unterworfen waren, und bildeten ein Bette, wodurch ſie ſo günſtig in der Tiefe wirkten, daß ſich ſolche von 8 bis 9 Fuß zu 13 bis 15

Fuß

Fuß bildete, worüber die Schiffsliſten, welche der Lootſenkommandeur in Pillau täglich herausgiebt, das Mehrere beſagen. In dieſer Tiefe hat ſich auch das Seegatt nach den täglichen Beobachtungen der Waſſerſtände erhalten, und nur der Wechſel des Waſſerſtandes, welcher durch Fluthen und Stürme erzeugt wird, bringt dann einige Veränderungen in der Tiefe hervor. Der Wechſel des Waſſerſtandes war am Pegel im Seegatt bei Pillau folgender: Im Jahre 1812 6 Fuß 6 Zoll bis 8 Fuß 6 Zoll; 1813 6 F. 8 Z. bis 9 F. 4 Z.; 1814 6 F. 6 Z. bis 8 F. 2 Z.; 1815 6 F. 10 Z. bis 9 F.; 1816 6 F. 4 Z. bis 9 F. 1 Z.; 1817 6 F. 8 Z. bis 10 F. 2 Z.; 1818 6 F. 10 Z. bis 9 F.; 1819 6 F. 2 Z. bis 9 F.; 1820 6 F. 9 Z. bis 8 F. 10 Z.; 1821 6 F. 8 Z. bis 10 F. 6 Z.; 1822 6 F. 11 Z. bis 10 F. 2 Z.; 1823 6 F. 10 Z. bis 9 F. 8 Z.; 1824 6 F. 11 Z. bis 10 F. 9 Z.; 1825 6 F. 5 Z. bis 11 F. 8 Z. — Der Wechſel dieſer Waſſerſtände wird monatlich im Amtsblatte und andern öffentlichen Blättern angezeigt, iſt auch in den jährlichen Waſſerſtands-Skalen ſehr deutlich zu überſehen. Von dieſer guten Wirkung der Moole überzeugt, da die Schiffe nicht mehr loſſen und lichten durften, ſondern mit gewöhnlicher voller Ladung das Seegatt paſſiren und in den Hafen einlaufen konnten, welches für die Schiffahrt ſehr wichtig iſt, wirkte nun der Komité der hieſigen Kaufmannſchaft kräftig ein, welchem die Verwaltung der Hafenanſtalten und Baue unter Kontrolle von Seiten des Staats ſeit dem 1. Juli 1810 übertragen wurde, um dieſe Angelegenheit auf dem kürzeſten Wege zu betreiben und alle ſonſt ſtattgefundenen Klagen der Kaufmannſchaft über die Hafenanſtalten zu beſeitigen. So werden auch noch jetzt die vereinten Kräfte zur Erreichung des ſo nützlichen Zweckes zur Verbeſſerung des Hafens und zur Beförderung des innern Verkehrs für uns und unſere Nachkommen angewendet und hierbei wird von dem Geſichtspunkte ausgegangen, daß eine mögliche Vertiefung der Fahrbahn durch das

Haff, ohne Vertiefung der Einfahrt aus der See in den Hafen nichts helfen könne *).

§. 59. Die neue Moole, welche das ſüdweſtliche Ufer des Seegatts bei Pillau bildet, iſt nun (im Jahre 1826) ſchon über 100 Ruthen lang. Sie wird nach und nach mit Berückſichtigung auf den Erfolg zur Verlandung hinter der Moole, dem Projekte gemäß, ſo weit mit Beibehaltung des Sinkſtückenbaues verlängert werden, bis der beabſichtigte Zweck erreicht ſein wird, eine gerade, breite und tiefe Fahrbahn für beladene Schiffe zu bilden, ſo daß ſolche auf der Rhede nicht mehr lichten dürfen, ſondern ohne Koſten und Gefahr u. ohne weiteren Aufenthalt in den Hafen einlaufen können. Es bleibt nur ſehr zu wünſchen, daß dieſe ſo nützliche Anlage bald weiter und ihrem urſprünglichen Plane gemäß ausgeführt werden möge, und nicht ferner wegen Mangel an Fonds ausgeſetzt werden dürfte, ſo wie es jetzt ſchon ſeit Jahren geſchehen iſt **). — Die Nothwendigkeit der planmäßigen Ausführung der Moole ergiebt

*) Die Griechen führten auch ſchon 490 Jahre vor Chriſti Geburt große Waſſerbauwerke aus (worüber Wiebeking mehr ſagt), ſo z. B. die ſchönen Prachtwerke des Hafens zu Syracus. Daſelbſt waren, wo das Baſſin der Venus lag, 5 Hallen und ein großer Marktplatz angelegt, auf dem die Waaren aller Welttheile ausgebreitet lagen. — Auf der Inſel Rhodus ward im Jahre 407 vor Chr. Geb. der Hafen angelegt, der Coloſſus aus Erz gegoſſen und auf dem Hafendamm errichtet. Der Coloſſus war 105 Fuß hoch und iſt jetzt nicht mehr vorhanden. Große Werke der Menſchen werden nicht allein von dem Einfluß der Witterung, ſondern auch ſelbſt von Menſchen, oder vielmehr Barbaren, wieder zerſtört!

**) Nunmehr iſt glücklicher Weiſe die neue Moole im Jahre 1830 um 37 laufende Ruthen, und im Jahre 1831 auf 60 Ruthen mit Sinkſtücken von Faſchinen und aufgebrachten großen Feldſteinen (welche durch Sprengen möglichſt geformt ſind) verlängert worden, und zwar ſo, daß wenn der Waſſerſpiegel 7 F. 6 Z. am Pegel im Lootſenhafen ſteht, ſie mit dem Waſſerſpiegel gleich iſt, 30 F. in der Krone, 12 F. breit, welche 6 F. hoch über dem Waſſer-

ſich bei der Ueberſicht der Situation immer mehr, weil nämlich ſich der Sand noch immer im Seegatt an der Moole lagert, auch als Wellenbrecher bei Südweſtſtürmen dient, und den Schiffen im Seegatt und den grade über liegenden Bauenden Schutz giebt.

§. 60. Der Binnenhafen, welcher durch den im Haff gelegenen ſogenannten Ruſſiſchen Damm (der unter Ruſſiſcher Adminiſtration im ſiebenjährigen Kriege angelegt worden) und durch die Ufer an der öſtlichen Seite der Stadt gebildet wird, desgleichen auch der ſogenannte Winterhafen oder Kanal ſind 12 Fuß tief, und müſſen nun, weil ſie faſt ſtillſtehendes Waſſer haben, durch Baggerung in der für Schiffe erforderlichen Tiefe erhalten, und vom Moder auf dem Lehmgrunde gereinigt werden. Hiezu werden zwei große Pferdebagger die bekannten Holländiſchen Modermühlen und eine Engliſche Handbaggermaſchine, deren ſchon vorhin gedacht worden, angewendet. Erſtere leiſten ſehr viel, und letztere hat den Vorzug, daß ſie an den Seiten und in den Ecken der Häfen an den Bohlwerken gebraucht werden kann, und ſie dient überdies dazu, die Schiffe in der Mündung des Hafens nach dem Haff hin, oder auch im Seegatt, nöthigenfalls mit Ballaſt aus dem Grundgebiet zu verſehen, ohne daß ſolcher vom Ballaſtplatz entnommen werden darf *). Der Ballaſt und die ausgebaggerte Erde wird auf und hinter dem Ruſſiſchen Damm abgeſetzt, wodurch ſchon

ſpiegel liegt; die Doſſirungen ſind $1\frac{1}{2}$füßig über Waſſer, und $2\frac{1}{2}$füßig unter Waſſer. Jetzt beträgt die Länge der Moole ſchon 1) Holzkaſtenbau 84 Ruthen, und 2) Steinbau $111\frac{3}{4}$ Ruthen. Im Jahre 1832 wird mit der Fortſetzung des Baues, dem urſprünglichen Plane gemäß, vorgegangen werden, weil die Wirkung ganz vorzüglich dem Zwecke entſpricht.

*) In neuerer Zeit ſetzt man in Stelle der Pferde die Bagger-Maſchinen durch Dämpfe in Betrieb, jedoch iſt letzteres in einem Hafen, wo viele Schiffe liegen oder ein- und ausgehen, feuergefährlich und polizeiwidrig (wie ſchon früher bemerkt worden iſt). Ueberdies

eine beträchtliche und regelmäßig geformte Inſel entſtanden iſt, auf welcher ein feuerfeſtes Kochhaus für mehrere Schiffsmannſchaften, ſo wie ein Privatgebäude gebaut iſt, und noch mehrere Gebäude, welche mit den Hafenwerken in Verbindung ſtehen, angelegt werden können. Dabei iſt aber von Seiten der militairiſchen Behörde die Bedingung feſtgeſetzt, daß ſolche bei einer etwanigen Belagerung der Feſtung Pillau entweder abgebrochen oder zu militairiſchen Zwecken benutzt werden müſſen.

§. 61. Bevor der Ruſſiſche Damm angelegt wurde, entwarf man das Projekt, den Hafen durch viele anzulegende Eisbrecher zu bilden, ſo wie ſolche auf den alten Karten der hieſigen Plankammer angegeben ſind, und es iſt daraus erſichtlich, wie weit man damals noch in der Hydrotechnik zurück war. — In den Jahren 1758 bis 1763 war Pillau von den Ruſſen beſetzt, und in dieſer Zeit wurde der ſogenannte Wehr- oder Ruſſiſche Damm zur Sicherheit der Schiffe und Bildung des Hafens angelegt. Es wurden in dieſem Zeitraum überhaupt mehrere nützliche Anlagen für den Staat durch die thätige Einwirkung der Preußiſchen Offizianten unter der Ruſſiſchen Adminiſtration, in Preußen ausgeführt. Der Ruſſ. Damm bildet jetzt ſchon durch die zweckmäßige Abſetzung der Baggererde und des Ballaſtes eine nach beiden Enden zugeſpitzte Erdfläche, worauf nöthigenfalls Schanzen angelegt werden ſollen. Er iſt ſüdlich durch Bohlwerke vor dem Wellenſchlag geſichert, und wird nördlich, wie die Umſtände es geſtatten, noch immer verlängert, und durch Bohlwerke und maſſive Ufereinfaſſungen oder Bordirungen immer weiter eingefaßt *). Er bildet

---

muß man bei jeder neuen Anlage eine ökonomiſche Berechnung anſtellen von der Anſchaffung, Unterhaltung und Wirkung der Maſchine, mit Bezug auf die örtlichen Verhältniſſe, um keine Koſten zu verſchwenden.

*) Es wird überhaupt darauf Bedacht genommen werden, die hölzernen Bohlwerke bei dem vorkommenden

demnach ein Separationswerk, wodurch die Strandſtrömung im Haff bei Nordoſtwinden und auch beim eingehenden Strom, bei Südweſtſtürmen, getheilt und ein Theil derſelben durch den Hafen geführt wird. Durch die Zuſammenpreſſung des Waſſers wird das Grundbette gleichſam etwas gereinigt und vertieft*). Im Jahre 1816 waren auf dem Ruſſ. Damm, als Ballaſtplatz, nur aufgeſchüttete Hügel vorhanden. Jetzt bildet derſelbe eine Ebene, und dieſe iſt mit Anpflanzungen von Weiden (in Neſterpflanzungen), von Laubhölzern und Obſtbäumen von allen Gattungen, welche in einem vorzüglichen Wachsthum ſtehen und den Häfen ſchon Schutz vor Oſtſtürme gewähren, verſehen. Dieſe Anlagen ſind gewiß ſehenswerth, denn ſie geben den Beweis, was zum nützlichen Zwecke im kurzen Zeitraume geſchehen kann**).

§. 62. Die Schiffsbauwerfte oder der Schiffsbauplatz befand ſich früher am weſtlichen Ende des

---

Neubaue, wo es nur der Raum der Erdfläche erlaubt, in maſſive Ufereinfaſſungen, oder Bordirungen von Feldſteinen, zu verwandeln, welches dauerhafter, alſo wohlfeiler iſt, indem die hölzernen Bauwerke, nach den auch hier gemachten Erfahrungen, wo Näſſe u. Trockenheit wechſeln, bald verwittern.

*) Die Verlandung am nördlichen Ende des Ruſſ. Dammes nimmt ſo bedeutend zu, daß nun bald ein Anſchluß an das Ufer, hinter dem Schiffsbau- u. Holzhafen, entſtehen wird, wo dann ein Bette zum Durchſtrömen des Waſſers durch Baggern ꝛc. geſchafft werden muß, um nicht todtes Waſſer in dem Hafen zu bekommen, welches in mancher Hinſicht ſehr nachtheilig ſein würde.

**) Zur Ueberſicht der Situation von Pillau, dem Haff und der Umgegend, dient auch der im Jahre 1812 für die Seefahrer von der Königl. Regierung herausgegebene Kupferſtich, von der Situation und der Anſicht von Pillau, welcher künftig nach der Beſtimmung des vorgeſetzten Miniſterii nach den jährlich aufgenommenen hydrographiſchen Karten berichtigt werden wird, nebſt dem Avertiſſement von dem neuen Seeufer zu Pillau, welches bei der Hafenpolizei-Commiſſion zu haben iſt.

Digitized by Google

Kanals oder Winterhafen, nebſt den dazu gehörigen feuergefährlichen Anſtalten zum Dämpfen oder Auslaugen des Holzes und zum Kochen des Theers und Pechs ꝛc. Er war für die Stadt, die Feſtung und die im Hafen liegenden Schiffe ſehr feuergefährlich, und iſt deshalb jetzt mit ſeinen ſämmtlichen dazu erforderlichen Gebäuden am nordöſtlichen Ende des Hafens zwiſchen Alt-Pillau und der Stadt, auf einer dem Zwecke angemeſſenen Stelle auf dem Ufer des Friſchen Haffs, angelegt worden, wodurch gleichſam ein ganz neues Etabliſſement entſtanden iſt. Welcher Gefahr die im Hafen liegenden Schiffe ausgeſetzt werden können, hat ſich auch bei dem großen Brande in Pillau den 20. Mai 1826 gezeigt; und wie ſchwer es dennoch ward, eine einmal gegründete Anlage zu verlegen, davon giebt auch dieſe Verlegung des Schiffsbauplatzes (nach Lage der Akten) einen redenden Beweis. Iſt aber erſt die Sache durchgeführt, ſo erwacht auch bald das Anerkenntniß des nützlichen Zweckes. — Es ergiebt ſich aus dem Angeführten, wie in jeder Hinſicht und fortwährend dahin gewirkt iſt, die Hafenanſtalten in Pillau möglichſt zu verbeſſern, und wo dies nicht geſchehen, da liegt die Schuld nicht an den Hydrotechnikern, ſondern lediglich am Mangel an Fonds, weil, wo wenige Mittel vorhanden ſind, ſich nicht viel leiſten läßt.

§. 63. Zur beſſern Würdigung der bisher beſchriebenen Anlagen in Pillau, mögen dieſelben jetzt noch mit ähnlichen in andern Häfen verglichen werden, und zwar will ich zuerſt über die Häfen im Allgemeinen Einiges anführen. In früheren Zeiten wurden die Hafen ſo geachtet, daß die Redner der Athenienſer ſich ſtets gegen den Hafen gekehrt, ſtellten, um das Volk auf deſſen Wichtigkeit und auf deren Unterhaltung fortwährend aufmerkſam zu machen. — Die Hafen werden durch Einſchnitte oder Meerbuſen, oder auch durch die Ausmündungen der Ströme gebildet. Erſtere werden durch Hafendämme, wie die bei Cherbourg,

Plymouth u. ſ. w. eingeſchloſſen, letztere durch Moolen geſichert und dadurch mit der offenen See verbunden, wovon theils auch aus der Vorzeit noch bewunderungswürdige Werke vorhanden ſind. Bei der Anlage der Hafen kommt es beſonders darauf an, ob das Ufer des Meeres der Naturwirkung gemäß ab- oder zunehmend iſt, ob die Ebbe oder Fluth ſchon einwirkt und wie hoch ſie ſteigt. Es müſſen mithin genaue Beobachtungen der örtlichen Verhältniſſe durch erfahrne Hydrotechniker angeſtellt ſein. — Der Wechſel der Ebbe und Fluth iſt an einigen Meeresküſten ſehr bedeutend; ſo ſteigt die Fluth bei Havre während des Neu- und Vollmondes 22 bis 25 Fuß, und der Wechſel des Waſſerſtandes iſt im Durchſchnitt 20 Fuß. Am höchſten erheben ſich aber die Aequinoctialfluthen, und ſie ſind, wenn ſie mit Stürmen zuſammentreffen, in der Regel ſehr zerſtörend. Dieſer verſchiedenen Naturwirkung wegen läßt ſich die Anlage der Hafen nicht nach einem beſtimmten Syſtem behandeln, ſondern die Oertlichkeit giebt dann die Grundzüge zur Anlage ſolcher wichtigen Werke. So war die Anlage des Hafens bei Cherbourg durch die Verſenkung der abgeſtumpften Kegel zwar ein kühnes, aber nicht dem Zwecke entſprechendes Werk. Zwiſchen den Kegeln mußte man ſogar nachher eine Schüttung von bedeutenden Steinmaſſen, zur Formirung eines Dammes, anbringen, um zu verhüten, daß nicht die durchgehenden Strömungen zwiſchen den Kegeln den Grund vertiefen und dieſelben umſtürzen. — Der wichtige Hafendamm bei Plymouth (nach öffentlichen Blättern) ward im Jahre 1812 angefangen; er iſt 57 Fuß hoch, unten 310 und oben 60 Fuß breit, und ungefähr eine Engl. Meile lang; er iſt jetzt ſchon vollendet und koſtet 1,175,000 Pfund Sterling. Daß dieſe große Summe dem Zwecke entſprechend und nützlich verwandt worden iſt, daran läßt ſich bei der Kenntniß der Hydrotechniker nicht zweifeln, und es bleibt nur der Wunſch übrig, daß die gute Wirkung dieſer Anlage als Beiſpiel näher bekannt

gemacht würde. — In England werden auf Aktien durch Privatunternehmer große und für den Staat nützliche Anlagen ausgeführt, und das Gedeihen dieſer Unternehmungen ſcheint dort wohl beſonders auf der allgemeinen Theilnahme bei ſolchen Anlagen auf den zu Gebot ſtehenden Mitteln und auch darauf zu beruhen, daß die geographiſche Lage dem Engliſchen Staate Sicherheit gewährt, und keine Beſitznahme oder auch Vertauſchungen der Länder und Provinzen zu befürchten ſind. — Die Hafendämme hat man nach verſchiedenen Conſtructionen ausgeführt, als: 1) mit Spundwänden; 2) mit gerammten und verſenkten Kaſten; 3) mit verſenkten Schiffen, welches auch ſchon die Römer thaten; und 4) mit Steindämmen, theils zwiſchen eingerammte Pfähle geſchüttet, theils aus großen Bruchſteinen, von Grund aus maſſiv auf einander geſchichtet, je nachdem die Oertlichkeit es erlaubte oder nothwendig machte. — An einigen Meeresküſten werden die Hafen durch aufgelöſete Erdtheilchen vermöge der Strandſtrömungen verflacht, dann bedient man ſich häufig zu deren Vertiefung, wenn es die Oertlichkeit erlaubt, der Spühlſchleuſen, oft mit gutem Erfolg. — Ein wichtiges Werk iſt der Hafen von Marſeille; er ward ſchon (nach Wiebeking) im Jahre 590 von den Phöniciern in einer Bay durch Ausgraben und Ausbaggern angelegt, und man bewundert jetzt noch die damaligen großen Kraftanſtrengungen. Aber alle durch Menſchenkraft angelegten Werke erreichen leider nur einen beſtimmten Grad zu ihrer Größe, und gehen dann wieder durch die fortwährende Wirkung der Natur der Vergänglichkeit entgegen. — So iſt auch der Hafen von Dünkirchen jetzt ſchon im Verfall und Sandbänke verflachen den Eingang. Er ſoll nun verbeſſert werden, wozu aber 3 Millionen Francs (nach öffentl. Blättern) erforderlich ſein ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

V. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Ueber das Landſchulweſen in Weſtpreußen *).

Vom Pfarrer Tennſtädt
auf adelig Rheinfeld, Karthauſer Kreiſes.

Wenn ein allgemeiner Blick auf den Zuſtand des Volksſchulweſens in Weſtpreußen ein erfreuliches und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigendes Bild von den Beſtrebungen einer erleuchteten Regierung, ächte Volksbildung zu begründen, dem Beobachter vorführt: ſo iſt nicht zu leugnen, daß der Hinblick auf das Reſultat jener Beſtrebungen im Einzelnen für jetzt uns weniger Erfreuliches zeigt. Die Frucht aller Bemühungen von Oben her, ſo weit jene von den Volksſchulen auf dem Lande hervorgeht, iſt durchaus nicht genügend. — Wie könnte es ſo ganz anders ſein, als es jetzt wirklich iſt! — An zweihundert Schulen ſind ſeit dem Jahre 1817 in der genannten Provinz ins Leben getreten.

Die Einrichtung derſelben war ganz beſonders das Werk eines Mannes, der mit ruhiger, klarer Umſicht, mit unverdroſſenem Eifer, mit weiſer Einſicht in das Nothwendige und Erſprießliche, dem höhern und niedern Schulweſen genannter Provinz ſeit 1817 bis zu Ende des Jahres 1831 vorſtand; da aber ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe und ſeinen ihn als weiſen Schöpfer und humanen Förderer des Landſchulweſens zunächſt verehrenden Geiſtlichen und Schullehrern entzogen wurde. Mit nicht geringer Beſorgniß ſahen ſie ſich mit ultimo December 1831 der ſo überaus humanen

*) Ein Verſuch, der theils den Wirkungskreis des Verf., theils die kathol. und evangel. Schulen der nächſten Umgegend berückſichtiget. Der Verf.

Aufſicht des Geheimen Regierungsrathes und Ritters des rothen Adlerordens 3ter Klaſſe, Herrn Jachmann, entzogen, der dem allerhöchſten Rufe in einen höhern Wirkungskreis zu Königsberg in Oſtpreußen folgte. Ihn begleiteten dahin ihr Dank und ihre ungetheilte reinſte Hochachtung. O daß doch nun auch die Ausführung eines Planes, nach welchem noch andere 200 Schulen jenen erſten in genanntem Regierungsbezirk an die Seite geſtellt werden ſollten, nicht aufgehalten werden möchte! Seine Realiſirung thut Noth, wie ſich aus Folgendem ergeben wird.

Wie das Gedeihen des Landſchulweſens von den mannigfaltigſten, kaum geahneten Umſtänden abhängt, kann nur der Freund deſſelben, der ihm recht nahe ſteht, genau gewahr werden. Gerade auf dem Lande hat die Schule Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche die Stadtſchule gar nicht kennt. Und eben darin liegt der Grund, warum die Jugendbildung binnen 15 Jahren die Fortſchritte nicht gemacht, die man von ihr mit allem Rechte nach den dargebotenen Hilfsmitteln erwarten müßte. Ihr treten Hinderniſſe von außen und innen in den Weg.

Ohngeachtet, daß die Anzahl der ſeit 15 Jahren errichteten Schulen recht bedeutend iſt, ſo iſt ſie doch nicht hinreichend, das vorhandene Bedürfniß zu befriedigen. Referent kann nur von ſeinem Wirkungskreiſe, der über einen Flächeninhalt von ungefähr 10 Meilen ſich erſtreckt, und den Erfahrungen andrer Geiſtlichen und Schullehrer in der Nähe reden. Die Anzahl der vorhandenen ſchulfähigen Kinder iſt ſo groß, und die Entfernung mancher zu einer Schule gehörenden Ortſchaften von dem Schuldorfe ſo bedeutend, daß ſchon darin ein für jetzt unüberwindliches Hinderniß für das Schulweſen liegt. — Manche Orte haben ihre Kinder ½, andere ſogar 1 bis 1½ Meile zur Schule zu ſchicken. Wer kann es Eltern verdenken, wenn ſie ihre Kinder, beſonders die kleinern, ſolche weiten Wege

auf den meiſtens ganz frei liegenden Straßen oder Fußpfaden ungern öfters in jeder Woche und bei Sturm, Regen, Kälte, Schmutz und tiefem Schnee gar nicht wandern laſſen mögen. Die Folgen davon ſind die vielen Schulverſäumniſſe und der daraus hervorgehende unregelmäßige Unterricht. Jedoch was würde auch wieder auf der andern Seite daraus entſtehen, wenn ſämmtliche zu einer Schulſocietät gehörenden ſchulfähigen Kinder zu gleicher Zeit die Schule beſuchen würden? Die Schulſtuben würden die ganze Zahl nicht faſſen können, und die Lehrer nicht im Stande ſein, dieſe zu überſehen und zu beſchäftigen, zumal überall nur ein Lehrer angeſtellt iſt. Die Schülerzahl beläuft ſich ganz in der Regel auf 80 bis 200 und darüber; weniger als 80 finden ſich wohl nicht leicht in einer Schule. Die unter den Referenten ſtehenden Schulen haben alle über 100 bis 200 Schüler. Der Lehrer muß faſt froh ſein, wenn ein Drittheil davon die Schule verſäumt, weil eine größere Zahl in den Schulſtuben nicht Raum hat, und ſo leicht der Geſundheit Gefahr bringen würde. Dazu kommt, daß ein Lehrer eine ſo große Schülerzahl kaum zu überſehen, noch viel weniger zweckmäßig zu beſchäftigen im Stande iſt; ſo weit aber iſt in den hieſigen Schulen noch ſelten ein Schüler gebracht worden, daß er im Stande wäre, unter des Lehrers Aufſicht ſchwächere Abtheilungen der Schule zu beſchäftigen.

Würde nun auch dieſen beiden Uebeln abgeholfen, und durch Stiftung neuer Schulen jede Schulſocietät an Meilenzahl und alſo auch an Schülerzahl beſchränkt, würde in jener kein Grund der Verſäumniſſe und in dieſer keine Urſache liegen, zu wünſchen, daß nicht alle Schüler zugleich die Schule beſuchen möchten: — ein anderes großes Hinderniß würde das Schulweſen noch immer in der Armuth unſrer Landbewohner finden. Die Meiſten ſehnen ſich nach der Zeit, in welcher ihre Kinder geſetzmäßig der Schule überhoben ſind; denn Alle benutzen, ja müſſen faſt, um fortzukom-

men, ihre Kinder von frühſter Jugend an im Hauswesen und bei der Wirthſchaft be≈ nutzen. So reich iſt der Ertrag der Aecker der Meiſten nicht, daß ihre Beſitzer ſorgenfrei und mit fremden um Lohn dienenden Leuten dieſelben und ihre Wirthſchaft beſtellen könnten. Der Bauer und Käthner ſind wohl gezwungen, zu ſehen, geringern Kaufs abzukommen; und da nehmen ſie ihre Kinder zu Hilfe. Die Größern unter dieſen müſſen die Kleinern warten; die Stärkern müſſen bei der Feldwirthſchaft helfen oder Brennholz aus dem Walde herbeiziehen oder tragen; oder müſſen, da nun nach erfolgter Regulirung bäuerlicher und guts≈ herrlicher Verhältniſſe, Jeder ſeinen eignen Hirten ha≈ ben muß, dergleichen vorſtellen. Wo dieſes nicht der Fall iſt, da bleiben beſonders unter den Auswärtigen Manche von der Schule zurück, weil die Eltern ihnen kein Mittageſſen mitgeben können. Einer nicht unbedeutenden Zahl von Kindern fehlt es wieder an der nöthigen Bekleidung; denn viele Eltern haben kaum ſo viel, die Blöße der Kinder nothdürftig zu bedecken. Winterkleidung hat ein gro≈ ßer Theil gar nicht. Leider iſt bis dahin dieſer Mangel noch nicht Gegenſtand der Aufmerkſamkeit derer ge≈ worden, welche helfen könnten und müßten. Wenn irgendwo ſo fühlt hier der Geiſtliche das Beſchränkende ſeiner dürftigen Lage recht ſchmerzlich. Um auch hierin Hilfe zu finden, will ich's mich nicht verdrießen laſſen, einen unmaßgeblichen Vorſchlag zu machen, deſſen Ausführbarkeit keinesweges unmöglich, aber freilich von dem guten Willen Andrer abhängig iſt. Es iſt nämlich der, daß ſich in jedem Kirchſprengel, oder — was vielleicht zweckmäßiger ſein dürfte — in jedem Landkreiſe ein „Verein zur Bekleidung notoriſch armer Schulkinder“ bilde, zu wel≈ chem Jeder gehören würde, welcher ſich anheiſchig machte, jährlich einen beſtimmten Beitrag zu zahlen, und da unſre Schulen Simultanſchulen ſind, alſo auch katholiſchen Schulkindern Bekleidung gereicht werden

müßte, ſo würden auch katholiſche Einwohner zur Theilnahme aufgefordert werden müſſen. Die Größe des jährlich zu leiſtenden Beitrags, der freilich auf ein Minimum geſetzt werden müßte, bliebe Jedem überlaſſen, müßte jedoch um Johanni jeden Jahres gezahlt werden, damit die Winterbekleidung, auf die es vorläufig hauptſächlich ankommt, zur Zeit angeſchafft werden könnte. Dieſer Verein müßte etwa unter Aufſicht der Kön. Landrathsämter ſtehen. Aus den Mitgliedern des Vereins müßte ein Ausſchuß gewählt und dieſem die Verwaltung der eingekommenen Gelder anvertraut werden. Gern wird jeder Geiſtliche es übernehmen, die Anſchaffung der nöthigen Kleidungsſtücke zu beſorgen, und dann an einem zu beſtimmenden Tage Rechnung zu legen. Dieſe Rechnunglegung, ſo wie die erſte Anregung zu dieſem ganzen Unternehmen ließe ſich etwa an einem der in jedem Kreiſe üblichen Kreistage durch die Herren Landräthe veranſtalten; letzte jedoch ſo, daß nicht blos Gutsbeſitzer und Geiſtliche, ſondern auch Pächter, Handwerker, Müller, Bauern u. andere Beitragsfähige ins Intereſſe gezogen würden.

So könnte auf eine Weiſe das Landſchulweſen unſerer Gegend gefördert werden. Jedoch iſt nicht zu leugnen, daß die Schuld der vielen Schulverſäumniſſe auch in dem böſen Willen, dem Stumpfſinn, der Abneigung und Gleichgültigkeit ſo vieler Eltern und Herren gegen die Schule ihre Quelle hat. Da freilich könnten und ſollten die ſogenannten Verſäumnißſtrafgelder, welche nach den vom Schullehrer monatlich einzuliefernden Verſäumnißliſten durch die K. Aemter eingefordert werden ſollten, die Sache zum Beſſeren kehren. Jedoch viele Monate vergehen, für welche Verſäumnißſtrafgelder gar nicht eingefordert werden; oft wird auch nur für zwei Monate oder mehr 1 Sgr. Strafe decretirt. Wenn hierin auf der einen Seite die Milde nicht zu verkennen iſt, welche nicht drücken will; ſo erſcheint auf der andern Seite dieſelbe als unzeitig bei den Böswilligen und zweckwidrig

für Förderung des Schulweſens. Denn gern zahlen die Säumigen eine geringe Strafe, behalten ihre Kinder von der Schule zurück, und erſparen ſich ſo den Lohn für Geſinde, deren Stelle die Kinder vertreten. Kaum kann bei Einziehung der Strafgelder von einem Druck die Rede ſein; ſo viel Rückſichten werden, wenigſtens in des Ref. Kirchſpiel, bei Anfertigung der Verſäumnißliſten genommen: da kommt Armuth der Eltern, Hilfeleiſtungen der Kinder bei den Geſchäften der Eltern, weite Entfernung, die Beſchränktheit der Schulſtube zur Sprache, — kurz Alles, was Berückſichtigung verdient, und nur die augenſcheinlich Böswilligen und Trägen werden in die Liſte aufgenommen. Um die einzelnen Schüler von dem ſo unregelmäßig beſuchten Unterricht ſo viel als möglich gewinnen zu laſſen, hat Ref. den Schullehrern ſeines Sprengels aufgegeben, mit den Eltern, welche erweislich ihre Kinder zur Wirthſchaft brauchen, über die Tage, an denen dieſe die Schule beſtimmt beſuchen müßten, genauere Verabredung zu treffen, und darnach den jedesmaligen Unterricht jener Kinder einzurichten; weil, wenn ſelbſt in die Verſäumniſſe eine gewiſſe Regelmäßigkeit und Ordnung gebracht würde, für den Lehrer die Möglichkeit erreicht werden könnte, mit ſolchen Schulkindern regelmäßige Fortſchritte zu machen. Jedoch bis dahin hat es zu einer ſolchen Einrichtung — durch weſſen Schuld, will ich hier nicht entſcheiden — nicht gebracht werden können; darum bleibt die Frucht aus, die ſie hätte bringen können.

Gewiß würde bei einer ſolchen durch die Noth herbeigeführten Vorkehrung von jedem gewiſſenhaft fleißigen, einſichtsvollen Lehrer mehr gewirkt werden, als jetzt geſchieht. Leider hat der unregelmäßige und ſparſame Schulbeſuch auf die Schullehrer einen meiſtens ſehr nachtheiligen Einfluß. Sie verlieren den Muth und die Luſt, indem ſie ſagen, es lohne nicht mit fünf oder zehn Schülern, die heute kämen und dann wieder in langer Zeit n i c h t, etwas Rechtes vorzu-

nehmen. Den Trägen und Unwiſſenden ſind jene Verſäumniſſe ein willkommener Vorwand für ihre dürftigen Leiſtungen. Solchem Vorſchub, ſo wie dem alten, ſo Vielen noch anklebenden Schlendrian, und dem planloſen Herumtreiben auf dem Gebiete des Elementar-Unterrichtes nach Luſt und Bequemlichkeit, — vorzubeugen, iſt ein beſtimmt vorgeſchriebner Lehrcurſus durchaus erforderlich, den, außer den öfters von Local-Inſpectoren abgehaltenen Reviſionen, weiſe geleitete allgemeine jährliche Schulprüfungen, als kräftiges Aufregungsmittel für die Einen und als Lohn für die Anderen unter den Lehrern, unterſtützen müſſen. Es giebt ja unter den Landſchullehrern noch viele, welche ihren Beruf ergriffen haben, weil ſie als Schneider, Krämer, Uhrmacher, Militairs ꝛc. nicht fortkommen konnten; oder Solche, die gut vorbereitet aus den Seminaren hervorgingen, bald die ſchöne Beſtimmung ihres Lebens vergaßen, und entweder den Vornehmen oder den Landbauer ſpielten. Was läßt ſich da anders erwarten, als daß ſie, da ſie das Amt um des Brodes willen ergriffen, mit wenig Liebe zur Sache, ohne reges Leben und ausdauernde Kraft des Geiſtes, zuweilen ohne hinreichende Kenntniſſe, das ſo ſchwere und heilige Amt verwalten; obwohl ich auch löbliche Ausnahmen kenne. Solchen Lehrern freilich beſteht das Reich Gottes in Eſſen und Trinken, und ſolchen ſind denn auch die Gelegenheiten weiterer Ausbildung (Conferenzen — Schullehrervereine) recht willkommen, welche mit geiſtigen Frühſtücken beginnen und mit magenſtärkenden Mittagen ſchließen. Solchen Lehrern iſt der Pfarrer willkommen, der die Schultagebücher — eine von den ſogenannten Diarien verſchiedene höchſt preiswürdige Einrichtung im Danziger Regierungsbezirke — ſich ins Haus bringen läßt und darin bemerkt: „nichts zu bemärken.“ — —

Ein nicht unbedeutendes Hinderniß findet der treue und wohl vorbereitete Lehrer, beſonders in den beſuchtern Landſchulen, in dem Mangel an Lehr-

mitteln. Viel zu wenig iſt es, wenn auf die Geſammtzahl von ungefähr 700 Schulkindern eines Sprengels nur 230 Leſebücher, Wandfibeln u. a. A B C-Bücher und 120 Schiefertafeln kommen. Hin und wieder beſtehen freilich Schulkaſſen, zu denen Trauungen, Confirmanden, Collecten beiſteuern; jedoch deren ungefähre Einnahme von 20 Thlr. jährlich kann nicht viel weiter, als auf Papier zu Schreibebüchern und auf Schieferſtifte verwandt werden. Eine nicht unbedeutende Einnahme iſt den Schulkaſſen dadurch entzogen, daß die Schulſtrafgelder nicht mehr einfließen.

Trotz ſo vieler Hinderniſſe und Schwierigkeiten, mit denen das Landſchulweſen in der hieſigen Gegend zu kämpfen hat, ſieht man doch recht erfreuliche Früchte ſeiner beſſern Einrichtung, — Früchte, die uns darauf ſchließen laſſen, was der Erfolg ſein müßte, wenn auf keiner Seite auch das Jedem nur zu leiſten Mögliche verſäumt würde. Ein vergleichender Blick auf die einigermaßen gut verwalteten Schulen lehrt, wie es in einem Zeitraum von ungefähr 10 Jahren anders geworden. Aus ſolchen Schulen iſt doch meiſtens die frühere Dumpfheit und der Stumpfſinn verſchwunden und doch einiges geiſtiges Regen und Leben an ſeine Stelle getreten. Es wird im Ganzen beſſer geleſen, von allen Schulkindern geſchrieben (früher ſchrieben ſehr Wenige höchſt dürftig); Multiplication in unbenannten Zahlen iſt nun nicht mehr das Non plus ultra im Rechnen; hin und wieder werden ſchwierigere practiſche Aufgaben der höhern Arithmetik richtig gelöſt; der Unterricht in Religion und bibl. Geſchichte beſteht in den beſſern Schulen nicht mehr in Fragen und Antworten, welche die Kinder ſonſt auswendig lernen mußten, ſondern hat ſich zu einem freien Vortrage meiſtens ausgebildet, der freilich nur noch zu wenig von wahrer Religioſität des Lehrers unterſtützt und gehoben wird. Deutſche Rechtſchreiblehre wird von vielen Kindern gut angewandt. Was über dieſe

Ele-

Elemente hinaus getrieben wird, iſt noch zu ſehr in den erſten Anfängen und wird ſo aphoriſtiſch getrieben, daß der Erfolg davon nicht der Rede werth iſt. Warum nicht mehr geleiſtet werden kann, eines Theils, und nicht mehr geleiſtet wird, andern Theils, wenn man auch könnte, ergiebt ſich aus dem Vorigen.

Zum Schluſſe kann ich nicht unerwähnt laſſen, daß, ſeitdem von E. hochverordneten Regierung Prämien dafür ausgeſetzt worden ſind, auch Näh' und Strickſchulen mehr als früher, wo ſie nur hie und da gehalten wurden, in Aufnahme kommen, beſonders, wenn die Eltern dazu nichts bezahlen dürfen. Kleinkinderſchulen einzurichten iſt bis dahin noch nicht gelungen, ſo oft Ref. die Sache auch in den Schullehrer-Conferenzen angeregt hat, und ſo heilſam ſie, beſonders in unſern Gegenden, für Leib und Geiſt der Kinder werden würden. Da fehlt es aber an Fonds zu ihrer Einrichtung und an tauglichen Vorſtehern ſolcher Schulen, ſo wie an Mitteln ſie zu beſolden, und an Localen zur Aufnahme einer ſolchen Anſtalt.

Nachrichten über die höhere Bürger- und Töchterſchule in Pillau und einen ſich auf ſie beziehenden Verein daſelbſt.

Vom Juſtizrath Riedel.

In Königsberg exiſtirt bekanntlich ſeit mehreren Jahren ein Verein zur Unterſtützung armer ſchulfähiger Kinder mit Lehrmitteln ꝛc., deſſen erſte Vorſteher der hier verſtorbene Geh. Regierungsrath Dr. Horn und der ebenfalls ſchon entſchlummerte Schulenrath und Profeſſor Dinter waren. Ein beſonderes Intereſſe, das ich an dieſem Verein, zum Theil aus perſönlicher Hochachtung für den letztern nahm, und eine Nachricht, die mir vor einiger Zeit aus Pillau zukam daß auch

an dieſem kleinen, aber doch volkreichen Orte ein ähnlicher Verein entſtanden ſei, veranlaßten mich, mir einige Notizen über den letztern von einem Manne in Pillau zu erbitten, der, wie ich hörte, der Stifter deſſelben geweſen, und mit mir blutsverwandt iſt, und ich gedachte ſchon damals, dieſe Nachrichten dann den hieſigen Preußiſchen Provinzial-Blättern zur Aufnahme anzubieten, da ſie mir zur Bekanntmachung durch dieſe, in welchen ja der Preuße ſein Wohl oder Wehe, ſein Glück oder Unglück, freudig oder klagend dem theilnehmenden Bruder oder Nachbarn, zwar in öffentlicher Ausſtellung, aber doch nicht prahlend vorlegen darf, ganz geeignet ſchienen, wie denn auch ähnliche Mittheilungen bisher dort aufgenommen ſind.

Was mir nun aus Pillau über den oben gedachten Verein und die Schule, auf die er ſich bezieht, ſo freundlich geliefert worden, ſei dieſen Blättern um ſo weniger vorenthalten, als der Menſchen- und Volksfreund ſich daran nur erfreuen und erwärmen kann. Möge es mir nur glücken, es ſo beſcheiden aufzuſtellen, als der Mittheiler, beſonders in Beziehung auf ſeine Perſon, es mir zur Pflicht macht, ohne dem Zwecke Abbruch zu thun, nicht etwa blos dem freundlichen Leſer eine Unterhaltung zu gewähren, ſondern Vorſtehern und Mitgliedern von Schulgemeinen, imgleichen Lehrern in einfachen Handlungen braver Staats- und Stadtbürger etwas der Nachahmung wahrhaft Würdiges mitzutheilen; denn warum ſollte nicht der Leſer, der in gleichen oder ähnlichen Verhältniſſen ſteht, dem Beiſpiel hochherziger Beförderung des Guten zu folgen, eben ſo angetrieben werden können, wie es die guten Bürger und Familienväter in Pillau wurden, als ſie ſahen, wie ihre Mitbürger anſpruchlos aber thätig bemüht waren, den Kindern ihres Ortes zu helfen, die durch Armuth der Schule entzogen und ſo der Verwahrloſung Preis gegeben waren? —

Herr von P. und neben ihm der zweite Prediger und zugleich Rektor der aus mehrern 100 Kindern

beſtehenden höhern Bürger= und Töchterſchule in Pillau waren ſchon früher eifrige Beförderer des dortigen Schulweſens, obgleich den Erſtern ſein Beruf damit nicht in Verbindung ſetzte *). Der erſte insbeſondere bethätigte ſeine Liebe für die Schule ſchon ſeit mehrern Jahren. Faſt in jedem Winter überwies er dem Rektor einiges Holz zur Vertheilung an arme Eltern ſolcher Kinder, die regelmäßig die Schule beſucht hatten; beinahe halbjährig ſchenkte er für eben ſolche Kinder für 5 Thlr. Normalſchreibebücher; zu Weihnachten 1830 veranſtaltete er ein Schulfeſt, an welchem 34 Knaben — regelmäßige Schulgänger — mit Büchern und andern Lehrmitteln, Pfefferkuchen ꝛc. beſchenkt wurden; er ſchenkte der Schule einen ſtereometriſchen Apparat von 40 in Holz und Blech gearbeiteten Figuren; auch nahm er bei dem jährlich wiederholten Spaziergange der Schule nach dem Paradieſe, einem Luſtorte bei Pillau, gewöhnlich 6 bis 7 Kinder für ſeine Koſten mit; durch ihn erhielt der Verein, deſſen Stiftung und Tendenz hier folgen wird, eine Summe von 20 Thlr., die aus der Cholerazeit von dem damaligen Privatwohlthätigkeits=Vereine noch erübrigt war, und deren Verwendung hier weiterhin gedacht werden wird. — Aber ehe das Nähere über den der Pillauer Schule gewidmeten Verein und das Statut deſſelben mitgetheilt werden, ſcheint es hier an ſeinem Orte, dasjenige voranzuſchicken, wodurch die Bildung des Vereins veranlaßt wurde.

So beſcheiden auch mein Correſpondent — es iſt der vorgedachte Prediger und Rektor — jede Heraushebung ſeines Einwirkens auf die Sache des Vereins gegen mich verbeten hat, ſo muß ichs doch für Pflicht

*) Beide und noch ein dritter Wohlthäter der Schule wollen hier nicht genannt ſein, und wenn ihnen gleich der Ausſpruch des anſpruchfreieſten: „Laſſet euer Licht leuchten" ꝛc. entgegenſteht, ſo gebietet es doch die ihnen gebührende Achtung ihren Wunſch in ſo weit zu erfüllen, daß nur der erſte Buchſtabe ihrer Namen gebraucht werden ſoll.

halten, den Leſern dasjenige ſeiner Mittheilungen nicht zu entziehen, was das Intereſſe des Schul- u. Volksfreundes an dieſem Verein jedenfalls in Anſpruch nimmt, und dadurch nur dem Zweck dieſes Aufſatzes entſpricht; auch bin ich zu bemerken ſchuldig, daß einiges hier folgende Raiſonnement, ſo weit ſich darin eine genauere Bekanntſchaft mit dem Schulfache und aus dieſem geſchöpfte Erfahrungen offenbaren, allein meinem Correſpondenten angehört. Zuerſt gebe ich Nachricht von der Schule ſelbſt.

Die Einwohner Pillau's thaten bisher zur mehrern Aufhilfe und Erweiterung derſelben wahrlich nicht wenig. Im Jahre 1827 gab es nur 3 Klaſſen der höhern Bürgerſchule; um Weihnachten 1827 wurde Quarta hinzugefügt; das Lokal der zweiten Klaſſe der Töchterſchule wurde um Michael 1829 bedeutend ausgebaut, und um dieſelbe Zeit in der höhern Bürgerſchule ein Quinta eingerichtet, wozu die Stadt den nöthigen Ausbau des Schulhauſes, um dem Rektor eine Wohnung zu beſchaffen, mit einem Koſtenaufwande von etwa 600 Thlr. bewirkte. Ein Lehrer erhielt ſtatt 40, 100 Thlr. Gehalt, weil er wöchentlich 12 Stunden 7 Jahre lang für etwa 40 Thlr. gegeben hatte. Auch die Königl. Regierung genehmigte die Theilung von Quinta in zwei Abtheilungen, und ſtellte einen Elementarlehrer mit 120 Thlr. jährlichem Einkommen an. Um Oſtern 1831 wurde, wiederum von der Stadt, die dritte Klaſſe der Töchterſchule eingerichtet und eine dritte Lehrerin angeſtellt.

Dies alles ergiebt, wie viel und mit welchen Koſten ſchon ſeit mehrern Jahren die Stadt Pillau für ihr Schulweſen wirkte, und es giebt wohl kaum eine andere kleine Stadt, die für Schulen im Verhältniſſe mehr that, als ſie. — Jetzt arbeiten 7 Lehrer und 3 Lehrerinnen in 6 Klaſſen der Bürger- und 3 Klaſſen der Töchterſchule. Aber dem Gedeihen ihrer Arbeit ſtellte ſich bei den Schülern der niedern Volksklaſſe, zu der doch der Mehrtheil gehört, ſchon längſt ein

Uebel entgegen, das bald die Sorge und Klage aller Schulfreunde in Pillau weckte; es verſäumten nämlich viel und immer mehr Kinder die Schule nur darum, weil es ihnen an den Mitteln zur Benutzung des Unterrichts fehlte und ihre Eltern ſie damit nicht verſorgen konnten, und dies lag und liegt in dem geſunkenen Nahrungsſtande der Einwohner, der wiederum aus einer oft faſt gänzlichen Stille im Handel und in der Schiffahrt entſteht. Von woher aber iſt hier eine Abhilfe, und von wem eine Beſeitigung jenes Mangels zu hoffen? Der Staat hilft ganzen Klaſſen ſeiner Bürger nur mittelbar, auch nur ein und ein andermal; wie und womit aber kann, wenn dieſe Hilfe fehlt oder nicht ausreicht, dem Kinde des brodloſen Tagelöhners die Schule und der Unterricht wieder zugänglich gemacht und erhalten werden? ſo fragte der ſorgende Schulfreund.

Der Rektor, in aller Noth des Schulmannes ſich gern den würdigen Dinter vorſtellend, dachte auch hier an dieſen, und fragte: was würde jetzt Dinter thun? Bald erinnerte er ſich, was dieſer wirklich that, als es einſt in Königsberg ſolcher zwar ſchul- aber nicht ſchulbeſuchs-fähigen Kinder (die elternloſen und die, deren Eltern ſogenannte verſchämte Armen waren, mit eingerechnet) mehr als 1500 gab. Er fühlte das Bedürfniß eines Vereins, wie es der damals geſtiftete und auch von ihm geleitete wurde. Was aber Dinter für die Schulen und ihre Zöglinge, ja, was er für die ganze Menſchheit, als die Schule des höchſten Erziehers, waren und lebendig fühlte, das beförderte er auch, und zwar wenn es ſeine Schulen galt, mit Wort und That und aller Kraft, denn ſeine Schulen waren der Boden, auf dem er heimiſch war, den er zu bearbeiten, deſſen Pflanzen er zu begießen und von deſſen Früchten er einſt Rechenſchaft zu geben hatte.

Das Bedürfniß eines Vereins für arme Schulkinder konnte aber in K. nicht leicht fühlbarer ſein, als in dem kleinern Pillau. Nur vereinte Kraft und

vereinter Wille können da aushelfen, wo der Einzelne es nicht vermag. Dies, überall durch Erfahrung beſtätigt, und die Hoffnung auf einen nicht ganz ungünſtigen Erfolg einer offenen Aufforderung, bewogen den Rektor der Pillauer Schule ſchon in ſeiner Einladungsſchrift zum letzten Michaelis-Examen, den Wunſch auszuſprechen, daß irgend ein Fond gebildet werden möge, aus welchem arme Kinder die nöthigen Lehrmittel erhalten.

Eine Mittagsgeſellſchaft am 14. September 1832, bei welcher der Wirth und mehrere Gäſte aus den ſchon gedachten und andern Schulfreunden beſtanden, gab Anlaß, die Sache zu beſprechen; — Wünſche für das Gedeihen der Schule und Vorſchläge zur Verbeſſerung wurden laut, und die Ausführung jenes nun einmal veröffentlichten Wunſches im fröhlichen Wechſel des Geſprächs und bei fröhlichen Theilnehmern nicht für unmöglich gehalten; die Sache hatte hier an Intereſſe gewonnen, und dieſes mußte feſtgehalten werden. Noch am Abende deſſelben Tages ſammelte der Rektor ſeine ſich gelegentlich aufgezeichneten Notizen, ſchickte ſie am folgenden Morgen zu den Herren von P. und C. H., den eifrigſten Beförderern jener Vorſchläge, zur Unterſchrift, und die Sache gelang. Der 14. Septbr. 1832 wurde der Stiftungstag eines für Pillau wohlthätigen Vereins. Das Cirkular des Rektors, zugleich die Statuten dieſes Vereins enthaltend, lautet, wie folgt:

„Wenn in der Einladungsſchrift zum Michaelis-Examen der hieſigen höhern Bürger- und Töchterſchule der Wunſch ausgeſprochen wurde, daß irgend ein Fond ermittelt werden möge, aus dem die Kinder armer Eltern mit Lehrmitteln unterſtützt werden könnten, ſo geſchahe es nicht allein in der feſten Ueberzeugung, daß Pillau's Bewohner gerne zu einem guten Zwecke die Hand reichen, ſondern auch, weil die tägliche Erfahrung lehrt, daß eine ſolche Unterſtützung für viele der hieſigen Einwohner Bedürfniß iſt.

Beinahe in jeder Woche hört man als Urſache der Schulverſäumniß die angeben, daß die Eltern für ihre Kinder die nöthigen Bücher, Papier, Federn ꝛc. anzuſchaffen nicht im Stande ſind; und wer die Armuth vieler Eltern, ihre Sorgen und Entbehrungen nur einigermaßen kennt, wird die Freude ſich nicht verſagen, ſein Scherflein dazu beizutragen, daß die Sorgen der Armen gemindert werden.

Die heute noch Kinder ſind, werden einſt unſere Stelle einnehmen. Wie von ihrer Bildung, Verbildung oder Verwahrloſung das Wohl und Wehe der künftigen Generation abhängt, ſo gewiß muß ihre Erziehung, die nicht ohne Unterricht ſein kann, und die Beförderung derſelben ein Gegenſtand der beſondern Fürſorge jedes Menſchenfreundes ſein.

Gewiß löblich iſt's, Vereine zur Rettung verwahrloſeter Kinder in Königsberg oder Memel zu unterſtützen; iſt's aber wohl billig, im Garten des Nachbarn das Unkraut ausjäten zu helfen, während es im eignen Garten dem Beſitzer über den Kopf wächſt? — Beſſer iſt, die Verwahrloſung zu verhüten, als Verwahrloſete zu retten! —

Die Unterzeichneten gehen von der Ueberzeugung aus, daß diejenigen Kinder, welche regelmäßig die öffentlichen Schulen beſuchen und zweckmäßig durch ſie beſchäftigt werden, nicht leicht der Verwahrloſung anheimfallen. Zu dieſem Zwecke haben ſie ſich vereinigt, um nach ihren Kräften dahin zu wirken, und laden jeden Menſchenfreund ein, ihrem Vereine beizutreten.

§. 1. Die Beſtimmung des Vereins iſt, denjenigen Kindern armer Eltern, denen es zum geregelten Schulbeſuch an den unentbehrlichſten Lehrmitteln fehlt, hiezu nach Kräften zu verhelfen.

§. 2. Die Wirkſamkeit des Vereins erſtreckt ſich nur auf die Stadt und Feſtung Pillau.

§. 3. Unerlaßliche Bedingung des Anſpruchs auf Unterſtützung von Seiten des Vereins iſt:

a) Armuth der Eltern. — Wer ein monatlich fixirtes Gehalt von 8 Thlr. bezieht, kann in der Regel auf Unterſtützung nicht Anſpruch machen.

b) Der regelmäßige Schulbeſuch der Kinder.

§. 4. Ueber den Schulbeſuch der unterſtützten Kinder ſoll von den Lehrern der öffentlichen Schulen die ſtrengſte Controlle geführt werden. Die Eltern, die für ihre Kinder auf Unterſtützung Anſpruch machen, haben ſich bei den Klaſſenlehrern zu melden. Dieſe werden monatlich dem Verein die Liſten der Angemeldeten einreichen, und wöchentlich das Conduitenbuch ausfüllen, welches einem jeden der unterſtützten Kinder von dem Verein gegeben wird.

§. 5. Unterſtützungsmaterialien ſind die in den hieſigen Schulen eingeführten Schulbücher und Lehrmittel, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, — vielleicht auch Kleidungsſtücke.

§. 6. Mitglied des Vereins iſt Jeder, der ſich verpflichtet, einen monatlichen Beitrag von wenigſtens 2 Sgr. an die Kaſſe des Vereins zu entrichten, oder der monatlich Unterſtützungsmaterialien wenigſtens zu jenem Betrage an dieſelbe abliefert. Jede beſondere extraordinaire Gabe wird der Verein mit Dank annehmen.

§. 7. Bei dem öffentlichen Schul-Examen jedesmal wird über die Verwaltung Rechnung abgelegt, die Namen der Mitglieder und Wohlthäter, ſo wie die der Unterſtützten werden genannt, und wenn es angeht, den Fleißigſten der letztern und den Geſittetſten eine Prämie gereicht werden.

§. 8. Der Verein wird ſich erlauben, monatlich die Beiträge einfordern zu laſſen.

§. 9. Bei Gelegenheit des halbjährigen Schul-Examens werden die Vorſteher von den Mitgliedern gewählt.

§. 10. Die Vorſteher verſammeln ſich in den letzten Tagen eines jeden Monats, und beſtimmen gemeinſchaftlich die Größe der Unterſtützung, die den Kindern für den folgenden Monat gewährt werden kann, oder faſſen diejenigen Beſchlüſſe, die für noth-

wendig erachtet werden. Dieſe letzteren ſollen veröffentlicht werden.

§. 11. Die Zahl der Vorſteher wird auf drei feſtgeſetzt. Um den Verein ins Leben treten zu laſſen, haben ſich die Unterzeichneten erlaubt, vorläufig ſich zu Vorſtehern aufzuwerfen.

§. 12. Ueberzeugt, daß es dieſem wohlthätigen Unternehmen an freundlicher Theilnahme nicht fehlen werde, laden die Unterzeichneten einen Jeden ein, nach ſeinen Kräften dazu beizutragen, und bemerken — die Subſcriptionsliſte vorlegend — daß es Jedem freiſtehe, zu welcher Zeit er wolle, ſeinen Beitrag zurückzuhalten, und ſo aus dem Vereine auszuſcheiden.

Pillau, den 14. September 1832.

Der Privat-Verein zur Unterſtützung armer ſchulfähiger Kinder mit Lehrmitteln für die Stadt u. Feſtung Pillau.

C. H. Th. L. v. P."

Unter demſelben Dato wurde von den Vorſtehern dem Magiſtrate in P. die nöthige Anzeige, mit der Bitte um Unterſtützung und Veröffentlichung des Unternehmens gemacht, um demſelben eine weitere Ausdehnung und den gewünſchten Erfolg zu verſchaffen. Der Magiſtrat unterzog ſich dieſer Sache mit vieler Bereitwilligkeit, ließ eine Liſte zur Subſcription circuliren, und machte unter Remiſſion der letztern dem Verein die erfreuliche Anzeige, daß durch freiwillige Beiträge dieſem Unternehmen eine jährliche Einnahme von 104 Thlr. 8 Sgr. baar, 84 Buch Papier und 100 Stück gezogene Federpoſen geſichert wären.

Jetzt trat der Verein den obigen Statuten gemäß ſofort ſeine Wirkſamkeit an. Auf Grund der von den Klaſſenlehrern monatlich eingereichten Liſten verſammeln ſich in den erſten Tagen jeden Monats die Vorſteher und ſämmtliche Lehrer in der Schule, theilen die Unterſtützungen aus, ſehen die Conduitenbücher der Kinder nach, und knüpfen daran die nöthigen Ermahnungen. Der Mitvorſteher Herr C. H. führt Rechnung über Geld und Materialien, über angekaufte und

ausgetheilte Bücher, mit kaufmänniſcher, gründlicher Genauigkeit, ſo daß der Verein in jedem Augenblick im Stande iſt, über ſeine Lage die genügendſte Auskunft zu ertheilen.

Von den obgedachten 20 Thalern ſind bereits Baumwolle, Leinwand, Zwirn, Nähnadeln ꝛc. für die Mädchenſchule gekauft und an arme Schülerinnen vertheilt. Dieſe Materialien werden unter Aufſicht der Lehrerinnen zu Strümpfen und Hemden verarbeitet. Der Verein wird dieſe Arbeiten verauctioniren oder verlooſen. Von dem Gelde, das davon über 20 Thlr. herauskommt (und es iſt bei dem Wohlthätigkeitsſinn der Einwohner Pillau's ein ſolcher Ueberſchuß wohl zu erwarten), ſollen neue Materialien angekauft werden, wovon dieſelben armen Kinder Sachen anfertigen, die ſie als ihr Eigenthum betrachten, u. als Beweis ihrer Thätigkeit ihren Eltern nach Hauſe bringen dürfen. Die 20 Tlr. aber bleiben eiſernes Kapital zu demſelben Zwecke.

Im Verfolg ſeiner Wirkſamkeit hat der Verein ſchon manche belohnende Erfahrungen gemacht, zu denen er beſonders rechnet, daß, indem er auf die Thätigkeit der Klaſſenlehrer und auf ihr innigeres Verhältniß zu den Schülern ihrer Klaſſe einzuwirken ſucht, dadurch die Annäherung der Schüler zu ihren Lehrern und dieſer zu den Eltern ihrer Schüler befördert wird. Aber eben dieſe Annäherung der Eltern, Lehrer und Schüler trägt für die letztern die wohlthätigſten Früchte und bringt die Schule und das Haus in engere Verbindung. Wer wollte es aber leugnen, daß die Erziehung nur da gedeiht, wo Schule und Haus, ihre heiligen Werkſtätten, ein Ganzes bilden und in vollkommener Uebereinſtimmung handeln. —

Ich ſchließe dieſe Mittheilungen mit dem Wunſche, daß dieſer Verein ſeinen Zweck immer mehr erreichen und im Segen Gottes ſo lange fortwirken möge, als es die Lage Pillau's bedarf, und bin der herzlichen Beiſtimmung des Leſers gewiß.

Ueber den Nutzen einer Grenzbeſtimmung der Arbeiten in gleichſtehenden Elementarſchulen.

Wäre es nicht gut, wenn ſämmtlichen gleichſtehenden Elementarſchulen unſerer Provinz, Hinſichts ihres Arbeitens und des an ihren Kindern dadurch zu erreichenden Zieles, gewiſſe Grenzen nach dazu beſtimmten Lehrbüchern vorgeſchrieben werden möchten, wie weit ſie wenigſtens kommen müßten? —

Zur Aufſtellung dieſer Frage iſt Einſender dieſer Zeilen bewogen worden durch das individuelle Bedürfniß einer ſolchen Feſtſtellung und durch die Ueberzeugung, daß dieſelbe ſeiner Schule nützlich werden müßte, wenn ſie wirklich erſchiene. Er nimmt deshalb auch nicht Anſtand, jene Frage bejahend zu beantworten; jedoch iſt's ihm um eigene Belehrung von Seiten ſachkundiger Schulmänner zu thun, ohne vorauszuſetzen, daß alle Elementarlehrer das gleiche Bedürfniß haben müßten. — Man möge es ihm deshalb nicht verargen, wenn er, ein ſchlichter Elementarſchullehrer, aber beſeelt von dem Wunſche, auf ſeiner Stelle Nutzen zu ſchaffen, Nachſtehendes noch hinzuzufügen ſich erlaubt.

Der verewigte und unſterbliche Dinter hat zwar eine Piece: „Minimum, oder ſo weit wenigſtens ſollte ein jedes Kind beim Austritte aus der Elementarſchule gebracht ſein," uns Lehrern gegeben; jedoch enthalten dieſe Blätter nur allgemeine Belehrungen über das Was und Wie des Unterrichtes. Nach obiger Frage wird aber von beſtimmten Lehrgegenſtänden nach dazu beſtimmten Lehrbüchern geſprochen, und in dieſer Beziehung erſcheint die gewünſchte Grenzbeſtimmung gut

I. für den Reviſor,
II. für den Lehrer und
III. für die Schulen.

I. Für den Reviſor.

Die Herren Reviſoren, zunächſt die Herren Superintendenten, haben in den jährlichen Reviſions- oder Viſitations-Tagen, wahrlich ſchwere Tage. Fänden ſie nur Freude, nun, dann ginge es noch an; aber leider geſchieht dieſes noch immer ſelten. Nicht die Lehrer allein ſind öfter Schuld daran, ſondern die Lokalverhältniſſe, unter welchen ſie arbeiten, als: der ſchlechte Schulbeſuch, die geringe Liebe der Eltern zu ihren Schulen u. a. m. — Der Reviſor hat lobens- und tadelnswerthe Schulen vor ſich. Was er von einer Schule fordert, kann er öfter, ſchon des Lectionszettels wegen, von der andern nicht fordern. Dieſes kann dann wohl zum Mißmuthe führen. — Zwar finden Schullehrer-Konferenzen ſtatt, in denen natürlich den Lehrern ihr Stundenzettel und die Lehrbücher vorgeſchrieben werden. Man bedenke aber, daß die Herren Schulinſpektoren nicht Alle daſſelbe wollen können, und zu einer Diöceſe gehören mehrere Kirchſpiele. Ja die Lehrer eines Kirchſpiels ſtimmen mit ihren Schulen, Hinſichts der Lehrgegenſtände, nicht immer überein, wie es die Erfahrung ſattſam beweiſet. — Dieſen Uebeln könnte nun offenbar durch einen Provinzial-Lehrplan nach beſtimmten Lehrbüchern abgeholfen werden. Dann nur können und müſſen die Lehrer nur ein und daſſelbe thun, und die Herren Reviſoren können ſtets mit Beſtimmtheit, was ihnen, nach dem Provinzial-Lehrplane, beliebt, fordern.

II. Für den Lehrer.

Durch Einführung des gedachten Provinzial-Lehrplans erhält der Lehrer mehr Sicherheit und Luſt. — Sicherheit — denn er weiß beſtimmt, was von ihm gefordert wird, und nach welchen Lehrbüchern er zu unterrichten hat. Er geht nach ſeinem, ihm gegebenen Plane ruhig und ſicher, und wird und darf von ſeinem Lehrgange nie abweichen; denn er weiß, was und wie er es thun ſoll. — Luſt — denn er wird darnach ſtre-

ben, die ihm geſetzte Grenze bald zu erreichen, und ſie, wo möglich zu überſchreiten. Ein lobenswerthes Ehrgefühl wird ihn antreiben, der Erſte ſein zu wollen, und an jedem Tage wird er (an ſeine Pflicht durch das ihm gegebene Geſetz erinnert) mit neuem Muthe an ſeine Arbeit gehen. So der brave Lehrer! — Der Miethling muß auch vorwärts; denn dafür ſorgen die monatlichen Schul-Reviſionen und jährlichen Kirchen-Viſitationen. Bei einer jeden Reviſion muß er dann doch wenigſtens etwas weiter gekommen ſein, anſtatt daß jetzt ſo manchem Lehrer nicht nur keine Fortſchritte, ſondern ſogar Rückſchritte bei den ſtattfindenden Reviſionen zur Laſt fallen. — Wird ein Lehrer nach einer andern Diöceſe verſetzt, ſo darf ihm vor der erſten Kirchen-Viſitation nicht bange werden; denn es iſt ihm ja bekannt, was von ihm gefordert werden darf. Gegenwärtig iſt es nicht ſo, denn unſere Herren Reviſoren ſind ſich in ihren Forderungen natürlich nicht gleich.

III. Für die Schulen.

Den Schulen würde durch den genannten Provinzial-Lehrplan ein großer Vortheil erwachſen. Faſt jeder Lehrer hat ſeine beſondere Lieblings-Wiſſenſchaft oder Lieblings-Kunſtfertigkeit, ſeine beſondern Lehrbücher und ſeine eigene Methode. — Sind die Lehrgegenſtände gegeben, ſo muß ein jeder Lehrer ſich auch nach dieſen richten. Er darf keinen Gegenſtand des Unterrichts vernachläßigen, oder einem, auf Koſten des andern, den Vorzug geben, oder einen wohl gar ganz ruhen laſſen. Die Lehrbücher ſind gegeben und davon darf kein Lehrer abweichen. — Die Methode, oder der Geiſt des Lehrers beim Unterrichte, kann natürlich durch den allgemeinen Lehrplan nicht umgeſchaffen werden; denn dieſer Geiſt iſt im Menſchen. Einigermaßen kann jedoch die Methode eines Lehrers (iſt ſie ohne Leben und Würde) durch eine vorgeſchriebene Ordnung geläutert werden. — Erhält eine Schule einen neuen Lehrer, ſo wird ſie, bei der jetzt ſtattfin-

denden Willkühr, gewöhnlich (öfter vielleicht nur eine kurze Zeit) anfangs ſtille ſtehen, damit der neue Lehrer die Jugend nach ſeiner Art und Weiſe gleichſam erſt ziehe. Dieſes dürfte nicht geſchehen, wenn eine Grenz- und Lehrbücher-Beſtimmung ſtattfände. Der neue Lehrer wüßte dann, wo ſein Vorgänger aufgehört hat, und würde natürlich, nach einer kurzen Wiederholung, in dem Geiſte ſeines Vorgängers fortfahren. Die Schule würde dann auch die Veränderung nicht ſo nachtheilig empfinden, als dies jetzt oft der Fall zu ſein pflegt. Auch können dann die Eltern ſelber leichter einſehen, ob ihre Kinder ihre Schulzeit gut angewendet haben, und ob die Lehrer ſich Mühe geben, dadurch Vertrauen und Achtung in der Commune ſich zu erwerben, daß ſie ſich eifrig beſtreben, recht viele Kinder ſo weit herauszubilden, daß letztere das Minimum erreichen oder überſchreiten. — Wenn nun ein jeder abgehende und zu einem Handwerke übergehende Schüler eines Schulatteſtes bedürfte, um in das Gewerk eingeſchrieben werden zu dürfen, ſo kann nicht geleugnet werden, daß der einſichtsvolle Meiſter gern einen Lehrling wünſchen wird, der ſeine Schulzeit gut angewandt hat. Wird nun in jenem Zeugniſſe der Grad ſeiner erlangten Elementar-Ausbildung bemerkt, ſo kann auch in den Schüler ein lobenswerther Eifer angeregt werden, durch eigenen Fleiß und regelmäßigen Schulbeſuch jenes Ziel zu erreichen. —

Demnach erſcheint es in der That wohl zweckmäßig, wenn gleichgeſtellte Elementarſchullehrer Oſtpreußens ein: Minimum, oder ſo weit wenigſtens — nach dazu beſtimmten Lehrbüchern, von der vorgeſetzten Behörde erhalten würden *).

*) Etwas Aehnliches, aber nur für die Landſchulen, enthält die vom 18. Novbr. 1829 datirte „Inſtruction für die Landſchullehrer des Gumbinner Regierungs-Bezirks“ p. 5. §. 14. Beweiſes genug, daß dort die Königl. Hochverordnete Regierung daſſelbe Bedürfniß, wenn auch nur für die Landſchulen, gefühlt habe.

VI. Landwirthſchaftl. Mittheilungen.

Kritiſche Beleuchtung der Schriften des Herrn Wirthſchaftsrath Nebbien.

Von einem Landwirthe.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Ich gehe jetzt über zu ſeiner zweiten Schrift: Allgemeine Gutsherrnzeitung oder das Paradies aus Nichts. Erſter Jahrgang 1831—1832.

Erſtes Heft. Seite 1—10 enthält den Vorbericht. Der Verfaſſer will eine neue Epoche der Landwirthſchaft hervorrufen. Es iſt nicht zu leugnen, daß wenn derſelbe mit Gründlichkeit und Gediegenheit ſein Vorhaben begonnen, und die ihm gegebenen Winke mit Beſcheidenheit aufgenommen hätte, wir ihm vielen Dank dafür ſchuldig geworden ſein würden; Nebbiens Name würde nicht allein in unſerer Provinz, ſondern auch in Deutſchland unter die erſten Schriftſteller der Landwirthſchaft gehören. Allein nach dem Vorliegenden kann er keinen Anſpruch darauf machen. Alles was er ſagt, iſt oft und vielmal weit deutlicher, wie er es giebt, ge- und beſchrieben worden; ihm gehört nur ſeine verworrene dunkle Terminologie an, die, wie wir bekennen, ohne allen Werth iſt.

Seite 10. Scelett des Syſtems der Einrichtungskunſt der Landgüter auf ſtetig ſteigende Bodenrente. Hier hoffte ich endlich eine Erklärung der Nebbinismen zu erhalten, doch leider erklärt der Verfaſſer gleich anfangs: „ſein Syſtem ſei neu und darum ſolle es noch einige neue Kunſtwörter mehr erhalten,“ vergißt aber ſchon wieder, daß er in ihrer Wahl höchſt unglücklich und eben darum unverſtändlich iſt.

Seite 11 fährt derſelbe fort: „Ein Einrichtungsſyſtem iſt auf ſtetig ſteigende Bodenrente möglich. Dies iſt der Grundbegriff oder das Axiom unſers

Syſtems." — Axiom iſt aber ein Grundſatz, der nicht erſt bewieſen wird, ſondern anſchaulich erkannt wird. Nur die Größenlehre kann deshalb Axiome aufſtellen; will man aber deſſen ungeachtet doch im gewöhnlichen Leben dieſes Wort gebrauchen, ſo muß der Grundbegriff eine anerkannte Wahrheit ſein, nicht aber nur eine Möglichkeit der Anerkennung bedingen. Schade daß das erſte beſcheidene möglich am unrechten Orte zu ſtehen kam! — Da die hier aufgeſtellten Behauptungen ſich mit denen der früheren Schrift ſehr wiederholen, und die Berichtigung eines großen Theils derſelben faſt eine beſondere Schrift erfodern, ſo übergehe ich ſie und hebe nur Einzelnes derſelben hervor.

Seite 32 ſtellt uns der Verfaſſer das Bild eines Landgutes dar, welches bis jetzt von 4 Höfen aus bewirthſchaftet ward, und ſeiner neuen Eintheilung nach von 12 Höfen bewirthſchaftet werden ſoll, von denen das kleinſte 100 Pr. Morgen enthält. Hat er auch bedacht, welcher Koſtenaufwand dazu gehört, dieſe Höfe zu erbauen; welche bedeutende Mehrausgabe an Lohn für Hofleute und Geſinde, u. dgl. mehr durch eine ſolche Wirthſchaft entſteht? Schwerlich werden bei unſerer Oertlichkeit, bei der geringen Bevölkerung und dem oft nicht zu Gebote ſtehenden Betriebskapitale, viele Landwirthe unſerer Provinz die Anſicht des Verfaſſers theilen. Ganz anders erſcheint dieſer Vorſchlag in Sachſen, England, Heſſen, den Rheingegenden u. a. m., wo die Bevölkerung ſo bedeutend iſt, daß theils in manchen Jahren das ſelbſt erbaute Getreide nicht einmal hinreicht zu den gewöhnlichſten Nahrungsmitteln, was ſogar manche Auswanderung veranlaßte, theils aber auch der Preis des verkäuflichen Getreides mit den Koſten der Produktion in Verhältniß ſteht. Hier jedoch, wo der Preis unſerer Waare von dem Bedarf des Auslandes beſtimmt wird, wird ſchwerlich Einer der jetzigen Generation eine ſo ſtarke Bevölkerung erleben, daß wir hinlänglich mit Händen zur Feldarbeit

arbeit — wie der Verfaſſer ſie betreiben will — verſehen und alleinige Verzehrer der eignen Produkte ſein werden. Wir müſſen daher mit unſern Kräften ſparſam umgehen und ſie nicht zerſplittern!

Der Verfaſſer liefert uns von Seite 38 bis 66 in den Abſchnitten: Fruchtwechſel, Schützungsverhältniß des Bodens, Viehzucht und Strohbau, manches recht leſenswerthes.

Seite 66 und 73 enthalten Vorſchläge zu Preisaufgaben, die allerdings Beachtung von dem Landwirthe und Aufmunterung von Seiten unſerer landwirthſchaftlichen Vereine verdienen.

Seite 73 und 75 handelt von dem Honorar der Zeitſchrift. Auch hier iſt die Sucht zu prahlen nicht zu verkennen. Seite 74 ſagt der Verfaſſer ausdrücklich: „Weitſchweifige Abhandlungen kann ich gar nicht aufnehmen. Was ich aufnehme muß kurz und gehaltvoll ſein.“ Möchte derſelbe dieſe goldne Wahrheit doch zuerſt bei ſeinen eigenen Arbeiten beherzigen!

Seite 76. Uebergangsziel der Landgüter. In demſelben führt der Verfaſſer die Verſuche Thäers über Ausziehung des Getreidebaues, ſo wie die des Doctor Johann Bürger über Ausziehung des Pflanzenbaues an. Demnächſt führt er bis Seite 98 den Geſammtpflanzenbau vor, ſo wie er in den Uebergangstabellen und Einrichtungskarten ſeines Werkes enthalten iſt.

Seite 98. Stadien des Ueberganges. Der Verfaſſer macht einen Unterſchied zwiſchen freiem und unfreiem Boden; erſteren nennt er denjenigen, wo die Felder ganz oder zum Theil an oder um die Höfe liegen; letzteren aber ſolchen, wo nach der auf dem Kopfe ſtehenden vernünftigen Einrichtung des Landbaues, ſtatt der Ländereien die Wohnungen zuſammenliegen. Hierauf ſagt er: „Die hochtönenden Schulwörter: Nationalökonomie, Nationalinduſtrie und Nationalwohlſtand, hören ſich ſonderlich an, wo dieſes erſte Grundgeſetz noch unerfüllt blieb.“ Beſſer wäre es geweſen, ſie hörten ſich nicht ſo ſonderlich an, ſondern

Schreiber dieſer Behauptung wäre, ehe er ſchrieb, noch in die Schule gegangen, um ſeine Verworrenheit und Unverſtändlichkeit zu beſeitigen und klarer ſchreiben zu lernen.

Seite 108. Gruppirte Bepflanzung. Recht paſſend hiezu iſt der Aufſatz (Oekonomiſche Neuigkeiten, Prag 1811): Paradies der Oekonomie *). In derſelben wird der mannigfachen Vortheile der Baumpflanzungen erwähnt, Hoſchtitz als Beiſpiel aufgeführt, welches ſo bepflanzt einem wahren Oekonomiegarten gleicht; es werden die meilenweiten lieblichen Fluren, wie das reizende Kuhländchen in Mährchen ſie uns darbietet, beſchrieben. Nach dieſer Andeutung wird es Herrn Nebbien doch wohl klar werden, daß ſeine neuen Ideen ſchon vor 20 Jahren ausgeführt ſind. — Den Schluß bildet ein Zeit- und Reiſebericht.

Heft 2. Seite 121 enthält Dichtigkeitsverſuche des Futter-, Weide- und Gründüngungsbaues. Seite 132. Gründüngungsverſuche im Allgemeinen. S. 146. Ausſaats-Gründüngungsverſuche. S. 160. Stoppel-Gründüngungsverſuche. Seite 164. Brach-Gründüngungsverſuche. — Ueber die Anwendbarkeit dieſer Methode entſcheidet Oertlichkeit gewiß zum großen Theil, und daher möchte die Seite 171 dem Landmanne empfohlene Anlegung einer Gräſer- u. Kräuterſchule ſehr zu empfehlen ſein, da viele nützliche Futterpflanzen bei uns wild wachſen. Der Saame von dieſen, in Saamenſchulen angebaut, würde uns die theuern fremden Sämereien erſetzen, welche nicht immer zu unſerer Localität paſſen.

Seite 180. Fruchtwechſelformen. Seite 198. Anfängliche Saamenlieferungen, welche wohl eine Fortſetzung der Gräſerſchule (Seite 171) ſein dürfte. Seite 206. Reiſeberichte.

---

*) Paradies aus Nichts und Paradies der Oekonomie! Selbſt der Titel der Schrift iſt keine eigne Erfindung. Anm. d. Red.

Seite 210. Zeitberichte. In denſelben giebt uns der Verfaſſer einen Bericht über die Schrift: A. v. Lengerke, Darſtellung der Landwirthſchaft in den Großherzogthümern Mecklenburg. Sehr erfreulich iſt es mir zu erfahren, daß der Verfaſſer dieſe Schrift beſitzt, denn nun wird derſelbe bei ruhiger Ueberlegung meine Behauptungen — daß ſein Syſtem zum Theil den Mecklenburgiſchen Wirthſchaftsarten nachgebildet ſei und eben dadurch einen großen Stützpunkt erhält — als richtig anerkennen.

Zum Schluſſe Seite 232 erklärt der Verfaſſer abermals: daß er nur für höhere Landwirthe ſchreibe und erſt ſpäter populär werden könne. Es iſt alſo noch nicht alle Hoffnung verloren, denn ein gewiſſes Etwas ſcheint dem Verfaſſer es fühlbar zu machen, daß er unverſtändlich ſchreibt, und dieſes ein Hinderniß ſei, um populär zu werden. Wird die liebe Eitelkeit es aber zulaſſen, daß derſelbe zur völligen Selbſterkenntniß gelange? Wird er es nicht immer vorziehen, ſich in das Gewand der Gelehrſamkeit zu hüllen? Wir fürchten, er wird immer nur für höhere Landwirthe ſchreiben wollen oder können. —

Heft 3. Seite 235 bis 255 theilt uns der Verfaſſer die hieſigen Saamenzuchtverſuche mit, die unbedingt Lob und Nacheiferung verdienen.

Seite 255 bis 266 erhalten wir eine Abhandlung „Grünkraut und Menſchenherz." Hier geräth man in Verſuchung den Verfaſſer zu fragen, ob der Seite 224 ihm eingeſandte Brief ſeiner unbegränzten Eitelkeit und Arroganz ſo geſchmeichelt hat, daß er ſich hat verleiten laſſen, die letzten Spuren einer ſprach- und zeitgemäßen Schreibart zu verleugnen; ob er durch dieſes Jagen und Haſchen nach eigenthümlich ſein ſollenden Worten und Bildern ſelbſt in ein Nichts zurückkehren will, und die letzten ſeiner Freunde von ſich abzuwenden wünſcht?

Seite 255 ſchreibt der Verfaſſer: „Seite 225 dieſes Jahrgangs hat ein würdiger Freund mein Landbau-

ſyſtem nicht ſowohl eine Reform, als vielmehr eine Revolution genannt, welche in den Köpfen, im Thun und Treiben einer ganzen Klaſſe von Menſchen vorgehen ſoll, wenn ihr Zweck allgemein anerkannt, ergriffen, begriffen und aufgenommen werden ſoll." Hierüber nun höchſt erfreut, ſagt der Verfaſſer, dieſer Gedanke ſcheint mir ſehr glücklich ꝛc. — Es iſt alſo die Eitelkeit, welche die Freude ausſpricht, daß eine Feder den Nebbien zu einem Manne ſtempeln will, der im Stande ſei, das Hirngeſpinſt einer Revolution — welches heute zu Tage leider oft genug nur in den Köpfen der Kinder und Schwachen ſpukt — zu wecken. Jeder, der die Geduld beſitzt, dieſe Schriften aus ihrem chaotiſchen Wirrwarr zu entziffern, wird eingeſtehen müſſen, daß ſie nicht die geringſten revolutionären Gedanken enthalten, ſondern eine Zuſammenſtellung vieler an manchen Orten bereits längſt ausgeführter Wahrheiten, — ein ſeltenes Gemiſch von Licht und Nacht — und daß nur die Schreibart des Verfaſſers deutlich Schwindel beurkunde. Der Verfaſſer will durch dieſen Aufſatz beſonders den Titel ſeiner Schrift: Paradies aus Nichts, rechtfertigen, verliert ſich aber wieder gewohntermaßen in ein Labyrinth von Worten und Widerſprüchen, Raiſonnements und künſtlicher, doch wohl nur ihm verſtändlicher Zuſammenſtellungen. — Der Verfaſſer behauptet, alle Welt habe ſeit 5000 Jahren nichts weniger als ein Paradies aus Nichts, ſondern nur aus Geld gefunden und gewonnen. Er wirft dabei die Frage auf: „woher kommt doch das erſte Geld?" und beantwortet ſie dahin: „es komme aus dem Lebensgeiſt der Welt!" Verbeſſert ſich dann aber, oder will vielmehr alles niederſchlagen, wenn er hinzufügt: „dieſer Lebensgeiſt iſt nichts anderes, als Gottes Geiſt."

Bleiben wir zuerſt bei dem Begriffe „Geld" ſtehen, ſo finden wir, daß daſſelbe erſt dann in Anwendung kam, als bloße Tauſchgegenſtände nicht mehr hinreichten, die Verbindungen eines ausgedehnteren Verkehrs zu unterhalten. Dieſer ausgedehnte Tauſch-

handel ging aber bei weitem nicht auf alle Völker über, ſondern iſt bei vielen noch, wie die Urgeſchichte der Völker ſie uns erzählt. Woher, kann man nun fragen, kam es daß einige Völker ſtehen blieben, andere aber den Begriff des Geldes in das praktiſche Leben mit hinübernahmen und behielten? Doch nur durch ihre Vernunft, denn ſie iſt es, die uns die Fähigkeit verleihet, Ideen hervorzurufen. Je mehr alſo ein Volk Ideen ausbildet, deſto mehr entwickelt es die Eigenthümlichkeit ſeines Verſtandes; es übt alſo Intelligenz aus, und ſie iſt es, die aus den uns von der Natur verliehenen Gegenſtänden Güter ſchafft. Gegenſtände zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe hat die Natur überall geſchaffen; wo alſo der Verſtand des Menſchen ſich nicht entwickelt, bleibt das von der Natur gegebene Ding in dem von der Natur gegebenen Zuſtande, zum Unterhalt des Menſchen hinreichend; es iſt alſo unleugbar mehr als Nichts, denn es iſt etwas, das körperlich, den Sinnen wahrnehmbar vorhanden iſt; wo aber Intelligenz hinzutrat, ward es ein Gut, jedoch keineswegs aus Nichts, ſondern durch Intelligenz entſtanden. Um jedoch der Behauptung, daß alles aus dem Lebensgeiſte komme, die unumſtößlichſte Gewißheit zu geben, ſagt der Verfaſſer, dieſer Lebensgeiſt ſei Gottes Geiſt; das iſt freilich etwas anders, denn dann hört jede Definition auf, da wir auf ihn alles zurückführen können.

Hierauf erhalten diejenigen einen Tadel, denen die ſcholaſtiſchen Worte: „rationelle Koppelwirthſchaft, Wechſelwirkungswirthſchaft,“ genügen. Beſſer wäre es geweſen, wenn der Verfaſſer auf irgend eine Benennung dieſer Art eingegangen wäre; denn verloren hätte er ſicherlich nichts dadurch, vielmehr nur gewinnen können; er beſitzt aber, wie ſchon oft geſagt, die unglückliche Leidenſchaft, ſeinen Lehren, die nicht neu ſind und ſchon an andern Orten ausgeführt und in Büchern beſprochen ſind, einen Anſtrich von Gelehrſamkeit und eigner Invention geben zu wollen.

Die folgenden Blätter von Seite 258 bis 264 übergehe ich; Gotterkenntniß, Philoſophie, richtige Mitte, Königsidee und Urſtaat müſſen alle dienen, ſein Paradies aus Nichts zu begründen.

Seite 265 bis 268. Miſtwagen und Branntweinsblaſe, oder die Centaurenwirthſchaft. Seitenſtück des eben erwähnten Aufſatzes. Mythologie verglichen mit Anſichten und Bildern des jetzigen Lebens, voll neu geſchaffener Worte; Gebet des Urſtaats, wozu das Vater Unſer die Worte hergiebt, und die lebendige Anwendung derſelben auf 3 Zeitalter und die Königsidee, Urſachen, Bilder und Erfolg einer Centaurenſchlacht füllen dieſe Seiten. In ihr werden die Landwirthe als Centauren, die Gewerkſchaft als Pirotheus, die Braut als Sittenbildung (Hippodamia) und ihre Anverwandten als Lapithen (Induſtrielle) dargeſtellt. — Von allem was der Verfaſſer bisher geliefert hat, iſt dieſes das Poſſenhafteſte; wer es geleſen hat, wird ſchwerlich mehr Geiſtesprodukte deſſelben zu leſen wünſchen. Noch muß ich den §. 4. Seite 266 beſonders hervorheben. Hier ſpricht ſich der Verfaſſer ſehr tadelnd über Kartoffelbau und Branntweinfabrikation, ſo wie über Fabriken aus. Statt Antwort darauf, ſetze ich die Worte des Herrn v. Ehrenfels her: „Der Körnerbau für ſich allein, und unter der Concurrenz von Polen und Ungarn, bringt nirgend große Reſultate im Beutel; ja oft wird in gewiſſen Ländern, zum Verderb der Concurrenz ſelbſt, des Korns zu viel gebaut. Darum ſehen wir das Ringen und Streben aller ſyſtematiſchen Oekonomien nach einem höhern Standpunkt. Dieſer beginnt da, wo der Kornbau höhern Zwecken ſubordinirt wird. Nur darf dieſes Ziel nicht früher, als bis der Kornbau ſelbſt das höchſte Ziel erreicht hat, geſucht werden. So lange die höhere Schafzucht die Reſultate der erhöhten Produktion verzehren und in guter Bilanz halten konnte, war ſie der Hebel des Ganzen. Wo dieſe nicht aushalf, traten die Branntweinbrennereien ein. Da aber beide den Dünger vermehrten und die

intenſive Bodenkraft etwas von der extenſiven Oberfläche abgeben konnte, ohne die urſprüngliche Produktion zu ſchwächen: ſo führte die rationelle natürliche Entfaltung der Kraft zum Höhepunkt des Feldbaues natürlich fort." — Man vergleiche und urtheile.

Seite 286 bis 317. Der Sequeſtor, wie er ſein kann, oder die Schnellertragsmehrung. Ein Gegenſtand, gewiß von dem höchſten Intereſſe, da leider gerade hier noch ſehr viel zu wünſchen übrig iſt. Im §. 1. legt der Verfaſſer den landſchaftlichen Kreditvereinen viele Schuld bei, und erklärt, daß gerade ſie zu Sequeſtrationen führen. Leider müſſen wir ihm für die frühere Zeit Recht geben, bei unſrer Provinz müßten wir aber wohl noch folgende 4 Punkte berückſichtigen: 1) die Abſchätzungsprincipien ermittelten einen zu hohen Werth der Güter, 2) der unglückliche Krieg 1806 mit ſeinen Folgen erforderte faſt unerſchwingliche Leiſtungen, 3) die Aufhebung der Propination, und endlich 4) die an den mehreſten Orten zu frühe Ablöſung der Dienſte und Regulirung mit Bauern auf dem Lande. Mir ſind ſequeſtrirte Güter bekannt, die nicht das nothwendigſte Betriebskapital hatten und durch die Regulirung eine baare Rente von 12,000 Thlr. verloren, wofür ſie eine Menge Land bekamen, welches aus Mangel an Betriebskapital nutzlos liegen blieb.

In dem Folgenden theilt der Verfaſſer ſeine Anſichten mit, wie während der Sequeſtration verfahren werden muß, um den Beſitzer zu erhalten und dabei durch ſein Syſtem die Wirthſchaft zu heben. — Ich glaube nicht daß dieſes ausführbar, ſondern es beſſer iſt darnach zu ſtreben, den Weg der Sequeſtration zu verkürzen!

Seite 317 bis 336. Banquier und Gutsherr. Hier müſſen ſelbſt die Perſer ihren Sternhimmel leihen, um einen Beitrag zu des Verfaſſers Gedankenverworrenheit zu liefern.

Unſtreitig hat der Verfaſſer viel geſehen und geleſen, viel Liebe zur Sache, was wir in vollem Maaße

anerkennen; aber eben darum ergeht auch die Bitte an ihn, die Beurtheilung dieſer Schrift nicht falſch deuten zu wollen.

Die in dem Proſpectus der allgemeinen Gutsherrnzeitung vom Verfaſſer verſprochene Beiſchrift zum 1ſten Quartal-Heft erſchien im Jahre 1832 unter dem Titel: Radikaler Liberalismus, Volksnoth und Verwandlung derſelben in Volkswohlſtand. In der Einleitung verſpricht der Verfaſſer, in dieſer Schrift den Landwirthen einen rapiden Ueberblick ſeines Organiſationsſyſtems des Landbaues geben zu wollen, und theilt ihn nun in ſeine Grundſätze und Kämpfe. In den erſtern derſelben ſtellt der Verfaſſer den König als Statthalter Gottes dar, nennt den Pöbel vor Gott denjenigen, welcher den Pöbel Pöbel nennt, und ſchließt mit den Worten: „es kann keine Königlichere Aeußerung geben, als Heinrichs Wunſch, dem Geringſten ſeiner Unterthanen das ſonntägliche Huhn im Topfe ſchaffen zu wollen." — Heute behauptet der Verfaſſer, ſei der Zeitpunkt dazu gekommen, und ſein Landbauſyſtem dazu das Mittel! Hätte doch der Verfaſſer hinter dem Ausrufungszeichen auch ein Fragezeichen gemacht.

In dem zweiten Theile ſeiner Kämpfe klagt der Verfaſſer, daß keine Wirthſchafter da wären, die ſich ſein Syſtem angeeignet hätten, und dieſe dahin zu bringen, liefere er die Gutsherrnzeitung; er erzählt ferner, daß die Redaktion der Möglinſchen Annalen ſeine Schriften nicht habe aufnehmen wollen, und er ſie deshalb in Prag herausgegeben habe. — Den Möglinſchen Annalen können wir deshalb nicht feind ſein, denn die Gründe der Weigerung des gedachten Inſtituts fallen wohl jedem Unbefangenen in die Augen.

Die Schrift zerfällt in drei Haupttheile: 1) Radikaler Liberalismus. Derſelbe iſt in 9 Kapitel eingetheilt. Die beiden erſten handeln von dem Ebenbilde Gottes und ſeinen Ideen; das dritte vom Germaniſchen Staate. Der Verfaſſer ſagt: die Ideen,

welche Gott in den Menſchen legt, ſind: Weisheit d. i. der Prieſterſtand, Heldenmuth d. i. der Herrenſtand, Kunſtfleiß d. i. der Bürgerſtand. Stärke d. i. der Bauernſtand. Alle bedürfen aber eines Königs. Die Königsidee liegt alſo darin: „regierender Inbegriff des Menſchengeiſtes, d. i. der Stände, durch einen Miniſterrath in der Hand eines Einzigen zu ſein. Je mehr wir alſo Gott, König, Rath und Stände erkennen, deſto radikaler iſt unſer Liberalismus; dagegen kann es nichts radikaleres geben, ſagt der Verfaſſer, als etwas zu wünſchen und zu wollen, das unſer Wirken aufhebt. Es iſt die Vorſtellung vieler, den Zuſtand Nordamerikas ohne König, ohne Adel, ohne Heer zu wollen." — Das 4te Kapitel enthält die Bildungsherrſchaft des Germaniſchen Staates; das 5te Kapitel die Bildlingsſtaaten des Germaniſchen Staates; das 6te Kapitel handelt von dem Bildungsſtreite des Germaniſchen Volkes; das 7te Kapitel enthält den Grund dieſes Bildungsſtreites. „Hiernach," ſagt der Verfaſſer, „trat zu Carl des Großen Zeit, Kirche und Prieſterſtand hervor; gegen die Uebermacht deſſelben entſtand der Adel oder der Herrenſtand, und endlich der Bürgerſtand; als aber auch dieſer letzte zu übermüthig ward, iſt es leicht zu erſehen, daß es in der Aufgabe der Könige lag: „„Maßregeln zur Ausbildung des nächſtfolgenden ſchwächern Standes zu ergreifen, indem dadurch der wilde Bildungsſtreit der Andern fruchtbringend gebrochen ward; ſo ging der Stand der Bauern und des Landbaugewerbes hervor."" — Das 8te Kapitel enthält den Liberalismus des Landbaues oder Bauernſtandes, und das 9te Kapitel den Rückblick.

Es ſchien mir aus den früher aufgeſtellten Anſichten hervorzugehen, daß der Verfaſſer ein Anhänger der Schmitſchen Lehre ſei, und daß er ſich zu den Phyſiocraten zähle, die die Natur als die einzige Schöpferin von Gütern anſehen; allein hier ſpricht ſich derſelbe ſehr beſtimmt für ein gewiſſes Gleichgewicht aus, um

Digitized by Google

wahren Nationalerwerb hervorzurufen, und verbeſſert oder berichtigt ſo vielmehr ein veraltetes, ſchon früher angegriffenes Syſtem, welches der Franzoſe Oursnay im Jahre 1757 zuerſt gründete, von Mirabeaux, Schlotwiel, Iſalin, Schmalz u. a. m. weiter ausgebildet ward, bis Schmidt 1774 das phyſiocratiſche Syſtem aufſtellte, welches Say, Simonde, Kraus, Graf von Soden, Lüder u. a. ausbildeten, bis Gottlob Hufeland und Lots auch hierin Mängel und Unausführbarkeiten aufdeckten, wodurch ſie ſich große Verdienſte erwarben.

2ter Abſchnitt. Volksnoth. In demſelben unterſucht er den Stand des heutigen Landbaues zu den Naturkräften, zum Menſchen und Nationalerwerbe. Das 1ſte Kapitel enthält ſein altes Lied: „die Landwirthe ſind ſehr zurück und haben keinen Begriff von dem Weſen ihres Gewerbes;“ das 2te die oft erwähnten Klagen, daß der Landmann ſein Dienſtperſonal nicht achte, die Pächter den Boden ausſaugen, und den ſparſam beſoldeten Beamten nur übrig bleibe, ſich auf jede Weiſe ſchadlos zu halten. Sehr richtig ſind des Verfaſſers Bemerkungen in dem letzten Kapitel, daß das Vorherrſchen der Fabrikinduſtrie über das Landbaugewerbe den Schlüſſel giebt, wie neben dem höchſten nationalen Wohlſtand die größte Volksnoth herrſchen könne. Zum Beweiſe dafür weiſt er auf England und geht ſo über zum

3ten Abſchnitt. Verwandlung der Volksnoth in Volkswohlſtand. 1ſtes Kapitel: daß mehr wachſe. 2tes Kapitel: daß das, was wächſt, weniger koſte. 3tes Kapitel: daß ein allgemeines endliches Organiſationsziel der Landgüter herrſchend werde. 40 Seiten Wiederholungen aus des Verfaſſers Einrichtungskunſt der Landgüter auf Stetigkeit ꝛc. 4tes Kapitel: daß die Uebergänge zu dem Organiſationsziel der Landgüter ſehr leicht und örtlich beſtimmbar zu berechnen ſein.

Der Verfaſſer giebt uns Seite 87 auf die Frage: was iſt Bodenkraft? zur Antwort: Pflanzennahrung!

und zwar in dem Boden durch das Ausſaugen der im Waſſer aufgelöſten Moderſäure und der moderſauren Salze durch die Wurzeln; über dem Boden durch das Einſaugen der Luft durch die Blätter und durch die ganze Pflanze ſelbſt. Will man auch — obwohl es nicht umfaſſend genug iſt — das Wort Pflanzennahrung gelten laſſen, ſo kann dieſes von dem einſeitigen Nachſatz der Fall durchaus nicht ſein, denn 1) nicht jeder Boden hat Moderſäure und moderſaure Salze durch Waſſer aufgelöſt; 2) was die Pflanze aus der Luft einſaugt, gehört nicht zu der Kraft des Bodens. Beſſer würde es heißen: Pflanzennahrung! bedingt durch mehr oder mindere Geneigtheit, das gehörige Maß von Feuchtigkeit und Wärme, Lockerheit zur Aufnahme der Athmoſphäre und Bindigkeit zum Wachsthum der Pflanzen zu beſitzen, ſo wie größeren oder geringeren Vorrath der zum Gedeihen der Pflanzen nothwendigen Beſtandtheile. — Das Uebrige ſo wie das letzte Kapitel: „daß die Uebergänge dahin und alle weitere Entfaltung in der ſtetigen Einkünftemehrung eben ſo ſehr zu dirigiren ſei,“ iſt Auszug der obenerwähnten Schrift, und ſchließt gewohntermaßen: meine Schrift hat gediegen dargethan, wie Volksnoth in Volkswohlſtand zu verwandeln ſei, und der Arme ein Huhn ſtatt Hunger im Topfe hat. —

Ob Nebbien dieſes goldene Zeitalter durch ſeine Einrichtungskunſt hervorrufen wird, möge Jeder ſelbſt beurtheilen.

Graf Luckner.

Die Beurtheilung von Nebbiens größerem Werke: „die Einrichtungskunſt der Landgüter, gr. 8., Prag 1831, bei Calve, 75 Bogen, 6 Thlr. 21 ggr.“ geſtattet vorläufig der Raum dieſer Blätter nicht; wir machen jedoch auf dieſe in ihrer Art einzige Schrift, welche mitunter ſehr viel Wahres enthält, aufmerkſam, indem

wir die Anzeige des Verlegers derſelben, die auf die ganz beſondere Originalität des Verfaſſers hinzudeuten ſcheint, auszugsweiſe geben. Es heißt nämlich in derſelben: „Es iſt unmöglich, von dem Werke ſelbſt, ohne die Originalität des Hrn. Verf., zu der auch ſeine ganz eigenthümliche Darſtellungsweiſe gehört, mehr oder weniger zu verwiſchen, einen auch nur gedrängten Auszug zu geben, wenigſtens nicht in einem ſo beſchränkten Raume, wie ihn eine bloße Ankündigung darbietet.“

Gewiß, es wird es auch kein Menſch wagen, des Verfaſſers Schriften auszugsweiſe geben, oder das ihm eigenthümliche Dunkel aufklären zu wollen. Auch halten wir uns verpflichtet, noch ein Bruchſtück eines zweiten Urtheils über Herrn Nebbiens Schriften hier zu geben, welches alſo lautet: „Zudem habe ich mich noch nicht überwinden können, ſeine Schriften zu leſen, und nur eine Stunde beim erſten Stücke ſeiner Gutsherrnzeitung und vielleicht einen halben Tag bei ſeiner kleinern Schrift über die Einrichtungskunſt der Landgüter aushalten können; denn obgleich ich während meiner 30jährigen kameraliſtiſchen und landwirthſchaftlichen Praxis recht viel geleſen, auch ziemlich viel ſelbſt geſchrieben habe, ſo wird es mir doch recht ſchwer, Herrn Nebbien zu verſtehen und dem kühnen Fluge ſeiner Ideen zu folgen; ja es kommt mir oft ſo vor, als ob der Mann ſich ſelbſt nicht verſtanden hätte. Die erbärmliche ſelbſtgemachte Terminologie und ſein fürchterlicher Styl haben mich abgeſchreckt; denn ich will viel lieber die Offenbarung Johannis leſen, als Nebbiens Schriften. Man würde aber doch noch das Opfer bringen, jene Terminologie zu ſtudiren, und ſich durch das ganze Chaos durchzuarbeiten, wenn man nur eine entfernte Hoffnung hätte, durch neue Anſichten und eine intereſſante Belehrung belohnt zu werden. Aber man kommt überall nur zu bald zu der Ueberzeugung, daß Herr Nebbien uns nur ſehr wenig Neues ſagt, und daß eben dieſes wenige Neue bei uns gar

nicht anwendbar iſt, für uns alſo gar keinen Werth hat, auch daß das Uebrige, was er uns lehrt, ſchon von hundert Andern viel gründlicher und beſſer gelehrt iſt. — Ueberlaſſen wir daher lieber den Mann ſeinem Schickſale. Schaden wird er nicht, denn der theure Preis ſeiner Lehre wird wohl die Meiſten, welche allenfalls in Verſuchung kommen könnten, nach derſelben ihr Heil zu verſuchen, abhalten; auch wird wohl die Gefahr, das beſtehende Brauchbare umzureißen, um etwas aufzuſtellen, für deſſen größere Brauchbarkeit man gar keine Gewähr hat, und die Gefahr, jenes mit Aufopferungen und Schaden wieder herſtellen zu müſſen, gerechte Beſorgniß erwecken, und dieſe ganze ephemere Erſcheinung daher bald der Vergeſſenheit übergeben werden."

Uns hat überall nur die Abſicht, die Wahrheit und Wiſſenſchaft zu fördern, keinesweges Schmähſucht, wie ſie uns der Herr Wirthſchaftsrath Nebbien vorwirft, geleitet; ja wir ſind davon weit entfernt, denſelben als Menſchen und geachteten Staatsbürger kränken oder beleidigen zu wollen; was aber hat geſagt werden müſſen, hat nicht den Menſchen oder die Perſon, ſondern nur allein den Schriftſteller gegolten.

Hiemit wäre denn auch dem ſchimpflichen Vorwurfe des Herrn Wirthſchaftsrath in der Hartungſchen Zeitung No. 61. begegnet. — Derſelbe wird uns nicht abhalten, auch in der Folge Abhandlungen für oder wider Herrn Nebbien's Paradies aus Nichts in unſre Blätter aufzunehmen.

Die Redaction.

Ueber den Einfluß der Düngungsmittel auf die Getreidearten.

Unter dieſer Aufſchrift haben wir einen ſehr intereſſanten Aufſatz vom Herrn Profeſſor Dulk in den Provinzial-Blättern geleſen (Juli-Heft 1832). Es iſt dieſes eine in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft gehaltene Vorleſung, und die Redaction der Provinzial-Blätter erwirbt ſich dadurch ein beſonderes Verdienſt um die Landwirthe, daß ſie die ſchätzbaren Vorleſungen jener ſehr geehrten Geſellſchaft zur allgemeinen Kenntniß bringt.

Herr Profeſſor Dulk bezieht ſich in ſeinem Vortrage auf die Hermſtädſchen Verſuche, wornach der Pflanzendünger eine ſehr untergeordnete Rolle gegen den thieriſchen Dünger, ſowohl in Rückſicht des Körnerertrages als des Klebergehaltes, ſpielt; daher ſagt er, daß es nöthig ſein wird, thieriſchen Dünger nicht gänzlich auszuſchließen.

Durch dieſe Beſchuldigung des Pflanzendüngers hält der Wirthſchaftsrath Herr Nebbien ſein Gründüngungsſyſtem angegriffen, und hat ſich daher veranlaßt gefunden, ſeine Bemerkungen dagegen im Decbr.-Heft 1832 der Provinzial-Blätter einrücken zu laſſen. Er giebt den Naturforſchern gleich von Anfang die Zurechtweiſung, daß wenn ſich ihre Lehre für das Gewerbe Schlüſſe erlaubt, ſolche meiſtens irre führen, und zwar deshalb, weil ihnen der ganze Organismus des Landbaues nicht bekannt ſein kann, anderntheils aber, indem ſie das Gemeinübliche für das Rechte halten, den Teufel anbeten, der ausgetrieben werden muß.

Wem verdanken wohl alle Gewerbe, und auch das Gewerbe der Landwirthſchaft, ihre großen Fortſchritte in der neuern Zeit? Nicht blos wiſſenſchaftlich gebildeten praktiſchen Landwirthen, ſondern hauptſächlich den Bemühungen der geehrten Naturforſcher und Chemiker; — ſie ſind es, die uns den Weg weiſen,

auf dem wir wandeln ſollen. Ehre und Ruhm ſei ihnen! —

Herr Nebbien ſagt zwar, er lehre das Gegentheil von dem, was die Hermſtädſchen Verſuche angeben, weil ſeine grüne Düngung ganz anders wirkt, als die Düngung mit Pflanzenerde, womit Herr Hermſtäd ſeine Verſuche gemacht hat; denn durch die Gründüngung erhalte der Boden eine Maſſe friſcher grüner Pflanzenſäfte, deren Gährung den Boden erwärmt, ſogleich von den Pflanzen aufgeſogen wird, und deren geringe Rückſtände erſt beſagte Pflanzenerde iſt. Vorher ſagt er, daß friſcher Dünger bei weitem wirkſamer iſt, als alter Dünger.

Das iſt eine ganz neue Lehre. Die Hazziſchen Verſuche beweiſen zwar, daß wenn der Dünger lange liegt, man an der Quantität, nicht aber an der Qualität verliert, und doch ſollen wir ſie glauben, blos weil Herr Nebbien ſie lehrt, ohne den geringſten Beweis für ſeine Lehre anzuführen, weder durch eine chemiſche Zerlegung der grünen Pflanzen und der Pflanzenerde, wodurch er nachgewieſen hätte, daß in den grünen Pflanzen mehr Nahrungsſtoffe für die Gewächſe enthalten ſind, als in den verfaulten Pflanzen, noch viel weniger durch praktiſche Verſuche.

Daß wir dieſe Lehre des Herrn Nebbien ohne alle Beweiſe nicht glauben wollen, mag wohl darin ſeinen Grund haben, weil nach ſeinem Urtheile die meiſten Landwirthe *) (warum nicht alle?) von aller Thätigkeit der Natur noch nichts weiter ſehen, als den Miſtwagen, und von allen Thätigkeiten des Menſchen nur die Branntweinsblaſe. Miſt und Schnaps ſind ihre Götzen. — Da lernen wir wenigſtens einen flüſſigen und ſchmeckbaren Götzen kennen, die früheren waren alle hart und ungenießbar.

---

*) Unter „Landwirthe“ können nicht die Bauern, ſondern nur die Gutsherrn gemeint ſein, denn nur für dieſe ſchreibt Herr ꝛc. Nebbien ſein Paradies aus Nichts.

Es iſt wohl ein Irrthum, daß die Säfte der friſchen grünen Pflanzen den Boden erwärmen, in Gährung gerathen und ſogleich von den Wurzeln aufgeſogen werden, da dieſe doch keine Freßorgane haben. So viel uns bis jetzt bekannt, können die Wurzeln die zu ihrer Ernährung dienenden Gegenſtände nur dann erſt ſich aneignen, wenn ſolche durch die Fäulniß oder andere chemiſch wirkende Kräfte aufgelöſet ſind, daß aber eine ſolche Zerſetzung bei den friſch in die Erde gebrachten Pflanzen nicht ſogleich geſchieht, lehrt ja die tägliche Erfahrung.

Gewächſe und Pflanzen laſſen ſich am beſten unter der Erde vor dem Verfaulen ſchützen. Die Pflanzen äußern unter der Erde noch lange eine Lebenskraft; ſo bleibt das Kartoffelkraut im feuchten Boden viele Monate lang ohne zu verweſen, man fährt es oft aus den Ställen im Johanni eben ſo friſch heraus, als es im Herbſt hineingefahren war, blos die Farbe iſt verändert.

Wie iſt es alſo wohl denkbar, daß durch die grüne Düngung der Boden ſogleich erwärmt, die Säfte in Gährung gerathen und von den Pflanzen eingeſogen werden können? Dieſes iſt weit eher von den in ihren Beſtandtheilen bereits aufgelöſeten Pflanzen, mithin auch von der Pflanzenerde zu erwarten.

Eine andere Frage iſt: ob die in der Luft verwitterten Pflanzen nicht mehr nährende Stoffe für die Wurzeln verdunſten, als die friſch unter die Erde gekommenen? daß mithin die grüne Düngung in dieſer Hinſicht, wenn auch ſpäter doch kräftiger wirkend ſein kann als die Pflanzenerde? — Hierüber ſind keine komparativen Verſuche bekannt geworden, und wenn man die Reſultate erwägt, welche aus den verſchiedenen Verſuchen mit der grünen Düngung, die ſchon lange bei uns bekannt iſt, hervorgegangen ſind, und welche überall nur einen ſehr gering vermehrten Körnerertrag erzeugten, ſo muß man annehmen, daß die Pflanzenerde wirkſamer iſt, als die grüne Pflanzendüngung,

düngung, welches vielleicht darin ſeinen Grund haben kann, daß die Pflanzen, während ſie in der Luft verwittern und verweſen, zwar Stoffe ausdünſten, dagegen wieder andere zur Ernährung der Pflanzen taugliche Stoffe ſich aus der Luft aneignen können, indem die Pflanzen bekanntlich einen großen Theil ihrer Nahrung aus der Luft ziehen.

Um hierüber Gewißheit zu erlangen, wäre zu wünſchen, daß einer der Herren Chemiker die Güte haben möchte, von zwei gleichen Quantitäten einer Pflanze die eine Hälfte gleich friſch chemiſch zu unterſuchen und ihre Beſtandtheile auszumitteln, und die andere Hälfte in freier Luft verfaulen zu laſſen, und demnächſt die Pflanzenerde auch chemiſch zu unterſuchen; hiernächſt würde eine gleiche Ackerfläche, ſowohl mit der Pflanzenerde als mit einer ſolchen Maſſe grüner Pflanzen, woraus die Pflanzenerde gebildet worden, mit irgend einer Getreideart zu beſäen, und das Reſultat, ſowohl nach der Körnerzahl als dem chemiſchen Inhalte der Körner zu ermitteln ſein; dadurch könnte die Sache ad oculos gebracht werden.

Was den geringen Klebergehalt betrifft, den die auf Pflanzenerde gewachſenen Körner enthalten, und weshalb ſie zur Ernährung der Menſchen und Thiere weniger tauglich ſind, als die auf animaliſchem Dünger gewachſenen Körner, ſo meint Herr ꝛc. Nebbien, daß wenn auch die Hermſtädſchen Verſuche nachweiſen, daß von dem Schaafdünger über 30 pC. Klebergehalt gewonnen worden, ſo dürfte man ſich doch daran nicht blindlings kehren, da man nicht mit bloßem Schaafmiſt düngt; er glaubt auch, daß wenn man nur von den andern Düngerarten ſo viel mehr Fuder auf eine Fläche auffahren läßt, als das Verhältniß des Klebers nach der Art des Düngers verſchieden iſt, man einen gleichen Klebergehalt in den Körnern hervorbringen könne. — Iſt das nicht auch ein Irrthum? Denn durch eine ſtärkere Düngung kann ich zwar den Körnerertrag, angenommen von Kuhmiſt, eben ſo hoch bringen

als von Schaafdünger; alſo die Quantität kann ich gleich machen, aber die Qualität der Körner kann doch dadurch nicht verändert werden.

Es würde zu weitläufig ſein, den Herrn Wirthſchaftsrath Nebbien in allen ſeinen Angaben und Berechnungen zu widerlegen; ich bemerke nur noch, daß nach der im Januar-Heft a. c. der Georgiene befindlichen Abhandlung über das Gründüngungsſyſtem des Herrn Wirthſchaftsrath, daſſelbe in ſeiner ganzen Nacktheit dargeſtellt iſt.

Gr. Blandau, den 24. Februar 1833.

Reuter, Landſchaftsrath.

Wetterbeobachtungen für die Landwirthſchaft.

Vom Superint. Schröder in Heiligenbeil.

Es iſt ſehr vortheilhaft, wenn ein Landwirth die Witterung ziemlich ſicher auf längere Zeit vorherſagen kann. Recht gelehrte Meteorologen haben um ſo empfindlicher bei Wetter-Prophezeihungen getäuſcht, je größeren Werth man auf dieſelben legte. Dies konnte auch nicht anders ſein, da die Witterung von ſo vielen uns noch nicht ganz bekannten Zufälligkeiten abhängt. Ich will es verſuchen, die Irrthümer, die in dieſer Hinſicht bei der praktiſchen Landwirthſchaft herrſchend ſind, zu berichtigen. Es iſt mir wohl bekannt, daß dieſe Beobachtungen auch Andere gemacht haben. Für dieſe ſei das Folgende nicht geſchrieben.

Die Witterung hängt nicht immer vom Winde ab; denn wenn die Luft mit vielen Dünſten angefüllt iſt, regnet es bei jedem Winde. Der Wind aus Süden geht gewöhnlich nach Südweſten und bringt Regen oder im Winter Schnee und Thauwetter. Doch weht zuweilen der Südwind mehrere Tage ohne Regen zu bringen. Dies geſchieht dann, wenn das elektriſche

Feuer im Süden noch gleichmäßig vertheilt und ein anhaltender, trockener Nordwind vorhergegangen iſt. Daher kann auch der Südweſtwind oft einen ganzen Tag ohne Regen wehen. Das erſte Gewitter im Frühlinge pflegt die Ordnung anzugeben, wohin die Gewitter den Sommer über ziehen werden. Das Mißverhältniß in der Elektricität bewirkt unregelmäßige Winde und Regen. Die Gewitter allein pflegen bekanntlich einer unfruchtbaren, trockenen und kalten Witterung ein Ende zu machen. Oft kühlt ſich das Wetter ab, nach einem Platzregen mit Gewitter, indem ſich der Wind wieder im Norden feſtſetzt. Oft regnet es mehrere Tage nach einem Gewitter, indem das elektriſche Feuer in der Atmoſphäre noch nicht wieder gleichmäßig vertheilt iſt. Kommt aber das erſte Gewitter im Frühlinge aus Südweſten, ſo regnet es nach demſelben bei fortdauernder ſchwüler Witterung oft acht Tage lang und es entſtehen immer wieder andere Gewitter, die anhaltenden Regen bringen. Dies geſchah im Jahre 1831. Nur erſt anfangs Auguſt zogen die Gewitter nicht mehr alle aus Südweſten und das Wetter änderte ſich. Der Südwind überſpringt zuweilen Südweſten und geht nach Nordweſten oder Norden. Dann geht der Regen bald in heiteres Wetter über. Der Nordwind führt daſſelbe nach einer naſſen Witterung — wenn er dauernd iſt — unfehlbar herbei. Ja man wird bemerken, daß nur dieſer Wind einer anhaltenden naſſen Witterung abzuhelfen pflegt. Zwar kann es bei dem Nordwinde mehrere Tage regnen oder ſchneien, dann entſteht ein heftiges Unwetter. Dies kommt daher, weil der Südwind ſo viele feuchte Luft in die nördliche Atmoſphäre geweht hat. Aber nur der Nordwind bringt im Sommer Kühlung und heiteres Wetter. Auch iſt im Frühlinge nur der Nordwind Schuld daran, wenn es ſo ſelten regnet. Es ſteigen nämlich alle Tage bei dem Südwinde Wolken auf, die ein Gewitter hoffen laſſen; aber vermöge der mehrere Wochen dauernden Beſchaffenheit der Atmo-

ſphäre geht der Wind alle Nachmittage nach Norden über und vertreibt den Regen; ja er vermindert ſogar die Wohlthätigkeit des Thaues. Dieß verurſacht eine anhaltende dürre Witterung. Der Wind aus Oſten oder Südoſten weht im Winter weit kälter als der Nordwind. Dies kommt zum Theil daher, weil der letztere im Winter ſelten lange ſtehen bleibt, und dann auch über das Nordmeer weht, wo er das Waſſer in der nicht mit Eis bedeckten Oberfläche aufwühlt; dadurch wird die Kälte gemildert. Wenn im Sommer des Abends der Thau wohl ſteigt, aber bei dem Aufgange der Sonne nicht fällt: ſo regnet es bekanntlich. Hier wirken manche uns unbekannte Urſachen, warum bei dem ſo regelmäßigen Verhältniſſe der Sonnenſtrahlen der Thau nicht fällt. Wenn die Sonne etwa 1 bis 2 Stunden vor ihrem Untergange — wie der Landmann zu ſagen pflegt — Waſſer zieht: ſo regnet es den folgenden Tag gewiß. Ein Sturm wird den Tag vorher durch Windwolken angedeutet. Dieſe erkennt man daran, daß der Himmel beſonders im Süden und Weſten wie gefegt erſcheint. Das Blaue des Himmels wird am hellen Tage grau, und viele Thiere verkündigen durch ihren Naturtrieb den bevorſtehenden Aufruhr in der Atmoſphäre. Wenn die Sonne bei einem alle Tage regelmäßig wiederkehrenden Regen, wie man ſagt, ſticht, dann iſt noch lange nicht Erndtewetter zu hoffen. Die Wärme und Näſſe verdirbt um ſo eher das reife Getreide und Futter. Um Bartholomäi pflegt es oft wüthende Stürme zu geben. Die Gerſte und der Hafer müſſen daher nicht zu reif werden, wenn der Sturm nicht die Sommererndte ganz zerſtören ſoll. Wenn der Landmann dieſe ſichere Beobachtungen berückſichtigt, ſo wird er großen Schaden vermeiden.

Freſſen Mäuſe lebende Schweine an, oder nicht?

Es iſt eine ſehr verbreitete Meinung, welche die Mäuſe zuweilen außerordentlich fette Schweine einen Theil ihres Specks bei lebendigem Leibe verzehren und ſich Löcher in denſelben freſſen läßt, ohne daß die Schweine es fühlen. Es ſind mir öfters Leute vorgekommen, die dies ſelbſt geſehen zu haben vorgaben und es auf das lebhafteſte behaupteten. Wenn es nun gleich ſprüchwörtlich geworden iſt, daß man mit Speck Mäuſe fängt, ſo erſtreckt ſich doch die Begierde der Haus- und Spitzmaus nach Speck, denn andere kleine Mäuſearten freſſen ihn durchaus nicht, und können daher nur mit Mehl und allerlei Samenkörnern gefangen werden, nicht bis auf lebende Schweine, auch iſt deren Speck noch nicht von der Beſchaffenheit, als wenn er in den oder aus dem Rauch kommt; ſondern auch in den dickſten Speck, wovon man ſich leicht überzeugen kann, hat das lebende Schwein das feinſte Gefühl, und derſelbe iſt überall mit kleinen Blutgefäßen durchzogen und blutet bei jeder geringen Wunde. Zu geſchweigen nun, daß die kleine furchtſame Maus kein blutdürſtendes, ſondern ein Nagethier iſt (die Spitzmaus weicht im Gebiß ab), das nur vermöge ſeiner Lebensart, als ein dem Menſchen ſich aufdringendes Hausthier, auch fette Speiſen und Fleiſch verzehrt und benagt, ſo würde ihr doch auch dann dieſes Lieblingsgericht ſchlecht bekommen, indem ſie ſtets von dem angegriffenen und verwundeten Schwein, wenn ſie dies je wagen könnte, wenigſtens erdrückt werden würde.

L.

VII. Mittheilungen über die Krankheits-Conſtitution von Königsberg.

Von der phyſikaliſch-mediziniſchen Geſellſchaft daſelbſt.

Die beiden letztverfloſſenen Jahre haben des Bemerkenswerthen ſo viel dargeboten, daß es wohl kaum eines entſchuldigenden Wortes bedarf, wenn wir unſere Mittheilung mit einem Rückblick auf das verhängnißvolle Jahr eröffnen, welches uns nicht allein mit einer ganz neuen Seuche bekannt machte, ſondern auch eine ſchon lange bekannte Krankheitsform in einer ungewöhnlichen Ausbreitung und Bösartigkeit zur Beobachtung brachte. Wir finden um ſo mehr Veranlaſſung bis zum Jahre 1831 zurückzugehen, als wir in einem ſchätzbaren Aufſatze des Herrn Dr. Jacobſon „über die Krankheits-Conſtitution des Jahres 1831 bis zum Ende des Monat September" in dem 1ſten Bande der von unſrer Geſellſchaft herausgegebenen Verhandlungen über die Cholera einen geeigneten Anknüpfungspunkt beſitzen. Wir theilen das Weſentliche aus gedachtem Aufſatze mit.

Die ſtehende Krankheits-Conſtitution, die ſchon ſeit etwa zehn Jahren von den Aerzten Deutſchlands ziemlich übereinſtimmend als gaſtriſch-nervös bezeichnet wird und durch die Jahres-Conſtitution theils beſtimmter hervorgerufen, theils mehr oder minder verwiſcht zu werden pflegt, gab dem Winter 18^{30}/31 ein eigenthümliches Gepräge, indem der ſtationäre Character der in den kalten Wintermonaten durch die zu entzündlichen Krankheiten disponirende Jahres-Conſtitution gar nicht beſonders modifizirt wurde, vielmehr der ſtehende gaſtriſch-nervöſe Character einen gewaltſamen Einfluß auf alle etwa durch die Jahres-Conſtitution bedingte Krankheitsformen auf das Entſchiedenſte geltend machte. Entzündliche Krankheiten erſchienen ſelten, waren ſelten frei von

gaſtriſcher Complication und erlaubten durchaus kein ſtreng-antiphlogiſtiſches Verfahren. Man ſah bei der ſtrengen Winterkälte im Januar gaſtriſche Fieber (von einfachen Schleimfiebern ſich bis zu gaſtriſch-nervöſen Fiebern ſteigernd) und Diarrhöen ſo häufig, wie ſie ſonſt in dieſer Jahreszeit nicht vorzukommen pflegen; es gab häufiger als ſonſt ſchon jetzt Fälle von ſporadiſcher Cholera; die faſt verſchwundenen Wechſelfieber traten wieder auf und nahmen mit der Mitte des Februar zu, zu welcher Zeit auch ſchon häufige Katarrhalfieber und Katarrhe mit Reizhuſten die Annäherung der Influenza auf ihrem Wege vom Nordoſten nach dem Süden und Weſten von Europa verkündeten. Der Gaſtrizismus wurde durch die Influenza entſchieden zurückgedrängt; es blieb jedoch die nervöſe Grundſtimmung, die ſich theils in reinen Nervenfiebern, theils in nervöſer Complication andrer Krankheitsformen äußerte.

Von der Mitte des März bis Ende April, wo die Influenza erloſch und die ſtehende Krankheits-Conſtitution wieder in ihr Recht eintrat, mußte die Conſtitution als katarrhaliſch-entzündlich bezeichnet werden. Katarrhaliſch-rheumatiſche Leiden aller Art, Bruſt- und Hals-Entzündungen, die zum Theil ſtrenger antiphlogiſtiſches Verfahren erheiſchten, befielen während der ſechswöchentlichen Dauer der Influenz wohl den dritten Theil der Einwohner unſrer Stadt. Die Sterblichkeit war bedeutend, doch wurden meiſt nur jüngere Kinder, ſieche und alte Leute, weggerafft; Schwindſüchtige litten bedeutend. Wechſelfieber kamen immer häufiger vor, gaſtriſche Fieber und Diarrhöen nur vereinzelt; jene ſo wie dieſe gewiſſermaßen als Repräſentanten des nicht aufgehobenen, ſondern nur durch den zur Zeit mächtigern epidemiſchen Einfluß zurückgedrängten ſtationären Characters. Denn kaum hatte die Influenz, die ihre Höhe im Anfange des April erreichte, mit dem Ende deſſelben Monats aufgehört, als die ſtehende Conſtitution wieder in aller

Reinheit hervortrat, um den Sommer hindurch das Feld zu behaupten. Indeſſen war ſowohl die Richtung als die Form, in welcher ſich jetzt die ſtehende Conſtitution ausſprach, eine ganz andere als ſie in den Wintermonaten bis zum Ausbruch der Influenz beobachtet worden war. Eigentlicher Gaſtrizismus, der die Anwendung von ausleerenden Mitteln aller Art forderte, war ſelten; gaſtriſche und gaſtriſch-nervöſe Fieber kamen nur ganz vereinzelt vor, und dennoch vermehrte ſich die Zahl der gaſtriſch-nervöſen Krankheitsformen, was wohl nicht allein der Jahres-Conſtitution, der frühzeitigen Sommerwärme mit kühlen Abenden, der Milch- und Obſtdiät, ſondern einer viel allgemeinern Urſache zugeſchrieben werden muß.

Die nervös-gaſtriſchen Krankheitsformen zeigten ſich beſonders ſeit der Mitte Mai und im Juni als Leiden der Darmſchleimhaut (Diarrhöen, Digeſtionsbeſchwerden mannichfacher Art) und als Leiden des Gangliensyſtems (theils als Wechſelfieber, theils als Verſtimmungen in den Digeſtionsfunctionen, die nicht bloß als Leiden der Darmſchleimhaut angeſehen werden konnten); Unregelmäßigkeiten in der Leibesöffnung, Neigung zu Koliken, Diarrhöen wurden mehr oder minder von den meiſten Einwohnern an ſich wahrgenommen; die Durchfälle wurden oft ſchnell erſchöpfend; Brechdurchfälle (**Cholera nostras, Ch. sporadica**) mit profuſen gallichten Ausleerungen und heftigen Schmerzen im Magen und den Gedärmen, mit großer Erſchöpfung, die aber immer der Menge der ausgeleerten Stoffe entſprach, kamen nicht ſelten vor, wurden aber nur zarten Kindern lebensgefährlich. Die nun epidemiſch zu nennenden Wechſelfieber erſchienen als **intermittentes nervosae**, aber auch mit Diarrhöen und Koliken im Paroxysmus ſo wie in der Apyrexie verbunden. Katarrhaliſche, rheumatiſche und entzündliche Krankheiten gehörten jetzt zu den ſeltnen Erſcheinungen; beſonders verlor ſich der Keuchhuſten immer mehr, der ſeit einem Jahr noch nicht ganz aufgehört hatte.

Auf dieſe Weiſe ſahen wir den Monat Juli hindurch die in den vorigen Monaten ſchon mehr und mehr angedeutete Prädisposition zur epidemiſchen Cholera ſich immer deutlicher entwickeln; nicht bloß unſere Stadt unterlag dem epidemiſchen Einfluß, bis an die Weichſel hin machte ſich derſelbe geltend, und überall mußte der Ausbruch der ſogenannten orientaliſchen Cholera nur als die Acme einer eigenthümlichen Richtung der nervös-gaſtriſchen ſtehenden Conſtitution angeſehen werden, die bei uns nach dem Erlöſchen der Influenza auftrat, ſich im letzten Drittel des Juli zur epidemiſchen Cholera ſteigerte und erſt nach mehrern Schwankungen gegen das Ende des Jahres allmählig zu erlöſchen anfing. Der Ausbruch der epidemiſchen Cholera fand nicht plötzlich ſtatt, ſondern einzelne Züge der neuen Krankheitsform, einzelne der fremden Seuche eigenthümliche Erſcheinungen miſchten ſich in die uns bekannten durch den epidemiſchen Einfluß hervorgerufenen Krankheitsformen. Bemerkenswerth iſt, wie, je näher wir der verhängnißvollen Zeit rückten, die ſporadiſche Cholera an Frequenz abnahm, die ſeltner vorkommenden Fälle aber mit ungewöhnlichen, der fremden Seuche angehörenden Erſcheinungen auftraten, beſonders mit Krämpfen in den untern Extremitäten, Harnverhaltung, allgemeiner Kälte. Während der Höhe der Epidemie traten zwar andere Krankheitsformen ſehr zurück; vielfältige in Leiden des Ganglienſyſtems begründete Digeſtionsbeſchwerden, theils durch den pſychiſchen Eindruck der allgemeinen Calamität, theils durch plötzlich veränderte Lebensweiſe noch mehr begünſtigt ängſtigten den größten Theil der Einwohner. Doch ſchon mit dem Ende des Auguſt fing die in frühern Jahren herrſchende Richtung der ſtehenden Conſtitution an ſich in Nervenfiebern, gaſtriſch-nervöſen Fiebern, unreinen, verlarvten und mit beſondern Erſcheinungen verbundenen Wechſelfiebern kund zu geben, und erhielt ſich bis in den Anfang des folgenden Jahres hinein, wiewohl ſchon in

den letzten ſechs Wochen des Jahres 1831 die Jahres-Conſtitution in ſo fern eine bedeutende Modification erzeugte, als die Zahl der *rheumatiſch-katarrhaliſchen* und *entzündlichen* Krankheiten zunahm, welche letztere jedoch immer nur eine ſehr eingeſchränkte antiphlogiſtiſche Behandlung geſtatteten.

Bisher haben wir nur das vorwaltende Leiden der Schleimhäute und des vegetativen Nervenſyſtems im Auge behalten; ehe wir uns an das in anderer Hinſicht eben ſo merkwürdige Jahr 1832 wenden, müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit noch einem andern organiſchen Syſtem zuwenden, welches in dem verhängnißvollen Jahr eine bedeutende Neigung zum Erkranken zeigte, und die kaum von der Beſorgniß vor der fremden Seuche einigermaßen befreiten Eltern aufs Neue für ihre Hoffnungen erzittern ließ — wir meinen *das äußere Hautorgan.* Schon im Anfange 1831 zeigten ſich hie und da ächte und unächte *Blattern*, nachdem faſt vier Monate hindurch in der Stadt nichts der Art wahrgenommen worden war: im März und April hörte man von häufigen Blatternkranken in der nächſten Umgegend der Stadt; im Mai und Juni kamen neben Windpocken auch mehrere Fälle von Blattern und Varioloiden in der Stadt ſelbſt vor und wiederholten ſich hie und da bis gegen Ende des Jahres, wo auch häufige Fälle von Urticaria und Erysipelas beobachtet wurden. — Bei weitem bedeutender und wichtiger wurde aber *der Scharlach*, der ſich ſeit dem Mai in einzelnen Fällen zeigte, aber erſt im Juli und Auguſt wirklich als weit verbreitete Epidemie auftrat, mit dem Ende des Jahres ſeine Höhe an Zahl und Malignität der Fälle erreichte, und erſt im Februar und März 1832 zu erlöſchen begann. Was dieſe Epidemie unter den drei Scharlachepidemien, welche in den letzten zwölf Jahren unſere Stadt heimgeſucht haben, auszeichnet, iſt die Wandelbarkeit und Verfänglichkeit der Erſcheinungen, das Heimtückiſche im ganzen Verlauf, die Unzulänglichkeit der Kunſthülfe bei ſo ſchwankendem Boden.

Wie ſchon in den letzten Wochen des Jahres 1831, ſo war auch im Januar und Februar 1832 der Character der Krankheiten im Allgemeinen katarrhaliſch-rheumatiſch, anfangs noch mit häufig vorwaltendem Gaſtrizismus und großer Neigung zu nervöſer Complication, wurde aber ſpäter mit der trocknen und beſtändigen Frühlingswitterung rein katarrhaliſch-rheumatiſch; es litten vorzugsweiſe die Bronchial-Schleimhaut und das fibröſe Syſtem. Ausgezeichnet waren die Wintermonate dieſes Jahres durch das Fehlen der nervös-gaſtriſchen Krankheitsformen, die im vergangenen Jahre die praedispositio cholerica begründeten. Die Zahl der Kranken war zwar groß, die Sterblichkeit aber nicht beſonders auffallend, wenn man die große Verbreitung und die Bösartigkeit des Scharlachs in Anſchlag bringt. In den erſten acht Wochen des Jahres 1832 ſtarben 409 Perſonen, darunter 199 Kinder.

In den folgenden Monaten bis in den Mai und Juni hinein herrſchten katarrhaliſch-rheumatiſche und entzündliche ſo wie gaſtriſch-nervöſe Krankheitsformen in faſt gleicher Frequenz; der ſtationäre Character ließ ſich aber überall ſehr beſtimmt wahrnehmen, bei ausgebildeten Entzündungen ſowohl, die ein gemäßigtes antiphlogiſtiſches Verfahren forderten, als auch an den beſonders im April und Mai häufigen, faſt epidemiſchen Wechſelfiebern, die durch unreine Apyrexien und Neigung zum Uebergange in remittirende Fieber oft langer Vorbereitung bedurften, ehe ſie unterdrückt werden konnten.

Erſt gegen Ende des Juni trat der gaſtriſche Character ſichtbar zurück und räumte dem rheumatiſch-katarrhaliſchen das Feld; es erhielt ſich dabei den Juli und Auguſt hindurch, was wohl nur in der wechſelnden Witterung eines höchſt ungünſtigen Sommers begründet ſein mochte; denn allgemein verbreitet waren die rheumatiſch-katarrhaliſchen Uebel

ſo wenig, daß auch dieſer Character nirgends ſich beſtimmt ausgeprägt wahrnehmen ließ. Die Zahl der Kranken nahm vielmehr, ungeachtet der ungünſtigen Sommerwitterung immer ab, ſelbſt der ſtationäre Gaſtrizismus, deſſen Entwickelung ſonſt die Herbſtzeit vorzugsweiſe günſtig iſt, trat nicht auffallend hervor, ſo daß im September eigentlich gar keine herrſchende Krankheit genannt werden kann. Gaſtriſche, katarrhaliſche, rheumatiſche, exanthematiſche Krankheitsformen kamen hie und da vor; Windpocken waren bisher nicht ſelten geweſen; Blattern und Varioloiden, ſo wie Maſern zeigten ſich in vereinzelten Fällen; die Scharlachepidemie mußte zwar als erloſchen angeſehen werden, doch kamen ſporadiſche Fälle, unter dieſen nicht ſelten ſehr bösartige und heimtückiſche den ganzen Sommer, ja bis in die letzten Monate des Jahres hinein vor. Betrachten wir das Sterblichkeitsverhältniß, ſo finden wir auch darin die große Salubrität der letzten Sommer- und der Herbſt-Monate beſtätigt. Die Zahl der Todesfälle nimmt ab bis in den September, wo wir in der Woche vom 14. bis zum 21ſten 22, in der vorhergehenden (vom 7. bis 14. Septbr.) gar nur 16 Todesfälle angegeben finden.

In dem vorhergehenden haben wir eine gedrängte Darſtellung der Krankheits-Conſtitution verſucht von einer Zeit an, in welcher die Sterblichkeit um das vierfache erhöht war, bis auf eine Zeit herab, welche gar keine herrſchende Krankheit zur Beobachtung kommen ließ, und in welcher die Sterblichkeit bis unter die Hälfte der gewöhnlichen herabgeſunken war. Eine Salubrität wie ſie der September 1832 mit ſich brachte, iſt eine eben ſo auffallende als erfreuliche Erſcheinung in einer volkreichen Stadt, und bietet einen ſo natürlichen Anfangspunkt dar für die Darſtellung des Krankheits-Characters, daß wir es für angemeſſen halten unſere Mittheilungen mit dem October des verfloſſenen Jahres zu beginnen.

Wenn gleich ſeit dem September beſonders in den letzten beiden Monaten (Dezember 1832 und Januar 1833) die Zahl der Kranken ſich vermehrte, ſo war ſie doch im Allgemeinen und im Vergleich gegen andre Jahre ſehr gering zu nennen. Die Sterblichkeit war im Allgemeinen mäßig, im September und October gering. Für die 13 Wochen vom 1. September bis zum 1. Dezember iſt die Durchſchnittszahl der Todesfälle 31½; die meiſten Todesfälle (43) fielen in die erſte Woche des November. In dem neunwöchentlichen Zeitraum vom 1. Dezbr. 1831 bis zum 1. Febr. 1832 fällt die größte Sterblichkeit in die erſte Woche des Dezember mit 56 und in die letzte des Januar mit 49 Todesfällen. Die Durchſchnittszahl aus den letztern neun Wochen beträgt beinahe 41.

Als die vorzugsweiſe leidenden organiſchen Syſteme müſſen das Syſtem der Schleimhäute und das äußere Hautorgan bezeichnet werden; auch das Nervenſyſtem nahm beſonders in den letzten Monaten entſchiedenen Antheil an dem Erkrankungsprozeſſe. Am wenigſten wurden die ſeröſen und die fibröſen Membranen ergriffen; ſelbſt die das Erkranken dieſer Syſteme ſonſt begünſtigende ſtrenge Winterkälte brachte faſt nur einzelne und den Einfluß der ſtehenden Conſtitution nur äußerſt ſelten überwindende Fälle von Entzündungen dieſer Membranen zur Beobachtung. Die ſtrenge Winterkälte mit hohem Barometerſtande erzeugte immer mehr ein Leiden der Schleimhaut der Reſpirationsorgane. Ueberhaupt war das Leiden der Schleimhaut des Digeſtionsapparates vorwaltend bis in den November, wo der gaſtriſche Character etwas zurücktrat, wiewohl er ſich immer erhielt und nur mehr oder weniger der Jahres-Conſtitution ihren Antheil an Erzeugung katarrhaliſch-rheumatiſcher Krankheitsformen geſtatten mußte; im Dezember jedoch trat der Gaſtrizismus wieder in allen Formen deutlicher auf und erhielt ſich neben den katarrhaliſch-rheumatiſchen

Leiden den Januar hindurch. — Die Theilnahme des Nervenſyſtems an dem Erkrankungsprozeß beurkundete ſich ſchon im September und October in dem Auftreten von Herbſt-Wechſelfiebern; hie und da ſah man ſchon im October, mehr noch im November, nervöſe Complicationen zu verſchiedenen fieberhaften Krankheitsformen treten, beſonders aber wurden im Dezember und Januar nicht ſelten wahre Nervenfieber beobachtet, häufiger gaſtriſch- und katarrhaliſch-nervöſe Fieber (Synochi gastrici et catarrhales).

Was die am häufigſten beobachteten Krankheitsformen betrifft, ſo kamen die gaſtriſchen Leiden faſt in allen Formen vor: Diarrhöen, entzündliche Koliken, gaſtriſche und gaſtriſch-nervöſe Fieber meiſtens mit günſtigem Ausgange. Die Wechſelfieber zeigten ſich im September und October, ſchienen im November verſchwunden; einzelne Fälle, aber unrein, im Tertian- und Quartantypus kamen im Dezember und Januar zur Beobachtung und wichen nach vorhergegangener antigaſtriſcher und reſolvirender Behandlung dem Chinin. Rezidive älterer Wechſelfieber zogen ſich durch alle Jahreszeiten.

Katarrhaliſch-rheumatiſche Beſchwerden ſind in allen Formen beobachtet worden, am häufigſten Huſten mit und ohne Fieber, der Erwachſene oft ſehr hartnäckig quälte, bei Kindern ſich ſo häufig als Keuchhuſten geſtaltete, daß dieſe Krankheitsform als epidemiſch-herrſchend angeſehen werden mußte. Der Keuchhuſten war im Ganzen nicht ſehr heftig, entwickelte ſich nicht einmal immer völlig als ſolcher, ſelbſt wo entſchieden Uebertragung als Gelegenheitsurſache angeſehen werden mußte. Häufig ſah man den hartnäckigſten Krampfhuſten bei Erwachſenen in Familien, wo die Kinder am Keuchhuſten litten. Ferner kamen zur Beobachtung Katarrhalfieber, die öfters (beſonders in der Armenpraxis) in Nervenfieber übergingen, in der Regel aber einen günſtigen Ausgang nahmen; Rheumatismen, ſelten als

Rheumatismus acutus, Koliken, Iſchurie, rheumatiſches Leiden des ſchwangern Uterus, Ophthalmieen. *Entzündliche Krankheiten*, wenigſtens ausgebildete Entzündungen ſeröſer Membranen und parenchymatöſer Organe kamen ſelbſt bei plötzlich eintretender Kälte mit ſcharfem Oſt- und Nordoſtwinde nur ſelten vor, jedenfalls bei weitem ſeltner als ſonſt in dieſer Jahreszeit; doch wurden Pleureſien öfters beobachtet, Peritonitis, Pneumonie in einigen ſehr heftigen ſelbſt tödtlichen Fällen. Hier und da zeigte ſich Haemoptysis bei kalter ſcharfer Witterung; Cachectiſche und Phthiſiſche litten ſehr und viele wurden durch den Tod von ihren Leiden befreit.

Die Neigung des äußern Hautorgans zur Erkrankung ſprach ſich in verſchiedenen Formen exanthematiſcher Krankheiten aus. *Geſichtsroſe* wurde mehrfach geſehen; *Windpocken* kamen den ganzen Sommer hindurch nicht ſelten vor; *Blattern* und *Varioloiden* in einzelnen Fällen, die aber ſeit dem Dezember häufiger zu werden ſchienen; *Scharlach* ſporadiſch, mitunter ſehr heftig; *gutartiger Frieſel* geſellte ſich zu verſchiedenen Krankheitsformen. Sehr weit verbreitet als epidemiſche Krankheitsform erſchien ſeit November ein *eigenthümliches Exanthem bei Kindern*, ſeltner bei Erwachſenen, welches mit der katarrhaliſch-rheumatiſchen Constitutio annua in einiger Beziehung zu ſtehen ſcheint, im Dezember und Januar ſeine Höhe in Hinſicht auf Intenſität und Ausbreitung erreichte und jetzt entſchieden im Abnehmen iſt. In der Form iſt das Exanthem nicht ſehr beſtimmt; bald mehr einer Urticuria ähnlich, bald als Essera-ähnlich bezeichnet, im Allgemeinen jedoch dem Maſernausſchlage am ähnlichſten, ſehr flüchtig, 1—2, ſeltener 3—4 Tage ſtehend. Eine beſtimmte Ordnung im Ausbruch ließ ſich nicht allgemein wahrnehmen. Anfangs erſchien dieſer epidemiſche Ausſchlag meiſtens ohne alles Allgemeinleiden, ſpäter gegen die Acme der Epidemie ging häufiger ein ein-

oder mehrtägiges katarrhaliſch-fieberhaftes Allgemeinleiden dem Ausbruch voraus. Nur in einzelnen Fällen konnte durch Angina und lebhafteres Fieber auf kurze Zeit die Beſorgniß eines bedeutendern Exanthems ſich erheben. Von Desquamation und Nachkrankheiten wurde nie etwas beobachtet, ſelbſt in den Fällen, wo gar keine Schonung ſtattfand; eben ſo wenig wurde irgend ein Nachtheil wahrgenommen, wenn man die Kinder bald nach dem Verſchwinden des Ausſchlages der freien Luft ausſetzte. In der Regel wurde keine ärztliche Behandlung nöthig.

Von *chroniſchen Exanthemen* kam häufig Krätze vor; ferner gab es häufig Abſzeſſe, Furunkeln, Panaritien. Herr Dr. Hirſch erwähnt eines ſeit dem Januar bei Erwachſenen häufigen Ausſchlages, einer Art Psydracia, die ſich als juckende Phlyctaenen oder Papeln auf entzündetem Grunde vorzugsweiſe an den Gelenken äußerte und mitunter ziemlich hartnäckig war.

Herr Dr. Richter bemerkt, daß ihm überhaupt in der letzten Zeit viele *regelwidrige Geburten* vorgekommen, die er zum Theil von adynamiſchen und dysdynamiſchen Zuſtänden des Uterus aus rheumatiſcher Urſache herzuleiten geneigt iſt, da ſie ihm nur in der Privatpraxis vorkamen, nicht aber in der Entbindungsanſtalt, wo die Schwangern unter Aufſicht ſtehen und für paſſende Bekleidung Sorge getragen wird. Mehrmals wurde totaler Wehenmangel beobachtet, manchmal bei heftigem Rückenſchmerz.

Den 1. Februar 1833.

VIII. Ueber die Chinchilla.

(Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft am 25. Januar 1833 vom Profeſſor v. Baer.)

Seit wenigen Jahren hat ſich über ganz Europa der Gebrauch eines Pelzwerkes unter dem Namen Chinchilla verbreitet, welchen meine verehrten Zuhörer wohl vergeblich in ihren Handbüchern der Zoologie aufſuchen werden. Es ſchien mir daher nicht unpaſſend, hier zwei Worte über dieſes Thier zu ſagen, da ich zugleich ein ausgeſtopftes Exemplar vorzeigen kann.

Wir haben an der Chinchilla ein neues Beiſpiel, daß der ökonomiſche Gebrauch gar ſehr der wiſſenſchaftlichen Kenntniß voranſchreiten kann. Zwar kommt dieſer Name nicht erſt jetzt vor, ſondern ſchon im ſechszehnten Jahrhunderte in den erſten Berichten über Chili und Ober-Peru, als ein in der Erde lebendes Thier mit ſehr feinem Haar bezeichnend, aus welchem ſich die Peruaner früherer Zeit, die feinſten Bettdecken webten. Bei der tiefen Verachtung, welche die Spanier gegen alle Amerikaniſchen Kunſtprodukte hegten, zu welchen nicht edle Metalle oder Edelſteine den Stoff gegeben hatten, war es eben kein Wunder, daß die Peruaniſchen Decken in Europa nicht die geringſte Nachfrage nach dieſem vielleicht zarteſten von allen Pelzwerken erregten. Buffon, ſo ausgezeichnet durch die Benutzung vielfacher Quellen, war eben ſo ausgezeichnet in der den Franzoſen überhaupt eigenen Kunſt, Namen und Bedeutungen durcheinander zu werfen. Chinchilla, ſagte Buffon, klingt faſt wie Chinche, die Spaniſche Benennung des Stinkthiers, und iſt alſo mit dieſem letztern wohl identiſch, obgleich der Schriftſteller (Acoſta) in welchem er den Namen fand, das Thier mit einem Eichhörnchen verglich und deſſen treffliches Pelzwerk lobte, das Stinkthier aber ein Raubthier iſt, und ſein Pelz wegen des entſetzlichen Geruches, den alle Theile verbreiten, ganz unbrauchbar iſt.

So verſchwand die Chinchilla aus der Zoologie, obgleich Molina, der eine Naturgeſchichte von Chili ſchrieb, ihrer erwähnt hat.

Vor etwa zwölf Jahren aber muß irgend eine Modedame des weſtlichen Europa's an der Chinchilla Gefallen gefunden haben, denn ſchnell verbreitete ſich die Liebhaberei für dieſes Pelzwerk von Weſten nach Oſten, wie denn überhaupt die Moden bekanntlich dem Wege der Aufklärung entgegen gehen. Man konnte der Chinchilla-Wuth wie einer Weltſeuche folgen. Sie ging von Frankreich über nach Deutſchland, wo ſie ſchon im Jahre 1825 in voller Blüthe ſtand, als man ſie hier noch nicht kannte. Sehr bald ſahen wir ſie jedoch in Preußen, und im Jahr 1829 kam mir die Chinchilla in St. Petersburg nicht vor, wo ſie vielleicht jetzt im höchſten Preiſe ſteht, nachdem ſie hier ſchon die Kragen der Nätherinnen zu zieren anfängt.

Die Ueberſchwemmung der Pelzladen mit Chinchilla ſetzte die Zoologen in nicht geringe Verlegenheit. Was iſt das für ein Thier? Wo lebt es? Dieſe Fragen gingen hin und her. — Die Angaben früherer Schriftſteller waren freilich bald aufgefunden. Man wußte, daß das Thier in Südamerika vorkommt. Da es aber auf der Höhe der Anden in Erdhöhlen lebt, ſo war es ſchwer, die Felle anders, als durch den Pelzhandel zu erhalten, und dieſe ſind ſämmtlich ohne Gebiß. Nun ſind die Zoologen ein beſonderer Schlag Menſchen. So lange ein Thier ihnen nicht die Zähne gewieſen hat, glauben ſie es nicht zu kennen. Die Säugethiere namentlich, und dahin gehören alle Pelzthiere, werden nach den Zähnen klaſſifizirt und benannt, und erſt nach dieſer Taufe behandelt man ſie als alte Bekannte. Man rieth alſo hin und her — es iſt ein Eichhörnchen wie Acoſta meinte — nein ein Hamſter, denn es lebt in der Erde — ein Lemming — eine koloſſale Maus — ein Kaninchen — ein Meerſchweinchen — ein Thier eigener Gattung. So ließ man es denn auch an neuen Namen nicht fehlen. Mus

laniger; Cricetus laniger; Eriomys Chinchilla; Viscachia Chinchilla; Lagostomus; Aulocodus laniger, und zuletzt als Huldigung für das ſchöne Fell Callomys Chinchilla.

Im Jahr 1831 endlich gelang es der neuen zoologiſchen Geſellſchaft in London, ein lebendes Exemplar zu erhalten. Man kann ſich denken, daß man ihm nach dem Tode auf den Zahn fühlte. Da überdies im vorigen Jahre auch das Pariſer Muſeum ein vollſtändiges Exemplar erhielt, ſo iſt endlich, noch vor der Belgiſchen Frage, dieſer Streit geſchlichtet. Die Zoologen wiſſen jetzt, was ihre Frauen ſchon längſt wußten, daß die Chinchilla etwas ganz Beſonderes iſt, und können hinzufügen, das Thier hat in den Zähnen Aehnlichkeit mit dem Kaninchen, im Schädel mit dem Springhaſen, im Schwanze mit dem Eichhörnchen, — Dinge die für den Nichtzoologen wenig Intereſſe haben werden. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß es geſellig, friedlich und ſehr reinlich iſt, ſo bin ich mit meiner zoologiſchen Schilderung fertig.

Jetzt ſoll durch die unſägliche Menge Felle, die in wenigen Jahren nach Europa gekommen ſind, das Thier in ſeinem Vaterlande ſehr ſelten geworden ſein, wogegen denn bei uns das Fell ziemlich wohlfeil wird.

Die Geſchichte der Chinchilla erinnert an die Geſchichte eines andern Pelzwerkes. Im ſüdlichen Rußland und in Sibirien zieht man ſeit langer Zeit — denn ſchon Pallas ſpricht davon — eine Menge Katzen von allerlei Farben, weiße, gefleckte, graue und ganz ſchwarze. Dieſe Felle verkauft man für gutes Geld an die Chineſen, denn was man von den Propheten ſagt, daß ſie im Auslande mehr gelten als im Vaterlande, iſt von den Fellen wenigſtens eben ſo wahr. In Rußland ſelbſt duldete keine Dame von Stande Katzenfell auf ihrem Leibe, wenn ſie nicht an der Gicht litt. Da kommt plötzlich ein Kaufmann vom Ufer des Schwarzen Meeres — man ſagt von dem Franzöſiſchen Konſul Gamba dazu angeregt — auf den Einfall, zwei

der ſchönſten ſchwarzen Katzenfelle an einen Pariſer Pelzhändler zu ſchicken, mit der Frage: wie ihm dieſes Fell eines unbekannten Thieres, das den dunkelſten Zobel — den koſtbarſten von allem — mehr noch an Schwärze übertrifft, als es ihm vielleicht an Weichheit und Langhaarigkeit nachſteht, gefalle? Der Pariſer Pelzhändler bittet ſich mehr von dieſer Waare aus, und bei der zweiten Forderung ſchon 10,000 Felle, und ſo immer mehr. Bekanntlich giebt es in Paris einige ſehr ſcharf hervortretende Dames à la mode, deren Einfluß uns Lady Morgan mit ſo lebhaften Farben ſchildert. Kleider- und Putzmacherinnen, denen Gall nicht weniger Kunſtſinn zuſchreibt, als einem Raphael und Reichardt, bewerben ſich um die Gunſt derſelben, und was ihren Beifall erhält, macht das Glück des Erfinders und bald die Reiſe durch Europa. Bei irgend einer Dame dieſer Art müſſen die ſchwarzen Felle Beifall gefunden haben. Während der Ruſſ. Kaufmann in wenigen Jahren reich wurde, kam allmählig die Mode der ſchwarzen Katzenfelle nach St. Petersburg. Hier lachte man freilich, als man den ſonſt verachteten Inländer wieder erkannte, — allein er hatte auf der Reiſe Ruf erhalten, man nahm ihn ſehr artig auf, und obgleich er nicht in den Salons erſcheinen durfte, ſo war er doch ſo nothwendig bei Spaziergängen, daß ein Ehemann, der im Winter 1829/30 ſeine Frau ohne Behang von ſchwarzen Katzen aus dem Hauſe gehen ließ, ſich und ſie proſtituirte. In Preußen ſoll die Nachfrage, wie mir Kürſchner ſagen, immer noch zunehmen. Allein es iſt wohl vielen unbekannt, daß dieſe ſchwarzen Katzenfelle lange nicht mehr den Weg über Odeſſa und Paris nehmen, ſondern Thieren angehört haben, die an den Ufern der Weichſel und in Szamaiten miauten. Man verſichert mich, daß die Kürſchner in Oſt- und Weſtpreußen 12—15,000 Katzenfelle jährl. aufkaufen, u. daß namentlich die Preuß. ſchwarzen Katzen einen guten Ruf auf der Leipziger Meſſe haben.

IX. Erwiderung auf den vom Herrn Profeſſor W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin." gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend.

(Fortſetzung.)

Continuatum den 29. Juli 1831.

Nach geſtilltem Lärm hatte ſich der Unterſchriebene wieder hieher begeben, um die Unterſuchung fortzuſetzen. Es werden vorgefordert

3) der Schuhmachergeſell Ignaz Meinert, 44 J. alt, katholiſch und früher Preußiſcher Soldat geweſen. Er läßt ſich nach geſchehener Ermahnung zur Wahrheit dahin aus:

Geſtern vor acht Tagen kam am Nachmittage der Schiffskapitain Hoffſtädt, in Begleitung des Schuhmachermeiſter Tiller, zu mir, und erſuchte mich, ihn in Schlafſtelle zu nehmen. Ich war hiezu bereit. Demnächſt begleitete ich dieſe beiden Perſonen bis an die grüne Brücke, und wir verabredeten, daß der Hoffſtädt am andern Tage, nämlich am Freitage, des Abends zu mir ziehen ſollte. Einem Fräulein Louiſe Maleſſa, welches bereits ein Jahr im Irrenhauſe geweſen war, und das von Armengeld lebte, ſich auch in den dürftigſten Umſtänden befand, hatte ich eine Kammer zu ihrer Schlafſtelle gegen 10 Sgr. monatliche Miethe vermiethet. — Ich bin nicht gewiß, ob der Schiffskapitain ſchon Donnerſtag oder erſt Freitag zu mir gezogen iſt. Es muß dieſes der Meldezettel, welchen ich dem Polizeiſergeanten Wolff durch meine Frau

ſchickte *), ausweiſen. In derſelben Nacht, in welcher ich den Schiffskapitain beherbergte, erkrankte die Maleſſa. Ich hörte, daß ſie einen heftigen Durchfall hatte. Am andern Morgen hatte ſie ein ſtarkes Erbrechen. Sie hatte mehrere Töpfe und Schaalen vollgemacht. Ich ſchickte meine Frau zum Vorſteher, welcher ein Huf- und Waffenſchmidt iſt und an der Kneiphöfſchen Tränke wohnt. Es kamen zwei Doctoren und dieſe erklärten: die Maleſſa leide an keiner Cholera, ſondern an Krämpfen. Die Aerzte begaben ſich fort, ohne etwas zu verſchreiben. Der Zuſtand der Kranken verſchlimmerte ſich. Es kam am andern Tage Nachmittags noch ein Arzt, und dieſer ſagte, daß die Maleſſa nicht mehr lange leben würde, daß er an den Magiſtrat wegen Medizin geſchrieben, aber keine erhalten habe, und alſo nicht helfen könne. Die Maleſſa ſtarb darauf etwa um 6 Uhr Abends. Sie blieb die Nacht über in ihrer Kammer liegen. Am andern Morgen ſchickte ich meine Frau zu dem Vorſteher Nixdorf in der Sattlergaſſe, mit der Bitte eine Anweiſung zu geben, daß die Maleſſa fortgebracht werden möchte; dieſer war aber nicht zu Hauſe und ich konnte alſo keine Anweiſung erhalten. Meine Frau und die Ehefrau des Abeitsmann Broſch wuſchen die Maleſſa ab. So wie dieſes geſchehen war, erkrankte die Broſch; ſie bekam Durchfall und Erbrechen. Es muß doch wohl gemeldet ſein, daß die Broſch erkrankt iſt, denn der Polizei-Diſtriktskommiſſär Winter kam und ſperrte das Haus ab, in welchem wir wohnen. Es wurde uns Eſſen geliefert; meine Frau wollte aber von dieſem nichts genießen, ſondern bereitete für ſich zu Mittage friſche Kartoffeln. Ich weiß nicht, ob die Broſch zu dieſer Zeit noch lebte, denn ich war ſchon muckiſch und ganz wild geworden. Am Mittage war meine Frau noch ganz geſund. Ich legte mich in mein Bett, um ein wenig zu ſchlafen. Meine Frau ſoll ſich nach ein-

*) Dieſer Meldezettel iſt nicht zu ermitteln geweſen.

genommenem Mittagsmahl auf die Diele in der Stube niedergelegt haben. Ich wurde von einem Arzte geweckt, welcher mir erzählte, daß meine Frau erkrankt ſei, und mich zur Hilfe rief. Meine Frau wurde in meine Stube auf das Bett gebracht. Sie bekam heftiges Erbrechen und Durchfall. Gegen Abend holte man ſie nach dem Krankenhauſe, wo ſie ſich noch befinden ſoll. Meine Frau hat zu den Kartoffeln auch einen Häring gegeſſen, ich bin jedoch nicht im Stande anzugeben, von wo ſie dieſen her hat. Der Schiffskapitain hat ſonſt nichts zu mir gebracht, als die Kleider, welche er auf dem Leibe trägt, und außerdem noch einen grünen Sommerrock und ein Paar Tuchhoſen. Er ſchlief auf meinen Betten. Wenn ich nicht irre, ſo ſtarb zu gleicher Zeit mit der Maleſſa der Arbeitsmann Neumann; auch wurde ſeine Frau ſpäter krank, nebſt ihren beiden Kindern. Die Neumann ſoll noch an einem Fieber krank ſein; die Kinder ſind aber nach dem Krankenhauſe gebracht. Dieſe Leute waren in dieſem Jahre in ſchlechten Umſtänden, denn der Mann war immer kränklich und konnte nichts verdienen. Mehr weiß ich nichts. V. G. U.

+ + + Zeichen des Ignaz Meinert.

4) Der Magiſtrats-Aufwärter Gottlieb Bertram, 41 Jahre alt, reformirten Glaubens und Verwalter von Dey's Hof. Er ſagt Folgendes aus:

Ich habe von den Wiſchhuſenſchen Erben den Auftrag, dieſe Gründe zu vermiethen und den Miethzins einzuziehen. Geſtern vor acht Tagen hörte ich, daß zu dem Ignaz Meinert ein Schiffskapitain gezogen ſei. Am Tage darauf bekam ich die Nachricht, daß ein armes Fräulein, Maleſſa, erkrankt ſei. Es kam der Herr Doctor Hasper, welcher die Maleſſa beſuchte. Inzwiſchen mußte ich auf den Magiſtrat gehen. Freitag Abend hörte ich, daß die Maleſſa geſtorben ſei. Ich erfuhr, daß die verehel. Broſch ſich mit der Maleſſa nach deren Tode ſehr beſchäftiget und mit der verehel. Meinert dieſelbe abgewaſchen habe. Die Broſch

erkrankte und ſtarb auch bald darauf; ich kann jedoch die Zeit ihres Todes nicht angeben. Sie ſoll nach der Verſicherung des Schlöſſer Albers für wenige Preuß. Groſchen todte Fiſche gehabt und dieſe gegeſſen haben. Wie mir verſichert worden, ſind dieſe Fiſche ſchon ſtinkend geweſen. Die Broſch war eine dürftige Perſon, welche monatlich 20 Sgr. Armengeld erhielt. Nach der Broſch erkrankte die verehel. Meinert, welche gleich nach dem Krankenhauſe gebracht wurde. Vorigen Sonnabend des Abends wurden die hieſigen Gründe völlig abgeſperrt, und ich habe mich ſeit jener Zeit um die Angelegenheiten in den abgeſperrten Wohnungen nicht weiter bekümmern können, weil ich mit den darin wohnenden Perſonen in keine Berührung weiter kommen konnte. Ein Mehreres auszuſagen bin ich außer Stande. V. G. U.

Bertram.

5) Der Arbeitsmann Carl Broſch, 47 J. alt, lutheriſchen Glaubens, früher Bäckergeſell geweſen, deponirt:

Ich leide an der Lungenſchwindſucht, kann nichts verdienen und bekomme daher 20 Sgr. Armengeld. Meine verſtorbene Frau, welche 44 Jahre alt war, ernährte ſich und zum Theil auch mich und einen zehnjährigen Sohn von ihrer Hände Arbeit. Unter dieſen Umſtänden mußten wir ein ſehr dürftiges und kummervolles Leben führen. Unſere Nahrungsmittel beſtanden dieſen Sommer, und vorzüglich in der letzten Zeit, in friſchen Kartoffeln, und als dieſe zu theuer wurden, in Gerſtengrütze ohne Abwechſel, denn wir hatten nicht ſo viel, um einiges Fett, Speck oder Butter zu kaufen. Wir haben ſchon den ganzen Sommer hindurch ohne Abwechſel gegeſſen und nur höchſt ſelten für 4 Pf. Butter vom Höker kaufen können. Daß wir bei ſolchen Lebensmitteln keine Kräfte haben können, wird wohl Jeder einſehen.

Der Ignaz Meinert hat eine Stube und zwei Kammern, auch eine Lucht. Die eine Kammer hatte

er an die verſtorbene Maleſſa vermiethet, und die andere an mich. Ich bewohnte ſolche mit meiner verſtorbenen Frau und meinem zehnjährigen Sohn. An einem Tage in der vorigen Woche — ich bin nicht im Stande ihn genau anzugeben — brachte meine Frau zwei todte ſogenannte Halbfiſche. Was ſoll ich es leugnen, die Fiſche verbreiteten bereits einen üblen Geruch, und ich ſagte zu meiner Frau: „ich werde die Fiſche nicht eſſen, denn ſie taugen nichts." Meine Frau erwiederte mir: „daß ſie die Fiſche ſo zubereiten würde, daß ſie genießbar ſein ſollten." Sie kochte dieſe Fiſche auch mit Gewürz und Zwiebeln aus dem Salze. So wie ich mich erinnere, ſchnitt ſie zwei Zwiebeln an, und kochte ſie mit Waſſer und Tafelbier, von welchen Flüſſigkeiten ſie eine gleiche Quantität dazu nahm. Fett oder Butter wurde zu den Fiſchen nicht genommen, weil wir, wie oben geſagt, nicht ſo viel Geld haben, um Abmachſel kaufen zu können. Nachdem meine Frau die Fiſche zubereitet hatte und ich ſie koſtete, fand ich ſie ſo geſalzen, daß ich dies meiner Frau äußerte. Dennoch aß ich zwei Stücke davon. Meine Frau und mein kleiner Sohn aßen die Fiſche beinahe ganz auf. Zu dieſen Fiſchen hatte meine Frau friſche Kartoffeln gekocht, welche geſchrapt und mit Salz durchgekocht waren. Bis dahin war im Hauſe alles geſund. Ob noch mehrere Leute ſolche Fiſche gegeſſen haben, iſt mir nicht bekannt. Meine Frau klagte darauf zwei Tage vor ihrem Ende, daß ſie den Durchfall habe; ſie war früher friſch und geſund. Ich gebe die Schuld entweder den genoſſenen Fiſchen oder dem Umſtande, daß meine Frau ſich mit der verſtorbenen Maleſſa beſchäftigt hat. Meine Frau hatte ſchon den Durchfall, wie die Maleſſa krank wurde. An welchem Tage die Maleſſa erkrankte, weiß ich nicht; ich möchte es gerne ſagen, bin aber nicht im Stande die Zeit genau zu beſtimmen. Genug, wie die Maleſſa geſtorben war, half ſie der Meinert die Maleſſa abwaſchen, und ſie legte ſich

Freitag Nachmittag um 2 Uhr. Sie hatte aber ſchon vor der Erkrankung der Maleſſa den Durchfall, und klagte darüber, daß ihr immer ſchlimm (übel) ſei. Meine Frau ſtarb Sonnabend des Abends. Sie iſt ärztlich behandelt und auch geſchnitten. Ich bin mit Ausnahme deſſen, daß ich an der Lungenſucht leide, geſund.

Bei der Vorleſung bemerkt der Broſch noch: Meine Frau wurde von dem Durchfall noch vor der Erkrankung der Maleſſa ſehr geplagt; ſie mußte in der Nacht oft zu Stuhl gehen und ſagte zu mir: „Herr Jeſus! ich habe ſo den Durchfall, und wenn ich den bekomme, bin ich gleich ſo ſchwach.“ Sie war dabei gleich an den Augen abgefallen, und als ich mit ihr über ihren Zuſtand ſprach, ſagte ſie zu mir: „am Ende ſterbe ich noch eher wie Du, obgleich Du immer krank biſt.“ Ich wiederhole es, meine Frau war vor dem Genuſſe der Fiſche, den Durchfall abgerechnet, ganz geſund.

V. G. U.

+ + + Handzeichen des Carl Broſch.

Da die Anweſenheit des Unterzeichneten auf dem Inquiſitoriate dringend nothwendig iſt, ſo muß für heute geſchloſſen werden. a. u. s.

Richter. Meyländer.

Verhandelt Dey's Hof d. 3. Aug. Königsberg 1831.

Zur weiteren Verhandlung der Sache hatte ſich der Unterſchriebene heute wiederum hieher begeben; auch waren die Herren Doctoren Hasper und Lipſchütz anweſend. Dieſelben zeigen an:

Die Lage von Dey's Hof ſei vorzüglich geeignet, die Cholera zu erzeugen und zu nähren. Es ſei von Waſſer und Sümpfen umgeben. Die Gebäude ſelbſt ſtänden auf einem Aufſchutte, der auf einen Sumpf gemacht ſei *). Hinter dem Gebäude, in welchem die

*) Dem Kriminalrichter iſt es genau bekannt, daß alle Gebäude auf Roſten erbaut ſind.

Cholera zuerſt ausgebrochen ſei, fließe ein ſtinkender Graben. Die Bewohner dieſes Gebäudes wären ohne Ausnahme dürftige Perſonen; und ſo ſei es wahrſcheinlich, daß die Cholera ſich hier ſelbſt erzeugt habe. Die erſte ſubſtanzielle Urſache zur Erzeugung der Cholera wäre, ihrer Ueberzeugung nach, die zuerſt an Schwindſucht mit ſehr colliquativem Durchfall verſtorbene Maleſſa geweſen. Die Verſtorbene habe in einer kleinen Dachkammer, nothdürftig mit Lumpen bedeckt, ein wahres Bild des Jammers und Elendes, umgeben von peſtilenzialiſchem Geſtank, gelegen, ſo daß der unterſuchende Arzt Doctor Lipſchütz ein Gefühl des Abſcheus nicht habe unterdrücken können. Die demnächſt verſtorbene Broſch habe ſich vor der Kranken gefürchtet und gleichfalls deutlich Abſcheu und Ekel zu erkennen gegeben. Ob die Broſch zur Zeit der Krankheit der Maleſſa bereits den Durchfall gehabt, ſei damals nicht angezeigt; genug dieſe Perſon ſei an der ausgebildeten Aſiatiſchen Cholera geſtorben. Der Genuß der faulen Fiſche, in Verbindung mit dem Abſcheu u Ekel, welchen dieſelbe vor der Maleſſa gehabt, ſei hinlänglich geweſen, die Krankheit bei ihr zu erzeugen. Nach der Broſch ſei die Ehefrau des Schuhmacher Meinert erkrankt, welche nach dem Lazareth gebracht worden. An demſelben Tage wären auch in demſelben Hauſe die Regina Minnich, der Goldarbeiter Klaputh, die Juliane Bohn, Tages darauf der Carl Minnich, die Juliane Rhode, die Eliſabeth Neumann, die Charlotte Neumann, die Sophia Böhm, der Johann Bandaſch, die Louiſe Neumann; einen Tag ſpäter der Friedrich Minnich, wiederum einen Tag ſpäter die Caroline Roſchinsky, der Johann Bohn, der Ferdinand Bohn, und endlich am 27. Juli c. die Henriette Neumann an der Cholera erkrankt. Von denſelben wäre die Juliane Rhode am 25. Juli c. hieſelbſt geſtorben; die Eliſabeth Neumann und der Ferdinand Bohn wären geneſen; die übrigen

Perſonen habe man nach dem Krankenhauſe gebracht. Wie viel von dieſen Perſonen geſtorben oder geneſen wären, ſei nicht bekannt, würde aber aus den Lazarethberichten hervorgehen. Ein Mehreres hatten die Herren Aerzte zur Aufklärung der Sache nicht vorzutragen.

V. G. U.

Dr. Hasper. Dr. Lipſchütz.

2) Der zehnjährige Knabe Rudolph Broſch deponirt: Ein Paar Tage vor dem Tode meiner Mutter kochte ſie Fiſche. Ich habe von dieſen Fiſchen drei kleine Stückchen gegeſſen; dagegen hat meine Mutter mehr genoſſen. Ich bin ganz geſund geblieben, meine Mutter aber iſt geſtorben. An einem Tage Nachmittags ging ich in die Schule. Meine Mutter wuſch unſere Wäſche. Wie ich aus der Schule kam, klagte ſie, daß ihr ſehr unwohl ſei; ſie lieh 6 Pf. von der verehel. Meinert und ſchickte mich nach der Apotheke, um für 2 Pf. Zucker und für 4 Pf. Hoffmannstropfen zu holen. Als ich dieſe brachte, ſchickte ſie mich nach meinem Vater, welcher auf der grünen Brücke ſtand und Arbeit ſuchte. Ich holte meinen Vater, welcher nach Hauſe kam. Als wir nach Hauſe kamen, war meine Mutter ſchon ſo ſchwach, daß ſie nur noch wenig ſprechen konnte. Mein Vater holte darauf den Doctor Hasper; dieſer verſchrieb meiner Mutter Pulver, ſie ſtarb aber den andern Tag, Sonnabend des Mittags. Bei uns iſt ſonſt Niemand krank geworden. Der Vater und ich haben nach dem Tode der Mutter in denſelben Betten geſchlafen, auf welchen die Mutter geſtorben iſt.

3) Es verlautet in der Stadt, daß die verſtorbene Broſch kurz vor ihrem Tode in der Waage mit Hanfkratzen, welcher dem Kaufmann Schleswig gehört, beſchäftigt geweſen ſein ſoll. Es wird daher der Ehemann derſelben, Carl Broſch, vorgefordert und hierüber befragt, worauf er erklärt: „Dieſes iſt nicht wahr; meine Frau hat ſeit Jahr und Tag in keiner Waage gearbeitet.“ Ueber die Richtigkeit der Ausſage ſeines

Sohnes befragt, erklärt derſelbe, daß er dieſer Ausſage beiſtimmen müſſe. Er ſchlafe bis zu dieſem Augenblicke in den Betten, in welchen ſeine verſtorbene Frau gelegen habe und geſtorben ſei, und erfreue ſich mit ſeinem Kinde, abgeſehen davon daß er an einem Lungenübel leide, bis jetzt ununterbrochener Geſundheit. V. G. U.

+ + + Handzeichen des Carl Broſch.

+ + + Handzeichen d. Rudolph Broſch.

4) Der Schloſſer Johann Gottlieb Mächtholz, 39 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, deponirt pro informatione Folgendes:

Ich wohne in dem Bretterhauſe, in welchem die Cholera zuerſt ausgebrochen iſt. Meine Wohnung beſteht nur aus einer Stube. In derſelben hatten zur Zeit des Ausbruchs der Krankheit folgende Perſonen ihren Aufenthalt: 1. ich als Familienvater; 2. meine Ehefrau Louiſe geb. Wicht; 3. mein zweijähriges Kind Wilhelmine; 4. die Wittwe Neumann; 5. die ſeparirte Leſchinsky oder Roſchinsky; 6. die unverehel. Louiſe Neumann; 7. die achtjährige Wilhelmine, ein uneheliches Kind. Wir (ſieben Perſonen) wohnten und ſchliefen in einer Stube. Die Krankheit brach zuerſt in der obern Gelegenheit des Hauſes, welches ich bewohne, aus. Wer zuerſt erkrankt iſt, kann ich nicht ſagen; nur ſtarb die Maleſſa zuerſt, und nachher die verehel. Broſch. Gleich nach dem Tode der Broſch, noch an demſelben Tage, legte ſich die Louiſe Neumann. Es ſollte an dieſem Tage Dey's Hof geſperrt werden. Die Louiſe Neumann ängſtigte ſich, denn ihre Mutter war nicht zu Hauſe. Sie bekam Froſt und fieberte. Die Aerzte, welche in Dey's Hof ab- und zugingen, unterſuchten ſie. Es hieß, ſie ſei ſchwanger. Sie bekam heftiges Laxiren und Erbrechen. Am 26. Juli c. wurde ſie nach dem Choleralazareth gebracht. Wie ich gehört habe, ſoll ſie leben. Am 25. Juli c. war die Arbeitsmannsfrau Leſchinsky oder Roſchinsky des

Abends noch ganz geſund. Sie aß friſche Kartoffeln mit Häring. Des Nachts um 11 Uhr erkrankte ſie und mußte wohl dreißig mal in derſelben Nacht zu Stuhle gehen. Sie wurde kränker, denn ſie trank kaltes Waſſer, und bekam darauf Erbrechen. Dieſer Zuſtand währte bis zum 26. Juli c. 4 Uhr Morgens. Da eilte ich zu dem Chirurgus Ginsburg; dieſer kam gleich mit mir mit, und ließ ſie, nachdem er ihr Thee zu trinken gegeben hatte, demnächſt nach dem Lazarethe bringen. Die Leſchinsky oder Roſchinsky war ſehr dürftig und dem Trunke ergeben; ſie ſoll ihr Fläſchchen immer bei ſich getragen haben. Die alte Neumann, Mutter der Erkrankten, von welcher ich oben geſprochen habe, liegt auf den Betten, in welchen ihre Tochter erkrankt iſt, hat auch mit der Kranken während ihrer Krankheit zuſammen geſchlafen, iſt aber geſund geblieben. Alle Uebrigen aus der gedachten Wohnung ſind gleichfalls bis zu dieſem Augenblicke geſund. Welche Nahrungsmittel die Neumann und die Roſchinsky vor ihrer Erkrankung zu ſich genommen haben mögen, iſt mir nicht bekannt.

B. G. U.

Mächtholtz.

5) Die Schloſſerfrau Roſette Alperſch geb. Gande, 43 J. alt, kathol. Glaubens, ließ ſich dahin vernehmen:

Auch ich wohne in demſelben Bretterhauſe, in welchem die Cholera ausgebrochen iſt, jedoch unten. Der Schloſſer Mächtholtz bewohnt die Stube rechter Hand, und ich die Stube linker Hand des Hausflurs. In meiner Stube befinden ſich nachſtehende Perſonen: 1. mein Ehemann Chriſtoph Alperſch, gegenwärtig auf Arbeit in der Stadt; 2. ich; 3. meine vierzehnjährige Tochter Wilhelmine Roſette; 4. mein zwölfjähriger Sohn Carl Wilhelm; 5. mein zehnjähriger Sohn Friedrich Wilhelm; 6. die ſechszigjährige Wittwe Abramowsky; 7. Der Büchſenſchäfter Krüger; 8. deſſen Ehefrau. Dieſe Perſonen ſchlafen alle in meiner Wohnſtube. In unſerm Hauſe erkrankte, ſo viel ich

weiß, in der obern Gelegenheit die Maleſſa. Als dieſe geſtorben war, klagte die verehel. Broſch, daß ſie ſich an derſelben, wie ſie ſich ausdrückte, verekelt habe. Sie hätte ſich an ihr auch verhoben, und ſeit jener Zeit komme ihr das Eſſen von drei Tagen zurück, und es ſei ihr immer übel. Die Broſch ſtarb darauf bald. Noch während der Krankheit der Broſch (wie ich glaube, gewiß weiß ich es nicht) erkrankte die Schuhmacherfrau Meinert, welche an demſelben Tage, an dem die Broſch geſtorben war, nach dem Lazareth gebracht worden. An demſelben Tage erkrankte auch der Goldarbeiter Klaputh, welcher ſofort nach dem Lazareth gebracht wurde, und jetzt wieder geneſen iſt; ferner die Arbeitsmannsfrau Bohn, und die Arbeitsmannsfrau Minnich. Auch dieſe wurden nach dem Lazareth gebracht. Tages darauf wurde der Arbeitsmann Carl Minnich, ein Kind Juliane Rode, die Arbeitsmannsfrau Eliſabeth Neumann, ihr Kind Charlotte Neumann, die Arbeitsmannsfrau Böhm, der Arbeitsmann Bandaſch, krank; auch erkrankte an jenem Tage die Luiſe Neumann, ferner die Roſinsky und noch andere Perſonen. Alle dieſe Perſonen brachte man nach dem Lazareth. Ich bin nicht im Stande anzugeben, auf welche Weiſe die Krankheit hieher gekommen iſt. Alle Leute, welche hier und namentlich in dem Bretterhauſe wohnen, ſind ſehr dürftig und leben daher auch ſehr ſchlecht. Dieſes iſt alles, was ich weiß, und erforderlichen Falls zu beſchwören im Stande bin. V. G. U.

+ + + Zeichen der Roſette Alperſch geb. Gande.

6) Der aus dem Cholera-Lazareth entlaſſene Goldarbeitergehülfe Gottlieb Klaputh, 41 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, deponirt:

Ich wohne in dem Hauſe, welches in Dey's Hof ganz im Winkel rechts dem Eingange des Bretterhauſes liegt. In demſelben iſt nur eine niedrige Stube von einem Fenſter, welche etwa 8 Fuß hoch, 8 Fuß breit und 13 Fuß lang iſt. In dieſer Stube haben, außer mir noch ihren Aufenthalt, meine Frau Thereſe

geb. Wulff und meine ſechs Kinder, Arbeitsmann Carl Klapput 20 Jahre alt, Chriſtine 16 Jahre alt, Friedrich Albert 14 Jahre alt, Bianka Albertine 10 Jahre alt, Emma 6 Jahre alt und Theodor 4 Jahre alt. Ich lebe von meinem Gewerbe als Goldarbeitergehülfe. Ich komme mit den Leuten im Bretterhauſe in gar keine Berührung. Mein Beruf führte mich täglich zu der Goldarbeiter-Wittwe Zimmermann, bei welcher ich, ſo wie bei deren verſtorbenen Ehemann (2 Jahre hindurch) ununterbrochen gearbeitet habe. Mein Verdienſt betrug wöchentlich in der Regel 2 Rthlr. 10 Sgr. und wenn es hoch kam, 2 Rthlr. 20 Sgr. mehrmals aber auch, jedoch in ſeltenen Fällen 3 Rthlr. Da mein älteſter Sohn und auch mein zweiter ſchon ihr Brodt verdienen; ſo haben wir zwar kümmerlich gelebt, jedoch nicht gehungert. Dienſtag den 19ten Juli c. war ich des Morgens friſch und geſund. Ich begab mich, nachdem ich mein gewöhnliches Frühſtück Kaffee eingenommen hatte, in das Zimmermannſche Haus und arbeitete hier bis zum Mittage. Gegen Mittag wurde mir unbehaglich und ich ließ mir daher durch den Faktor aus dem Harderſchen Branntweinsladen in der franzöſiſchen Straße für 6 Pfennige Magentropfen holen. Ich konnte dieſe Magentropfen nicht herunterbringen, ſondern mußte ſie ſtehen laſſen. Darauf ging ich zum Mittage nach Hauſe, aß einige friſche Kartoffeln und etwas Häringe dazu, welche vom Gaſtwirth Donath geholt wurden, hatte jedoch den Appetit verloren. Am Nachmittage ging ich zu meiner Arbeit nach dem Zimmermannſchen Hauſe. Während ich ſilberne Löffel ausſchlug, bemerkte ich, daß ich keine Kraft hatte, dennoch ſetzte ich meine Arbeit fort. Auch am anderen Tage ging ich zu meiner Arbeit, an dieſem incomodirte mich jedoch ein heftiger Durchfall. Es floß mir eine ſchleimige gelbliche Flüſſigkeit aus dem After; ich mußte wenigſtens achtmal zu Stuhl gehen. Ich achtete hierauf nicht, ſondern arbeitete fort und ging am

Mitt-

Mittwoch den 20ſten Juli c. zu Mittag nach Hauſe, aß Gerſtengrütze zu Mittag, trank Waſſer und begab mich Nachmittags wiederum zu meiner Arbeit. Der Durchfall hörte nicht auf, ich glaubte aber, daß ſtrenge Diät dem Uebel abhelfen würde. Des Abends legte ich mich ohne etwas zu eſſen nieder. In der Nacht wurde ich vom Durchfall nicht gequält. Donnerſtag d. 21ſten konnte ich wieder, freilich nur mit großer Anſtrengung zu meiner Arbeit gehen. Der Durchfall ſtellte ſich wieder ein, und ich klagte meinen Zuſtand der Madame Zimmermann. Dieſe ſagte mir: daß ich ihr die Cholera nicht ins Haus bringen ſolle, nahm aber weiter keine Notiz von meinem Zuſtand; ich arbeitete daher bis Mittag fort und ging dann nach Hauſe, wo ich abermals Gerſtengrütze aß, weil ich glaubte hiemit den Durchfall zu hemmen. Nachmittag begab ich mich wieder an meine Arbeit und kehrte erſt um 7 Uhr Abends zurück. Ich hatte keinen Appetit und ging daher ohne etwas zu genießen zu Bette. In der Nacht hatte ich keinen Stuhlgang. Freitag den 22ſten Juli c. ſtellte ſich der Durchfall wieder ein, dennoch ging ich an meine Arbeit und arbeitete bis 5 Uhr Nachmittags ohne etwas zu genießen, worauf ich nach Hauſe ging. An dieſem Tage hatte mich der Durchfall vorzüglich gequält. Tages vorher war in Dey's Hof die Maleſſa geſtorben. Ich ſprach an dieſem Tage bei meiner Nachhauſekunft mit dem Schuhmacher Meinert und hörte, daß ſie an Durchfall und Erbrechen geſtorben ſei. Freitag bei meiner Nachhauſekunft hörte ich, daß die Arbeitsmannsfrau Broſch auch erkrankt ſei; ich vernahm, daß die Cholera in Dey's Hof graſſire, erſchrack darüber ganz außerordentlich, fiel zuſammen, bekam heftiges Erbrechen, welches mit dem Durchfall zugleich anhielt und wurde am 23ſten Juli c. des Abends nach dem Lazareth gebracht. Aus dieſem bin ich den 29ſten c. entlaſſen. Wie geſagt bin ich mit der Maleſſa und Broſch und überhaupt

mit den Perſonen im Bretterhauſe in gar keine Berührung gekommen. Ich habe ſonſt nicht am Durchfalle gelitten, liebe keine geiſtigen Getränke *), und weiß auch nicht, daß ich mich erkältet habe. Meine gewöhnliche Speiſe vor der Krankheit waren friſche Kartoffeln mit gebratenen Speck und einem Häring. Mein Getränk war Waſſer und am Vormittage bei der Arbeit für 8 Pfennige und am Nachmittag für 6 Pfennige Branntwein. Von meiner Familie iſt Niemand erkrankt.

V. G. U.

Klapput.

Vermerkt wird, daß die Wohnung des Klapput in einem Winkel von Dey's Hof liegt, in welchem das Tageslicht nur ſparſam hineinſcheint, und daß auf dem engen Raum von 8 Fuß Breite und 13 Fuß Länge acht Menſchen Wohnung und Schlafſtelle haben.

7) Der Gelbgießer Gottfried Volmeiſter, 58 Jahre alt, lutheriſch, giebt folgendes zu Protokoll:

Meine Wohnung liegt zwiſchen dem Bretterhauſe, in welchem die Cholera ausgebrochen iſt, und der Wohnung des Goldarbeiter Klapput. Sie bildet ein eigenes Haus. In dieſem Hauſe wohnen außer mir die Wäſcherin Ziplit, welche einen beſondern Eingang hat, und der Reifſchläger Diering. Ich bewohne eine Stube, in welcher ſich meine Frau Louiſe geb. Guttzeit, mein Sohn Carl Julius, und eine alte Frau Namens Morr aufhalten; hinter meiner Wohnung fließt der ſogenannte Sumpfgraben, welcher mit Miſthaufen bis an die Fenſter angefüllt iſt und einen peſtilenzialiſchen Geſtank verbreitet. Ich und die Bewohner dieſes Hauſes ſind bis zu dieſem Augenblick geſund geblieben. Mit den Bewohnern des Bretterhauſes, welches an meine Wohnung gränzt, komme ich in keine Berührung und ich

*) Er war ein ſtarker Trinker.

weiß nur, daß in demſelben mehrere Perſonen erkrankt und nach dem Lazareth gebracht ſind, ich habe mich aber darum gar nicht bekümmert und bin daher außer Stande, irgend eine Auskunft weiter zu geben.

B. G. U.

+ + + Zeichen des Gottfried Volmeiſter.

qt. Meyländer.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

(Fortſetzung folgt.)

X. Litthauiſches Volkslied.

Nach dem Original-Geſange aufgeſchrieben und überſetzt von Wilhelm Beerbohm in Feilenhof.

Aß wargdenele,
Aß be tetuzio!
Zaliam' darzele
Zal's azolelis;
Tai puikey ſklaida
Zalus lapelus;
Nukriſſ lapelei;
Ißſprogs ir kittu;
Numirs tetuzis, —
Kur gauſu kittą!

Aß wargdenele,
Aß be mamuzes!
Zaliam' darzele
Zalia lepele;
Tai puikey ſklaida
Zalus lapelus;
Nukriſſ lapelei,
Ißſprogs ir kittu;
Numirs mamuze, —
Kur gauſu kittą!

Ich Arme, Arme
Verlor den Vater!
Im grünen Garten,
Da grünet die Eiche:
Sie treibt ſo herrlich
Die grünen Blätter;
Die Blätter fallen,
Es ſprießen friſche;
Doch ſtirbt der Vater, —
Es kommt kein andrer!

Ich Arme, Arme
Verlor die Mutter!
Im grünen Garten,
Da grünet die Linde;
Sie treibt ſo herrlich
Die grünen Blätter;
Die Blätter fallen,
Es ſprießen friſche;
Doch ſtirbt die Mutter, —
Kommt keine andre!

Aß wargdenele,
Aß be brolyczio!
Zaliam darzele
Puiks bejunelis;
Tai puikey ſklaida
Zerys lapelus;
Nukriſſ lapelei,
Jßſprogs ir kittu;
Numirs brolytis, —
Kur gauſu kitta!

Ich Arme, Arme
Verlor den Bruder!
Im grünen Garten
Glänzt die Bijone;
Sie treibt ſo herrlich
Feurige Blätter;
Die Blätter fallen,
Es ſprießen friſche;
Doch ſtirbt der Bruder, —
Es kommt kein andrer!

Aß wargdenele,
Aß be ſeſſeles!
Zaliam darzele
Meile rozele;
Tai puikey ſklaida
Raud'noks lapelus;
Nukriſſ lapelei,
Jßſprogs ir kittu;
Numirs ſeſſele, —
Kur gauſu kitta!

Ich Arme, Arme
Verlor die Schweſter!
Im grünen Garten,
Da blüht die Roſe;
Sie treibt ſo herrlich
Röthliche Blätter;
Die Blätter fallen,
Es ſprießen friſche;
Doch ſtirbt die Schweſter, —
Kommt keine andre!

Aß wargdenele,
Aß be bernyczio!
Zaliam darzele
Zalias rutelis;
Tai puikey ſklaida
Zalus lapelus;
Nukriſſ lapelei,
Jßſprogs ir kittu;
Numirs bernytis, —
Aß gauſu kitta!

Ich Arme, Arme
Verlor den Bräut'gam!
Im grünen Garten,
Da grünet die Raute *);
Sie treibt ſo herrlich
Die grünen Blätter;
Die Blätter fallen,
Es ſprießen friſche;
Und ſtirbt ein Bräut'gam
So kommt ein andrer!

---

*) Von der Raute werden bei den Litthauern die Hochzeitskränze gewunden.

XI. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832.

(Fortſetzung.)

Unglücksfälle.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Brände. Seit Ende Juni und im Laufe des Monats Juli ſind in 18 einzelnen Bränden (wovon 1 vom Blitz entzündet, die Entſtehungsart der übrigen aber unermittelt geblieben iſt) eingeäſchert: 31 Wohnhäuſer, 3 Speicher, 23 Scheunen, 32 Ställe, 2 Brandhäuſer, 1 Brauhaus und 1 Roßmühle; überhaupt 93 Gebäude. — Lebensverluſte. Von 22 theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen Perſonen ſind 12 ertrunken (mehrentheils beim Baden und Pferdeſchwemmen), 3 durch zufällige Verletzungen getödtet, 2 todt gefunden, (darunter der Leichnam eines Unbekannten mit Spuren äußerer Verletzung), 4 ſtarben als Selbſtmörder (unter welchen ein 72jähriger Greis, der ſich zuerſt den Hals abzuſchneiden verſuchte, und dann, als dieſes mißglückte, ſich erhing), 1 Perſon ward bei einem Gewitter am 15. Juli vom Blitz getödtet.

Brände. In 9 verſchiedenen, ihrer Entſtehungsart nach bis jetzt unermittelt gebliebenen Bränden ſind ſeit Ende Juli und im Laufe des Monats Auguſt eingeäſchert: 8 Wohnhäuſer, 4 Scheunen, 6 Ställe, 1 Speicher; überhaupt 19 Gebäude. Der erheblichſte von dieſen Bränden betraf das Dorf Zenſen, im Lyckſchen Kreiſe, woſelbſt am 28. Juli 1 Wohnhaus, 1 Speicher, 2 Scheunen und 5 Ställe ein Raub der Flammen wurden. — Lebensverluſte. Von 29 theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen Perſonen ſind 18 ertrunken; 4 todt gefunden, darunter der Leichnam einer unbekannten Frau; 2 als Selbſtmörder geſtorben; 1 Perſon (eine 75jähr. Frau) ward vom Blitz getödtet; ein Wirth ſtarb an den Folgen einer ſchweren, ihm angeblich von einem Unbekannten zugefügten Kopfverletzung; der unbekannte Thäter iſt noch nicht ermittelt. Ein Wirthsſohn wurde beim Holzfällen

im Walde durch den Umſturz eines Baumes auf der Stelle getödtet; ein Kind ſtarb nach dem Genuſſe von Bilſenkraut-Saamen unter allen Kennzeichen der Vergiftung nach 24ſtündiger Qual, und ein Knabe, 9 J. alt, nach dem Falle von einem Scheunenfach auf die Tenne. Zur Zahl der Ertrunkenen gehören leider auch 10 Perſonen, zum Theil Familienväter aus dem Dorfe Unter-Eiſſeln, Ragnitſchen Kreiſes, welche mit noch andern 13 Perſonen aus demſelben, hart an dem Memelſtrom gelegenen Dorfe in der Abſicht, das von den Memelwieſen gewonnene Heu nach Hauſe zu holen, in zweien durch einen Bretterbelag mit einander verbundenen Kähnen ihre Rückfahrt über den Strom antraten, und dabei vom Strom — es war am 30. Juli — überraſcht wurden; 13 der ſo gefährdeten Perſonen retteten ſich glücklich, 10 andere aber verſanken in den Fluthen.

Brände. In 6 verſchiedenen, ihrer Entſtehungsart nach bis jetzt unermittelt gebliebenen Bränden ſind ſeit Ende Auguſt und im Laufe des Monats September eingeäſchert: 7 Wohnhäuſer, 1 Speicher, 4 Scheuren, 2 Ställe, 1 Windmühle und 1 Krug; überh. 16 Gebäude. Der erheblichſte von dieſen Bränden traf das Dorf Pritzkehmen, Pilkallenſchen Kreiſes, woſelbſt 7 Wohnhäuſer, 1 Speicher, 2 Scheunen u. 2 Ställe mit dem diesjährigen Einſchnitt an Wintergetreide durch eine Feuersbrunſt am 20. Sept. verzehrt wurden. — Lebensverluſte. Von 8 theils verunglückten, theils gewaltſam ums Leben gekommenen Perſonen ſind 4 ertrunken, 2 durch zufällige Beſchädigungen getödtet, 1 todt gefunden.

Regierungsbezirk Marienwerder.

Brände. Unter den Unglücksfällen, welche im Monat Juli ſich zugetragen haben, iſt zunächſt der in der Stadt Jaſtrow, Kreiſes Dt. Crone, in der Nacht vom 5ten auf den 6ten ſtattgehabten Feuersbrunſt zu gedenken, die in kurzer Zeit 20 Wohngebäude und 22 Stallungen in Aſche legte, und 176 Menſchen ihr Obdach raubte. Leider hat bei dem heftigen Winde nur wenig gerettet und den unglücklichen Einwohnern erhalten werden können. Ein ähnliches Unglück ereignete ſich am 17ten bei Dt. Eilau, woſelbſt der Blitz die Schankſtätte des Gollubski zündete, die mit fünf in der Nähe belegenen Scheunen ein Raub der Flammen wurde. Feuersbrünſte auf dem Lande von minderer Bedeutung, deren Entſtehungsgründe meiſtens nicht ermittelt worden, ſind angezeigt, im Kreiſe Thorn, woſelbſt ein Haus; im Kreiſe Stuhm, wo eine Kathe;

im Kreiſe Schwetz, woſelbſt 4 ländliche Wohnungen, und im Kreiſe Marienwerder, wo ein Haus und eine Scheune abbrannten. Am 16ten zündete der Blitz im Kreiſe Graudenz ein Bauerhaus, welches ohne Rettung eingeäſchert wurde. — Lebensverluſte. Zu Wawrowitz, im Kreiſe Löbau, erſchlug ein Blitzſtrahl die im Hauſe befindliche Tochter der Krügerin Anna Droſt; eine zweite, ebenfalls beſchädigte Tochter giebt Hoffnung zur Wiedergeneſung. Der Schullehrer Jaruczewski zu Guhringen, Kreiſes Rieſenburg, ertrank am 12ten beim Baden in einem See. Ein gleiches Schickſal hatte wenige Tage darauf der Sohn der Wittwe Jaguſch daſelbſt. Als Folge ihrer Unvorſichtigkeit beim Baden ſind ferner verunglückt: ein zurückgekehrter Kriegsreſerviſt im Kreiſe Conitz, zwei Knechte im Kreiſe Strasburg und drei junge Leute im Kreiſe Thorn. Selbſtmorde haben ſich ereignet in Culm, woſelbſt ſich ein Fleiſcherlehrling, wahrſcheinlich aus Furcht vor Strafe, die er wegen begangener Veruntreuung zu erwarten hatte, erhängte; und in Marienwerder, wo der Leichnam des Sattler Krauſe im Waſſer gefunden wurde, in welches er ſich einige Tage zuvor höchſt wahrſcheinlich ſelbſt, aus unbekannter Urſache, geſtürzt hatte.

Zur Ergänzung des vorigen Monatsberichtes wird bemerkt, hinſichtlich der am 6. Juli in Jaſtrow ſtattgefundenen Feuersbrunſt, daß der Geheime Rath Richter aus Königsberg, welcher gerade mit Extrapoſt durch Jaſtrow fuhr, mehrere Kinder menſchenfreundlich aus den Flammen gerettet hat. Feuersbrünſte, doch im Allgemeinen von minderer Bedeutung, ſind vorgekommen: in Schwarzbruch bei Thorn; in Blankwitt, Flatower Kreiſes; in Kl. Libſau, Schwetzer Kreiſes; in Goſtroczyn, Conitzer, in Menthen und Stuhmsdorf, Stuhmer Kr. Die Entſtehungsart der Feuer iſt an dieſen Orten nicht ermittelt worden. In Hammer, Schlochauer Kr., iſt ein Schaafſtall vom Blitz entzündet, niedergebrannt; eben ſo ein Wohngebäude in Kraban, hieſigen Kr. — Lebensverluſte. Der 3jähr. Sohn des Hirten Urbanowski in adl. Paſchkau, hieſigen Kr., iſt auf eine jämmerliche Art verbrannt. Die Mutter, welche im Kamin Kartoffeln kochte, hatte ſich nämlich aus dem Zimmer entfernt u. das Kind näherte ſich der Flamme, um eine Kartoffel im Kaminfeuer zu braten. Die Flamme ergriff aber die Kleider und die Mutter fand das Kind an der zugeklinkten Stubenthür todt gebrannt. In Prochnow, Dt. Croner Kr., wurde ein Müllergeſelle beim Gewitter durch einen kalten Schlag getödtet. In demſ. Kr.

Digitized by Google

ſind in Petznick und Riege 2 Kinder, und im Mühlenteiche bei Lemberg, Strasburger Kr., ein 14jähr. Knabe beim Baden ertrunken. In Thorn iſt ein 1jähr. Knabe in einem Brunnen ertrunken, eben ſo ein 10jähr. Knabe; ein Knecht und ein Schneidergeſelle, letzterer im trunkenen Zuſtande, in die Weichſel gefallen und ertrunken. Auch ertrank bei Leibitſch in der Drevenz ein Flößerknecht im trunkenen Zuſtande. Auf dem See bei Garnſee fielen 2 Knaben aus einem Kahn, konnten aber nicht gerettet werden. In Graudenz hat ſich ein Musketier vom 33. Inf.-Reg. aus unbekannten Gründen erſchoſſen. — Noch iſt zu bemerken, daß das am 16. Auguſt ſtattgefundene Gewitter, welches mit Hagel begleitet war, in den Feldern der Güter Ziegahnen, Roſainen, Kleinzehren, Klötzen, Groß Tromnau, Warzeln und Germen, hieſigen Kr., ſo großen Schaden an den Feldfrüchten angerichtet hat, daß über 2000 Schfl. Ausſaat in den Winter- und Sommerfeldern verhagelt ſind. Der Schaden wird auf 6000 Thlr. angegeben.

Brände. Die Zahl der im Monat September vorgekommenen Feuersbrünſte iſt verhältnißmäßig nur gering. Im Amte Tuchel brannten die Wohn- und Wirthſchaftsgebäude des Beſitzers Wachtmann gänzlich ab, wobei 115 Stück Schaafe verunglückten. Bei einem am 2. Septbr. ſtattgehabten Gewitter zündete der Blitz das Wohnhaus des Einſaßen Spichalski zu Lianno, Kr. Schwetz, an, welches in kurzer Zeit nebſt dem daneben befindlichen Stall ein Raub der Flammen wurde. Hiebei ereignete ſich der Unglücksfall, daß auch die 15jähr. Tochter des Eigenthümers vom Blitz erſchlagen wurde. Der Bruder des verunglückten Mädchens, ein 12jähr. Knabe, hatte Geiſtesgegenwart genug, ſeine jüngere Schweſter ſowohl, als auch den Leichnam der Erſchlagenen, den Flammen zu entreißen, deren Opfer ſie ſonſt unbedenklich geworden ſein würden, da ſowohl die Eltern als die übrigen erwachſenen Perſonen vom Hauſe abweſend waren. — Lebensverluſte. Zu Dyck, im Dt. Croner Kr., fand am 16. Septbr. im Wirthshauſe eine Schlägerei ſtatt. Der unglückliche Zufall wollte, daß einer der dabei betheiligten Trunkenbolde mit einer Flaſche, womit er ſeinen Gegner zu treffen beabſichtigte, die aber ihr Ziel verfehlte und durchs Fenſter flog, einen Zuſchauer traf, der an den Folgen der am Kopf erhaltenen Verletzung bald darauf ſtarb. — Ein Knabe wurde von einem tollen Hunde gebiſſen und ſtarb an der Waſſerſcheu. Ertrunken ſind 4 und als Selbſtmörder geſtorben 2 Perſonen. (Fortſ. folgt.)

Digitized by Google

I. Provinz.-Landtags-Angelegenheiten.

Ueber das bei uns einzuführende Erbfolgegeſetz.

Es wird wohl ein Jeder, welcher die Verhältniſſe kennt, zugeſtehen, daß es ſehr gut wäre, wenn die auf dem Provinzial-Landtage vorzutragenden Gegenſtände ſchon vorher ſorgfältig und kritiſch beleuchtet werden möchten, und es muß daher dankbar anerkannt werden, daß die Redaktion des Provinzial-Blatts zu ſolchen Mittheilungen aufgefordert hat. Der vorliegende Fall liefert einen klaren Beweis der Wahrheit des Geſagten.

Unſer erſte Provinzial-Landtag wünſchte ein Erbfolgegeſetz bei den Gutsbeſitzern erſten Standes, welches ſich dem alten Deutſchen Rechte annähern ſollte, und der vierte Provinzial-Landtag machte auf Veranlaſſung der Weſtpreuß. Stände einen entgegengeſetzten Antrag. Dieſer Widerſpruch veranlaßte das hohe Miniſterium die Erklärung der Kreisſtände zu erfordern, zu welchem Ende die in der Beilage A. befindliche Propoſition denſelben zugefertigt iſt. Auf Verlangen des Königl. Landrathsamts Goldap habe ich meine Meinung darüber in der Beilage B. ſchriftlich ausgeſprochen.

Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ſich gegen meine Meinung nicht erhebliche Einwendungen ſollten machen laſſen, und daß ſelbſt bei unſern Erbfolgegeſetzen, gegen die ich nichts zu erinnern finde, keine zweckmäßigen Abänderungen zu machen ſein möchten; daher ich unſere Rechtsgelehrten und alle bei dieſem Gegenſtande intereſſirten Männer ganz ergebenſt auffordere, ihre Meinungen in dieſen Blättern gütigſt mitzutheilen, und dadurch die Berathung auf dem bevorſtehenden Provinzial-Landtage vortheilhaft vorzubereiten.

Gr. Blandau, den 14. Februar 1833.

Reuter.

A.

Propoſition zur Vorlegung an die Kreisſtände hinſichts der in Antrag gebrachten Abänderung der Erbfolgegeſetze des Adels.

Die Provinzialſtände des erſten Preußiſchen Landtages trugen in ihrer Denkſchrift vom 14. Decbr. 1824 unter andern auch auf eine Reviſion der Erbfolgegeſetze in Beziehung auf die Landgüter des erſten Standes an, indem ſie die gegenwärtig gültigen Erbfolgegeſetze mit als eine Veranlaſſung der immer mehr um ſich greifenden Aufreibung und Verſchuldung der größeren Landeigenthümer in Preußen anſahen. Ohne beſtimmte Abänderungen der gegenwärtigen Erbfolgeordnung, oder Grundſätze, nach denen dieſelbe künftig feſtzuſtellen und hiedurch dem von ihnen gefürchteten Uebel vorzubeugen ſei, in Antrag zu bringen, wünſchten ſie im allgemeinen hinſichts der Erbfolgeordnung bei größern Landgütern Grundſätze eintreten zu laſſen, welche ſich von den bisherigen entfernen und den des Deutſchen Rechts annähern, und daß wenn etwa jene Erbfolgegeſetze nur auf einen verhältnißmäßigen Antheil der Landgüter eines Gutsbeſitzers beſchränkt werden ſollte, dieſer Antheil etwa von 30 zu 30 Jahren, nach dem jedesmaligen Gutachten der Prov.-Stände, beſtimmt werde.

Die Abſicht der Provinzialſtände ging hiebei unſtreitig dahin, eine Erbfolgeordnung zu erlangen, durch welche die Erhaltung größerer Landgüter bei den Familien der Beſitzer, ohne bedeutende Verſchuldung der Güter, erleichtert werde, da nicht zu leugnen iſt, daß die nach dem allgem. Landrecht und dem Oſtpreußiſchen Provinzialrecht gültige Erbfolgeordnung, welche die dem Erblaſſer zugehörigen Güter, als zum Nachlaß gehörig betrachtet, alſo allen zur Erbſchaft Berufenen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, ein gleiches Recht einräumet, in manchen Fällen dazu Veranlaſſung werden kann, daß die Güter behufs der Theilung des

Nachlaſſes veräußert, alſo der Familie entzogen, oder wenigſtens behufs Sicherſtellung der Erbtheile der die Güter einem Miterben überlaſſenden Erben, hoch verſchuldet werden.

Dieſe von den Provinzialſtänden in Antrag gebrachte Reviſion der Erbfolgegeſetze ſollte, Allerhöchſter Beſtimmung zufolge, als ein Gegenſtand der Provinzialgeſetzgebung von Oſtpreußen, näher erörtert und die noch erforderlich ſcheinende ſtändiſche Berathung über diejenigen Punkte, worüber weitere Vorſchläge und gutachtliche Aeußerungen nothwendig ſind, den Kreistagen überlaſſen werden.

Unterdeß haben auf dem vierten Preußiſchen Landtage die Provinzialſtände, aus Veranlaſſung eines Antrages der Abgeordneten des Ritterſtandes aus den ehemaligen Palatinaten Marienburg und Pomerellen, in den Denkſchriften vom 29. März 1831 den Antrag formirt, daß die in den Palatinaten Culm, Marienburg und Pomerellen jetzt noch gültige, auf das jus terrestrae nobilitatis Prussiae und die Weſtpreußiſche Regierungs-Inſtruction vom 21. September 1773 ſich gründende Erbfolge für den Adel, welche von der, durch das allgem. Landrecht und Oſtpreuß. Provinzialrecht beſtimmten, weſentlich davon abweicht:

> daß Landgüter dem Sohne durch elterliche Verfügungen nicht entzogen werden können, und daß den Töchtern, wenn Söhne vorhanden, kein Erbrecht, ſondern nur ein Anſpruch auf einen Brautſchatz oder Ausſtattung zuſteht,

aufgehoben, und in deren Stelle eine dem allg. Landrecht und dem Oſtpreuß. Provinzialrecht entſprechende Erbfolge eingeführt werde. Als Gründe für dieſen Antrag hatten die Provinzialſtände angeführt, daß alle Verhältniſſe, welche aus dem ehemaligen Lehnsnexus entſtanden, ſchon durch den Lauf der Zeit aufgelöſet ſeien, die Eltern das dringende Bedürfniß fühlten, nicht ausſchließlich oder hauptſächlich für die männliche Descendenz, ſondern auch für ihre Töchter, auf gleiche

Weiſe zu ſorgen, und die durch dieſes alte Recht gebildeten Verhältniſſe, dem jetzigen Recht entfremdet ſeien.

Dieſe beiden Anträge der Provinzialſtände des erſten und vierten Preußiſchen Landtages ſtehen in offenbarem Widerſpruch, und da nicht angenommen werden kann, daß ſich die Anſichten in dem kurzen dazwiſchen liegenden Zeitraum ſo weſentlich verändert haben ſollten, ſo iſt es für nothwendig erachtet, die Motive, welche die Provinzialſtände zu dem letzterwähnten Antrage veranlaßt haben, und die eigentliche Abſicht der Stände, bei Entwerfung eines neuen Erbfolgegeſetzes äußern, beſtimmter als es in den beiden Petitionen der Provinzialſtände geſchehen, ausſprechen, und wenigſtens diejenigen Grundprinzipien, worauf die Erbfolgeordnung, hinſichts des Adels, oder im Allgemeinen baſirt werden ſoll, angeben zu laſſen.

Um die Kreisſtände aber in den Stand zu ſetzen, eine ſolche Erklärung deſto gründlicher abgeben zu können, ſoll hier eine kurze Darſtellung der, in den einzelnen Theilen der Provinz Preußen gültigen, Erbfolgegeſetze folgen.

I. In Oſtpreußen, Litthauen und demjenigen ehemals zu Oſtpreußen gehörigen Theile des Oberlandesgerichts-Bezirks von Weſtpreußen, welcher die Hauptämter Marienwerder und Rieſenburg, und die Erbhauptämter Schönberg und Deutſch-Eilau umfaßt, gelten die Beſtimmungen des allgem. Landrechts und des Oſtpreuß. Provinzialrechts, und zwar namentlich: allgem. Landrecht Thl. 2. Tit. 1. bis 3., Oſtpreuß. Provinzialrecht Zuſatz 96. Die hiedurch angeordnete Erbfolgeordnung hier näher anzuführen, ſcheint nicht erforderlich, da ſie theils allgemein bekannt, theils aus den allegirten Geſetzen leicht zu erfahren iſt. Es wird nur kurz bemerkt, daß hier, ſo weit es ſich nur um das freie Eigenthum handelt, auch Landgüter, als zum Nachlaß gehörig betrachtet, daher mit zur Theilung gezogen werden, und bei der Erbfolge ſelbſt auf den Unterſchied des Geſchlechts nicht Rückſicht genommen wird.

II. In dem alten Culmer Kreiſe, ſo weit derſelbe durch den Tilſiter Frieden an das Herzogthum Warſchau kam, dem ganzen Michelauer Kreiſe, der Stadt u. dem Gebiet Thorn, und dem zu Weſtpreußen geſchlagenen Theil des ehemaligen Kreiſes Radziejewo und des Kreiſes Lipno, oder der jenſeits der Drevenz und der Weichſel belegenen Theile des gegenwärtigen Thorner Landrathskreiſes, gilt in Gemäßheit des Publikationspatents für den Kulmer und Michelauer Kreis vom 9. Novbr. 1816, ſo wie in denjenigen Ortſchaften des alten Camminſchen Kreiſes des Netz-Diſtrikts, welche in Folge des Tilſiter Friedens an das Herzogthum Warſchau kamen, ſpäter mit dem Großherzogthum Poſen an den Preußiſchen Staat zurückgelangten, im Jahr 1818 aber wieder zu Weſtpreußen geſchlagen wurden, und ſämmtlich zum Flatowſchen Landrathskreiſe gehören, — in Gemäßheit des Publikationspatents für das Großherzogthum Poſen vom 9. Nov. 1816 das allgem. Preuß. Landrecht, ohne weitere provinzialrechtliche Beſtimmungen. Die näheren Grundſätze der hier gültigen Erbfolgeordnung können auch als bekannt vorausgeſetzt werden, und wird nur bemerkt, daß in demjenigen Theile, in welchem das Landrecht durch das Publikationspatent für den Culmer und Michelauer Kreis vom 9. Novbr. 1816 eingeführt iſt, unter Perſonen adligen Standes die eheliche Gütergemeinſchaft nicht ſtattfindet, während dieſes in dem letztbezeichneten, von dem Großherzogthum Poſen abgetretenen Theil der Fall iſt.

III. In dem ehemals zum Freiſtaat Danzig gehörigen Landſtriche, und zwar dem ſogenannten Scharpauſchen Winkel (jetzt zum Marienburger Kreiſe gehörig), den zum ehemaligen Dirſchauſchen Kreiſe gehörigen Enklaven des Danziggebiets, welche im Jahr 1807 bei Preußen verblieben, namentlich mehreren zum jetzigen Domainenamte Soblowitz gehörigen Ortſchaften, den Danziger Hoſpitalgütern und dem Theil des alten Danziger Gebiets, welcher durch die Elbinger Con-

vention vom 6. Decbr. 1807 dem Freiſtaat Danzig zugetheilt wurde, namentlich dem größeren Theil des gegenwärtigen Danziger Kreiſes, — gelten als ſtatutariſche Rechte das Jus Culmense ex ultima revisione, d. h. die von dem Bürgermeiſter Hoſius und dem Syndikus Lembke um 1600 bewirkte Reviſion des Jus Culmense emendatum und die im Jahre 1761 revidirte Danziger Willkühr, und rückſichtlich der teſtamentariſchen Erbfolge: das allgem. Landrecht, deſſen drei erſte Titel des zweiten Theils jedoch ſuspendirt ſind.

Die wichtigſten Grundſätze der Inteſtat-Erbfolge ſind hier folgende:

1. Stirbt jemand ohne einen Ehegatten zu hinterlaſſen, ſo haben das nächſte Recht:

a) Die noch nicht abgefundenen Descendenten, Kinder und verſtorbener Kinder Descendenten gelangen, letztere jure repraesentationis, zugleich zur Erbfolge, jedoch wird dann nicht in capita, ſondern in stirpes getheilt.

b) In deren Ermangelung, die abgefundenen Descendenten, denen es jedoch freiſteht, ihre Abfindungen einzuwerfen, und mit denen nicht abgefundenen zu gleicher Zeit zur Erbſchaft zu gelangen. In dieſem Falle müſſen ſie alles Gut, womit ſie abgefunden worden, zur Theilung bringen. Den Eltern iſt es jedoch unbenommen, einem ihrer Kinder ein Viertheil des Ihrigen vorauszugeben und zu verordnen, daß ſie das Empfangene nicht conferiren ſollen, wenn nur hiedurch die übrigen Kinder an ihrer legitima nicht verkürzt werden.

c) Sodann die Ascendenten, in ſo fern der Buſen noch nicht gebrochen iſt, d. h. die Ehe unter den, dem Grade nach nächſten Ascendenten noch nicht getrennt iſt.

d) Iſt der Buſen gebrochen, ſo werden hinſichts des ererbten oder ausgeſchichteten, nicht aber des erworbenen Guts, die Ascendenten von den vollbürtigen Geſchwiſtern des Erblaſſers ausgeſchloſſen, gelangen

aber mit den übrigen Collateralen nach der Nähe des Grades zugleich zur Erbſchaft, nach den vollbürtigen Geſchwiſtern, alſo der noch überlebende von den Eltern, dann Halbgeſchwiſter und Großeltern. Hiebei gilt übrigens kein Repräſentationsrecht.

e) In Ermangelung von Descendenten, Ascendenten und Geſchwiſtern ſuccediren die übrigen Collateralen nach der Nähe des Grades, doch werden die halbbürtigen Verwandten immer für einen Grad entfernter gehalten, als die vollbürtigen. Das Erbrecht erſtreckt ſich aber überhaupt nur bis zum achten Grade der Verwandtſchaft, nach Römiſcher Computation.

2. Hinterläßt der Erblaſſer aber einen Ehegatten, ſo erhält dieſer vermöge der Gütergemeinſchaft die eine Hälfte der Güter, die andere fällt an die Kinder. Der überlebende Ehegatte bleibt im Gute ſitzen, in ſo fern er nicht zur andern Ehe ſchreitet, und die Erben die Schicht begehren, in welchem Falle dieſelbe nach 30 Tagen nach dem Tode erfolgen muß. Er behält bis zur Volljährigkeit der Kinder den Nießbrauch des geſammten Vermögens. Sind keine Kinder vorhanden, ſo wird nach denſelben ſuccedirt. Nach Eingehung der Ehe können Eheleute, nur im Fall ſie keine Kinder haben, und dann auch nur über $\frac{3}{4}$ ihrer köllmiſchen Hälfte, zu Gunſten des anderen Theils disponiren.

3. Der Pflichttheil iſt für Kinder $\frac{3}{4}$ des Nachlaſſes, ſo daß es den Eltern nur freiſteht, über $\frac{1}{4}$ ihres Vermögens von Todes wegen zu disponiren, für Ascendenten und Seitenverwandte ohne Einſchränkung auf einen Grad $\frac{1}{4}$. Die köllmiſche Hälfte des überlebenden Ehegatten darf aber durch Dispoſitionen von Todes wegen auf keinen Fall beſchränkt werden.

IV. In dem Theil Weſtpreußens, welcher bei der Occupation im Jahre 1772 an den Preuß. Staat gelangte, oder in den Palatinaten Marienburg und Pomerellen, einem Theile des Culmer Palatinats, Stadt und Kämmerei Graudenz, ferner in dem Theile

von Groß-Polen oder des Netz-Diſtrikts, welcher im Tilſiter Frieden bei Preußen verblieb, gelten das verbeſſerte Landrecht des Königreichs Preußens vom J. 1721, das Notifikationspatent, betreffend die Einrichtung des Juſtizweſens in Weſtpreußen vom 28. Sept. 1772, und die Inſtruktion für die Weſtpreuß. Regierung vom 21. Septbr. 1773. — Die wichtigſten Beſtimmungen ſind hier:

1. Wenn der Erblaſſer keinen Ehegatten hinterläßt ſuccediren:

a) Zunächſt die Kinder zu gleichen Theilen, mit ihnen auch verſtorbener Kinder Descendenten, wo in stirpes getheilt wird. Uebrigens muß ein Kind alles, was es bei Lebzeiten der Eltern an Eheſteuern, Ausſtattung und dergleichen erhalten hat, in ſo fern es der Erbſchaft nicht ganz entſagen will, oder der Erblaſſer die Collation unterſagt hat (wodurch jedoch dem Pflichttheil der übrigen nicht zu nahe getreten werden darf) zur Theilung einbringen.

b) In Ermangelung von Descendenten kommt es darauf an, ob der Buſen noch ungetrennt oder gebrochen iſt, ferner ob der Erblaſſer nur ererbte oder auch ſelbſt erworbene Güter hinterläßt. Iſt der Buſen getrennt, ſo folgen die Erbgüter blos an die vollbürtigen Geſchwiſter oder verſtorbener Geſchwiſter Kinder, die erworbenen Güter werden zwiſchen dieſen und dem einen überlebenden Ascendenten in capita getheilt, doch ſo, daß verſtorbener Geſchwiſter Kinder Stammportionen erhalten. Iſt der Buſen nicht gebrochen, ſo wird der ganze Nachlaß zwiſchen den Eltern und den vollbürtigen Geſchwiſtern in capita getheilt, verſtorbener Geſchwiſter Kinder aber erhalten Stammportionen. Sind keine vollbürtigen Geſchwiſter vorhanden, ſo fällt der ganze Nachlaß, mit Ausſchluß der Halbgeſchwiſter und aller übrigen Verwandten, an die Ascendenten, ſo daß entferntere Ascendenten in lineas ſuccediren, der nähere dem Grade nach aber den entfernteren ausſchließt.

c) In Ermangelung von Aſcendenten, vollbürtigen Geſchwiſtern und deren Kinder ſuccediren Halbgeſchwiſter ſo wie deren Kinder und verſtorbener vollbürtiger Geſchwiſter Enkel, in der Art, daß die Erbſchaft in zwei Hälften getheilt wird.

d) In Ermangelung der bisher benannten Verwandten ſuccediren die weiteren Collateralen, und zwar gleich nahe in capita.

2. Wenn der Erblaſſer einen Ehegatten hinterläßt und vor Eingehung der Ehe keine pacta dotalia errichtet ſind, welchenfalls nach dieſen verfahren wird, fällt die eine Hälfte der ganzen Verlaſſenſchaft an den überlebenden Ehegatten vermöge des Miteigenthums, in welchem er mit dem verſtorbenen Ehegatten geſtanden hat. Zur Erbſchaft wird der überlebende Ehegatte nur in Ermangelung aller erbfähigen Verwandten vor dem Fiskus berufen; die andere Hälfte fällt dagegen an die nächſten Verwandten des Erblaſſers.

3. Der Pflichttheil, den nur Kinder und Eltern fordern können, beträgt $\frac{3}{4}$ des ganzen Vermögens, ſo daß der Erblaſſer nur über $\frac{1}{4}$ des ganzen Vermögens verfügen kann.

4. Die Erbfähigkeit der Seitenverwandten iſt auf keinen Grad beſchränkt. Abweichend hievon iſt die Succeſſionsordnung für den Adel in den Palatinaten Pomerellen und Marienburg, und dem Theile des Palatinats Culm, welcher 1807 nicht an das Herzogthum Warſchau abgetreten iſt, indem hier hinſichts der Erbfolge, nach der Weſtpreuß. Regierungs-Inſtruction von 1773, hauptſächlich das jus terrestre nobilitatis Prussiae gilt.

Die weſentlichen Beſtimmungen ſind folgende:

1. Bei dem Tode eines Erblaſſers adeligen Standes fällt ſein ganzes bewegliches oder unbewegliches Vermögen an ſeine Söhne und deren Descendenten, dieſe mögen männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſein, ſo daß alſo die Enkelin von einem Sohne die Tochter ausſchließt. — Die Töchter haben, wenn

Söhne oder verſtorbener Söhne Descendenten vorhanden ſind, überhaupt gar kein Erbrecht auf den elterlichen Nachlaß, ſondern können nur eine Ausſtattung fordern, die, wenn ſie ihnen nicht bereits bei Lebzeiten der Eltern gewährt worden iſt, auf das, was eine von ihnen erhalten hat, und wenn noch keine von ihnen bei dem Tode der Eltern ausgeſtattet iſt, aus dem väterlichen Nachlaß auf den vierten und aus dem mütterlichen Nachlaß auf den dritten Pfennig feſtzuſetzen iſt, ſo daß aus dem erſtern jeder Bruder dreimal ſo viel als jede Schweſter, und aus dem letztern noch zweimal ſo viel erhält. Dieſer Brautſchatz muß ſichergeſtellt oder ausgezahlt werden, und wird freies Eigenthum der Töchter. Iſt eine noch nicht abgefundene Tochter vor den Eltern verſtorben, ſo können ihre Erben die ihr gebührende Ausſteuer als Erbtheil fordern.

2. Sind keine Söhne oder deren Descendenten vorhanden, ſo fällt die ganze Erbſchaft an die Töchter, wobei Ausgeſtattete die erhaltenen dos conferiren müſſen.

3. Sind bei dem Tode eines Erblaſſers zwar keine Kinder, aber entferntere Descendenten vorhanden, ſo treten die obigen Grundſätze ein. Die Descendenten der Töchter können aber auch hier nur eine Ausſtattung fordern, welche ihre Ascendentin erhalten haben würden, und bei den von Söhnen abſtammenden Descendenten erhalten die männlichen immer dreimal ſo viel aus dem Nachlaß der väterlichen Großeltern und noch einmal ſo viel aus dem Nachlaß der mütterlichen Großeltern, als die weiblichen. Uebrigens wird in dieſen Fällen immer nach Stämmen getheilt.

4. In Ermangelung von Descendenten ſuccediren die vollbürtigen Geſchwiſter mit Ausſchließung der Ascendenten, jedoch ſo, daß der Nachlaß eines Bruders zuvörderſt allein an Brüder und deren Descendenz gelangt, u. in deren Ermangelung erſt an die Schweſtern. Der Nachlaß einer Schweſter wird dagegen von allen vollbürtigen Geſchwiſtern, ohne Unterſchied des Ge-

ſchlechts, zu gleichen Theilen getheilt. Gelangen verſtorbener Geſchwiſter Kinder zur Erbſchaft, ſo wird nach den Stämmen getheilt.

5. Hienach erben die halbbürtigen Geſchwiſter und deren Descendenz, und wenn ſolche nicht vorhanden, die Aſcendenten; hier ſchließen die dem Grade nach näheren die entfernteren aus, gleich nahe erben ohne Unterſchied des Geſchlechts in capita.

6. Endlich kommen die übrigen Collateralen nach der Nähe des Grades zur Succeſſion, und zwar gleich nahe nach Stämmen, und bei jedem einzelnen Stamme nach den oben aufgeſtellten Regeln.

7. Ein Erbrecht der Eheleute findet nicht ſtatt, doch kann der Mann der Frau nach Maßgabe der Höhe des Eingebrachten ein Gegenvermächtniß ausſetzen, welches aber die Hälfte des Nachlaſſes nicht überſteigen darf, und von welchem ſie den lebenslänglichen Nießbrauch hat.

8. Der Ehemann hat, wenn keine Ehepakten vorhanden ſind, den lebenslänglichen Nießbrauch der Mitgift; concurrirt er aber mit Kindern, ſo hat er lebenslänglich nur den Nießbrauch der halben Mitgift, von der zweiten Hälfte aber nur bis zur Großjährigkeit eines jeden Kindes.

9. Von Todes wegen kann ein Adliger nur über ſein Mobiliar, über Immobilien aber gar nicht disponiren, auch die Inteſtat-Erben nicht ſo mit Legaten beſchweren, daß hiezu die Güter verſchuldet werden müſſen. Uebrigens aber finden über die Succeſſion in das Immobiliar-Vermögen dieſelben Grundſätze ſtatt.

Dieſem Geſetze liegt offenbar die Abſicht zu Grunde, für die Erhaltung der Güter im Beſitz beſtimmter Familien zu ſorgen, es fragt ſich aber, ob es dieſen Zweck zu ereichen im Stande iſt, und ihn bisher erreicht hat? Es unterſagt nämlich dem Beſitzer in der erſten Hinſicht nur von Todes wegen über Immobilien zu disponiren, und ſeinen Nachlaß nicht dergeſtalt mit Legaten

zu beſchweren, daß zu deren Berichtigung die Immobilien angegriffen werden dürften, es geſtattet ihm aber bei Lebzeiten die Immobilien zu verkaufen und über das Kaufgeld beliebig zu disponiren. Die Erfahrung hat es auch gezeigt, daß dieſes Geſetz ſeinen Zweck nicht erreicht hat, indem in den Palatinaten Marienburg und Pomerellen nur wenige alte adliche Familien vorhanden ſind, vielmehr die Mehrzahl ihres Beſitzes ſchon ganz entſetzt, oder auf ein kleines verſchuldetes Beſitzthum eingeſchränkt iſt.

Ob es aber mit der oben angegebenen Abſicht dieſes Geſetzes vereinbar iſt, wenn es den Nachkommen eines männlichen Erben ohne Unterſchied des Geſchlechts das jus repraesentationis zugeſteht, mithin den Töchtern eines Sohnes vor deſſen Schweſtern ein Erbrecht zugeſteht, bleibt der Erwägung anheimgegeben.

Dieſe erheblichen Gründe, verbunden mit dem Umſtande, daß die Regulirung verſchiedener in demſelben Diſtrikte vorkommender Erbfälle nach verſchiedenen Geſetzen überhaupt Inconvenienzen herbeiführen kann, haben daher auch wohl die Provinzialſtände zu dem Antrag gebracht, die Aufhebung dieſer veralteten Erbfolgeordnung in Antrag zu bringen. Die näheren Modalitäten, welche der in Stelle dieſer aufzuhebenden Erbfolgeordnung neu einzuführenden zum Grunde zu legen ſeien, haben dieſelben dagegen noch der Erklärung des betreffenden Adels vorbehalten, und können Vorſchläge hierüber daher erſt gemacht werden, wenn die Herren Kreisſtände nach dem Obigen ſich erſt näher über die eigentlich bei ihnen vorwaltende Anſicht und die Grundprinzipien einer künftig neu einzuführenden Erbfolgeordnung ausgelaſſen haben werden.

Es iſt hiebei übrigens nicht die Abſicht, daß von den Kreisſtänden zugleich ein vollſtändiges Erbfolgegeſetz entworfen werde, ſondern es kommt nur darauf an, daß dieſelben ihre Anſichten und Wünſche ſpecieller als es in den beiden benannten Petitionen geſchehen,

ausſprechen und die Gründe angeben, wodurch die Verſchiedenheit der für beide Petitionen angeführten Gründe gerechtfertigt wird.

B.

Meine unmaßgebliche Anſicht über das vom erſten Oſtpreußiſchen Provinzial-Landtage in Vorſchlag gebrachte Erbfolgegeſetz nach Deutſchem Rechte.

Es gehört zu den häufig vorkommenden Erſcheinungen, daß ſich berathende Verſammlungen zu einem Beſchluß verleiten laſſen, den ſie bei näherer Beprüfung als unrichtig erkennen; man darf ſich daher über den Widerſpruch, der im Antrage des erſten, gegen den Antrag des vierten Provinzial-Landtages liegt, um ſo weniger wundern, als meines Wiſſens am vierten Provinzial-Landtage viele neu gewählte Deputirte waren, welche andere Anſichten hatten, als die früheren.

Der Antrag: daß bei den Landgütern erſten Standes ein Erbfolgegeſetz eingeführt werden möchte, welches ſich dem alten Deutſchen Rechte annähert, wornach alſo einer der Söhne, entweder der älteſte oder jüngſte, die Landgüter erbt, und die übrigen Kinder mit einer Abfindung oder Ausſtattung ſich begnügen müſſen, wurde dadurch begründet:

1) daß durch das jetzige Erbrecht die Gutsbeſitzer zu ſehr verſchuldet werden, und
2) daß dadurch die Güter nicht bei der Familie bleiben könnten, ſondern in fremde Hände kämen.

Die Abſicht war, wohlhabende und kraftvolle Gutsbeſitzer des erſten Standes zu erhalten. Es fragt ſich: kann dieſe Abſicht erreicht werden, und ſelbſt, wenn ſie erreicht werden könnte, wären die Folgen wünſchenswerth? Nein! denn in den Palatinaten Marienburg und Pomerellen beſteht ein ſolches Erb-

folgegeſetz, und doch ſind die Gutsbeſitzer eben ſo verarmt, als bei uns; ſie haben um die Aufhebung ihres Erbfolgegeſetzes gebeten, und wollen ein Erbrecht haben wie es bei uns gilt. Schon dieſes allein beweiſt, daß durch ein ſolches Erbfolgegeſetz der Verarmung nicht vorgebeugt werden kann; aber auch bei uns ſehen wir daſſelbe an den Lehngütern, wie wenige ſind darauf wohlhabend geblieben!

Um der Verſchuldung vorzubeugen, würde das gewünſchte Erbfolgegeſetz nicht hinreichen, ſondern auch jedes hypothekariſche Darlehn müßte unterſagt ſein, wodurch der Gutsbeſitzer bei Unglücksfällen rettungslos bleiben möchte, auch oft außer Stande wäre, wichtige Meliorationen vorzunehmen. Und wenn das Gut bei der Familie bleiben ſoll, ſo muß der Verkauf deſſelben unterſagt ſein. — Wer könnte wohl eine ſolche Einſchränkung des Eigenthums wünſchen? höchſtens ſolche Männer, denen die Erhaltung ihres Namens lieber iſt als das Wohl ihrer Kinder und ihres Vaterlandes. —

Gegen das in Antrag gebrachte Deutſche Erbfolgegeſetz iſt zu erinnern:

1) Es iſt nicht zeitgemäß; denn jetzt ſind bei uns $\frac{9}{10}$ der Gutsherrn ſo verſchuldet, daß ſie nur als Antheils-Eigenthümer anzuſehen ſind; das Geſetz kommt daher zu ſpät.

2) Es ſtreitet gegen den Zeitgeiſt, welcher nicht einzelne reiche Stände, ſondern eine möglichſt gleiche Wohlhabenheit verlangt, die ſich mit der Zeit finden wird.

3) Es iſt unnatürlich; denn es widerſtreitet dem elterlichen Gefühl, daß ein Kind auf Koſten des andern begünſtigt werden ſoll. Die Geſinnungen der Menſchen ſind jetzt anders als im rohen Mittelalter.

4) Es iſt unpolitiſch; denn da es ganz gegen die bisherige Gewohnheit wäre, ſo würde es Hader und Feindſchaft in den Familien und Unzufriedenheit mit

der Staatseinrichtung herbeiführen, was doch ſehr zu vermeiden iſt.

5) Es iſt nachtheilig in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht; denn wenn das Geſetz beſtimmt, daß der erſt= oder letztgeborne Sohn die Güter erben muß, gleichviel ob er klug oder dumm, fleißig oder faul, oder wohl gar lüderlich iſt, ſo kann man nicht erwarten, daß ſich die intelligenten und betriebſamen Landwirthe vermehren, wohl aber muß man befürchten, daß ſie ſich zum Nachtheil des Staats ſehr vermindern werden.

6) Es wäre ein offenbarer Rückſchritt in unſern Einrichtungen, anſtatt daß wir in der Verbeſſerung fortſchreiten müſſen.

Unſere Erbfolgegeſetze nach dem allgemeinen Landrecht und unſerm Provinzialrecht ſind beſonders in Rückſicht der bürgerlichen, der Vernunft und dem natürlichen Rechte angemeſſen, und ich ziehe ſie den Erbfolgegeſetzen, welche beim Adel ſtattfinden, vor. — Als adlicher Gutsbeſitzer bürgerlichen Standes wünſche ich die Beibehaltung der beſtehenden Geſetze für meinen Stand, und muß es dem Adel anheimſtellen, ob derſelbe nicht auch die bürgerlichen Erbfolgegeſetze für ſich reklamiren will.

Gr. Blandau, den 30. Januar 1833.

Reuter.

(Fortſetzung folgt.)

II. Hiſtoriſche Anſichten von dem Einfluß des Zunftweſens auf das bürgerliche Leben und den Zuſtand der Gewerbe.

Vortrag *), gehalten in der öffentlichen Sitzung des Kunſt- und Gewerbe-Vereins zu Königsberg am 27. März 1833 von dem Mitgliede deſſelben Prof. Dr. F. W. Schubert.

Wenn ich, meine verehrten Herren, heute Ihre geneigte Aufmerkſamkeit in den Räumen in Anſpruch nehme, in welchen, als ſie zum letzten Male geöffnet waren, ein ſeltener Kunſtgenuß für unſer Vaterland den wahren unbefangenen Kenner, wie jeden für das Schöne und Edle empfänglichen Laien auf eine wunderbare Weiſe feſſelte; wenn ich mich lebhaft daran erinnere, wie vor Bendemann's genial-großartiger Schöpfung und vor Köhler's lieblichem und unwiderſtehlich anziehendem Bilde das dichteſte Gedränge auf und niederwogte, und dennoch, je länger man ſich in dieſen idealiſchen Gebilden einwohnte, um ſo mehr man von der erhabenen Wahrheit und der reinen Harmonie der Grundgedanken der Künſtler geleitet, ſtets neue Schönheiten entdeckte: ſo kann ich nicht umhin, dem Drange meiner Gemüthsſtimmung nachzugeben, und von dieſen Erinnerungen, als einem höchſt erfreulichen und erquickenden Anfangspunkte zu meinen heutigen dürren Betrachtungen überzugehen. Ein ſolcher Anblick muß zünden, rief ich mir damals ſelbſt oft genug zu, muß den ſchlummernden Keim manches edlen Talentes

*) Ich muß hier ausdrücklich bemerken, daß ich im ehrenvollen Auftrage des verehrlichen Vorſtandes dieſes Vereins dieſen Aufſatz lediglich als eine Mittheilung zur Einleitung einer öffentlichen Verſammlung niederſchrieb, und daß ich nur den angelegentlichen Aufforderungen meiner geſchätzten Herrn Zuhörer nachgab, den augenblicklich nicht ungern gehörten Worten durch dieſe Blätter eine weitere Verbreitung zu verſchaffen.

lentes für die bildenden Künſte auch in unſerem Vaterlande ins Leben rufen; und Ehre dem Vereine und deſſen würdigem Vorſtande, durch welchen wir die Freude dieſes Anblickes empfangen haben. Er muß zünden bei uns, wie anderwärts, der ſich einſchmeichelnde Zuruf drängte ſich mir zur lebendigen Gewißheit auf; denn ſelten wird ein wahrer Genius auf Erden anders begrüßt, als daß er plötzlich des beſtimmten Zieles ſeines wahren Berufes in ſich bewußt werde. Da trat mir die treue befreundete Muſe der Geſchichte zur Seite, und gewährte mir durch die gewohnte Hülfe der hiſtoriſchen Erfahrung die allerſprechendſten Beweiſe für meine hoffende Ausſicht, indem ſie die Beiſpiele unmittelbar an Bendemanns und Köhlers Leiſtungen anreihte. Der wackere Maler der herrlich zarten Rebekka war vor drei Jahren ein bloßer Farbenreiber; der jetzt von ganz Deutſchland mit verdientem Ruhme gefeierte Meiſter Bendemann, ein Jüngling im zwei und zwanzigſten Jahre, hat erſt im fünften Jahre die Studien des Gymnaſiums mit ſeiner Kunſt vertauſcht; und ſein Schwager Julius Hübner, der Göthe's Fiſcherknaben faſt mit nebenbuhleriſcher Nacheiferung des Dichters eben ſo romantiſch auf der Leinwand wiedergegeben hat, und Carl Leſſing, als Landſchafter und in hiſtoriſchen Gemälden zugleich ein ehrenwerther Meiſter, und Theodor Hildebrand, der Shakſpeare's und Arioſto's phantaſiereichen Geſtalten nicht ohne Glück treffende Körperlichkeit verliehen hat, und endlich Carl Sohn und Heinrich Mücke, die auf gleiche Weiſe Ausgezeichnetes in mythologiſchen Darſtellungen hervorgebracht haben: ſind nicht alle dieſe Koryphaen der letzten Berliner Kunſt-Ausſtellungen noch jetzt im Jünglingsalter und Schüler eines einzigen Meiſters? Wer vermag es jetzt noch zu verwehren, wenn man auf die Zahl der wahrhaft ausgezeichneten Schüler, die großartige Trefflichkeit ihrer Werke, und den kurzen Zeitraum ihres gemeinſchaftlichen Wirkens z u ſ a m m e n ſieht, dieſe Düſſeldorfer Schule, oder mag ſie jetzt ihren Sitz in Berlin

nehmen, dieſe Schule Wilhelm Schadow's nur neben der Römiſchen in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts hinzuſtellen. Freilich will ich nicht das Haupt der jetzigen mit dem unſterblichen Urbinaten in der Hervorbringung eigener Meiſterwerke vergleichen: aber das Einwirken der Meiſterſchaft auf die Schule iſt ein Aehnliches. Die Schüler derſelben ſind in allen ihren Werken mit einander verwandt und bleiben es auch noch, nachdem ſie Meiſter geworden: und dieſe Verwandtſchaft iſt bei der mannichfachſten Verſchiedenheit in der poetiſchen Auffaſſung des Gedankens ſo auffallend, daß nichts Gleiches aus dem ſiebenzehnten, achtzehnten und unſerm jetzigen Jahrhunderte angeführt werden dürfte, ſo daß man, ohne patriotiſche Uebertreibung, wieder in die für Malerei glücklichſten Zeiten des ſechszehnten Jahrhunderts, wie durch einen Zauberſchlag ſich zurück verſetzt zu ſehen glaubt.

Alſo der Meiſter lebt fort und wirkt wunderbar durch ſeine Perſönlichkeit auf die ihn umgebenden kunſteifrigen Jünglinge; wirkt mehr durch das anregende und aufmunternde Wort, als durch den eigentlichen Unterricht ſelbſt; und ſeine Kunſtwerkſtätte iſt zugleich der Sprachſaal und das öffentliche Gericht für die lebendigſten Debatten über die erſte Geſtaltung der verſchiedenartigſten Stoffe. Es iſt alſo nicht die Nachhülfe des Meiſters, die die vortrefflichen Werke dieſer Schule und ihre innere Verwandtſchaft unter einander hervorbringt, denn Schadow ſelbſt hat uns bis jetzt nichts Eigenes geſchenkt, das den Hauptwerken Bendemann's, Leſſing's, Hübner's und Hildebrand's völlig gleich zu ſtellen wäre und noch viel weniger dieſe überbieten könnte.

Dieſes Ergebniß erlauben Sie mir, meine geehrten Herren, feſtzuhalten, und dem von mir angekündigten Vortrage als leitenden Grundfaden, wie den rothen in der Engliſchen Flotte, überall durchſchimmern zu laſſen, ohne daß ich ſelbſt noch die näheren Beziehungen zwiſchen dieſem und der Entwickelung des Zunftweſens

und der Meiſterſchaft in ſeinem belebenden Verhältniſſe zu den Gehülfen im Einzelnen zu entwickeln nöthig hätte. Was von der Malerei in der blühendſten Schule der Gegenwart nachgewieſen iſt, gilt allgemein von dieſer Kunſt, ſo oft ſie als ſolche gewürdigt worden iſt; es gilt von dem geſammten geiſtigen Leben, und namentlich wie es ſich in den verſchiedenen Wiſſenſchaften jetzt Jahrhunderte lang zur ſicheren Förderung der Kultur der Menſchheit bewährt hat. Auch hier ehrt jede Wiſſenſchaft ihre verſchiedenen Schulen, aber große Früchte haben wir von ihnen nur dann geerndtet, wenn die Engherzigkeit des Nachahmens und das ſclaviſche Schwören auf die Worte des Meiſters aufhörte, und in friſcher, reger, ſtets neu ſchaffender Kraft der Geiſt des Meiſters fortlebte, und ſeine eigene Werke, die oft mühſam mit allſeitiger Aufopferung und erſchöpfender Anſtrengung aller Kraft als koſtbare Gebäude errichtet wurden, durch kühn und leicht hingeworfene und doch für ewig ſcheinende Dauer erbaute Palläſte ſeiner Schüler weit übertroffen fand.

In der That ſteht aber hier auch das bürgerliche Leben mit ſeinen Gewerben in gleichem Verhältniſſe, und wir werden es bei den letzteren nur um ſo häufiger gewahr, je mehr ſich dieſe in ihrer zahlloſen Anwendung für den praktiſchen Nutzen der Menſchen bemerkbarer machen. Es ergiebt ſich alſo ein unnennbarer Vortheil für die Menſchheit, wenn durchweg das bürgerliche Leben und das geſammte Gewerbeweſen, gleich dem geiſtigen Leben und den geſammten Wiſſenſchaften und Künſten, auf eine ebenmäßige, nur nach ihrer organiſchen inneren Verſchiedenheit geregelte Weiſe ihrer allmählichen inneren und äußeren Vollendung entgegen geführt würde.

Giebt es jetzt nun, oder gab es jemals Inſtitute, deren Aufgabe auf dieſes Ziel ausſchließlich oder wenigſtens beiläufig hingerichtet war oder iſt. In der That finden wir die letztere Erſcheinung auf eine höchſt bedeutungsvolle Weiſe ihren Platz ſchon im Mittelalter

einnehmen, wenn wir auch nicht vermögen, die ausſchließliche Richtung dieſer Inſtitute auf Vervollkommnung der Gewerbe nachzuweiſen. Dieſe Inſtitute ſind aber keine andere als die Zünfte, die in der Gegenwart in Folge der Franzöſiſchen Revolution und deren vielſeitigen Einwirkung auf ganz Europa in einigen Staaten völlig verſchwunden, in anderen kaum erkennbar verändert, in wenigen nur in ihrer faſt verderblichen Verjährtheit erhalten ſind. Eine zeitgemäße Wiederherſtellung derſelben würde zu den wohlthätigſten Reformen für das bürgerliche Leben gehören, und unverkennbar vortheilhaften Einfluß auf den Wohlſtand und das ganze bürgerliche Leben der Völker bereiten. Es kann hier nicht von den Zünften, als politiſchen Innungen zur Vertheidigung der Städte und zur gegenſeitigen Erhaltung die Rede ſein; eben ſo wenig von ihrer Theilnahme an der Verfaſſung und von ihrer Einwirkung auf die Verwaltung der Städte. Als ſolche waren ſie ein Inſtitut der Germaniſchen politiſchen Entwickelung des Mittelalters und der erſten beiden Jahrhunderte der neueren Zeit, und mußten mit den Fortſchritten der bürgerlichen Kultur als ein veraltetes und ganz entbehrlich gewordenes Inſtitut in ſich zuſammenfallen und durch vereinfachte allgemeine Einrichtungen überflüſſig gemacht werden. Aber damit ſollte nicht zugleich die Aufſicht über die Fähigkeit und Kunſtfertigkeit der Gewerbe-betreibenden, nicht die Aufſicht über die gewiſſenhafte Handlungsweiſe derſelben bei dem Einkauf der rohen Produkte und dem Verkaufe der Waaren, nicht die Sicherſtellung der Käufer gegen offenbaren Betrug aufhören. Es darf und kann aber dieſe zeitgemäße Umgeſtaltung der Zünfte für das Gewerbeweſen ſicher eben ſo zweckmäßig ausgeführt werden, wie ſie ſich wirklich bereits in den damals auch zunftmäßig geſtalteten Vereinen gezeigt hat, die vorzugsweiſe auf das geiſtige Leben und die Vertheidigung des Landes hingewieſen ſind, und die gemeinhin gar nicht als Zünfte oder Produkte des durch

den natürlichen Zwang nothwendigen Corporations-geiſtes des Mittelalters betrachtet zu werden pflegen.

Um mich hier der geehrten Verſammlung völlig deutlich zu machen, muß ich näher auf die erſte Entſtehung und Ausbildung der Zünfte eingehen. Im Alterthume kommen dieſe Inſtitute in Wahrheit gar nicht vor: denn die Kaſten der Orientalen ſind etwas viel zu Allgemeines, bei den Griechen und Römern iſt die Theilnahme an den vollen Rechten eines Staatsbürgers bereits auf Grundbeſitz beſchränkt, Landwirthſchaft in dem ausgedehnteſten Sinne des Wortes iſt die ehrenvolle Beſchäftigung des Staatsbürgers, die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe ſind in den Händen der Sclaven, die Künſte und Wiſſenſchaften dienen nur zur erheiternden Nebenbeſchäftigung im bürgerlichen Leben. Die collegia et corpora opificum aus der ſpäteren Kaiſerzeit der Römer haben nach ihrem eigenthümlichen inneren Weſen noch keine Aehnlichkeit mit den Zünften. Dieſe ruft erſt die Entwickelung des Germaniſchen Volkslebens hervor, nachdem ſie daſſelbe mit den Römiſchen Municipal-Einrichtungen in den größeren Städten Italiens, Galliens und am Rheine gepaart hat. Wir haben daher vor dem zehnten Jahrhunderte keine wahren Zünfte nachzuweiſen, und erſt der Kampf zwiſchen den Päpſten und den Deutſchen Herrſchern aus dem Hauſe der Salier, namentlich mit Heinrich IV. und V., forderte die Städte Italiens auf, in ihren häufigen Kriegen ſich auf ſich allein zu beſchränken, und entwickelt dadurch raſch die Abtheilungen der vertheidigungsfähigen Stadtbewohnerſchaft in Credenza's, corpi d'arte oder d'artefici, oder Zünfte, Genoſſenſchaften von dem alten sammen, sommen, zommen (zuſammen), das ſein Hauptwort in Zunft bildet, wie kommen in Kunft in den Wörtern Ankunft, Zukunft übergeht. Dieſe Vereine werden Gilden, Gilda genannt, weil von denſelben zuſammengebrachtes Geld in Freud' und Leid ihre genoſſenſchaftliche Verrichtungen und Handlungen beſtreiten läßt.

Ihre Waffengenoſſenſchaften, ihre Wahlvereine für die Vorſteher in der Verwaltung der ganzen Stadtgemeine übergehen wir hier, weil ſie für unſere heutige Betrachtung keinen Stoff darbietet, faſſen aber um ſo ſchärfer die Bankvereine ins Auge. Dieſe Vereine, Bänke ſchlechtweg genannt, verdanken ihre Benennung dem gedrängten eigenthümlichen Stadtleben des Mittelalters; die gewöhnlich ſehr enge Wohnung bot dem Städter keine paſſende Gelegenheit ſeine Waaren zum Verkauf zu ſtellen, das iſolirte und ſchutzloſe Leben dieſer Zeit forderte ihn zugleich auf, für den Verkauf einen Ort zu ſuchen, der den Schutz eines Mächtigeren verlieh. So wurden den Kirchen und den Grundherren Plätze oder bedeckte Räume abgemiethet, in denen auf niedrigen Bänken die Gewerbsleute ihre Waaren feil ſtellten, und zwar Genoſſen eines und deſſelben Gewerbebetriebes neben einander. So entſtanden die Brodtbänke, Fleiſchbänke, Schuhbänke, Lederbänke, Bierbänke u. ſ. w. Die täglich zuſammenkommenden Gewerbsleute wurden durch das gemeinſame Intereſſe bald zu noch engeren Gewerbe-Vereinen — Handwerks-Innungen — geführt, ſie lernten ſich fühlen, und es wurde im eilften Jahrhunderte in Italien, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Frankreich, den Spaniſchen Reichen, England, Deutſchland u. ſ. w. die Bildung des Bürgerſtandes im Gegenſatze des Adels oder der Ritterſchaft und der Geiſtlichkeit vorbereitet. Die wohlhabender gewordenen Gewerbsleute kauften ſich nun eigene Räume an; freilich wurden ſtets durch das Intereſſe des im Mittelalter nothwendigen gemeinſchaftlichen Schutzes die Genoſſen deſſelben Gewerbes geleitet, nebeneinander ſich anzukaufen. Hier bauten ſie ſich ihre eigenen Häuſer an, dicht hinter den Verkaufſtätten, die in gedeckten, oft überwölbten und überbauten Gängen mit den Häuſern verbunden die Bazars des Mittelalters, die ſogenannten Lauben bildeten, damals am Po, am Ebro, der Seine, Themſe, wie am Rhein, der Donau, Elbe,

Weichſel, Nogat allgemein, jetzt nur noch in alterthümlichen Städten in Deutſchland, Frankreich, Italien und auch in unſerem Vaterlande (Marienburg) als treues Andenken an die alte Zeit geſehen. Größere Gewerbe verlangten ganze Straßen, die wie geſchloſſene kleinere Gemeinen in der größeren Stadtgemeine für ſich daſtanden. So entſtehen die Schmiede-, Goldſchmiede-, Waffenſchmiede-, Kirſchner-, Schuh-, Weißgerber-, Rothgerber-, Hoſenſchneider-, Bandſchneider-, Blechler-, Bötticher-, Brauer- u. ſ. w. u. ſ. w. Gaſſen. Das Nebeneinander-Wohnen und Feilbieten spornte aber auch das induſtrielle Intereſſe an, einer wollte dem anderen durch beſſer gearbeitete Waaren, durch geſchmackvolleres Ausſehen derſelben, durch wohlfeileren Kauf den Vorrang ablaufen. Es kam aber nicht ſeltner das Gegentheil vor, Betrug in der Güte der Waaren, Uebervortheilung im Preiſe, ſchmachvolle Arbeit. Die Gewerbe-Straßen und Lauben waren aber gleich den öffentlichen Ausſtellungen neuerer Zeit für gleichartige Waaren zu achten: es entſtand Streit unter den Gewerbsgenoſſen, es bildeten ſich Partheien in den Zünften, es wurden Schiedsrichter eingeſetzt. Daher fanden die Innungen es endlich für erſprießlich, Handwerks-Ordnungen unter der öffentlichen Auctorität der Verwaltungs-Behörden feſtzuſetzen, nach welchen Strafen gegen diejenigen verhängt wurden, die als unredlich bei der Arbeit und im Verkaufe ſich zeigten, die Dauer der Jahre bereits feſt beſtimmt wurde, in denen der Lehrling nach gründlicher Erlernung des Gewerbes zum Handwerksgenoſſen und dann wiederum zum ſelbſtſtändigen Eintritt in die Zünfte heranreifte. Von dieſen Maaßregeln war nur noch ein Schritt bis zur Anfertigung des Meiſterſtücks, bis zur Prüfung deſſelben durch die Altmeiſter, bis zur Verſagung der Aufnahme in die Zunft, wenn jene ſchlecht ausgefallen. Ein neuer Fortſchritt war dann wiederum zu den Geſellen-Wanderjahren, um ſich vor dem Eintritt in die Zunft auf Reiſen möglichſt auszu-

bilden, und die Gewerbserfahrungen der verſchiedenen Länder ſelbſtſtändig kennen zu lernen. Wer über dieſe ſich fortbildende Entwickelung der Gewerbezünfte durch vier bis fünf Jahrhunderte im Einzelnen und die allmählichen Fortſchritte derſelben in den verſchiedenen Ländern genauer unterrichten will, findet dafür reichlich geſammeltes Material in Hüllmans Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland *), in deſſelben Verfaſſers vier Bänden vom Städteweſen des Mittelalters **), und in den zahlreichen chronikartigen Monographien der Italieniſchen, Franzöſiſchen, Deutſchen und Belgiſchen Städte.

Aber das Zunftweſen blieb in ſeiner Ausbildung ſtets rein Germaniſch, und wuchs nur in den Romano-Germaniſchen Reichen zu einem gedeihlichen Leben empor, wo ein ganzes Deutſches Volk bei ſeiner Einwanderung auf Grund und Boden des Römiſchen Reichs feſte Wurzel gefaßt und die vorgefundenen beſiegten aber gebildeteren Einwohner mehr durch eheliche Verſchmelzung innig mit ſich vereinigt, als durch ſtrengen Unterthanen-Gehorſam ſich unterworfen hatte. Bei Slaviſchen Völkern fand die Bildung der Zünfte im Mittelalter kein gedeihliches Leben, und wurde auch in neuerer Zeit nur als eine zarte ausländiſche Pflanze dorthin mit großer Mühe, und dennoch größentheils für fremde Koloniſten verpflanzt. Daſſelbe gilt von den Magyaren in Ungarn und anderen Aſiatiſchen Völkern, die während des Mittelalters in Europa ſich eingedrängt haben. Werfen Sie, geehrte Herren, nun noch einen Blick auf die ſchlimmen Auswüchſe und Mißbräuche des Zunftweſens in ſpäterer Zeit, ſo treten

*) Die erſte Ausgabe erſchien in 3 Bänden, Frankf. a. O. 1806—8; viel gereifter und hypotheſenarmer iſt die zweite Ausgabe, Berlin 1830, vom Verfaſſer ſelbſt größentheils ein neues Werk genannt.

**) Sie erſchienen Bonn 1826—29; freilich nur ein Fragment, aber eine reiche Fundgrube als Materialien-Sammlung.

Ihnen hier vor allen Dingen entgegen die Schließung der Zünfte auf eine bestimmte Zahl der Meiſter, um einen größeren Waarenabſatz für die vorhandenen Innungs-Genoſſen zwangsweiſe zu erhalten, die Zunftberedungen über gewiſſe normalmäßige Preiſe für die gangbarſten Waaren auf einen größeren oder kleineren Zeitabſchnitt, der ſelten auf Monate, gemeinhin auf ein Jahr ausgedehnt wurde, Verſchlechterung in der Waaren-Fabrikation bei abſichtlich niedergehaltener Concurrenz und daraus hervorgehendes allgemeines Stocken im Gewerbebetrieb.

Gleichzeitig*) mit den Gewerbezünften waren aber in denſelben Ländern die Handel- und Kram-Gilden entſtanden, häufig mit jenen Zünften ohne Rangunterſchied als einzelne derſelben vereinigt, häufig aber auch durch raſch gehobenen Wohlſtand ſich zwiſchen den adelichen Stadt-Geſchlechtern und den Bürger-Zünften in die Mitte ſtellend, bis ſpäter, namentlich ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte, faſt überall ein Anſchließen an jene, ſicher wenigſtens eine Trennung von dieſen erfolgte. Die wenigen Ausnahmen einzelner Schweizer-Cantone, wo bis auf die jüngſten Tage nur eine einfache Organiſation des Zunftweſens ohne Rangunterſchied ſich aufrecht erhalten hat, können das allgemeine hiſtoriſche Ergebniß nicht widerlegen. In derſelben Zeit erfolgte auch die zunftmäßige Ausbildung des Gelehrten-Weſens**), und der Schüler, der Studirende auf der Univerſität, und der Magiſter und Doctor in den einzelnen Facultäten: ſind dieſe Stufen andere, als der Lehrling, der Gewerbsgenoſſe und der Meiſter? Dieſe zunftmäßige Organiſation hat ſich erhalten bis auf dieſe Stunde, aber ihr iſt unter den

---

*) Für dieſe könnte man ſchon eher ein Vorbild in den argentarii der Römiſchen Kaiſerzeit finden.

**) Ein wohlgelungenes Bild dieſer Entwickelung liefert v. Savigny in dem dritten Bande ſeiner Geſchichte des Römiſchen Rechts, Heidelberg 1820.

vielfachen Corporationen des Mittelalters nur mit ſehr wenigen anderen der unbeſchreiblich große Vortheil für die allgemeine Kultur zugekommen, daß mindeſtens in Deutſchland und in den Nordiſchen Reichen dieſelbe ſtets mit den allgemeinen Fortſchritten der geiſtigen Bildung mitgegangen iſt und ſich zeitgemäß immer weiter entwickelt hat. Denn es entſcheidet jetzt bei uns über den Meiſter in ſeiner Wiſſenſchaft der wirkliche Höhengrad ſeiner Bildung, nicht das ſtatutenmäßige Verleben der beſtimmten Jahre in den einzelnen academiſchen Stadien. Will man für dieſen Theil der Kultur die mittelalterliche Einrichtung des Zunftweſens aber ſich auch jetzt noch, gegen den Geiſt der Zeit auftretend, vergegenwärtigen, ſo blicke man nur auf Englands alte Collegien zu Oxford und Cambridge, und man wird dieſe früher ſo ehrwürdigen Inſtitute als Ruinen für den heutigen Umfang der wiſſenſchaftlichen Bildung nach Gebühr ehren und tadeln.

Soll ich endlich noch auf die zunftmäßige Bildung des Kriegerſtandes im Mittelalter hindeuten, ſo will ich nicht erinnern an den Knappen edler Geburt und ſeine beſtimmten Dienſtjahre, bis er zum Ritterſchlage ſich würdig erhob, ich will nur erwähnen die völlig zunftmäßig organiſirten Söldnerhaufen, ſowohl die handwerksmäßigen Condottieri in Italien, wie die Cataloniſchen und Brabanzoniſchen Lanzenknechte; ich will nur darauf hinweiſen, daß ganz auf dieſelbe Weiſe die Engliſchen u. Walliſiſchen Schützen-Genoſſenſchaften, die Böhmiſchen, Süddeutſchen und Schweizer-Söldnerhaufen eingerichtet waren u. zwei bis drei Jahrhunderte hindurch blieben. Aber freilich mußte bei dieſem wichtigen Beſtandtheile der politiſchen Macht, und hier für alle Staaten, in Folge der vielſeitigeren politiſchen Entwickelung ein neues Heerweſen erſtehen und dieſes von Jahrzehend zu Jahrzehend mit dem Geiſt der Zeit gleichen Schritt halten. Denn trat hier irgend ein ſchuldiges Verſäumniß ein, ſo folgte die rächende Strafe unfehlbar auf den Fuß, und führte nothwendig

die politiſche Ohnmacht für den darin fehlenden Staat herbei.

Doch wozu lege ich der geehrten Verſammlung dieſe hiſtoriſchen Bruchſtücke aus einer längſt vorüber gegangenen Zeit vor? Gewiß in guter Abſicht, und die nähere Beziehung dieſer geſchichtlichen Andeutungen ſteht in der That in einem innigeren Verhältniſſe mit den Beſtrebungen unſeres Vereins, als man es dem erſten Anſcheine nach vermuthen ſollte. Der blühende Zuſtand der Gewerbe im Mittelalter und in den erſten beiden Jahrhunderten der neueren Zeit war bedingt durch die allmähliche innere und äußere Entwickelung des Zunftweſens. Das Meiſterthum war das Ziel des Strebens für den Handwerksgenoſſen, unter der ſtrengen und kunſtgerechten Aufſicht des Meiſters bildete er ſich Jahre lang, und blieb getroſt und heiteren Muthes als Gehülfe, wenn ihm nur endlich die ehrenvolle Aufnahme in die Zunft als koſtbarer Lohn ſeiner Lehrjahre zu Theil wurde. Die Ehre der Zunft war auch ſeine Ehre, und darum höhnende Schmach und Verſtoßung über den ehrloſen Meiſter, der für augenblicklichen eigenen ſchnöden Vortheil verächtliche Arbeit lieferte, oder ſchmachvolle Handlungen verübte. Dieſes gegenſeitige Durchdringen der bürgerlichen Ehre und der zunftmäßigen Aufſicht über den Betrieb der einzelnen Gewerbe half viel, außerordentlich viel für das Emporblühen des Bürgerſtandes; es verlieh demſelben die ihm eigenthümliche moraliſche und financielle Kraft, und verſtärkte dadurch höchſt wohlthätig im Allgemeinen die Grundmacht der Staaten. Daß jede gute Saat auch auf dem beſten Boden eingeſtreut mit der Zeit verderbliches Unkraut mit ſich fortwuchern läßt, iſt eine unumſtößliche Erfahrung aller Zuſtände und aller Zeiten. Es waren alſo in unſerer Zeit bei der zunftmäßigen Organiſation der Gewerbe Reformen unerlaßlich nothwendig, und in einem noch höheren Grade nothwendig, als gerade hier die innere und äußere Geſtaltung derſelben zu ſehr zurückgeblieben war.

Statt dieſer Reformen wurde in den meiſten Staaten, die unmittelbar oder mittelbar von den Folgen der Franzöſiſchen Revolution ergriffen wurden, eine zügelloſe Freiheit dem Betreiben der Gewerbe zugeſtanden, und nur die öffentliche Meinung des kaufenden Publikums als die erſprießlichſte Aufſicht und völlig zulängliches Gericht aufgeſtellt. Daß nun übereilte Haſt zur Errichtung eines ſelbſtſtändigen bürgerlichen Haushalts, daß ungenügende Kunſtfertigkeit in dem Handwerke ſelbſt, daß Verführung zur Unredlichkeit bei fehlenden Betriebsmitteln ſowohl den einzelnen Gewerksgenoſſen, wie den Käufern unſäglichen Schaden zugefügt, und der friſchen, ſich ſelbſt vervollkommnenden Lebensthätigkeit der Gewerbe große Hinderniſſe entgegengeſtellt haben, bleibt eine unbezweifelte Thatſache. Wie aber die nothwendigen Reformen des zunftmäßigen Gewerbeweſens beſchaffen ſein mußten, um den geſchilderten Gefahren zu entgehen, darf hier gerade um ſo weniger Gegenſtand der Unterſuchung werden, als in unſerem Staate jetzt, wie es heißt, der hiefür competenten höchſten Behörde ein Geſetz zur Berathung vorliegt, das die nothwendigen Prüfungen und Aufſichts-Maaßregeln für unſere Gewerbe, ſowohl zum eigenen Beſten der dieſelben Betreibenden, als für das nicht minder dabei intereſſirte Geſammtwohl des ganzen Staates zweckmäßig feſtſetzen wird. Der junge Gelehrte, der junge Künſtler, der junge Krieger lernt und bildet ſich unter ſeinem Meiſter: und meint er es ernſt mit ſich, und ſtrebt er nach etwas Hohem, ſo wird er wahrlich ſeine Lehrjahre ſich nicht zu knapp zurechnen: daſſelbe muß auf ſeine Weiſe auch für den Gewerbeſtand geſchehen.

Aber wir, meine geehrten Herren, haben uns vereint, um für unſere Provinz in Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellungen Muſter zur Nachahmung und erfreuliche Proben zur allgemeinen Schau vorzuführen, und dadurch fördernd und aufmunternd auf den Zuſtand der Induſtrie unſerer Provinz einzuwirken. Wie ſollte ich

daher heute anders als mit dem lebhafteſten Wunſche ſchließen, daß dieſe Räume — und ſpreche ich unverholen meinen Wunſch aus, daß größere Räume als dieſe — jährlich gedrängt mit würdigen Gegenſtänden angefüllt zu ſehen wären, die ſtets neue überzeugende Beweiſe von der innigſten Verwandtſchaft der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, und ihrem wechſelſeitigen Einwirken auf einander uns lebhaft vorführen mögen. Denn dieſe innigſte Vereinigung bringt dem Staate nicht allein den ehrenvollen Glanz, in geiſtiger Bildung auf einer hohen Stufe zu ſtehen, ſie vermehrt zugleich den Wohlſtand ſeiner Völker und ſorgt nach allen Seiten hin, daß die Kraft und Macht des Staates jährlich ſtärker und ſtärker ſich mehren. —

III. Einiges über den Kunſtbetrieb neuerer Zeit.

Wir leben, es iſt nicht zu läugnen, in einer für die Kunſt höchſt merkwürdigen Zeit. Einer neuen Geſtaltung neigt ſie ſich entſchieden entgegen und dieſer Erneuerung iſt das Intereſſe zuzuſchreiben, das ſie überall erregt. Der Allgemeinheit, die nun in ihrem Charakter zu liegen ſcheint, kommt eine Allgemeinheit von Seiten der Beſchauer entgegen. Das Unterſcheidende des Volksthümlichen welkt dahin und in gleichem Maaß verbreiten Ueberſetzungen und Kunſtſtraßen ein weltbürgerliches Treiben. Die Liebe, mit der man jetzt unſcheinbare vaterländiſche Denkmale, wie Volkslieder, dem Untergange entzieht, und zur Sache der Wiſſenſchaft macht, zeigt genugſam, daß das Volksthümliche nicht mehr unſerer Zeit angehört. Es hatte etwas Schönes, als jedes Volk ſich als ſolches fühlend ſelbſt in dem bedeutungslos unterſcheidenden etwas bedeutſam

Digitized by Google

ehrenwerthes ſah und auf ſeine Beibehaltung ſich etwas zu gute that, als die Kunſt als etwas einheimiſches überall vom dritten Stande mehr, als von den Vornehmen beſchützt wurde, als jede Kirche von den Zünften mit Altarblättern, die Eingeborne gefertigt, zu einer Bildergallerie eingerichtet war. Der Umſchwung des Zeitrades ließ indeß die alten Formen nicht mehr beſtehn und ein nutzloſes Streben iſt es, dem verjährten wieder ein herrſchendes Anſehn geben zu wollen. Herzlich froh iſt der Deutſche, nicht mehr in einer unpaſſenden deutſchen Tracht ſich deutſch gebärden zu müſſen. Auf die Nachwelt geht aus dieſer Zeit nur eine bemitleidungswerthe Erinnerung über.

Die Kunſt war, als ſie eine edle Selbſtſtändigkeit an verſchiedenen Orten entfaltete, gemeinbürgerlich. Die Kunſt trennte ſich vom Handwerk, wodurch jener kein Vortheil, dieſem dagegen ein unendlicher Nachtheil erwuchs. Die Kunſt ward zur Zeit der Reformation höfiſch, und der Künſtler, mit dem ſonſt die Arbeit verdungen wurde, hatte jetzt die Hoffnung, ſich durch ſeine Geſchicklichkeit den Kardinalshut und Ritterſporen zu erwerben. Rom gab durch ein großes Beiſpiel den Anſtoß, die Kunſt von Nationalität zu ſcheiden. Im Dienſte Julius II. arbeiteten beinahe allein Künſtler aus Toskana und dem Kirchenſtaat, und die wenigen Römer (die Ringmauern der größeren Städte waren ſonſt die Grenzen eigenthümlicher Kunſtweiſen) waren Schüler der fremden Meiſter. Wir fragen: was leiſteten die nach Rom berufenen Künſtler? Das Höchſte, was je geleiſtet iſt. Allein dies haben wir uns nicht dadurch zu erklären, daß die Künſtler, aus kleinlichen Verhältniſſen hervorgehoben, nicht mehr im Dienſte gewöhnlicher Leute arbeiten mußten, ſondern lediglich dadurch, daß die Fremdlinge ungewöhnliche Geiſter waren. In Rom zeitigten die Früchte jener Studien, die ſie mit Liebe und Ernſt in Florenz getrieben hatten. Daher kommt es, daß gegen ihre Werke die der nachfolgenden Künſtler, die eigends für die

römiſche Curie und für die Prachtliebe der Vornehmen gebildet wurden, ſo ganz und gar verſchwinden. In Venedig arbeiteten nur Venetianiſche Künſtler und die Kunſt erhielt ſich hier in angeſtammter Würde ungleich länger als in Rom. Am längſten behauptete ſie ſich in Holland in achtungsvollem Anſehn, denn ſie blieb hier fortan Angelegenheit des Volkes und blieb ſich in ihren Beſtrebungen gleich. Die höfiſche Kunſt, in geräuſchvollen Reſidenzen geübt, bietet uns nichts anderes, als eine troſtloſe Leere dar. Die Lehrer der Kunſtakademien, mit Ritterorden geſchmückt, thaten bis zu unſerer Zeit nichts, um ſie auszufüllen.

Daß man den Verfall der Handwerke von der Zunftpflichtigkeit mit Unrecht abgeleitet hat, hat ihre Aufhebung gezeigt. Daraus, daß die Künſte dem Leben entfremdet wurden, auf das die Handwerke ſich begründen, entſprang ihre Untüchtigkeit. Durch die Entſtehung der Gewerb-Inſtitute iſt das Mißverhältniß ausgeglichen. Der Allgemeinheit, die Geiſt der Zeit iſt, entſpricht das Beuthſche Gewerb-Inſtitut in Berlin auf eine bewunderungswürdige Weiſe. Viele der erſten Künſtler ſind hier Lehrer, und Kunſtwerke ſind hier zum Nachzeichnen aufgeſtellt, die zum Theil ſogar in der Akademie der Künſte vermißt werden. Wie der über alles Lob erhabene Stifter alles berückſichtigt, geht daraus hervor, daß derſelbe gegenwärtig für Berlin den erſten Steinſchneider gewonnen, damit die Steinſchneidekunſt Eingang finde. Die Grenze, wo das Handwerk aufhört und die Kunſt anhebt, iſt nicht zu bezeichnen. Der Künſtler kann ſich handwerksmäßiger Arbeiten bei ſeinen Werken nicht entziehn und der Handwerker greift da in die Kunſt ein, wo er die Forderung des Bedarfs überſchreitet. Die Verſöhnung iſt ſchon geſchehn oder nicht mehr ferne. Die Kunſt, die einſt dem gemeinen bürgerlichen Leben angehörte in beſchränktem Kreiſe, die dann in unzugänglichen Sallons unzugänglicher Großen verborgen gehalten wurde, iſt jetzt Sache der Welt. Durch die

öffentlichen Ausſtellungen iſt der für ſie erſtorbene Sinn geweckt, durch das Verſenden der ausgezeichnetſten Werke iſt nicht einzelnen Machthabern des Geſchmacks, ſondern vielen Theilnehmenden ein Urtheil geſtattet. Unſere Zeit iſt die Schöpferin einer neuen Kunſt, deren Weſen treffend bezeichnen zu wollen, voreilig wäre. Alle Erfahrungen, was das geiſtige und mechaniſche betrifft, ſind geltend gemacht. Fern von dem Wahne, daß, weil Raphael ſo und nicht anders malte, darum anders nicht gut gemalt werden könne, malen ausgezeichnete Künſtler jetzt mit Oelfarben auf Papier, mit unzerſtörlichen Farben auf Glas und Porzellan, man denkt daran, die Farben ſtatt des Oels mit einem Balſam, mit einer Auflöſung des elaſtiſchen Harzes zu miſchen. Die Eintheilung der Künſtler nach den verſchiedenen Gegenſtänden, die ſie in Gemälden behandeln, hört auf, denn einzelne Talente umfaſſen jetzt alles oder vieles. Carl Leſſing, einer der erſten Geſchichtsmaler, erhielt für eine Landſchaft, die er zur vorjährigen Berliner Ausſtellung lieferte, in Berlin einen Preis. Das Licht des Proteſtantismus, das durch Dämmerung und Nebel ſiegreich dringt, findet vielleicht in der neuern Malerei nach langem Ringen den entſprechenden Wiederſchein in einer freien, klaren und umfaſſenden Weltanſicht. Wunderbar mag es ſcheinen, daß W. Schadow, der als einer der Stifter dieſer proteſtantiſchen Kunſt angeſehen werden muß, Katholik iſt. Darum kann es doch ſo ſein. Lionardo da Vinci ſagt in ſeinem Traktat über die Malerei: lernt, wie beredſam die Gebärden ſeien von den Stummen, wenn es euch auch lächerlich bedünken mag, daß ich euch Stumme zu Lehrern empfehle.

Dem Charakter der Kunſt entſprechend ſind die Kunſtvereine, die überall entſtehn, und die Ausſtellungen eine durchaus zeitgemäße Erſcheinung. Durch ſie wird die Kunſt Gemeingut. Die erſten Ausſtellungen, die ſeit 1786 die Akademie der Künſte in Berlin veranſtaltete, hatten einen durchaus andern Sinn. Die

Aus-

Ausſtellungen beſtanden aus den Arbeiten der dort gebildeten Schüler und ſollten dem Publikum als Prüfſtein des Unterrichts dienen. Die Ehre, die die Schüler erwarben, nahmen die Lehrer als Eigenthum in Anſpruch. Sie ſelbſt ließen ſich ſpäter herab, ihre eigenen Werke neben die der Schüler zu ſtellen, und es ward, nicht ohne Schwierigkeit, fremden Künſtlern geſtattet, einzelnes der öffentlichen Beſchauung zu übergeben. Die Kunſtausſtellungen in Berlin (im verfloſſenen Jahr fand die 27ſte ſtatt, deren Einnahme 17,000 Thlr. betrug) beſtehen jetzt meiſt aus Werken fremder Künſtler. Der Transport der Gemälde aus Düſſeldorf koſtete im vorigen Jahr 400 Thlr. Niemand fragt jetzt, ob der Maler Meiſter oder Schüler, deſſen Werke ſeiner Beurtheilung dargeboten werden. Daß der Schutz drr Akademie keinem Bilde Anſehn zu geben vermag, haben neuere Erfahrungen deutlich dargethan. Ueber die Berliner Ausſtellungen hat man vielfache Ausſtellungen gehört. Der September wird nicht für die paſſende Zeit der Ausſtellung gefunden; man verlangt ſie jährlich (wie ſie urſprünglich waren) und nicht alle zwei Jahre; man will, daß die Portraits von den Werken einer ſelbſtſtändigen Erfindung getrennt werden. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Kunſtverkehr, deſſen unſere Zeit bedarf, nicht mit den alten Einrichtungen in Uebereinſtimmung zu bringen iſt. Der Düſſeldorfer Verein that den Ausſpruch, es ſei dahin zu wirken, daß die Kunſt vorzugsweiſe dem Schmucke des öffentlichen Lebens ſich widme. Dieſe Abſicht muß in Erfüllung gehn und die ganze Nation muß Theil nehmen an der Aufſtellung von National-Denkmälern. Um dies zu erreichen, iſt es vielleicht nicht unwahrſcheinlich, daß ſich eine Geſellſchaft bilden werde, die die Ausſtellungen in allen Städten beſorgt. Wenn die Kunſt durch den Schutz von Reichen gefördert wurde, ſo geſchah es durch Kaufleute; man denke an die Kaufleute in den Niederlanden, an die Mediceer in Florenz. Das Band der Zunftverbindung

Digitized by Google

umſchlang ſonſt die Handwerker, Künſtler und Kaufleute. Kunſtkenner und Gemäldeſammler ſind jetzt mehrere der vornehmſten Kaufleute in Berlin und ſtehen in verwandt- und freundſchaftlichen Verhältniſſen mit der Künſtlerwelt. Durch Männer der Art, die den Kunſtvereinen die Zeit der Ausſtellung beſtimmten, würde die Verſendung der Gemälde pünktlich und wohlfeil bewirkt werden. Bei der Leiſtung gehöriger Sicherheit würden ſich die Künſtler vertrauungsvoll an ſie wenden und ihre Werke gegen das Verſprechen einer angemeſſenen Belohnung oder die Ausſicht des Verkaufs hingeben zu einer mehrjährigen Reiſe von einem Ort der Ausſtellung zu dem andern. Die ausgezeichnetſten Werke und namentlich ſolche, die ſich nur für öffentliche Gebäude, für Kirchen und Muſeen eignen, würden von der Geſellſchaft der kaufmänniſchen Kunſtfreunde gekauft, aber erſt, nachdem ſie ihren Umkreis beendigt, als unveräußerliche Denkmäler für ewige Zeit aufgeſtellt werden. Eine dergleichen merkantiliſch-artiſtiſche Verbindung würde mit immer zunehmender Verbreitung an Intereſſe gewinnen und ihr Wirken würde ſich bald nicht allein über das ganze Deutſchland, ſondern auch über andere Länder erſtrecken. Die Reſidenzen würden an Anſehn verlieren, aber die Welt an Intelligenz gewinnen. Nicht um Bekanntwerdung beſorgt, nicht vornehmer Bevormündung bedürftig, würden Künſtler keinen Anſtand nehmen, ſich in kleinen Orten niederzulaſſen und Muſeen würden da entſtehn, wo früher kein Gemälde gekannt wurde. Wenn wir manches Gute, was mit einer abgeſchloſſenen Volksthümlichkeit verknüpft iſt, eingebüßt haben, ſo mögen wir all die Vortheile genießen, die die Zeit uns freiwillig darbietet.

IV. Die Marienburg.

Der Gedanke, welcher die Marienburg aus dem Staube ſchmachvoller Entweihung wieder emporrichtete, war unfehlbar tiefer und ernſter, als etwa der bloße Wunſch eines Kunſtfreundes, der ein ausgezeichnetes Denkmal deutſcher Baukunſt nicht untergehen laſſen wollte. Stände die Marienburg da, ohne daß ihre Bedeutung und ihre Geſchichte bekannt wäre, oder hätten ihre Gemächer und Säle keine andere Beſtimmung gehabt, als einem bedeutungsleeren Wohlleben zum prächtigen Schauplatze zu dienen, — man würde das großartige Gebäude wohl gelegentlich bewundern, aber dabei unmöglich vergeſſen, daß ihm, als reines Kunſtwerk aufgefaßt, allerdings Vollkommenheit mangele, und am allerwenigſten wäre auf einen allgemeinen Anklang in den Herzen des Volkes zu rechnen geweſen, wenn man es unternommen hätte, das bedeutungsloſe Gebäude, mit großen Koſten, wiederherzuſtellen. Jetzt aber iſt es anders. Der Sonnenglanz einer großen, gehaltvollen Vorzeit umſtrahlt zauberiſch die alten Mauern der Hochmeiſterburg; die Erinnerung an das tiefeingreifende Leben und Wirken einer ernſten, bedeutenden Vergangenheit ſpricht mahnend aus den großartigen Formen des ehrwürdigen Gebäudes. Die Umgeſtaltung eines heidniſchen Landes in ein chriſtliches, die Begründung eines deutſchen Lebens am Oſtſeeſtrande, die Grundlage der Verfaſſung und Sitte des heutigen Preußenvolkes, — Alles führt die Erinnerung auf die Marienburg, wie auf Einen großen Brennpunkt, zurück. — Hier walteten die Fürſten des Ordens, der mit ſeinem Schwerte den Acker furchte, auf welchem chriſtlich-deutſches Leben emporblühen ſollte, und mit ſeinem ſtarken Kreuzesſchilde die Stürme abwehrte, die der jungen Pflanze Gefahr drohten; von hier ging der mächtige Wille aus, der mit reißenden Strömen kämpfte und ihnen fruchtbare Fluren abge-

wann, der Städte gründete und Dörfer baute, und den edlen Geiſt deutſchen Bürgerſinnes und freier Bildung wohlthätig verbreitete. Hier waltete u. herrſchte eine Reihe von großen und vortrefflichen Fürſten, deren Helme Lorbeer und Oelzweig in gleicher Schönheit umkränzen; hier ruht Winrich von Kniprode von ſeinem ruhmvollen Tagewerke aus; hier ſchläft der edle, verkannte Plauen, in dem ſtillen Grabgewölbe, das ſeine Heldenfauſt vor polniſcher Entweihung ſchirmte. Und ſtünde die Marienburg, mit Künſtleraugen betrachtet, auch bei weiten nicht ſo herrlich und ſchön da, als jetzt, unterſchiede ſie ſich durch keine großartige Eigenthümlichkeit, durch keine Bewunderung erregende Kühnheit, von andern Bauwerken des Mittelalters; — ſchon als geſchichtliches Denkmal hätte ſie es verdient, wiederhergeſtellt und erhalten zu werden. Ja, auf ihre Wiederherſtellung und Erhaltung zu dringen, wäre Pflicht für jeden geweſen, dem die wahren Quellen eines innern und innigen Volkslebens nicht fremd geblieben. Ein Volk ohne Geſchichte iſt kein Volk, und höchſtens mit einem ſeelenloſen, nur pflanzenartig lebenden Körper zu vergleichen. Die Geſchichte des Volkes iſt ſein Leben, ja mehr als dieſes, ſeine Seele. In ihr beruht nicht blos das Gedächtniß des Volkes, — auch Beurtheilung, auch Wille des Volkes hat in ihr ſeinen Sitz, und ſelbſt der religiöſe Glaube und der ſittliche Charakter zieht aus ihr die edelſte Nahrung. Aber die Geſchichte eines Volkes, ohne Denkmäler der Vorzeit, iſt einem Unterrichte in der Naturlehre zu vergleichen, wo der Schüler die großen Kräfte der Natur allein durch Beſchreibung kennen lernen ſoll. Wie das Volk ſein Leben erſt von der Geſchichte empfängt, ſo wird dieſe erſt recht lebendig, wo die unmittelbare Anſchauung ſie an vorhandene Denkmäler knüpft. Gefühlt iſt dieſe Wahrheit von allen edeln Völkern, zu allen Zeiten. Maler, Bildhauer und Baumeiſter gebrauchten bei Griechen und Römern ihre Kunſt, um die Großthaten ihres Volkes, — nicht blos der Nachwelt zu überliefern,

Digitized by Google

wie dies auch der Griffel des Geſchichtſchreibers vermag, — ſondern ſie dem ſpäteren Geſchlechte lebendig und anſchaulich vor das Auge zu ſtellen. Und wo etwa das Leben eines Volkes zu erlöſchen, oder in Flachheit und Gemeinheit unterzugehen droht, — an der Erinnerung ruhmvoller Vorzeit vermag es ſich am leichteſten wieder zu entzünden, durch Denkmäler einer beſſeren Vergangenheit am eheſten wieder die hohe Fluth zu gewinnen, die im Stande ſei, es ſtolz und kräftig durch Jahrhunderte fortzutragen. — Aber ſtumm und todt ſteht das Denkmal da, wo die Geſchichte ſchweigt; und der Geſchichte beredter Mund findet mühſam den Weg zum Herzen, wo ihr Finger nicht auf das Denkmal hinzuweiſen vermag. — Der Geiſt, der aus Büchern ſpricht, wird nur dem lebendig, der die Sprache des Buches verſteht; aber die Sprachkenntniß bleibt ein todter Schatz, wo ſie weder Menſchen findet, noch Bücher, die ihr Anwendung geſtatten. —

Dieſer Gedanke nur kann es geweſen ſein, der das große Unternehmen wagte, die Marienburg von entſtellendem Wuſte zu reinigen und das Ehrendenkmal der Vorzeit vor den Augen des Volkes wieder klar und herrlich hinzuſtellen. Die Geſchichte des Vaterlandes, bis dahin nur das Eigenthum einiger Liebhaber und einiger Gelehrten, ſollte, wie es ſich gebührt, Gemeingut des Volkes werden. Der edle Sinn, welcher in dieſem Volke lebt, und in des Vaterlandes Drangſal zur heiligen Opferflamme aufloderte, die Preußens Feinde verzehrte und Thron und Land im erneuten Glanze ſtrahlen ließ, — dieſer Sinn war es werth, daß er durch die Geſchichte ſich begreifen lernte und unvergängliches Leben gewänne. Stand die Marienburg erſt wieder in Pracht und Herrlichkeit da, ſo rief ſie zur Frage auf, nach ihrer Bedeutung, und die Geſchichte ließ auf die Antwort nicht warten. Sie mußte erzählen, — und daß das Volk mit liebender Aufmerkſamkeit zuhören würde, ließ ſich nicht bezweifeln. Die alten Mauern wurden dann lebendig und ſprachen ſelbſt

von Großthaten der Vorzeit. Mit Heldengeſtalten füllten ſich die Hallen und Gemächer der Burg, und durchzogen weit und breit das Land, um ſelbſt in die dunkelſte Dorfſchule den Glanz ruhmvoller Vergangenheit erwärmend hineinzubringen und die Herzen der Knaben mit Liebe zum heiligen Boden des Vaterlandes zu entzünden. — Noch ein höheres Ziel ſollte erſtrebt werden. Durch eigenes Verſchulden, wie durch die Ungunſt des Geſchickes, auseinandergeriſſen, ſtanden das öſtliche und das weſtliche Preußen, Jahrhunderte lang, ſich fremd und getrennt gegenüber. In jenem war das urſprüngliche deutſche Leben geſichert; in dieſem aber wurde es durch ſklaviſchen Geiſt mehr und mehr beengt und erdrückt. — Des unſterblichen Friedrichs Hand vereinte wieder, was nie hätte geſchieden werden ſollen. Aber die lange Getrennten hatten ihres Urſprunges vergeſſen und ſich als echte Brüder zu betrachten, verlernt. Als zwei Provinzen ſtanden die Lande, die doch nur Ein Land ſind, um ihres Königs Thron. Der Oſtpreuße legte ſich gerne den ehrenden Namen „Altpreuße“ bei, um ſich von dem Bruder zu unterſcheiden, der einſt, in thörigem Sinne, das gemeinſame Familienband zerriſſen hatte. Mit der Vereinigung unter einen Herrſcherſtab, war die Vereinigung zu Einem Volke noch nicht bewirkt. Sollte dieſes geſchehen, ſo mußte das Volk auf die Vorzeit, mußte in ſein Vaterhaus zurückgeführt werden. Die Marienburg mußte wieder daſtehen in ihrer Herrlichkeit, um, wie ein Vater, den Preußen aus Oſt und Weſt zuzurufen: „ſehet, ihr ſeid Brüder!“

Leiteten ſolche Gedanken die wiederherſtellende Hand, ſo durfte auch nicht zu ängſtlich darauf gerückſichtiget werden, gerade mit Peinlichkeit Alles ſo wiederherzuſtellen, wie es vor Jahrhunderten mochte beſtanden haben. Sollte die Marienburg zum Mittel- und Brennpunkte des geiſtigen, d. h. des geſchichtlichen Lebens in Preußen, und zugleich zu einem Vereinigungs- und Ausſöhnungspunkte des lange Getrennten, dienen,

ſo mußten ihr auch deutliche Beziehungen auf die Gegenwart nicht fehlen, ſie mußte als Denkmal ruhmvoller Wiedervereinigung die Spuren der jetzigen Zeit an ſich tragen und gewiſſermaßen Eigenthum des lebenden Volkes werden. Was der Kunſtfleiß unſerer Tage, ohne dem Geiſt und Sinne des alten Bauwerks ſtörend zu widerſprechen, oder neue Lappen auf ein altes Gewand zu flicken, zu leiſten vermochte, mußte ſichtbar werden an dem heiligen Denkmale. Darum iſt der Landwehrmann in Wehr und Waffen, darum ſind die Jahreszahlen unter den Wappenſchilden der adeligen Familien, in den Fenſtern des großen Remters ganz an ihrem Platze; darum verdient es nur Lob und keinen Tadel, wenn des Künſtlers Hand ſich bemühte, allenthalben in der Glasmalerei, ſo viel als möglich, Vollkommenes zu leiſten, und nicht die rohe Kunſt früherer Jahrhunderte geſchmacklos nachzuahmen. Altes und Neues gattet ſich jetzt auf die erfreulichſte Weiſe hier allenthalben. Das Alte iſt dadurch nicht verheutigt, ſondern nur verklärt und verſchönert in die Gegenwart herübergezogen. Auch für den Kunſtfreund hat die Burg dadurch doppeltes Intereſſe erlangt, da er hier das neunzehnte Jahrhundert dem vierzehnten die Hand reichen ſieht. Noch höhere Bedeutſamkeit erlangt ſie aber hiedurch beim Volke. Alles Große, was die Erinnerung an eine ruhmvolle Vorzeit, alles Erfreuliche, was ein Denkmal brüderlicher Wiedervereinigung an ſich trägt, und das Erhebende und Schöne, was die Kunſt darbietet, vereiniget ſich ihm nun in der Marienburg.

Eins nur fehlt noch. Die Marienburg ſollte nicht blos, wie ein alter, ehrwürdiger Greis, der ſein Schaffen und Wirken im muntern Treiben des Lebens längſt beendet, müßig und unthätig daſtehn, wartend bis einer komme, der die Kunde alter Zeiten von ihr vernehmen will. Trägt ſie auch den Schmuck des Alters auf ihrem Haupte, ſo laſſen doch die kräftigen, glatten Mauern, ſo laſſen doch die unverſehrten Gewölbe ihrer Hallen

und Säle nicht das Mindeſte von Hinfälligkeit und Alterſchwäche an ihr wahrnehmen. Eine jugendliche Greiſin, lebenskräftig und friſch ſteht ſie da, und blickt fragend umher, ob die jetzige Zeit ſie immer müßig und unbenutzt werde ſtehen laſſen? Ein doppeltes Leben würde ſie empfangen, wenn auch die Gegenwart ſie mit irgend einer großen Bedeutſamkeit ſchmückte. Iſt ſie ſchon als geſchichtliches Denkmal ein Vereinigungs-punkt für das Volk, wie viel mehr würde ſie es werden, wenn es ihr geſtattet würde, das Volk wirklich von Zeit zu Zeit um ſich verſammelt zu ſehen? Schon wenn ihre Hallen, in denen vor Jahrhunderten des Landes Wohl berathen wurde, ſolcher Berathung von Neuem geöffnet ſtünden, wenn in ihnen der Landtag zuſammenträte, — ſchon dieſes würde ihr unmittelbar Leben und hohe Bedeutung im Treiben der Mitwelt geben. Mehr noch würde dieſes geſchehen, wenn man ſie zum Mittelpunkte von Preußiſchen Volksfeſten ma-chen wollte. In Tagen, wie die jetzigen, wo wir nur vor kurzer Zeit, ſogar auf deutſchem Boden, unter dem Scheine eines Volksfeſtes, ein Feſt zügelloſer Frechheit feiern ſahen; in Tagen, wo es die Klugheit anzurathen ſcheint, nicht gefliſſentlich große Menſchenmaſſen zuſam-menzurufen, weil ein böſer Geiſt unter den Völkern waltet, der durch das Zuſammentreten Vieler, leicht eine gefährliche Kraft erreichen und hintennach ſchwer-lich mehr zu bannen ſein möchte; — in einer ſolchen Zeit Volksfeſte in Vorſchlag zu bringen, dürfte gewagt ſchei-nen, wenn der Vorſchlag nicht gerade auf Preußiſchem Boden gemacht würde. Hier, wo eine tiefbegründete, auf wechſelſeitigem Vertrauen ruhende Liebe, den beſten der Könige mit den treueſten Völkern vereint; hier kann kein Volksfeſt in einen Gewitterſturm ausarten, der des Landes Thron und Verfaſſung umzuſtürzen drohte. Niedergedrückt von allgemeinem Unwillen, verlaſſen von dem günſtigen Urtheile der öffentlichen Meinung, müßte derjenige verſtummen, der auch nur Ein aufreizendes Wort zu ſprechen wagte. Stärken

nur könnte ein ſolches Feſt in jeder Bruſt das Hoch-gefühl der Liebe für König und Vaterland; anregen nur könnte es, unverblendet von dem Lügenſchimmer des Auslandes, nach Großem und Edlem zu ſtreben. Ein Volk, das ſich um die Marienburg zur Feier eines gemeinſamen Feſtes vereinigte, wäre ſchon dadurch vor der Gefahr geſchützt, den Irrlichtern zu folgen, mit welchen der Schwindelgeiſt unſerer Zeit ins Verderben lockt. Denn frommer Glaube hat die Burg gegründet. Der Mutter des Heilands geweiht, fodert ſie zu chriſtlicher Demuth und Gehorſam auf, und mit der Geſchichte warnender Stimme ruft ſie jedem zu: „Empörung gegen den Fürſten des Landes führt zu Unglück und Verderben!“ — Denn nicht blos der Glanz der Hochmeiſterburg ſank in Nacht, als das irregeleitete Volk gegen den rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriff; das Volk, das Land ſelbſt ſank in die Feſſeln drückender Sklaverei. Gehemmt war die Freiheit ſeines Geiſtes, gehemmt der Fortſchritt edler Bildung für lange, lange Zeit, und der Preuße, der des deutſchen Ordens Herrſchaft unerträglich fand, mußte lernen, vor dem ſlaviſchen Gebieter ſich ſlaviſch bücken. Da ſchwanken die Schatten des treuen Bartholomäus Blume und ſeiner rühmlichen Genoſſen, verklärt und herrlich im blutigen Nebel der Vergangenheit, und erwecken in jedem Herzen die Erkenntniß, daß Treue des Bürgers ſchönſter Schmuck und der Tod der Treue ein rühmlicher Tod ſei. — Ein Feſt auf der Marienburg kann kein Hambacher Feſt werden. —

Es verlautet von Nah und Fern, als werde der nächſte Sommermond uns ein Muſikfeſt in der Marienburg bringen. Der Gedanke iſt herrlich. Herrlicher aber würde es ſein, wenn, ſtatt auf einige Hundert dabei zu rechnen, auf einige Tauſende gezählt werden könnte. Das aber geſtattet der Raum des Schloſſes nicht. Doch der Burghof und der Schloßhain, ſo wie die Umgegend Marienburgs iſt geräumig genug. Sollte es nicht möglich ſein, denjenigen einen Erſatz zu ge-

währen, die ſich von dem Muſikfeſte **darum** ausgeſchloſſen ſehen möchten, weil die Plätze ſchon beſetzt ſeien? Etwa ein geſchichtlicher Vortrag vor verſammeltem Volke, gemeinſamer Geſang, vielleicht gar ein ritterliches Kampfſpiel und was ſonſt noch von einer glücklichen Phantaſie geboren, der Wirklichkeit ſich zum Gebrauche darbietet, würde ſicherlich dankbare Anerkennung finden. **Ein Preußiſches Volksfeſt, im Angeſichte der Marienburg, müßte erhebend ſein!**

V. Ideen zur vollſtändigern Belehrung des Volks.

„Im Menſchen ſoll nicht nur der Menſch wachſen, ſondern der Staats- und Weltbürger erzogen werden; und, wo möglich, ſoll durch jeden Menſchen das Geſchlecht gewinnen." **Hippel.**

Eine Volkserziehung in dem Sinne, wie ſie hier unſer unvergeßliche Landsmann Hippel meint, hat wohl bisher noch nirgends ſtattgefunden. Kein Zeitpunkt dürfte aber mehr Aufforderungen zum Austauſch von Ideen über dieſen hochwichtigen Gegenſtand u. zu Verſuchen, die bewährteſten derſelben zu verwirklichen, dem wahren Menſchen- und Vaterlandsfreunde ans Herz gelegt haben, als eben der gegenwärtige. Ein tiefbewegtes Volksleben im Süden und Weſten zeigt uns, in wilden Partheienkämpfen, wie die Völker noch überall kaum mehr als dunkle Ahnungen davon haben: was ſie eigentlich wollen, dürfen und ſollen? Es zeigt uns, daß der beſte Wille ſouverainer Fürſten allein nicht überall ausreicht, die Völker zu beglücken; daß in eingeſchränkten Monarchien weder Zugeſtändniſſe noch Staatsſtreiche die Maſſen befriedigen noch betäuben;

daß die Legitimität nicht immer haltbar erſcheint, wie Schweden, Frankreich u. Braunſchweig gelehrt haben; daß Wahlkönige nicht leicht Beſtand finden, wie es uns Polen früher gezeigt hat, und einige neuern Urſprungs, es wahrſcheinlich bald bewähren werden; — daß auch Republiken auf die Dauer nicht zufriedener ſich erweiſen, wenn wir auf Nordamerika u. auf unſre Schweizerkantone blicken; — — kurz, daß nirgends die Ruhe ſelbſtbewußter Gnügſamkeit und Zufriedenheit erfreulich ſich zu Tage legt, und daß nur unſer Vaterland Preußen in dem tiefbegründeten Vertrauen auf ſeinen väterlichen und weiſen Herrſcher, in der treuen und frommen Volksanhänglichkeit an Ihn und ſein Königliches Haus, bisher noch die Bürgſchaft ſteigender Wohlfahrt und Geſittung gefunden hat und — im Segen Gottes — wohl auch noch ferner finden wird.

Iſt es nun alſo nicht zu verkennen, daß das beklagenswerthe Zeitübel — die allgemeine und gewaltige Aufregung der Völker — nicht ſowohl durch die Mängel der verſchiedenen bekannten Regierungsformen und Inſtitutionen hervorgerufen wird; als vielmehr eben nur in den geiſtigen Zuſtänden der bewegten Volksmaſſen ſeinen eigentlichen Urſprung finden kann; ſo bleibt wohl nichts anderes übrig, als anzuerkennen und laut auszuſprechen:

Daß es dringend Noth thut, endlich einmal für eine vollſtändigere Volksausbildung — wie ſolche von der in neuerer Zeit ſich entwickelten Staatsgeſellſchaftlichen Reformation unerläßlich bedingt wird — ernſtlich und thatkräftig zu ſorgen.

Jede geiſtige Reformation, ſei ſie religiöſer oder politiſcher Natur, erzeugt, in der erſten Epoche ihrer Wirkſamkeit, höchſt ſchwer zu gewältigende Gährungsſtoffe, und zwar in den exaltirteſten Schwärmereien ſowohl für das überſchätzte Alte einer Seits; als auch für das noch nicht deutlich erkannte und in der Erfahrung noch nicht bewährte Neue andrer Seits. Unſre Religionsreformatoren feſſelten aber das Gelingen

und den Sieg an ihre groſsen Unternehmungen nicht ſowohl dadurch, daſs ſie die Bibel — ihre religiöſe Magna charta — der Welt publicirten, als vielmehr nur durch die ſo nothwendigen populairen Verſtändlichungen derſelben in Volkskatechismen und Geſängen. Dieſe wurden in den Schulen dem Unterricht zum Grunde gelegt, und gewannen ſo durch die Schule in das Haus, und bald weiter hinein im Volke, Eingang und belehrenden Einfluſs.

Man ſieht, wo ich hinaus will. Ich halte nämlich dafür, daſs man nothwendig und ſtets übel fahren muſs und wird, wenn man den Völkern nur immer weitläuftige Konſtitutionsurkunden proklamirt, die das Volk doch nimmermehr irgendwo auch nur nothdürftig zu erfaſſen und zu verſtehn im Stande iſt. Noch übler, wenn man dabei eben ſo unverſtändlich als, in ſeinen unmittelbaren Folgen, verderblich vorauszuſetzen wagt: es werde eben dieſes nach Aufklärung und Belehrung dürſtende Volk aus den politiſchen Hahnengefechten der immerdar in Principien und Doktrinen wechſelnden Oppoſitions- und Miniſterial-Partheien und Volksredner je zu einer richtigen Einſicht in den geſellſchaftlichen Zuſtand und zur klaren Erkenntniſs ſeiner wahren und unwandelbaren Intereſſen gelangen. Ja, dieſes heilloſe Verfahren unſrer politiſchen Reformatoren halte ich gerade für die furchtbare Pandorabüchſe aller Uebel und Leiden, die unſer Zeitalter drücken und verdunkeln, und die unſre Nachkommen vielleicht zu einer Völkerpaſſionsgeſchichte verbinden und zur Belehrung und Warnung ihren Kindern und Kindeskindern vererben werden. — —

Volkskatechismen — nicht allein religiöſe, ſondern auch politiſche oder Staatsgeſellſchaftliche überhaupt, und für jedes Land nach den beſtehenden Verfaſſungen und Geſetzen insbeſondere entworfen — würde ich daher überall dringend empfehlen. Denn ich lebe in der feſten Ueberzeugung, daſs es hienieden weder eine allein ſeligmachende Kirche, noch eine

allein beglückende Regierungsform je gegeben hat, noch je geben wird. Alles kommt am Ende und nur allein auf das Erkennen und Lebendigmachen des ewig Wahren und Rechten an, von dem ein unvertilgbares Gefühl in jedes Menſchen Bruſt ſchlummert, das nur geweckt und gekräftigt werden muß, durch Lehre und Beiſpiel der Aufgeklärtern und Beſſern im Volke. Möchte doch unſer theures Vaterland Preußen, auch in dieſer Angelegenheit herrlich leuchtend vorangehen und Bahn brechen! — — —

Aber wer ſoll — wer wird dieſen Preußiſch-Staatsbürgerlichen Volkskatechismus wohl am zweckmäßigſten verfaſſen? und wie — und wo ſoll derſelbe dem Volke in die Hände gegeben werden? — Die Beantwortung dieſer beiden Fragen iſt der eigentliche Brennpunkt, auf den ich die Aufmerkſamkeit und die regſte Theilnahme aller Leſer dieſer Blätter zu richten wünſche. Darüber einen belehrenden Austauſch von Ideen hervorzurufen und zu befördern, halte ich für eben ſo verdienſtlich als intereſſant; beſonders wenn man auch in dieſer reinen Volksſache den ungelehrten aber verſtändigen Männern im Volke freie Rede und Stimme, in den Grenzen der Pflicht u. des Gewiſſens, zu verſtatten bereit iſt. Und in dieſer Vorausſetzung allein habe ichs wagen zu dürfen geglaubt, hier dieſen Aufſatz zu veröffentlichen; denn auch ich habe ja — wie Männer vom Fach' es mir ſofort abmerken werden — keine andre Studien gemacht, als eben im Volksleben eines gewerbſamen Mittelſtandes; und keinen andern Lehrer gehabt, als den immer regen Beobachtungsgeiſt, der uns Altpreußen wohl allen beiwohnt.

Wenn wir nun aber Alle, mit gleicher Freiheit, unſre Meinungen, Anſichten und Wünſche bei Beantwortung dieſer hochwichtigen Fragen äußern dürfen, ſo iſt es, hauptſächlich bei uns ſchlichten Volksmännern, Pflicht und nothwendig, zuvor darüber uns ganz ins Klare zu ſetzen: was alles, oder eigentlich nur, dieſer populaire Preußiſche Volkskatechismus lehren und

erläutern ſoll? Meines unmaßgeblichen Dafürhaltens müßte derſelbe von Zweierlei handeln, nämlich:

I. Von unſern Pflichten } als gute, treue und
II. Von unſern Rechten } glückliche Preußen,

und zwar im Bezuge:

a) auf den König, unſern uns zum Segen von Gott vorgeſetzten Herrn und Landesvater;

b) auf das Vaterland im Allgemeinen, als deſſen Nutznießer und Vertheidiger ſeiner Würde u. Wohlthaten, — mit andern Worten, als Staatsbürger und Soldaten;

c) auf die uns umſchließenden engern Verbände, als Kreis, Kirche, Schule, Bürgerſchaft und Landgemeinde; endlich

d) auf uns ſelbſt, als ſelbſtſtändige Haus- und Familienväter, Dienende und Untergebene.

Dann ſcheint es mir, daß nicht verwaltende Staatsmänner allein; eben ſo wenig Juriſten und Kameraliſten, Theologen und Pädagogen allein; noch weniger Ausſchüſſe der Verſtändigſten aus dem Volke allein; — ſondern daß nur eine zweckmäßige Vereinigung aller dieſer nothwendigen Befruchtungswerkzeuge zu einem Ganzen die ſich entwickelnde Blüthe eines, wenn man will, nicht ganz neuen aber guten Gedankens, zur geſegneten Frucht, zu befähigen und zu zeitigen vermag. Ferner glaube ich, daß, nächſt dem Religionsunterricht, unſer Preußenkatechismus als Hauptlehrgegenſtand in den Volksſchulen auf dem Lande eingeführt, und, neben demſelben, nur Leſen, Schreiben und etwas Rechnen getrieben werden müßte. Denn was, in aller Welt! ſollen dem gemeinen Mann die ihm ganz unfruchtbar bleibenden Fetzen und Brocken aus der Weltgeſchichte und ſtatiſtiſchen Geographie, womit in manchen Volksſchulen noch Zeit und Mühe verſchwendet wird? Dieſe auf unſern Katechismus und allenfalls noch auf einen populairen Unterricht

in der ökonomiſchen Boden- und Pflanzenkunde *) verwandt, würde für den gemeinen Landmann viel erſprießlicher ſein. Auch in den ſtädtiſchen Elementar- und höhern Bürgerſchulen müßte, nächſt Religion, nach unſerm Katechismus über die Pflichten u. Rechte eines Bürgers gründlicher Unterricht ertheilt werden, ohne daß jedoch den hier ſonſt nothwendigen Schulwiſſenſchaften erheblicher Abbruch dadurch geſchähe. Denn der gewerbſame Mittelſtand bedarf allerdings und immer einer höhern Ausbildung, als der zur Händearbeit im Schweiße ſeines Angeſichts prädeſtinirte gemeine Ackers- und Dienſtmann. — Wie endlich der Studien- und Lehrplan in den Seminarien und Gymnaſien demnach zu reguliren ſein möchte, dürfte wohl, ohne Bedenken, der bewährten Intelligenz der kompetenten Behörden allein zu überlaſſen ſein.

So viel für dieſes Mal zur Erläuterung meiner Ideen zur vollſtändigern Belehrung des Volks; — genug, wenn ſie da Anklang und Beachtung finden, von wo aus die Verwirklichung allein heilbringend erwartet werden muß; — — ja, ſchon mehr als zu viel, wenn es ſich ergeben möchte, daß ich, in der beſten Abſicht und Erwartung, mich dennoch geirrt haben ſollte. —

R. z. E.

*) Bei dieſer Gelegenheit erlaube ichs mir, den Hrn. Wirthſchaftsrath Nebbien recht ſehr zu bitten, auf Grund ſeiner ſo viel verſprechenden Bodenmeng- und Gründüngungstheorie, eine populaire „Anleitung zum Unterricht in der landwirthſchaftlichen Boden- und Pflanzenkunde für den gemeinen Preußiſchen Landmann“ zu bearbeiten und herauszugeben. Der Abſatz wäre ſicher und das Unternehmen gewiß heilbringend, wenn Hr. N. ſich nur herablaſſen wollte, ganz ohne Kunſtwörter und wiſſenſchaftlichen Prunk, ſo allgemein verſtändlich zu ſchreiben, daß auch die sancta simplicitas — die in dieſem Fall beſondere Berückſichtigung verlangt — darin Belehrung zu finden im Stande ſein möchte. R. z. E.

VI. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

§. 64. Ich kehre nun wieder zur näheren Beſchreibung des Seegatts bei Pillau zurück. — Die Form des Seegatts, welche durch die Anlage der Moole gebildet wird, iſt vorher ſchon beſchrieben worden, und es bleibt nur noch näher zu erörtern, welche Richtung das Bett des Seegatts hier und in ähnlichen Situationen gegen die Strandſtrömung haben muß. Iſt die Strand- oder Uferſtrömung in dem Becken der See ſtärker, als die ausgehende eines Stromes oder Fluſſes, ſo drängt ſie letztere in einer geneigten Richtung zurück, und iſt dann die Urſache zur Veränderung der Fahrbahn. Dies wird dadurch ſichtlich, daß die Farbe des Waſſers aus der Oſtſee bläulich, und die aus dem Haff grünlich und auch ins gelblich graue fällt, je nachdem ſolches mit Schlick oder Erdtheilen gemiſcht iſt. In allen Meerengen ziehen ſich die Strömungen unter gewiſſen Umſtänden über einander fort. Auch der Sund hat keine merkliche Ebbe und Fluth, aber es kommen auch hier die unteren dichten Schichten der Waſſermengen aus der Nordſee, nach den hydroſtatiſchen Geſetzen in die Oſtſee, und gehen dann in entgegengeſetzter Richtung wieder in die Nordſee zurück; mithin iſt auch hier ein fortwährender Wechſel der nie ruhenden Natur. Eben ſo gehen auch die Strömungen in dem Seegatt bei Pillau, durch die ein- u. auslaufenden Waſſermengen, vermöge der Wirkung der Winde über einander fort, wovon man ſich beim Peilen oder Tiefenmeſſen des Seegatts völlig überzeugen kann. In der Meerenge bei Sicilien iſt auf ähnliche Art die über einander gehende Strömung oft ſehr ſtark, aber der Wirbel iſt für die Schiffahrt nicht ſo fürchterlich, wie ſolcher von den

alten

alten Dichtern beſchrieben iſt, und es ſcheint die drohende Gefahr nur in der Bewegung des Waſſers durch das Zurückſchlagen der Wellen zu liegen, wodurch Strudel und Wirbel erzeugt werden.

§. 65. Die Richtung des Seegatts iſt bei Pillau nordweſtlich, die Strandſtrömung bei den herrſchenden Winden ſüdweſtlich, mithin wird der Strom im Seegatt von dem Strand- oder Uferſtrom der Oſtſee im rechten Winkel angegriffen, und weil letztere oft ſtärker iſt, ſogar durchſchnitten. Eine einfache Betrachtung zeigt, daß ein ſolches Zuſammentreffen der beiden Strömungen unter einem rechten Winkel für die Sicherung des Seegatts gerade am vortheilhafteſten iſt. Wenn nämlich die Moole von der Nehrungsſpitze aus ſeewärts gegen die Strand- oder Uferſtrömung, welche oft eine Geſchwindigkeit von 10 bis 18, in einer Sekunde, aus Südweſt hat, in einem ſtumpfen oder ſpitzen Winkel angelegt wäre, ſo müßte im erſteren Falle eine Hinterſpühlung des Grundes an der Moole, oder im letztern ein Wirbel oder eine Drehung des Waſſers, wodurch die Verlandung verhindert würde, erfolgen. Da nun aber die Moole oder die Uferbildung im rechten Winkel gegen die herrſchende Strandſtrömung angelegt wurde, hat ſich auch der gute Erfolg bei dem Fortſchreiten mit der Ausführung jährlich gezeigt; denn die Verlandung erfolgt durch den Sand, welchen die oft reißende Strand- oder Uferſtrömung in großen Mengen, in der Richtung von Südweſt, mit ſich fortführt, ſogleich während der Ausführung der Verlängerung der Moole in die See hinein. Wo im Jahre 1815 noch die Wellen am Ufer der Oſtſee auf der Friſchen Nehrung ſpühlten, wurden auf der durch die Anlage der Moole erzeugten Verlandung in den Jahren 1816 und 1817 29 Morgen 117 □Ruthen, im J. 1818 19 M. 30 R., im J. 1819 4 M. 160 R., im J. 1820 4 M. 152 R., im J. 1821 5 M. 161 R., im J. 1822 5 M. 152 R., zuſammen 70 Morgen 52 □Ruthen, oder 2 Hufen 10 Morgen und 52 □R.

Neſterpflanzungen von Sandroggen, Sandhafer und von der braunen und kleinen Sandweide angelegt, theils auch Erlen gepflanzt und beſäet. Sie geben den Beweis guter Vegetation und Feſtlegung des Sandes. — Eine faſt eben ſo große Sandfläche von 50 Morgen 4 □Ruthen hat ſich im Jahre 1822 ſchon wieder hinter der Moole, vor der bepflanzten Fläche, nach der See hin, gelagert, und nimmt immer mehr an Größe zu; es wird mit der Bepflanzung darauf, zur Feſtlegung, Verbreitung u. Verſtärkung der Nehrungsſpitze, weiter vorgegangen und ſo der Oſtſee immer mehr Land abgewonnen *).

§. 66. Die Verlängerung der Moole muß natürlich ſo weit fortgeſetzt werden, bis ſie, dem urſprünglichen Projekte gemäß, eine ſolche Länge erreicht hat, daß durch die Strand- oder Uferſtrömung der mitgeführte Sand nicht mehr in der Mündung des Seegatts abgeſetzt und in dem ruhigen Waſſer gelagert werden kann, ſondern daß ſolcher, vermöge der Geſchwindigkeit durch die Strandſtrömung, der Mündung vorbeigeführt wird. Die kleine Maſſe Sandes aber, die an der Stelle ſich lagert, wo ſich die Strömung durch das Seegatt mit der Strandſtrömung berührt und daher ruhiges Waſſer erzeugt, wird dann durch erſtere Strömung bald wieder zur ſchiffbaren Tiefe fortgeführt werden. — So wie die Strandſtrömung den Sand am Ufer der Oſtſee forttreibt, wird ſolcher auch durch die Uferſtrömung im Haff am Ufer der Nehrung fortgeführt und vor die Mündung des Seegatts gelagert, wodurch die große Sandplatten ſich bilden, welche verſchiedene Benennungen haben, als: Heerd, Schaar, Glasmacher u. ſ. w. Hierin vertiefen ſich nun die beiden Strömungen, die nördliche vom Pregelſtrom u. Friſching

---

*) Die ſich hinter der Moole zur Verlandung gelagerte Sandmaſſe beträgt nach einer im Monat December 1831 vom Hafenbau-Inſpektor Fiſcher angelegten Berechnung jetzt ſchon 8,800,000 Kubikfuß.

und die ſüdliche von dem Nogat-, dem Weichſelſtrom und dem Elbing-, Paſſarge- und Baudefluß, ihr Bette oder die Rinne, ſo wie ſolches ſchon ſeit der Entſtehung des Hafens bei Pillau geſchehen iſt. — Die Strand- oder Uferſtrömung aus Südweſt wirkt hier oft mit ſolcher Kraft, daß die Sandplatte, welche früher neben dem Seegatt noch in einer bedeutenden Entfernung ſüdweſtlich unter Waſſer lag, und auf welcher der brave Lootſenkommandeur Steenke den 11. Auguſt 1818 des Abends um 6 Uhr nebſt 11 Lootſen und 2 Seeleuten aus England beim Abbringen eines auf die Sandplatte geworfenen Schiffes und bei der Rettung der Schiffsmannſchaft den Tod in den Wellen fand, ſchon in demſelben Jahre größtentheils hinter die Moole geſchoben und dort ſo verlandet iſt, daß darauf bald Anpflanzungen angelegt werden können *). — Von der Nützlichkeit der Feſtlegung des Sandes am Seeufer auf der Spitze der Friſchen Nehrung, für den Hafen und die Schiffahrt überzeugt, nahm das Vorſteheramt der hieſigen Kaufmannſchaft dieſe Anlagen von Pflanzungen u. ſ. w. mit unter die Hafenverwaltung, weshalb auch die Koſten von der Zeit an aus der Hafenbaukaſſe hergegeben werden.

§. 67. Auf der Nehrung wurden im Jahre 1801 (welche damals nur eine ſpitze, hügelichte oder aus Sandkuppen beſtehende Erdfläche am Seegatt bei Pillau und weiterhin zeigte) viele Anpflanzungen von Alttief nach Pillau hin, angelegt, jedoch nach keinem auf Erfahrung gegründeten Plan. Sie wurden auch

---

*) Ein ähnlicher Unfall, wie dieſer wodurch ꝛc. Steenke nebſt den ihm untergeordneten Lootſen im Dienſt und dem eifrigſten Beſtreben, Menſchen zu retten, ihren Tod fanden, traf auch ſchon 5 Lootſen den 14. Juli 1718, indem ſie in ihrem Berufsgeſchäft in den Wellen der Oſtſee bei Pillau blieben. Die Verdienſtlichkeit der Männer, welche die Wellen der See verſchlungen haben, iſt allgemein anerkannt, und die Wittwen und Waiſen ſind vom Staate möglichſt unterſtützt worden.

Digitized by Google

in der Folge, beſonders im Jahre 1807 im Monat März, behufs der Kriegsoperationen, wo Fortifikationswerke, Schanzen und Blockhäuſer auf der Nehrungsſpitze angelegt werden mußten, ſo zerſtört, daß die Sandmaſſen aufgelockert und durch die Stürme in das Seegatt und das Haff fortgetrieben wurden. Die ganze Situation wurde hiedurch umgeſchaffen und man erblickte damals hier einen neuen Ort, beſtehend aus Blockhäuſern, Baraquen, Wällen, Gräben u. ſ. w., früher von Militair beſetzt, und ſpäter in den Jahren 1812 und 1813 von Kriegsgefangenen, einem Gemiſch vieler Nationen bewohnt. Für dieſe Menſchen, welche nun hier ihr Weſen treiben konnten, während ſie unter ähnlichen Verhältniſſen in andern Ländern in Gefängniſſen und Schiffen eingeengt geweſen wären und ihr Leben qualvoll hätten verhauchen müſſen, war es eine Wohlthat hier, die für ſie zur Gefangenſchaft beſtimmte Zeit, in der reinen und kühlenden Seeluft im Sommer verleben und auch in der See baden zu können, wodurch unbezweifelt ſo manchem ſein Leben und ſeine Geſundheit erhalten worden iſt. — In dem nachher eingetretenen Stande der Ruhe, wurden die hölzernen Schoppen u. ſ. w. von Seiten der Militairbehörden abgetragen; dies geſchah theils weil ſie keinen Zweck mehr hatten, und theils weil ſich die Stürme dazwiſchen preßten, tiefe bis auf den Waſſerſpiegel gehende Schlüfte in den Boden der Nehrung riſſen und ſo den Flugſand in das Haff und in das Seegatt trieben, wodurch zugleich die Verminderung des Sandſtreifens oder der Nehrung und die Verflachung des Seegatts raſch vor ſich ging. Nachdem nun die Schoppen und Baraquen abgetragen waren, wurde der Boden geebnet, bepflanzt, und zwar mit Sandroggen, Sandhafer und Weiden, ſo daß es jetzt einem Garten gleicht. Durch das thätige Einwirken von Seiten der Militairbehörden zum gemeinſchaftlichen und ſo nützlichen Zweck, läßt ſich auch hier das gewünſchte Reſultat zur Befeſtigung des Bodens erwarten.

§. 68. Auf ähnliche Art iſt von Seiten der Militairbehörde die Plantage zwiſchen der Feſtung und der früheren Pfundbude bei Alt-Pillau am Ufer der Oſtſee, welche der Obriſtlieutenant v. Gonzenbach im Jahre 1793 anlegte, die aber den 21. November 1806, wie die Feſtung Pillau in Vertheidigungsſtand geſetzt, gekappt oder abgehauen wurde, durch zweckmäßige Nachpflanzungen und Erweiterungen wieder hergeſtellt und die Feſtung dadurch vor den Sandflug und die Erdzunge vor Durchbrüchen geſichert worden, womit auch jetzt noch jährlich fortgefahren wird. Die Männer, welche dieſe Anlage geſchaffen haben und ſie jetzt ſorgfältig unterhalten, finden darin gleichſam ein Denkmal und die Ueberzeugung, daß ſie nützlich gewirkt haben. — Der Flugſand bei Pillau wird jetzt auch noch am Ufer des Haffs von der Stadt bis nach Alt-Pillau unter der gemeinſchaftlichen Mitwirkung der Militairbehörde und der Bürgerſchaft in Pillau, durch Anlagen gedeckt, und es iſt erfreulich, neue Alleen und Gartenpartien auf dieſer früher öden Sandfläche (auf der ſonſt der Reiſende bei finſtern Nächten und ſtürmiſcher Witterung der Gefahr ausgeſetzt war, in das Haff fahren und verunglücken zu können) entſtehen zu ſehen, die Theils zum Luſtort für die Bewohner der Stadt, beſonders aber zur ſichern Paſſage dienen *). — Im Jahre 1804 ward es nach der völligen Wiederherſtellung der Feſtungswerke für nothwendig erachtet, die Anhöhe, auf der die Pfundbude in früheren Zeiten ſtand, abzutragen, weil ſie höher als die Feſtungswerke liegt, und

---

*) In den Bemerkungen von Roſenwaller — angeblich einem Ruſſen — über Preußen, die im Jahre 1814 herausgegeben ſind, befinden ſich auch Nachrichten über den Hafen von Pillau. Das Buch gewährt eine angenehme Lektüre, doch hat die gewöhnliche Schwachheit der Reiſenden, alle Gegenſtände umfaſſen zu wollen, den Verfaſſer, bei ſeiner gänzlichen Unkunde der Waſſerbaukunſt, und ſeinem auffallenden Mangel an Beobachtungsgabe, zu den lächerlichſten Aeußerungen verleitet.

dieſe daher von dort aus beherrſcht werden konnte. Zugleich wurde der Bau eines neuen Leuchtthurms auf der Stelle des bisherigen Lootſenthurms in Vorſchlag gebracht, weil ein gutes Seefeuer, als Nacht-Signal, für einen Hafen ſehr nützlich iſt, woran es bei Pillau bis dahin ſo ſehr mangelte.

(Fortſetzung folgt.)

VII. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Gedanken über Beſoldung der Geiſtlichen.

Durch ein Sendſchreiben an einen ſeiner Amtsbrüder mitgetheilt von einem Landgeiſtlichen in Oſtpreußen.

Mein theuerſter Amtsbruder.

Schon oft bot bei unſern monatlichen Zuſammenkünften die Beſoldung der Geiſtlichen mit ihren mannigfachen Unannehmlichkeiten und Gebrechen uns reichen Stoff zum Austauſche unſerer Anſichten und Wünſche; Sie wiſſen daher, daß ich mit beſonderer Vorliebe mich ſtets mit einem Gegenſtande beſchäftigt habe, der einer allgemeinen und regen Theilnahme wohl werth iſt. Um ſo angenehmer empfand ich es deshalb, als Ihr letztes liebes Schreiben von mir eine zuſammenhängende Darlegung meiner Anſichten zum Zwecke unſerer nächſten Beſprechung bei Ihnen verlangte, welche ja in ſo fern noch an Lebendigkeit und innerer Wichtigkeit gewinnen wird, als diesmal ein größerer Kreis von Amtsbrüdern an derſelben Antheil nehmen wird. Sie erlauben mir aber gütigſt, daß ich die geforderte Darlegung ſchon im Voraus in einem Sendſchreiben an

Sie abgeben darf, indem ich gerade von Ihrer gereiften Erfahrung und tiefen Einſicht ein gründliches und entſcheidendes Urtheil mit Recht erwarten darf.

Es kommt mir hier nach der geſtellten Forderung hauptſächlich auf die Stellung der Landgeiſtlichen, zu denen ich auch mit allem Fug und Recht die Geiſtlichen der kleinen Städte zählen kann, weil ihre Stellung derjenigen ihrer Amtsbrüder auf dem Lande gleich kommt, an; ich ſchließe deshalb die der großen Städte aus, weil mir ihre Stellung zu wenig bekannt iſt, eben ſo die evangeliſchen Amtsbrüder im Ermlande, weil deren Beſoldung, aus einem von Königl. Kaſſe gezahlten, genügenden, feſten Gehalte, aus den beſtimmten Gebühren, freier Wohnung und einigen Achteln Freiholz, hin und wieder auch noch aus einer kleinen Land- und Gartennutzung beſtehend, durchaus erwünſcht erſcheint. Ich beſchränke demnach, wie Sie ſehen, meine Darlegung auf einen beſtimmten Kreis, jedoch auf keinen kleinen; vielmehr umfaßt er bei Weitem die Mehrzahl der geiſtlichen Stellen unſerer Provinz.

Es iſt Ihnen nun nicht entgangen, daß von allen Seiten her die jetzige Art der Beſoldung der Geiſtlichen angefochten wird, daß ein Naſſauiſcher Amtsbruder in der allgem. Kirchenzeitung mit einem gewiſſen Triumphe die längſt geſchehene Feſtſtellung des geiſtlichen Einkommens in ſeinem Vaterlande verkündigt hat, daß auch bei uns ſchon, ſelbſt öffentlich, dieſer Gegenſtand beſprochen worden iſt, wie ſich denn eine ſehr beachtenswerthe Stimme in einem wohl durchdachten und ausgeführten Vortrage auch in unſern Provinzial-Blättern (Bd. 5. März 1831. S. 234 ff.) ſchon hat vernehmen laſſen. Und wer ſollte nicht, gewiß oft mit großer Betrübniß, die Mängel der Art unſerer Beſoldung empfinden, die deshalb einer Umänderung und theilweiſen Verbeſſerung gewiß bedarf, was ja ſelbſt, wie längſt zu vernehmen war, höhern Orts anerkannt und auch ſchon zum Gegenſtande der Beprüfung und Berathung genommen worden iſt. Das Mangelhafte

beruht nun darin, daß unſer Einkommen in einzelnen Einnahmen beſteht, die für ſich betrachtet geringfügig ſind, und im Ganzen nicht den umfaſſenden Nutzen gewähren, den ſie bringen würden, wenn ſie entweder in ein, zu beſtimmten Zeiten erhebbares, Ganzes zuſammengeſchmolzen, oder wenn wenigſtens eine größere feſte Geldeinnahme gebildet werden könnte. Dieſes zu erreichen iſt nun auch der Zweck aller gemachten Vorſchläge, und auch die meinigen können nur denſelben feſthalten. Es kömmt aber auf die Erwählung der zweckdienlichen Mittel, über welche man ſich bisher noch nicht hat vereinigen können, an, wozu indeſſen auch dieſe wenigen Zeilen einen kleinen Beitrag zu liefern verſuchen ſollen. Freilich weiche ich in Bezug auf ſie von früheren Vorſchlägen ab, namentlich von denen unſers lieben vorhin erwähnten Amtsbruders, der, wie Sie Sich erinnern, mit guter Waffe ficht; indeſſen kann ja auch nur durch den Austauſch verſchiedenartiger, ſelbſt widerſprechender Gedanken die Wahrheit der Sache gewinnen.

Man ſucht alles Heil in der Feſtſtellung der ſogenannten Stolgebühren, und unleugbar iſt ihre Erhebung, wie ſie jetzt beſteht, unter gewiſſen Umſtänden von den drückendſten Beſchwerden begleitet. Meine Anſicht über ſie wird hernach folgen.

Man will ferner, daß die Umgeſtaltung des geiſtlichen Einkommens durch die Gemeine beſorgt werde, wenigſtens, daß ſie ihre Kräfte dazu hergebe. Hierin kann ich nun nicht einſtimmen, vielmehr halte ich dafür, daß die Gemeinen ferner geben, was ſie gegeben haben, der Staat aber die nöthige Umwandlung, damit verbundene Verwaltung und etwaige Erhöhung der nothwendigen Beſoldungsmittel übernehme. In welcher Art ich mir dieſes Alles denke, wird ſich gleichfalls aus der weiteren Erörterung ergeben.

Weshalb ich hier den Staat beanſpruche, das hat ſeinen Grund darin, daß, wenn auch die Kirche als religiöſe Anſtalt ihre innere Angelegenheiten durch die

dazu beſtellten geiſtlichen Behörden (Konſiſtorien), wenn gleich unter Oberaufſicht des Staates, ſo doch ſelbſtſtändig verwaltet, ſie jedoch in allen äußerlichen Verhältniſſen vom Staate geleitet und beaufſichtigt wird, woher es kommt, daß, wie es ganz in der Natur der Sache liegt, der Geiſtliche Kirchen- und Staatsdiener zugleich oder Staatsbeamteter im Dienſte der Kirche iſt *). Die nächſte Verpflichtung zur Unterhaltung des Geiſtlichen trägt, weil er für ſie zunächſt allein da iſt, die Gemeine, was auch mit den Grundſätzen der apoſtoliſchen Kirche durchaus übereinſtimmt, wie klar aus den Ausſprüchen des Apoſtels Paulus hervorgeht (vgl. 1 Kor. 9, 11 u. 14., und Gal. 6, 6.), geſtützt auf den Grundſatz des Erlöſers: (Luc. 10, 7.) „Ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.“ Dieſe Verpflichtung **) üben nun die Gemeinen hinlänglich aus, indem ſie den Geiſtlichen ihren Unterhalt gewähren, denn nur in ſehr ſeltenen Fällen hat ihn bei Unfähigkeit der Gemeine der Staat ganz oder theilweiſe übernommen. Aber wie? wenn nun der Unterhalt aus den Mitteln der Gemeine unzureichend, die Art deſſelben der Würde des Geiſtlichen gefährlich, ja dieſer in gewiſſen Rückſtand gegen alle übrigen Staatsbeamteten geſtellt wird, obſchon die Forderungen der Amtstüchtigkeit u. Wirkſamkeit, undzwar mit Recht, nicht gering an ihn geſtellt werden? — Dann ſcheint mir es eben durchaus nicht unbillig, daß der Wunſch der Verbeſſerung ſeine Erfüllung von dem Staate erſehnt, als derjenigen Gewalt, welcher allein die geeigneten Mittel zu Gebote ſtehen, zumal es ſeine eignen, auch zu gewiſſen nicht kirchlichen

---

*) ? d. R.

**) Man vergleiche hierüber, was Dr. Aug. Neander in ſeinem neuen vortrefflichen Werke: „Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel“ Bd. 1. S. 227 u. 355 ſagt, nehme aber beim Verfolge ſeiner Darſtellung wohl auf die von ihm angeführten Umſtände Rückſicht, wenn etwa Bedenken gegen die aufgeſtellte Anſicht entſtehen ſollten.

Amtsleiſtungen für ihn verpflichteten Diener ſind, welche auf ihn ihre Zuflucht ſetzen.

Ich weiß, Sie gehören nicht zu denjenigen ängſtlichen Gemüthern, welche in dieſem engeren Anſchließen der Kirche an den Staat eine erniedrigende Unterwerfung der erſteren unter den letzteren fürchten zu müſſen glauben, und hegen mit mir die feſteſte Zuverſicht, daß dergleichen am Allerwenigſten unter einer ſo väterlichen und weiſen Regierung, als eben unſer erleuchteter Staat ſich erfreut und rühmt, zu befürchten ſteht. Um ſo eher hoffe ich für meine eben aufgeſtellte Behauptung auch Ihren Beifall zu gewinnen.

Doch wenn es nun gewiß iſt, von wo wir allein wirkſame Hilfsmittel zu erbitten und zu erwarten haben, ſo muß es ſich wohl noch um die Möglichkeit der Hilfsleiſtung ſelbſt handeln, die dann aber in der That gegeben iſt, wenn eines Theils der vorhandene Stoff der Beſoldung anders verarbeitet würde, anderes Theils aber Zuſchüſſe, wo ſie nothwendig erſcheinen, bewilligt werden könnten. Denn vor allen Dingen ſcheint es mir nothwendig, daß, um das Mittel zur Deckung der dringendſten Geldausgaben, die durch die Zeitumſtände nicht unbedeutend geſteigert ſind, darzubieten, den Geiſtlichen nach gewiſſen Klaſſen eine feſte Geldbeſoldung gewährt werde. Wäre dieſe, wie indeſſen nur ſelten der Fall ſein dürfte, in den Mitteln der Gemeine vorhanden, alſo daraus zu leiſten möglich, ſo werde ſie immerhin daher genommen; reichen dieſe indeſſen nicht aus, da werde gnädigſt ein Zuſchuß bewilligt. So würde z. B. für die geringſte Klaſſe ein feſtes Gehalt von 300 Thlr. genügen, für die höchſte, nur bei wenigen Stellen anwendbare, 500 Thlr. Sehr beherzigenswerth iſt, was unſer lieber Amtsbruder in dem bereits angeführten gründlichen Aufſatze über Erhöhung des baaren Gehaltes ſpricht.

Indeſſen entſteht hier billig die Frage: woher denn dieſes bedeutend erhöhete Gehalt hernehmen? Die Beantwortung dieſer Frage wird mich meinem

Ziele näher bringen. — Am zweckmäßigſten erſcheint es, die verſchiedenen Quellen des geiſtlichen Einkommens einzeln zu betrachten. Unter ihnen nehme die erſte Stelle das **Land**, welches dem Geiſtlichen zur Nutzung übergeben wird, ein. Offenbar ſoll dieſes den größten Theil des Unterhaltes gewähren. Aber wie verſchafft ſich der Geiſtliche als Nutznießer den möglichſt entſprechenden Ertrag? Am Sicherſten freilich ſcheint es, wenn er ſeine Hufen **ſelbſt bewirthſchaftet**. Indeſſen, Sie wiſſen ja, hier giebts viele Köpfe und darum viele Meinungen, welche alle abermals zu erörtern wohl nicht der Ort ſein kann, da vom alten Krünitz bis zum Theophron*) hin ſchon Hinlängliches darüber verhandelt worden iſt. Ich ſpreche nun, freilich auf die Gefahr hin, von unſerm erwähnten unbekannten Amtsbruder (vgl. S. 257) zu den „arbeitsſcheuen" Männern gerechnet zu werden, meine perſönliche Meinung dahin aus, daß die Selbſtbewirthſchaftung mir für unverträglich mit dem geiſtlichen Geſchäfte erſcheint, weil ſie außerhalb des Wirkungskreiſes eines **Geiſtlichen** als ſolchen liegt, und ihn in eine zu unangenehme Berührung mit Perſonen der dienenden Klaſſe verſetzt, der etwaige größere Gewinn, wem die Bewirthſchaftung noch bekannt iſt, durch einen größeren Aufwand und eine größere Menge von Dienſtboten leicht verloren gehen kann, und die Landwirthſchaft doch nicht ſo nebenher mit Erfolg betrieben werden kann, als man glaubt, am Wenigſten durch bloße „Berichte**), die man ſich abſtatten läßt, und durch zur Erholung unternommene Spaziergänge," und weil

---

*) Krünitz, der Landpfarrer nach ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen, Berlin 1794, — und Gräfe, Theophrons Leben und Wirken, Neu-Ruppin 1830, jungen Theologen ſehr zu empfehlen.

**) — meiſtens unzuverläßiger Dienſtleute, denn treue und gute Dienſtbote ſind einmal auf dem Lande ſelten, und wenn auch ein gewiſſer ſtädtiſcher Beurtheiler ein Beſſeres kennen will.

endlich die Vortheile von einer geiſtlichen Muſterwirthſchaft für die Gemeine nicht ſo erheblich ſein können, da man jetzt ſo viele Gutsbeſitzer ſieht, welche durch den Erfolg ihrer veredelten Wirthſchaftskunde auch dem kleineren Landbeſitzer deutlich beweiſen, daß es doch an der Zeit ſei, von der angeerbten Bewirthſchaftungsart der Vor- (man könnte ſagen Ur-) Väter abzugehen.

Stellen Sie mir nicht, theuerſter Amtsbruder, Ihren lieben Amtsnachbaren R. in K., welcher die Selbſtbewirthſchaftung mit ſehr glücklichem Erfolge betreibt, entgegen. Einzelne Beiſpiele können hier, wo das Meiſte von der Perſönlichkeit jedes Einzelnen abhängt, nichts entſcheiden, und ich halte dafür, daß es nur ſehr Wenigen gegeben ſei, tüchtiger Geiſtlicher (beſonders in einer größern Gemeine) und Landwirth zu gleicher Zeit zu ſein. Den Meiſten wird entweder die Neigung oder die nöthige Kenntniß oder auch das nöthige Betriebsvermögen mangeln. Nur für den Fall eines durchaus erprobten Gehilfen und Stellvertreters würde ich bei übrigens günſtigen Umſtänden mich für die Selbſtbewirthſchaftung entſcheiden können. Womit füllt nun aber der Geiſtliche ſeine Mußeſtunden aus? fragen Diejenigen, welche dafür halten, daß die Bewirthſchaftung nur ein Mußegeſchäft iſt. Durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, durch Unterricht und Erziehung eigner oder fremder Kinder, durch Gartenanlagen und Baumpflanzungen, welche beim Volke bis dahin noch ſo wenig Eingang gefunden haben, und durch perſönlichen Umgang mit ſeiner Gemeine, antworte ich, und dieſe Ausfüllung der Mußeſtunden ſcheint mir edler und für Herz und Geiſt und freundliche Stellung mit der Gemeine gewinnreicher, als der Ackerbau.

So bleibt denn die Verpachtung übrig. Aber wo iſt auch hier das Ende der Klagelieder über Pächternoth zu finden? Wo iſt der redliche Pächter, der ſeine Pacht gehörig leiſtet, den Acker gehörig bewirthſchaftet,

ihn nicht ausſaugt, ſo daß die Pacht ermäßigt werden muß, wenn er nothgedrungen einen Nachfolger erhält? Selten, lieber Bruder, iſt ein ſolcher. Die Erfahrung redet in zu lauten und vielfachen Stimmen. Glücklich preiſe ich daher den Amtsgenoſſen, der ſich eines ſichern und redlichen Pächters erfreut. Gewiß hat er ein köſtlich Gut an ihm, und bezieht jetzt auf die angemeſſenſte Weiſe einen genügenden Vortheil von ſeiner Stelle. Aber ich wiederhole es, was ich von älteren Geiſtlichen beſtätigt erhalten habe: die guten Pächter ſind ſehr ſelten.

So gewährt denn die Einnahme vom Lande keinesweges die gehoffte Sicherheit, nicht zu gedenken des Nothſtandes, in welchen der größeſte Theil der Geiſtlichen kommt, wenn ſie auf die erſte Landſtelle verſetzt werden, und nun die Landwirthſchaft gegen große Koſten, die ſie meiſtens nicht einmal aus eignen Mitteln treiben können, annehmen müſſen, vom Ertrage derſelben aber oft nach einer geraumen Zeit der Amtsverwaltung erſt Einnahme beziehen; wie Sie Sich ja unſers gemeinſchaftlichen Freundes erinnern, welcher ſeine jetzige Stelle am erſten Oktober antrat, und nach geſetzlichen Beſtimmungen bei der Auseinanderſetzung vom Einſchnitte des verfloſſenen Jahres Nichts erhielt, ſondern bis Martini des nächſten Jahres, alſo länger als dreizehn Monate, warten mußte, ehe er die erſte Einnahme aus der Erndte empfing, zu welcher er die Saat beim Anzuge ſchon bezahlt hatte. Nothſtand! rufe ich hier aus, und Befreiung daraus iſt der Wunſch, der mich beſeelt, deſſen Erfüllung mir erreichbar erſcheint, wenn gleich ſchwierig.

Mein Vorſchlag iſt folgender: Der Staat übernimmt alle Pfarrländereien in ſeine Verwaltung und veräußert ſie, zahlt aber dafür an den Pfarrer aus ſeiner Kaſſe vierteljährlich voraus das oben angegebene Gehalt, von welchem man immerhin ſo viel, als die Kirchenkaſſe zahlt, in Abzug ſtellen möge, weil es eben aus einer andern Quelle fließt. Sie erſtaunen über die

Kühnheit des Wunſches, weil die ſeiner Erreichung ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe unüberſteigbar erſcheinen, und doch will mich's bedünken, ſie würden durch Mühe und Ausdauer überwunden. Hat doch der Staat das gewiß überaus ſchwierige Werk der Gemeinheitstheilungen nun bald ausgeführt, veräußert er doch jetzt viele ihm überflüſſig gewordene Grundſtücke, wie unter andern viele Unterförſtereien. In einem Jahre wäre das Ende freilich nicht erreicht; es würde vielmehr eine Reihe von Jahren wahrſcheinlich erfordert werden, ehe dieſes geſchähe. Aber bis dahin genügte die Verpachtung der Pfarrländereien von Staats wegen durch die betreffenden Königl. Beamten durchaus.

Hiedurch würde demſelben auch zugleich zum größeſten Theile das Mittel dargeboten, das oben gewünſchte feſte Gehalt zu zahlen. Die Pfarrgüter, gewöhnlich vier kulmiſche Hufen groß, oft noch durch Weideabfindungen aus ehemaligen holzleeren Forſtgründen oder auf eine andere Weiſe bedeutend vergrößert, ſo daß es ſelbſt Pfarrgüter von acht kulmiſchen Hufen giebt, würden gewiß durchſchnittlich zu einem Werthe von 3500 Thlr. anzuſchlagen ſein. Viele würden mehr einbringen; aber nehmen wir dieſe Summe als Mittelwerth an. Wenn ich nicht irre, dürften in Oſtpreußen 310 dergleichen Pfarrgüter anzunehmen ſein, welche insgeſammt einen Werth von 1,085,000 Thlr. ausmachten, wovon die Zinſen zu fünf vom Hundert 54,250 Thlr. betragen, welche in die obige Anzahl geiſtlicher Stellen getheilt, 175 Thlr. für jede abwerfen würden. Es iſt hier aber offenbar ein geringer Satz angenommen, da viele Pfarrgüter in der Wirklichkeit jetzt einen höhern Zins abwerfen, der übrigens auch ſpäterhin dieſen Stellen zu Gute kommen müßte, wie ich denn überhaupt der Meinung bin, daß jeder einzelnen Pfarrſtelle auch der jährliche Zins ihres Gutes zukäme, wonach ſich dann leicht die Zuſchußſumme aus ſonſtigen noch zu entdeckenden Staatsmitteln beſtimmen ließe.

Die Veräußerung oder zeitliche Verpachtung wird um ſo weniger Schwierigkeit finden, als ſich bereits bei den meiſten Pfarreien beſondere Pächterwohnungen befinden, die zum Gute geſchlagen werden könnten. Mit der Zeit würden Abbaue möglich werden. Dem Pfarrer müßte jedoch außer ſeinem Wohnhauſe noch der Hausgarten, die Kartoffel- und Gemüſegärten, ſo wie die nöthige Stallung und freie Weidenutzung für eine beſtimmte Anzahl Vieh vorbehalten bleiben.

(Beſchluß folgt.)

Ueber die ſogenannten Heiligen unter den Litthauern *).

Mitgetheilt von einem Prediger.

In den Gemeinden der Regierungs-Bezirke Gumbinnen und Königsberg, in denen noch Gottesdienſt in litthauiſcher Sprache gehalten wird, finden ſich mehrere einzelne Gemeinde-Mitglieder, größtentheils wohl Wirthe, welche mit dem Namen der Heiligen (Szwentejië) belegt werden. Die Mitglieder der einen und der andern Gemeinde ſtehen mit einander in Verbindung und kommen an vorherbeſtimmten Tagen, an beſtimmten Orten zuſammen, wo ſie ihre Andacht halten. An dieſe litth. Gemeinde-Mitglieder ſchließen ſich auch viele Deutſche an, doch gewöhnlich ſolche, die auch der litth. Sprache mächtig ſind.

Dieſe ſogenannten Heiligen unterſcheiden ſich von den andern Litthauern auch ſchon durch ihre Tracht, die gewöhnlich ſo einfach als möglich iſt — jeden Ausputz

*) In einem der nächſten Hefte werden wir eine vollſtändige Ueberſicht von den in unſrer Provinz befindlichen Secten geben. d. R.

daran halten ſie für Hochmuth. Die weißen Röcke, die ſie tragen, ſind nicht wie bei den Anderen mit blauen Schnüren beſetzt, ſondern ohne allen Zierrath; eben ſo einfach gehen auch ihre Frauen und Kinder, die alles Auffallende an ihrer Kleidung vermeiden.

Der Zweck ihrer Zuſammenkünfte, die immer nach Sonnenuntergange ſtattfinden, iſt durch Singen, Beten und durch Vorträge, die ſich ſtets auf Jeſus Chriſtus beziehen, ihm in Demuth und Frömmigkeit ähnlicher zu werden. Gewöhnlich zwei Mal im Jahre, kommt aus der Gegend von Tilſit, ein ehemaliger Wirth — Altſitzer d. h. ein ſolcher der ſein Grundſtück ſeinem Sohne abgetreten und bei demſelben, nach einem ausgemachten Gedinge, ſeinen Unterhalt hat — in die einzelnen Gemeinden, den ſie Verkündiger des Wortes Gottes, Lehrer — mokitojis, ſulmiſtras — nennen, wo ſich ſolche ſogenannte Heilige aufhalten, um dort einen Betverein zu halten. Die Ankunft deſſelben iſt ſchon früher bekannt, eben ſo auch der Ort ihrer Zuſammenkunft und an dieſem Tage ſtrömt eine Menge von Menſchen zuſammen, die zu den ſogenannten Heiligen gehören.

Nach Sonnenuntergang beginnt dann ihre Betſtunde. Der Anfang wird mit einem Liede gemacht aus dem in der Kirche gebräuchlichen Geſangbuche; doch ihr Geſang iſt nicht, wie gewöhnlich, kreiſchend und mißtönend, ſondern ſtets ſehr leiſe und ſanft und die Melodie ſtets abweichend von der kirchlichen. Der Geſang wird ſtehend vollendet, aber wenn das Gebet mit der Ermahnung des ſogenannten Lehrers beginnt, kniet Alles nieder und bleibet es auch bis nach vollendeter Sache. Nach einem einleitenden Gebete, wählt derſelbe eine Bibelſtelle aus, die ſich auf Jeſum Chriſtum bezieht und ermahnt dann, das Beſtreben ſtets dahin zu richten, Jeſu Chriſto, ihrem Heilande und Erlöſer, im Leben und Wandel immer ähnlicher zu werden. Die Ermahnung, die gegen ¾ Stunden dauert, wird

wird ſtets in litth. Sprache und auswendig gehalten und als Leiter dient Arndt's wahres Chriſtenthum. Nach Beendigung deſſelben wird mit einem Liede die Betſtunde beendet, und die Verſammlung geht ruhig und ohne alle Störung auseinander. Gewöhnlich wird am anderen Tage vor Sonnenaufgang die Betſtunde wieder eröffnet und nach Beendigung derſelben, wird der ſogenannte Lehrer nach anderen Gemeinden gefahren; wo ihm dann die größte Anzahl ſeiner Zuhörer nachfolgt.

Beſondere Gebräuche finden dabei ſonſt nicht Statt, blos auf Singen, Beten und eine Ermahnung beſchränkt ſich das Ganze, das fern von allen Unanſtändigkeiten und Störungen iſt. Der ſogenannte Lehrer wird von ſeinen Zuhörern anſtändig, doch mäßig bewirthet; zur Annahme von Geld iſt er nicht zu bewegen, obwohl er ſich die Anſchaffung von Kleidungsſtücken gefallen läßt und mit allem Danke dieſelben gebraucht. — Dieſe ſogenannten Heiligen beſuchen die Kirche ſehr oft, wo ſie dann ſehr aufmerkſam und andächtig ſind; zum heiligen Abendmahle kommen ſie im Jahre dreimal, obwohl auch mehrere vierteljährig zweimal. Sowohl bei ihrer Hinfahrt zur Kirche, als auch bei ihrer Zurückfahrt, wo ſie ſtets ſehr langſam fahren, ſingen ſie geiſtliche Lieder, doch nur leiſe.

In ihrem Hauſe geht es ſtets ſehr ſtill und ruhig zu; Zank und Streit ſind aus demſelben ganz verbannt und ein Schimpfwort kommt nicht über ihre Lippen. Die Krüge werden faſt gar nicht von ihnen beſucht und wenn ſie es thun ſollten, ſo halten ſie ſich nicht lange darin auf. Sehr mäßig ſind ſie im Genuſſe des Branntweins und das Tabackrauchen findet bei ihnen nur ſelten Statt. Von Tanz iſt bei ihnen nicht die Rede und ſie geſtatten es auch ihren Kindern nicht, demſelben beizuwohnen; ihre Hochzeiten ſind ſtets ohne Muſik u. ohne Tanzvergnügungen. In ihrer Wirthſchaft ſind ſie thätig und fleißig — mit dem Untergange der

Sonne am Sonnabende hört ſogleich auch die dringendſte Arbeit auf — und Ordnung und Wohlhabenheit iſt gewöhnlich eine Folge davon. Zu helfen ſind ſie gern bereit und ohne Eigennutz, daher ſie auch ſehr geachtet werden, und bei den Mehrſten dieſer ſogenannten Heiligen kann man den Glauben nicht unterdrükken, daß ihre Frömmigkeit mehr aus Ueberzeugung, als aus Scheinheiligkeit hervorgeht.

Jubelfeier des Herrn Pfarrer und Kreis-Schulen-Inſpektor Ulrich zu Baldenburg.

Die Feier des 50jährigen Amts-Jubiläi des evangel. Pfarrers und Königl. Kreis-Schul-Inſpektors Herrn Johann Chriſtoph Ulrich war für die Stadt Baldenburg und die Umgegend ein ſchönes ſeltenes Feſt, welches mit inniger Rührung und frommer Freude begangen ward.

Die Königl. Hochlöbl. Regierung hatte die kirchliche Feier auf den 16ten December — den 3ten Adv. Sonntag — angeordnet. Nachdem das Feſt Abends zuvor eingeläutet war, und die Lehrer dieſes Inſpektions-Bezirks, ſo wie die im Unterricht des Jubelgreiſes noch befindlichen Schul-Amts-Präparanden an demſelben Abende durch einen vierſtimmigen Geſang in ſeine Wohnung ihm ihre Hochachtung und Liebe an den Tag gelegt hatten, ward derſelbe am frühen Morgen durch einen dergleichen Geſang der Schul-Jugend begrüßt, welchem nächſt ihm der Magiſtrat und die Stadtverordneten ihre Glückwünſche ebenfalls perſönlich in ſeiner Wohnung entgegenbrachten. Hierauf ward der

Jubelgreis durch den hiezu höhern Orts ernannten Commiſſarium, ſtellvertretenden Landrath, Hrn. Major v. Dorpowski und den ſtellvertretenden Superintendenten der Konitzer Synode, Pfarrer Loeck aus Hammerſtein, unter dem Geläute der Glocken aus ſeiner Wohnung zur Kirche geführt. Der Zug ward von der feſtlich geſchmückten Schul-Jugend und den aus der Inſpektion anweſenden Lehrern mit Anſtimmung des mit Poſaunen begleiteten Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ eröffnet. Auf dem Wege zur Kirche ward der Jubelgreis durch die anweſenden Geiſtlichen beider Confeſſion aus dem Superintendentur-Bezirk Konitz und Dekanat Schlochau in der Art begleitet, daß ein evangeliſcher Geiſtlicher neben einem katholiſchen Pfarrer ging. Der Magiſtrat, die Stadtverordneten und viele angeſehene Perſonen aus dieſer und der angrenzenden Provinz Pommern hatten ſich ebenfalls dem Zuge angeſchloſſen.

In der Kirche nahm der Jubilar vor dem Altar zwiſchen dem vorgedachten ſtellvertretenden Superintendenten und dem von der Königl. Regierung ebenfalls hiezu beauftragten Dekan, Herrn Haber aus Schlochau, ſeinen Platz ein; welchemnächſt nach Abſingung des mit vollſtändiger Kirchenmuſik begleiteten Liedes: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'“ der Herr Pfarrer Annecke aus Konitz die Liturgie hielt, worauf von der zahlreich verſammelten Gemeinde unter Begleitung von Poſaunen und Pauken das „Te Deum“ angeſtimmt ward, mit deſſen letztem Verſe der zeitige Vorſteher der Synode, Pfarrer Loeck, die Kanzel beſtieg und über die der Feier und den Verhältniſſen ſehr anpaſſende inhaltsreiche Sonntags-Epiſtel (1 Cor. 4, v. 1—5) die Jubelpredigt hielt, worin er, als vieljähriger Freund und Nachbar des Jubelgreiſes unter eigener tiefer Rührung Worte aus dem Herzen ſprach, welche die Herzen Aller ergriffen und faſt kein Auge ohne Thränen ließen. Hiernächſt ward das Lied: „Nun danket alle Gott“ angeſtimmt, mit deſſen zweitem Verſe

der vorgedachte Geiſtliche in den Altar trat und nach einem kurzen Schlußgebet dem vor dem Altar knieenden Jubilar den Segen gemeinſchaftlich mit den anweſenden Amtsbrüdern ertheilte. Und welch ein ergreifender Augenblick war dies für die ganze große Verſammlung, als die geſammte Geiſtlichkeit dem würdigen Greiſe die Hände zum Segen aufs Haupt legte, und hierauf im Altar knieend mit dem letzten Vers des Liedes: „Nun danket alle Gott“ die eigentliche kirchliche Feier beſchloß.

Hierauf trat nun der Königl. Major und ſtellvertretende Landrath, Herr v. Dorpowski, vor den Altar und ſchmückte unter einigen herzlich geſprochenen Worten den tief bewegten Greis mit den Inſignien des ihm von Sr. Königl. Majeſtät verliehenen rothen Adler-Ordens 4ter Klaſſe, machte ihn mit dem Inhalt der Allerhöchſten Kabinets-Ordre vom 2ten Oktober d. J. bekannt, und übergab ihm zugleich die Glückwünſche der Königl. Regierung zu Marienwerder in einem beſondern Schreiben, welchemnächſt einer der fähigſten aus der bisher vom Jubilar geleiteten Bildungsanſtalt für Schullehrer, der Schul-Amts-Candidat Gieſe, in einer kurzen Rede die Gefühle der Achtung und des Danks im Namen ſeiner ſämmtlichen Commilitonen neben dem Altar ihrem raſtlos thätigen, väterlich ſorgſamen Lehrer ausſprach.

Durch alle dieſe Erfahrungen wurde das Herz des 74jährigen Greiſes am Abende ſeines Lebens ſo mit Freude überfüllt, daß er an heiliger Stätte in einem kräftigen Gebet knieend ſeinen Dank gegen Gott und den frommen König, ſo wie gegen die hohe Landesbehörde ausſprach und ſich von oben her Kraft und Segen für fernere treue Wirkſamkeit in Kirche und Schule erflehte. Aus der Kirche ward nun der Jubilar von den anweſenden Commiſſarien in ſeine Wohnung zurückgeführt und zu einem frohen Mittagsmahl eingeladen, wo er ſeinen Platz zwiſchen den

beiden Vorſtehern des katholiſchen und evangeliſchen geiſtlichen Inſpections-Bezirks fand und wobei eine zahlreiche Geſellſchaft aus allen Ständen um ihn verſammelt war. Als hier nun mit einem, von dem Bürgermeiſter des Orts dem Jubelgreiſe dargereichten, bis dahin noch nie gebrauchten, von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht, nach dem letzten Scheibenſchießen der Baldenburger Schützengilde zum Geſchenk gemachten ſilbernen, ſchön gezierten Pokal der erſte Toaſt dem Landesvater ausgebracht und mehrere Glückwünſchungsſchreiben (deren auch eins von dem ſo verdienſtvollen Landrath des angrenzenden Rummelsburgſchen Kreiſes, Herrn von Puttkammer auf Barten, einging) vorgeleſen wurden, ſprach ſich allenthalben der lauteſte Enthuſiasmus für das Heil des Königs und Achtung gegen die hohen Behörden aus, die das Verdienſt treuer Beamten anerkennen und ehren.

Erſt ſpät beſchloß die Geſellſchaft die frohe Feier in einem veranſtalteten Ball. Möchte die Vorſehung der Jahre noch recht viele zum Segen für Kirche und Schule den Jubelgreis in ſeiner gewohnten Thätigkeit erhalten! —

Hammerſtein, den 20ſten Dezember 1832.

Dr. Lock,
evangel. Pfarrer u. int. Superintendent.

Digitized by Google

VIII. Landwirthſchaftl. Mittheilungen.

Einige Worte zur Beförderung des Obſtbaues auf den kleinen ländlichen Grundſtücken, namentlich auf den eigenthümlich verliehenen Königl. und adelichen Bauerhöfen.

Unter den Neben-Branchen der Landwirthſchaft auf kleinen Beſitzungen, dürfte ſelten eine bei geringerer Mühe ſo belohnend ſein, als der Obſtbau. Dies haben unſere Vorfahren wohl erkannt, denn ihrer Vorſorge verdanken wir noch den größten Theil der Obſtbaumpflanzungen, deren Früchte wir jetzt genießen. An uns iſt es daher, eben ſo gut und wo möglich noch beſſer für unſere Nachkommen zu ſorgen, um bei denſelben auch in dieſer Beziehung ein gutes Andenken zu erwerben. Leider bietet ſich aber dem Wanderer häufig der betrübende Anblick dar, daß alte Obſtbaumpflanzungen entweder ſchon ausgeſtorben oder im Ausſterben begriffen ſind, ohne daß durch ihre Reinigung von trocknen Aeſten und Moos, ein Beſtreben zur Verlängerung ihrer Dauer, oder die Anpflanzung junger Obſtſtämme zum Erſatz der ausgehenden, zu bemerken wäre. Auf manchen ländlichen Grundſtücken iſt ſogar noch keine Spur von Obſtbaumzucht anzutreffen. Forſcht man nach der Urſache dieſer traurigen Erſcheinung, ſo wird in der Regel die Koſtbarkeit veredelter junger Obſtſtämme, die Schwierigkeit ihrer Anſchaffung, und die Unbekanntſchaft mit ihrer Erziehung und Behandlung eingewandt. Die Urſache dieſes an vielen Orten auffallenden Rückſchritts in der Obſtbaumzucht iſt hauptſächlich wohl in dem üblen Einfluß der unglücklichen Conjuncturen, vom Jahre 1806 ab, zu ſuchen, in welcher Zeit der Landmann mit der Befriedigung des augenblicklichen Bedürfniſſes ſo zu thun hatte, daß ihm zu Wirthſchaftsverbeſſerungen für die Zukunft,

namentlich auch zur Obſtbaumpflanzung, um ſo weniger Muth übrig blieb, als der häufig vorgekommene Verluſt des Beſitzes, den Gedanken an deſſen Unſicherheit erzeugten, und die Betriebſamkeit bei Verbeſſerung deſſelben lähmte. Dieſer große Uebelſtand ſcheint indeß ſeit wenigen Jahren allmälig zu ſchwinden. Der Werth der Grundſtücke, ſo wie der Credit und der Muth des Landmanns, ſind im erfreulichen Aufſchwunge. Es dürfte daher wohl an der Zeit ſein, der Obſtbaumzucht wieder die rege Theilnahme und Sorgfalt zu widmen, welche ſie nach allgemeinem Anerkenntniß verdient.

Ein ſolches Beſtreben ſcheint eben jetzt durch verſchiedene Umſtände begünſtigt zu werden. Die vorgeſchrittene Volksbildung hat das Intereſſe für Baumpflanzungen und Gartenanlagen erhöht, und ſolche in den Städten u. auf den größern ländlichen Beſitzungen zum Bedürfniß gemacht. Was in dieſer Hinſicht Communen und Einzelne Lobenswerthes gethan haben, übt einen mächtigen Einfluß auf jeden Vorübergehenden in ſo fern aus, als es die Neigung in ihm rege macht, auf ſeinem Grunde und Boden, ſo weit die Umſtände es erlauben, ebenfalls Pflanzungen anzulegen und Verbeſſerungen vorzunehmen. Wenn der Bemittelte hierbei hauptſächlich das Vergnügen im Auge hat, ſo wird der Arme in ſeinem Garten das Nützliche vorherrſchen laſſen, und dabei hauptſächlich auf die Obſtbaumzucht Bedacht nehmen. Die Liebe zu ihrem Eigenthum wird dergleichen nützlichen Anlagen auch bei der zahlreichen Klaſſe der in Eigenthümer verwandelten Königl. und adelichen Bauerwirthe, mehr Eingang verſchaffen als früher, wo unſicherer Beſitz und Schaarwerk manches Gute hemmte, und es iſt wohl anzunehmen, daß ſie beſonders in der Obſtbaumzucht allmälig mit dem einſt ſo blühenden Köllmerſtande wetteifern werden.

Aber dieſe erfreuliche Ausſicht dürfte, namentlich bei den Königl. und adelichen Bauern, da ſie ſich im allgemeinen noch ſo wenig erholt haben, wahrſcheinlich

erſt nach vielen Jahren in Erfüllung gehen, wenn dieſelben nicht durch zweckmäßige Einwirkung zum baldigen fleißigen Betriebe der Obſtbaumzucht angeregt, und ihrer Unkunde in dieſer Hinſicht durch Rath und That abgeholfen wird. Durch Schriften auf den Bauerwirth unmittelbar einwirken zu wollen, würde eine vergebliche Speculation ſein, denn nur ſelten wird derſelbe Zeit und Luſt gewinnen, oder auch fähig ſein, aus Schriften andern als religiöſen Inhalts, Belehrung zu ſchöpfen. Seine Belehrung in ökonomiſcher Hinſicht erhält er daher am beſten durch praktiſche Anleitung von denen, welche mit ihm in einer Gemeine leben und ſeine Achtung und ſein Vertrauen beſitzen, und die wieder an ſeinem Wohl von Herzen Theil nehmen, ſeine Unternehmungen im Auge behalten, und ſeiner natürlichen Läßigkeit durch freundliche Ermunterung nachhelfen. Es folgt hieraus, daß eine baldige allgemeinere Verbreitung und Belebung der Obſtbaumzucht auf dem platten Lande, insbeſondere bei den Bauerwirthen, von der Bildung von Vereinen für jedes Kirchſpiel abhängig iſt. In keiner Kirchengemeine dürfte es an Männern aus verſchiedenen Ständen fehlen, welche vermöge ihrer Kenntniß von der Obſtbaumzucht, zur Beförderung derſelben bei ihren Gemeindemitgliedern erfolgreich einzuwirken vermögen, und auch den redlichen Willen haben, in dieſer Hinſicht das Gemeinwohl befördern zu helfen. Die Vereinigung dieſer Männer zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke dürfte aber in der Regel den Herren Pfarrern oder Beamten am erſten gelingen. Zu vorzüglich thätigen Mitgliedern dieſer Vereine ſcheinen die Herren Schullehrer um ſo mehr geeignet, als denſelben die Anlegung von Obſtbaumſchulen und die Unterweiſung ihrer Schüler in der Behandlung und Veredelung der Obſtſtämme von jeher oblag. Sind dergleichen Vereine erſt ins Leben getreten, ſo wird ſich denſelben wohl auch von ſelbſt der Weg darbieten, auf welchem, nach Verſchiedenheit der Umſtände, der meiſte Erfolg für

den Obſtbau in ihrer Gemeine zu erwarten iſt. Sehr wohlthätig würde es dann auch für die Beförderung deſſelben im weiteren Umkreiſe wirken, wenn das Verfahren und der Erfolg einzelner Vereine durch die Herren Vorſtände derſelben in dieſen dem Wohl der Provinz gewidmeten Blättern zur öffentlichen Kenntniß gebracht würden, um die gute Sache immer aufs neue anzuregen und den einzelnen Vereinen Gelegenheit zu geben, ihre Erfahrungen gegenſeitig auszutauſchen. Vorläufig dürfte dieſen Vereinen im Allgemeinen zu empfehlen ſein:

1) den Sinn für Obſtbaumzucht bei dem gemeinen Manne zu wecken, wozu der ſichtbare und allgemein anerkannte Nutzen derſelben ein hinlänglicher Beweggrund ſein wird; ferner die wenige Mühe und das Vergnügen, welches damit verbunden iſt, einleuchtend zu machen;
2) Baumſchulen zu befördern, und nachzuweiſen, aus welchen derſelben und zu welchen Preiſen veredelte Stämme bezogen werden können, und etwa auch die Vermittelung zwiſchen Verkäufer und Käufer zu übernehmen, um den letztern die Sache möglichſt zu erleichtern; endlich
3) den gemeinen Mann zur Anlegung eigner Obſtbaumſchulen für ſeinen Bedarf aufzumuntern, und den Verſtändigern Anleitung zur Veredelung der jungen Stämme zu geben, damit demnächſt ein Nachbar dem andern hierbei zur Hand gehen könne, wozu übrigens auch ein benachbarter Gärtner ohne viele Koſten zu haben ſein würde. Ohne eigne Baumſchulen kann die Obſtbaumzucht weder von erheblichem Belange noch von Dauer ſein, weil der unbemittelte Landmann nicht viel auf den Ankauf veredelter Stämme verwenden kann. Den von klein auf ſelbſt erzogenen Baum liebt und pflegt man auch am meiſten, und ſein Gedeihen iſt daher um ſo gewiſſer, ſo wie auch die Freude daran größer iſt. Dabei lernen auch zugleich die Kinder und

Hausgenoſſen des Landmanns, wie leicht der Obſtbaum von klein auf zu behandeln iſt, und der Sinn für dieſen Nahrungszweig und die Bürgſchaft für die Erhaltung und Verbreitung deſſelben wird dadurch mächtig zunehmen.

Man wende nicht ein, daß die häufige bemerkbare Unempfindlichkeit des gemeinen Mannes für das Neue und Beſſere, die Beſtrebungen der proponirten Vereine für die Beförderung des Obſtbaues fruchtlos machen dürfte. Auch in dem Bauerſtande giebt es ohne Zweifel mehrere, welche ihrem Stande würdig vorleuchten. Auf dieſe möge die Einwirkung der Vereine zunächſt gerichtet werden, und ſie mögen als Hebel für ihre dem Beſſern weniger geneigten Gemeindeglieder benutzt werden. Selbſt der beſſer denkende thätige Bauerwirth dürfte indeß durch bloßes Zureden zwar von den Vortheilen des Obſtbaues zu überzeugen, aber ſchwerer von der Scheu vor der anfänglich damit verbundenen in der That geringen Arbeit, Sorge und etwanige Geldaufwendung, ſo wie vor der langen Dauer bis zur Fruchttragung, abzubringen ſein. Der beſte Weg, ihn auch in dieſer Beziehung günſtiger zu ſtimmen und zum Handeln zu bewegen, dürfte ſein, die mündliche Belehrung gleich mit der Anſchauung einer guten Obſtbaumpflanzung zu verbinden. Ueberzeugt der thätige Bauer ſich in einer ſolchen Pflanzung mit eignen Augen, wie leicht aus dem eingeſteckten Obſtkern ein wildes Stämmchen zu erziehen iſt; daß ein ſolches ſchon nach etwa 3 Jahren durch die einfache Procedur des Oculirens veredelt, darauf nach etwa 3 oder 4 Jahren als veredelter Stamm für die Dauer verſetzt werden kann, und bald darauf Früchte trägt, ſo daß dieſelben wohl noch ihm ſelbſt, geſchweige denn ſeinen Kindern zu Gute kommen können; erfährt er zugleich, wo ſchon veredelte Stämmchen zu haben ſind, welche ihm bald Frucht tragen, ſo iſt kaum zu bezweifeln, daß er bald mit Luſt und Freude ans Werk gehen wird. Er braucht ja zur Obſtbaumpflanzung in der Regel keine koſtbare Vor-

kehrung zu treffen, da in Ermangelung eines Obſtgartens der überall vorhandene Gemüſe- oder Kartoffelgarten, füglich auch nicht nur eine kleine Baumſchule, ſondern auch ſo viele veredelte Stämme als der Raum geſtattet, aufnehmen kann, ohne ſeinen bisherigen Zweck zu verlieren, denn eine fernere Beackerung und Gemüſenutzung des Umkreiſes der Obſtbäumchen kann ihrem Gedeihen nur förderlich ſein, und wenn einſt die älteren Obſtbäume zu viel Schatten geben, und zugleich reichlich Frucht tragen, ſo wird es den Eigenthümer nicht verdrießen, ſich für den Gemüſebau eine andere Stelle zu ſuchen, und denſelben etwa in den Grasgarten zu verlegen. Auch noch manche andere Mittel dürfte es geben, den gemeinen Mann für die Obſtbaumzucht empfänglich zu machen. Wenn er nach vollbrachter Arbeit, im Alter, oder an Sonn- und Feſttagen, auf ſeinem Lieblingsplätzchen, unter einem ſchattigen Baume ausruht, und von ſeinen Angehörigen oder Nachbarn umgeben iſt, ſo pflegt er gern und mit Liebe den zu nennen, welcher einſt dieſen Baum pflanzte, deſſen ſich jetzt noch ſeine Nachkommen erfreuen. Ein ſolches dankbares Andenken kann man ſich ſchon durch die Pflanzung einer Linde oder eines andern Laubbaums auf einer ſchicklichen Stelle, verſchaffen. Weit inniger noch wird der Dank der Nachkommen für Obſtbaumpflanzungen ſein, welche den gemeinen Mann in der Regel mehr als andere Naturerzeugniſſe zu erfreuen pflegen. Sollte der gemeine Mann, da er den Fleiß ſeiner Vorfahren in dieſer Hinſicht ſo hochſchätzt und ehrt, nicht leicht zu bewegen ſein, ſich ebenfalls durch Obſtbaumzucht ein ſolches Andenken zu ſtiften?

Die wohlthätigen Folgen eines ausgedehnteren Obſtbaues würden eben ſo mannigfaltig als wichtig ſein. Ohne Zweifel würde der Wohlſtand des Landmanns beträchtlich zunehmen, da der Obſtertrag ihm ſpäterhin ohne alle Mühe eine baare Einnahme verſchaffen könnte, und zwar zu einer Jahreszeit, wo er noch wenig oder gar kein Getreide zum Verkauf bringen

kann; und bei Getreidemißwachs könnte er im Obſt-ertrage eine kräftige Stütze finden. Dem aufblühenden Obſtbau pflegt auch wohl nicht ſelten die Bienenzucht zu folgen, und welche Schätze darin liegen, bedarf keines Beweiſes. Aber auch große moraliſche Vortheile laſſen ſich aus dem fleißigen Betriebe des Obſtbaues erwarten. Der Landmann, welcher erſt Freude daran gefunden hat, wird ſich in Erholungsſtunden ſchwerlich nach dem Kruge oder Schankhauſe wenden, dort ſein Geld und ſeine Geſundheit in verderbliche Getränke vergeuden, das Gift laſterhaften Geſchwätzes von Trunkenbolden einſaugen, ſondern ſeine freundliche Wohnung, umgeben von blühenden oder fruchttragenden Obſtbäumen, die Freude und Sorge die ihm daraus erwächſt, wird ihn im Kreiſe der Seinigen feſſeln, und hier wird er durch edlere Freuden und Genüſſe den Muth und die Kraft gewinnen, welche er zum Fortſchreiten im Beſſern bedarf. Wie manches könnte um den gemeinen Mann beſſer ſtehen, wenn er die Zeit und die Mittel, die er bei rohen Saufgelagen gedankenlos vergeudet, zu Verbeſſerungen ſeiner Wirthſchaft und zum wahren Beſten ſeiner Familie anwenden möchte! Ferner würde der Genuß des Obſtes, friſch oder getrocknet, nicht nur die ſparſam zugemeſſenen Erquickungen des Landmanns vermehren, ſondern auch mancher Krankheit, beſonders ſeiner Kinder, vorbeugen, wobei ſie öfters, trotz der häufigen Bewegung im Freien, wohl nur in Folge des Genuſſes zu herber und ungeſunder Nahrungsmittel, die ihnen aus Mangel an etwas gedeihlicherem, gereicht werden, unterliegen.

Die großen Vortheile, welche ein zunehmender Obſtbau für den Eigenthümer der Pflanzung hat, können hiernächſt auch auf die übrige Bevölkerung des Landes übergehen. Die Genüſſe und Erquickungen, welche der Obſtbau jetzt faſt nur dem Bemittelten gewährt, welcher ſich nach Belieben für jede Jahreszeit mit friſchem und trocknem Obſt verſorgen kann, ſind wohl auch der ärmern Klaſſe in den Städten und auf

dem Lande zu wünſchen, und ſie werden ihm weniger entgehen, wenn die Maſſe des zu erbauenden Obſtes erſt größer, und der Preis deſſelben dadurch mäßiger geworden ſein wird.

Iſt der Sinn für die Obſtbaumpflanzung erſt geweckt, ſo wird dadurch auch das Bedürfniß anderer Baumpflanzungen zum Vergnügen und Nutzen rege gemacht und die Befriedigung deſſelben befördert werden. Wie erfreulich iſt es für den Wanderer und für die Bewohner des Orts ſelbſt, an Wegen, Wohnungen, Kirchhöfen u. ſ. w. ſchattige Bäume anzutreffen. Wie unfreundlich und öde und wie unangenehm iſt dagegen der Anblick und Aufenthalt in Orten, wo es an Baumpflanzungen an Wegen und Wohnungen gänzlich mangelt, und wo weder der Menſch noch das Vieh bei drückender Sommerhitze einen ſchattigen Ort zur Abkühlung findet, und wie leicht iſt es, bei einigem guten Willen dieſem Mangel abzuhelfen.

Die Waldkultur der Dorfsgemeinden verdiente hiernächſt wohl auch einer recht ernſten Betrachtung, denn wie es den Anſchein hat, iſt in dieſer Hinſicht an vielen Orten das Vertrauen auf die Vorſehung und die eigne Sorgloſigkeit und Zerſtörungsſucht ſo groß, daß man nur mit banger Beſorgniß in die Zukunft zu blicken und nicht abzuſehen vermag, wo künftig der Bauer ſein Bau-, Nutz- und Brennholz (das erſtere namentlich bei größern Brandſchäden) hernehmen wird. Wer ſeinen Wald lichtet, ſollte billigerweiſe auch daran denken, ihn für die Nachkommen wieder zu füllen, und zu dem Zweck der Natur etwas nachzuhelfen. Doch hierüber können Männer vom Fach ein mehreres ſprechen u. ſich dadurch um die Nachwelt verdient machen.

Mögen dieſe gut gemeinten Worte eine freundliche Aufnahme finden, und einflußreichen Volksfreunden Veranlaſſung geben, namentlich auch die Beförderung des Obſtbaues zum Ziel ihres gemeinſamen wohlthätigen Strebens zu machen, und von dem Erfolge ihrer Bemühungen zu dieſen Blättern Nachrichten einzuſenden.

Etwas über den Kartoffelbau, in Beziehung auf die heutige Zeit.

Der Anbau der Kartoffeln iſt allgemein für ſo wohlthätig und nützlich anerkannt, daß ſeine Abſchaffung mit weit mehreren Schwierigkeiten verknüpft ſein würde, als deſſen Einführung vor Zeiten verurſacht hat; ja es würde dieſe Ausführung wohl ganz unmöglich werden. Durch alle Länder, für alle Menſchen, Reiche und Arme, Hohe und Niedere ſind die Kartoffeln ein ſolches Bedürfniß geworden, daß ſie nicht nur faſt täglich gegeſſen werden, ſondern ſogar für Viele nur das einzige Nahrungsmittel ſind. Und zu welchem Behuf werden ſie nicht in allen Wirthſchaften angewandt? — ſie dienen zum Unterhalt des Rindviehes, der Pferde, Schweine ſelbſt des Federviehes; ſie dienen zu Maſtungen, werden in vielerlei Geſtalten zum Genuß für Menſchen zubereitet, und beſchäftigen eine unzählige Anzahl Fabrikanſtalten. Und noch iſt man nicht in Anerkennung ihrer erſtaunlichen Nutzbarkeit am Ziele, man ſtrebt immer weiter darnach, und weiß kein Ende zu finden.

Aber ſollten ſie auch nicht, beſonders bei ihrer ſo ungeheuren Ausbreitung, in der Allgemeinheit Nachtheile bringen? — Hat nicht jede Sache zwei Seiten, die gegeneinander genau abgewogen werden müſſen, wenn ſie Nutzen bringen ſoll? — Indem ich dieſe Aeußerung niederſchreibe, lebe ich in der feſten Ueberzeugung, daß ich mir durch dieſelbe eine große Anzahl Gegner auf den Hals lade, die alle bis zum Stillſchweigen zu widerlegen, beinahe den Zeitaufwand eines Menſchenalters erfordern würde. Insbeſondere werde ich es mit den Kartoffel-Brennereibeſitzern zu thun haben; aber gerade dieſe ſind es auch, denen ich für diesmal nicht das Wort reden kann, und zwar aus einer Abſicht, ihnen zu nützen. Ich behaupte, der heutige Kartoffelbau iſt für das Allgemeine ſchädlich,

er hat die ſchlechten Zeiten mit herbeigeführt, und wird im Ganzen dieſe Zeiten in ſolchem Grade uns immer mehr fühlbarer machen, als wir nicht die Urſache davon aus dem Wege räumen. Dabei iſt es keineswegs meine Abſicht, die Kartoffeln weniger anbauen zu wollen, im Gegentheil bleibt es mein Wunſch, ſie immer weiter ausgebreitet zu ſehen, weil ich eingeſtehe, daß hiedurch ſelbſt bei einem allgemeinen Mißwachs der Hungersnoth vorgebeugt iſt, die niemals mehr in ſolchem Umfange wie in früheren Zeiten entſtehen kann, ſo lange dieſe Erdfrucht gebaut wird, denn ſie vegetirt in ſo großer Menge, daß ſie dem Mangel des Getreides ſogleich aushilft, wenn ſie in kaum bemerkbarer mehrerer Menge in den Wirthſchaften benutzt wird. Ich habe oben nur geſagt, daß man die Urſache des Nachtheils aus dem Wege räumen, nicht aber den Kartoffelanbau vermeiden ſoll, um die Gemeinnützlichkeit deſſelben ohne ein bedeutendes Aber anerkennen zu laſſen, und ich bitte jeden, der etwa dieſen Aufſatz zu Geſichte bekommt, und ihm Nachdenken ſchenken will, mich bis ans Ende ruhig anzuhören; alle meine Beweiſe will ich auf keine Hypotheſe ſtellen, alles ſoll aus dem heutigen Zeitverhältniß klar dargethan werden.

Ich habe ſchon geſagt, daß der Kartoffelbau Mit-Urſache der jetzigen ſchlechten Zeiten, hinfolglich für den allgemein geſunkenen Wohlſtand nachtheilig iſt, und ich habe zu beweiſen, daß es Mittel giebt, dieſen Wohlſtand wieder einigermaßen in ſo weit herzuſtellen, als es ohne Verminderung dieſes Kartoffelbaues geſchehen kann. Jeder Landwirth wird meine Behauptung unumſtößlich gegründet finden, er wird ſie als nichts Neugedachtes, ſondern als etwas ſchon längſt ſelbſt Gefühltes anerkennen; allein es lag nicht in ſeiner alleinigen Macht, dem Uebel abzuhelfen; abgeſehen hievon konnte er auch nicht der Erſte ſein, der Hand ans Werk legte, denn er mußte einſehen, daß dies nichts helfen konnte, daß ſein alleiniges Einſchreiten ihn vielleicht in dem allgemeinen Strome mit fortgeriſſen, er ſich dabei

geſchadet, vielleicht gar zu Grunde gerichtet, und er am Ende doch Keinem, geſchweige dem Ganzen etwas genützt hätte. Dennoch giebt es ein ganz ſicheres, ein ſehr einfaches und ſehr leichtes Mittel, dem Krebsgange unſrer Wohlfahrt durch den vermehrten Kartoffelanbau, in Beziehung auf das pecuniaire Mißverhältniß jedes Einzelnen und des Ganzen, auf einmal abzuhelfen, ohne Jemanden im geringſten in ſeinen Erwerbs-Einrichtungen hinderlich zu ſein, oder gar zu ſchaden; jedoch muß dies Mittel allgemein zur Anwendung kommen; die oberen Staatsbehörden können es daher auch nur allein einführen. Sie würden obenein dabei noch gewinnen. Dieſes Mittel iſt — eine Verdoppelung der Steuer der Kartoffel-Brennerei.

Dieſe iſt das einzige Mittel, dem Landmann, dem eigentlichen Ackerwirth emporzuhelfen, den Commerz zu beleben, und ſämmtlichen Brennereien, ſeien ſie auf Roggen oder Kartoffeln eingerichtet, in ihrem Betriebe eine feſtere Baſis zu geben, und ſie aus ihren Propinationen einen wirklichen, keinen chimairiſchen Gewinn beziehen zu laſſen. Wir brauchen dann den auswärtigen Abſatz des Getreides nicht ſo ängſtlich zu ſuchen als bisher; dürfen dann nicht in ſo weit ausgedehntem Grade fürchten, daß uns unſere Erzeugniſſe auf eigenem Speicher verderben werden, als es zeither der Fall geweſen, wenn wir ſie nicht unter dem wahren Werthe losſtehen wollten.

Zwar glaube ich gehört zu haben, daß die Einführung dieſer erhöhten Abgabe längſt ſchon einer Berathung Seitens der höhern Staatsbehörden gewürdigt worden ſei, indeß zuvielen Widerſpruch gefunden habe, allein wäre dies der Fall wirklich geweſen, ſo möchte ich wohl gerne die Gründe aufgeſtellt ſehen, die die Nichteinführung der erwähnten Steuer motivirt haben. Es können nur einzelne Particuliers geweſen ſein, welche ſich dieſer Abgaben-Einführung opponirt haben, die ihr wahres Beſtes nicht haben erkennen können, da ſie bei dem

dem gegenwärtigen Stande der Dinge ihre Einrichtungskapitale der oft veränderlichen und veränderten Kartoffelbrennerei im Großen, auch nicht verzinſet bekommen, während durch die erhöhte Steuer auch dieſem Uebel abgeholfen ſein dürfte, was ich hinterher klar zu beweiſen ſuchen werde.

Allgemein liegen Ackerbau und Gewerbe darnieder; deshalb iſt die ſeit den Franzöſiſchen Kriegen nothwendig gewordene Vermehrung der Abgaben drückend. Die Abgaben würden aber leichter erſchwungen werden können, und bei der Ueberzeugung der Nothwendigkeit der vermehrten Staatsbedürfniſſe gerne gezahlt werden, wären Ackerbau und Gewerbe im Flor. Dieſes Darniederliegen beruht eines Theils auf der aus Dürftigkeit geſchwächten Production, und andern Theils auf dem zu wohlfeilen Umſatz der Produkte. Den Hauptumtrieb des Handels und Wandels verurſacht in Preußen der Ackerbau, er iſt das Schwungrad und der Hebel der ganzen Maſchine; alle anderen Gewerbe erhalten von ihm den Impuls. Der Landmann iſt zur Zeit ſo geſtellt, daß er aus den erworbenen Erzeugniſſen nicht ſo viel im Umſatz einnimmt, als er zur Beſtreitung der Wirthſchafts-Ausgaben und Staats-Abgaben gebraucht. Dies wird mir jeder Landwirth offen zugeſtehen. Kommt er mit ſeinen Einnahmen und Ausgaben in Mißverhältniß, ſo kommt er in ſeiner Vermögenslage immer mehr zurück, und wird die Wirthſchaft täglich ſchlechter betreiben. Wir werden uns ſobald auch noch keiner beſſern Zukunft zu erfreuen haben, da unſre Verhältniſſe zu den Nachbarſtaaten ſich höchſt precair geſtalten; in uns liegt aber noch immer die Kraft, uns zu heben, denn kommen die Preiſe der rohen Produkte empor, ſo iſt allem Uebel abgeholfen. Für den, welcher nicht Landwirth iſt, wollen wir zur nähern Ueberzeugung ein Beiſpiel aufſtellen, um zu zeigen, wie ſchlecht jetzt die Landwirthſchaften geſtellt ſind, und wie wenig Werth jetzt die Güter haben.

Digitized by Google

Angenommen Jemand hätte eine Beſitzung, deren Königl. Abgaben 100 Thlr. betragen, zu welchen er an Feuerkaſſen-Geldern, Communal- und andern Abgaben mindeſtens noch 60 Thlr. zahlen müßte; ſo wird er, um eine ſolche Wirthſchaft zu unterhalten, wenigſtens doch noch 250 Thlr., wohl auch 300 Thlr. jährlich brauchen. Ein ſolches Gut hat einen ohngefähren Werth in möglich guten Zeiten von 10,000 Thlr. Nimmt man nun an, daß mindeſtens die Hälfte davon verſchuldet ſei, ſo müſſen außerdem noch 250 Thlr. Zinſen aufgebracht werden. Die Ausgaben würden alſo 600 bis 700 Thlr. jährlich betragen.

Hat nun ein ſolches Gut auch 150 Schfl. Winter- und 200 Schfl. Sommer-Ausſaat, ſo kann man ſich im allgemeinen nicht mehr als das 4te Korn davon verſprechen, wovon 1 Korn zur Saat, 1½ Korn zum Lebensunterhalt (denn oben ſind die baaren 250 Thlr. nur zu Geſindelohn, für Handwerker, Inſtandhaltung der Gebäude ꝛc. angenommen) und 1½ Korn zur Berichtigung der Abgaben nöthig ſind. Dies macht in runder Summe 500 Schfl., welche zu 23 Sgr. im 6jährigen Durchſchnitt nach den heutigen Preiſen gerechnet, eine Ausbeute von 383⅓ Thlr. geben. Das Mißverhältniß der Einnahme zu der Ausgabe von 600 bis 700 Thlr. iſt alſo klar. Wald-Vieh-Nutzung und andere Neben-Wirthſchafts-Branchen ſind immer zu unſicher und unbedeutend, als daß ſie das Deficit decken könnten. Das 4te Korn iſt hoch genug im Durchſchnitt angenommen, denn es giebt zwar Gegenden, die einen höhern Gewinn mit Sicherheit gewähren, dort ſind aber auch in gleichem Verhältniſſe die Ausgaben höher, und in dieſem Falle kommt dann die Balance noch ſchlechter zu ſtehen.

Jetzt wollen wir in Beziehung auf die Preiſe zu jetziger und einer wünſchenswerthern beſſern Zeit, und mit Berückſichtigung des Kartoffelbaues und deſſen Benutzung, einen andern Vergleich aufſtellen.

Geſetzt eine Wirthſchaft brächte zum Verkauf ein:

1000	Schfl.	Roggen zu 25 Sgr.	ſind	$833\frac{1}{3}$	Thlr.
200	"	Weizen zu $1\frac{1}{6}$ Thlr.	"	$233\frac{1}{3}$	"
400	"	Gerſte zu 20 Sgr.	"	$266\frac{2}{3}$	"
600	"	Hafer zu 12 Sgr.	"	240	"
2000	"	Kartoffeln zu 10 Sgr., als ſo viel ſie in den Brennereien herausgebracht werden ſollen, aber nur ausnahmsweiſe im Verkehr gelten		$666\frac{2}{3}$	"
			in Summa	2240	Thlr.

Stände aber das Getreide zu $1\frac{2}{3}$ Thlr. der Roggen, $2\frac{2}{3}$ Thlr. der Weizen, $1\frac{1}{3}$ Thlr. die Gerſte, 1 Thlr. der Hafer der Scheffel im Preiſe, was doch keinesweges übermäßig hohe Preiſe wären, ſo betrüge die oben angegebene Quantität Getreide ſchon allein $3333\frac{1}{3}$ Thlr., und die Kartoffeln könnten noch obenein zu einem irgend beliebigen Wirthſchaftsbedarf verbraucht werden, ſei's zur beſſern Ausfütterung, oder gar zur Maſtung des Viehes. Hier kann man augenſcheinlich ſehen, wie wenig ſpeculant im Allgemeinen unſere Wirthſchaften eingerichtet ſind, da durch den Verbrauch der Kartoffeln zu Branntwein nicht nur die 2000 Schfl. Kartoffeln ganz verloren gehen, ſondern durch dieſe Brennerei noch überdies ein Nachtheil von $1093\frac{1}{3}$ Thlr. entſteht, während man, wenn man von Roggen brennen möchte, wenigſtens einen Gewinn von 1760 Thlr. aus derſelben Wirthſchaft ziehen würde. Der Einwand, daß durch das Verbrennen des Roggens bei mißlichen Roggen-Erndten eine Theurung oder Hungersnoth entſtehen könne, werde ich bei Beleuchtung der Brennereien hinterher zu widerlegen mich bemühen. Hier würden die höhern Preiſe im Durchſchnitt = $1\frac{2}{3}$ Thlr. betragen, und auf das erſte Beiſpiel angewandt, brächten die zum Verkauf geſtellten 500 Schfl. die Summe von $833\frac{1}{3}$ Thlr. Da die berechnete Ausgabe nur 700 Thlr. beträgt, ſo würde jene Wirthſchaft nicht nur erhalten werden können, ſondern auch in Flor kommen.

Betrachtet man die heutigen Wirthſchaften als Oeconom, ſo muß man eingeſtehen, daß man den Kartoffeln nicht nur einen paßlichen, mithin wenigſtens nicht den ſchlechtſten Acker einräumt, ſondern auf dieſen Acker auch die beſte Präparatur und die erſte Düngung verwendet, mithin den übrigen Getreidebau, weil er in der Einbildung nicht ſo viel einbringt, nur ſtiefmütterlich behandelt. Daher hört man denn auch allgemein klagen, die jetzigen Jahre wären nicht ſo ergiebig, wie die früheren, obgleich es nur an uns allein liegt, daß wir ſolche ſchlechte Getreide-Jahre herbeiführen. Aus Erfahrung kann ich, allenfalls wenn es mir nicht anders geglaubt werden ſollte, eidlich erhärten, daß $4\frac{1}{2}$ Schfl. Roggen-Ausſaat auf $1\frac{1}{2}$ Morg. kullm. Acker, der friſch gedüngt und mit Klee beſät war, eine Ausbeute von 13 Körner brachten, da vom übrigen Roggen nur überhaupt das 4te Korn gewonnen wurde.

Was Koppelwirthſchaften ſind, weiß ich; ich habe ſelbſt eine Zehn-Felder-Wirthſchaft, und betreibe ſolche mit unverleugbarem großen Nutzen; allein bei mir iſt auch natürliche Anlage im Gute ſelbſt; — ich habe einen 5jährigen Turnus. Nur gegen Koppelwirthſchaften auf Gütern, wo Heuſchlag mangelt, und nur ordinaire Brachweide vorhanden iſt, proteſtire ich, und halte deren allgemeine Einführung für verwerflich, ſobald nur das Getreide irgend einen verhältnißmäßigen Werth hat. Hier ſind, zur Verbeſſerung der Wirthſchaft, Roßgärte zu empfehlen. Gut eingerichtete Koppelwirthſchaften vermehren allerdings den Getreide-Erbau, allein ſie führen auch das Elend näher herbei, wenn gleichzeitig nicht für einen mehreren Abſatz der Produkte geſorgt iſt; denn das mehrere Getreide verurſacht ſtets niedere Preiſe. Was nützt einem Fabrikanten ein großer Waaren-Vorrath, den er nicht abzuſetzen weiß? — er verarmt in dem Augenblick, als er den letzten Thaler hingiebt, ſeine Anſtalt beſtehen zu laſſen, und ſein Waarenlager noch mehr anzuhäufen.

Jeder aufgeklärte Landwirth wird es mir zugeben müſſen, daß es noch höchſt unentſchieden bleibt, ob wirklich aus dem Anbau der Kartoffeln in der Brache eine mehrere Production des andern Getreides hervorgeht; ich für mein Theil beſtreite es, und behaupte, daß die Betriebſamkeit des Wirths ſelbſt die Urſache iſt; denn wer ſich mit mehrerer Benutzung der Brache befaßt, iſt auch auf jeden andern Umſtand bedacht, der ihm Vortheile verſchafft, und wird daher auch keine Mühe und Zeit ſcheuen, das Land zu den künftigen Nutzungen ſtets ordentlich, und mehr als gewöhnlich, zu präpariren. Es liegt allerdings eine größere Erzeugung der Produkte zum Grunde, allein würde man alle dieſe Vorarbeiten zur Bearbeitung des Landes mit Weglaſſung des Kartoffel-Setzens beibehalten, und alſo die Brache blos als Kartoffelland ackern, ohne darauf Kartoffeln geſetzt zu haben, ſo behaupte ich, daß der nachherige Körner-Ertrag den Verluſt der Kartoffel-Erndte überwiegen werde. Ich habe hier beſonders den betriebſamen Wirth im Auge; man bedenke nur, was für Zeit man im Herbſte zu den Vorarbeiten der kommenden Sommerſaat gewinnt, ſobald man ſich nicht beim Ausgraben der Kartoffeln zu ſehr verſäumen darf. Es heißt ſchon in unſerer Gegend der ein tüchtiger Wirth, der ſein kommendes Sommerfeld noch im Herbſte ganz umpflügt, — aber es giebt in Preußen Gegenden, die dies Sommerfeld im Herbſte durch 2—3maliges Ackern ganz präpariren. Künſtliche Berechnungen gegen dieſe Behauptung ließen ſich vielleicht mehrere zu Papier bringen, allein nur von Bücherwirthen; ich nehme an, daß man mit ein und derſelben Menſchenmenge und demſelben Viehbeſtand wirthſchaftet, und blos aus dem Gute ſelbſt eine beſſere Production, ohne Geld-Zu- oder Vorſchuß, hervorbringt. Man beleuchte nur meine wahrhafte obige Anzeige von dem Erbau des 13ten Korns. Die Vegetation liegt immer im Boden und der Beackerung deſſelben; daß ich daraus Kartoffeln noch herausnehme,

die doch dem Lande ſicherlich eher Kräfte rauben, als geben, dadurch kann ich doch ohnmöglich die Vegetation vermehren, dies ſtreitet wider die Natur, und ſollte dies der Fall nicht ſein, warum ſucht man dann nicht das Extrem, und läßt durch hundert und abermal hundert Jahre keine Brache? — Doch mich führt dies zu weit vom eigentlichen Gegenſtande ab, ſo viel muß ich aber anführen, daß wir durch die heutige Anwendung des vermehrten Kartoffelbaues, ich ſage durch deſſen Anwendung, nicht durch den Anbau ſelbſt, vom Wege zum Emporkommen unſerer äußerſt geſunkenen Vermögenslage ſtets mehr zurückkommen, weil wir dem Getreidebau nicht diejenige Aufmerkſamkeit und Betriebſamkeit ſchenken, oder ſchenken können, die wir ihm vermöge unſerer örtlichen Verhältniſſe zu ſchenken verpflichtet ſind. Iſt unſer Staat auch gleich jetzt arm an Geld, ſo darf er doch von keinem andern Staate unterhalten werden; wir können, wenn wir uns auf uns ſelbſt beſchränken, auch durch uns allein beſtehen; allein wir müſſen auch unſerm Schöpfer danken, daß er uns noch hat beſtehen laſſen, denn ſonſt wäre noch eine ganz kärglichere Zeit eingetreten; — ich ziele auf die veredelten Schäfereien hin, die uns kleinere Gutsbeſitzer mit erhalten haben; denn wären dieſe nicht in unſerm Staate ſo bedeutend vermehrt und gehoben *),

*) Wie viel der Staat für die Veredlung der Schäfereien in der Provinz Preußen gethan hat, ergiebt ſich aus Folgendem:

Es ſind größtentheils im Auslande angekauft und in die Provinz gebracht

im Jahre	1824	112 Stöhre,	3721 Mutterſchaafe,
„ „	1825	211 „	8002 „
		323 Stöhre,	11723 Mutterſchaafe,

und dafür verausgabt

im Jahre	1824	27,654 Thlr.	1 Sgr.	3 Pf.
„ „	1825	75,339 „	5 „	2 „
		102,993 Thlr.	6 Sgr.	5 Pf.

Die Red.

ſo wäre aller Preis des Getreides, ſo zu ſagen, unter Null. Die irgend nur etwas ins Große angelegten Schäfereien (jetzt wird dieſe Schaafszucht auch ſchon ziemlich allgemein, und daher nächſtens auch nichts mehr abwerfen) haben jährlich den Ertrag der Güter verzehrt; wo hätte der unbedeutende Ackersmann mit ſeinem Getreide zum Verkauf hin ſollen, wenn die großen Gutsbeſitzer auch ihr Getreide in Gelde umgeſetzt hätten? Haben wir ſelbſt jetzt nicht noch unſere erſtaunliche Noth, wo wir 5—10 Scheffel Getreide losſchlagen ſollen? müſſen wir nicht ſelbſt jetzt noch bis in die nächſte Handelsſtadt damit, ſei ſie auch über 15 Meilen von uns entfernt? und was bekommen wir dafür bezahlt? — Warum kann nicht jede Gegend ihr Getreide, ſo weit es angeht, allein verbrauchen, und dadurch mehrere Concurrenz hervorbringen? — Ja das iſt das Uebel eben, was uns drückt, und daran ſind wir, oder vielmehr die größern und großen Gutsbeſitzer ſelbſt Schuld, weil ſie es nicht wollen; denn blos am Willen, und zwar an einem recht böſen Willen liegt es, indem ſie auf ihren eigenen Vortheil ſo wenig bedacht ſind; denn vorher habe ich ſchon durch eine Berechnung gezeigt, wie ſich die ſchlechten gegen die etwas gehobenen Getreidepreiſe verhalten, und daß nur die individuelle Erhaltung und der Wohlſtand des Landmanns, und hinfolglich jedes einzelnen Menſchen im Staate, mithin auch des Ganzen nur auf dem Landmanne beruht.

(Beſchluß folgt.)

Die Viehſturz-Verſicherungs-Anſtalt für das Königreich Preußen.

In unſerm ſo verſicherungsluſtigen Zeitalter gab es bisher wohl ſchon Aſſekuranzanſtalten für Menſchenleben, Haus, Hof, Schiff und Geſchirr, ſogar für Kleider und Schuh — allein noch immer kein Inſtitut, das, Jedermann zugänglich, dem Landmanne beſonders, Gelegenheit gegeben hätte, den ſo wichtigen lebenden Theil der ökonomiſchen Habe, eben ſo vollſtändig als wohlfeil, gegen jeden wahrſcheinlichen und unverſchuldeten Verluſt, zu verſichern. Unter dem hohen Schutz Sr. Excellenz, unſres allgemein und dankbar verehrten Herrn Oberpräſidenten (dem der vaterländiſche Provinzialverband ſchon für ſo viel Gutes und Wohlthätiges innig verpflichtet iſt), unter dieſem hohen und empfehlenden Schutze hat der hier in Memel und auch weiter, beſonders in Litthauen, durch ſtrenge Rechtlichkeit und umſichtige Verfahrungsweiſe, ſehr vortheilhaft bekannte, bisherige Hauptagent der Achener Feuerverſicherungs-Geſellſchaft, Herr J. D. Sperling, Statuten zu einer Viehſturzverſicherungs-Anſtalt für das Königreich Preußen entworfen.

Nicht leicht dürfte Etwas zeitgemäßer und willkommner erſcheinen, als dieſes ſo viel verſprechende und gewiß auch eben ſo viel gewährende Unternehmen. Herr J. D. Sperling hat den Statuten-Entwurf, mit nicht unbedeutendem Koſtenaufwande, drucken und an alle Provinzial-Landtags-Abgeordnete abgehen laſſen, um vorläufig Unterſchriften zur Theilnahme an dieſer Anſtalt zu ſammeln, damit demnächſt die legale Beſtätigung erfolgen könne.

Unter dieſen Umſtänden halte ich es für erlaubt, auch meinerſeits, in unſerm vielgeleſenen Provinzial-Blatt, dieſes ſo gemeinnützige Unternehmen zur lebhafteſten Theilnahme zu empfehlen. Das Weſentliche

der Anſtalt ſoll, nach dem Statuten-Entwurfe, in Folgendem beſtehen:

§§. 1—2. Der Zweck derſelben „die Land- und Städtebewohner vor empfindlichem Verluſt an Vieh und Pferden zu ſichern“ ſoll durch Gegenſeitigkeit der Verſicherungen und durch Oeffentlichkeit erreicht werden.

§§. 3—9. Die klaſſifizirten Thiere werden gegen die gewöhnlichſten Krankheiten und Unglücksfälle mit Zweidritttel des in jedem Kreiſe zu ermittelnden Durchſchnittwerths, auf Monate oder ein Jahr bei den reſp. zu ernennenden kreisſtändiſchen Kommiſſarien verſichert; wenn das Atteſt des Kreislandraths beurkundet: daß, zur Zeit der Anmeldung, keine Viehſeuche im Kreiſe herrſcht.

§§. 10—11. Der Verſicherungsbeitrag iſt beim Empfang der Police zu zahlen, und hat jeder Verſicherer die Verpflichtung, für das verſicherte Vieh eben ſo zu ſorgen, als wenn es nicht verſichert wäre; ſonſt er den Anſpruch auf Entſchädigung verliert.

§§. 12—17. Die Veränderung des Aufenthalts, Verſicheruug ganzer Heerden, ſo wie einzelner Racen und Stücke, auch gemeindenweiſe, Abgang und Vermehrung des Viehſtandes, werden hier zweckmäßigen und erleichternden Feſtſetzungen unterworfen.

§§. 18—22. Für das, an einer der in der Police genannten Krankheiten oder Unglücksfälle geſtürzte, ſo wie bei Seuchen auf Anordnung der Polizei getödtete und unabgeledert vergrabene, Vieh, erfolgt die vollſtändige Entſchädigung; wenn nicht etwa nothwendige Unterſuchungen die Rechtlichkeit des Anſpruches in Zweifel ſtellen.

§§. 23—25. Zwanzig vom Hundert der übriggebliebenen Prämiengelder, bis zum Belauf einer Million, werden in zinstragenden Papieren aufbewahrt, um mit den Zinſen der fortlaufenden Prämiengelder, die Beſoldung eines Thierarztes in jedem Kreiſe zu ſichern.

§§. 26 — 27. Wegen Sterbefälle der Verſicherer, ſo wie der Dauer und Vervollkommnung des Inſtituts, ſind hier die nöthigen Beſtimmungen getroffen.

§§. 28 — 34. Enthalten die Beſtimmungen über Organiſation der Anſtalt und Direktion, deren Funktion, Verwaltung der Gelder, Reviſion und Verantwortlichkeit, endlich über den Rekurs gegen Entſcheidungen derſelben, welche wohl gnügend erſcheinen. —

Dieſem Statuten-Entwurfe ſind angehängt:

No. 1. Das Formular eines Verſicherungs-Antrags-Bogens;
No. 2. Einer Police;
No. 3. Eines Zahlungs-Verbindlichkeitsdokuments;
No. 4. Eines projektirten Prämien-Tarifs.

Vorſtehende kurze Anzeige wird hoffentlich dazu dienen, Jedermann auf ein Unternehmen aufmerkſam zu machen, das am Beſten ſich ſelbſt empfehlen wird.

Richter zu Eckitten, bei Memel.

IX. Nützliche Erfindung.

Vom Herrn Prof. Dr. Dulk.

Eine der im täglichen Leben ſehr häufig vorkommenden Operationen iſt die, Licht und Feuer zu machen. Dieſe Operation wird um ſo einfacher, je weiter der Kulturzuſtand vorſchreitet. Der Wilde bedarf einer bedeutenden Anſtrengung ſeiner Kräfte, um durch ſchnelles und ſtarkes Aneinanderreiben ſolcher Holzſtücke, die er durch den Gebrauch hiezu vorzugsweiſe geeignet gefunden hat, das Entzünden derſelben zu bewirken. Aehnlich jedoch um vieles leichter iſt das Funkenſchlagen mit Stahl und Feuerſtein; hier reicht ein augenblickliches Aneinanderreiben von dieſen zwei mit unge-

meiner Härte ausgerüſteten Körpern, von denen nur der eine, nämlich das Eiſen im Stahl, brennbar iſt, hin, um die Entzündung des letzteren zu bewirken. Der Funke des erſt in der Weißglühhitze verbrennenden Stahls entzündet dann leicht die poröſe durch Verbrennen von Leinen bereitete Kohle oder den bekannten Feuerſchwamm. Jemehr die geiſtige Ausbildung des Menſchengeſchlechts vorſchritt, deſto mehr veränderten ſich die Vorrichtungen zu dem oben angegebenen Zwecke; deſtomehr wurden die Hülfsmittel, welche die Wiſſenſchaften darboten, benutzt, ſo daß die eben jetzt gebräuchlichſten Vorrichtungen — der gefährlichen Phosphorfeuerzeuge nicht zu gedenken — nur erſt jetzt, wo das Feld der Wiſſenſchaften mit ſo großem Eifer aber auch mit dem glücklichſten Erfolge angebaut wird, erfunden werden konnten. Außer den eleganten Platinfeuerzeugen, über welche früher eine Mittheilung gemacht iſt, ſind die bei weitem gebräuchlichſten Feuerzeuge die ſogenannten Zündhölzchen mit Vitriolöl. Auch hier läßt ſich wohl unbedenklich behaupten, daß wir Alle wohl zehnmal im Tage dieſe Operation vornehmen, uns des brennenden Zündhölzchens bedienen, ohne uns die Frage vorzulegen, woher die Entflammung komme. Verſuchen wir es, jene Frage zu beantworten. Die hauptſächlichſten Ingredienzien der zündenden Maſſe an den Hölzchen ſind chlorſaures Kali und Schwefel, demnächſt Zinnober und etwas Schleim. Das chlorſaure Kali erleidet leicht eine Zerſetzung, ſowohl durch Hitze als durch heftig einwirkende chemiſche Agentien, und giebt hiebei eine große Menge Sauerſtoffgas aus, welches, wie bekannt, das Verbrennen der brennbaren Körper bedingt, wodurch wieder gasförmige neue Produkte gebildet werden, die, wenn ihre Bildung plötzlich erfolgt, mit der größten Heftigkeit ſich ausdehnen, und die fürchterlichſten Exploſionen bewirken können. Dieſe tritt daher ein, wenn trocknes chlorſaures Kali mit Schwefel oder andern brennbaren Subſtanzen gerieben werden, wovon wir noch in der

neueſten Zeit ein höchſt trauriges Beiſpiel erlebt haben; ſie tritt dagegen nicht ein, wenn das Gemenge feucht gehalten wird, weil dann die durch das Reiben erregte Wärme von dem Waſſer aufgenommen wird. Daſſelbe erfolgt, wenn durch einen mächtigen chemiſchen Prozeß, durch Einwirkung der concentrirten Schwefelſäure, des Vitriolöls, auf das chlorſaure Kali, freie Wärme erregt, Sauerſtoff entbunden und der Schwefel entzündet wird, nun erfolgen hier die kleinen Exploſionen unter Funkenſprühen völlig gefahrlos. Hiebei wird zuerſt aus der Chlorſäure unter Verluſt von Sauerſtoff chlorichte Säure gebildet, welche die Eigenſchaft hat, ungemein leicht unter Exploſion in Chlor u. Sauerſtoff zu zerfallen. Iſt die Schwefelſäure verdünnt, ſo treten die Zerſetzungen allmählig und ohne Feuererſcheinung ein, ſo daß das chlorſaure Kali gefahrlos mit einer ſehr überwiegenden Menge Vitriol übergoſſen werden kann, weil das flüſſige Vitriolöl die Wärme aufnimmt, und nun die chlorichte Säure langſam entweicht; doch darf auch dieſer Verſuch nur mit kleinen Quantitäten angeſtellt werden. Damit alſo die zündende Maſſe an den Hölzchen durch das Vitriolöl nicht zu ſehr befeuchtet, und eben dadurch die Exploſion, welche eine kleine Menge Vitriolöl hervorbringt, verhindert werde, wendet man gewöhnlich nicht dieſes an ſich an, ſondern nur damit angefeuchteten Federalaun, eine mineraliſche Subſtanz, welche von der Schwefelſäure nicht angegriffen wird. Iſt dieſe feuchte Maſſe nicht gut vor dem Zutritte der atmoſphäriſchen Luft geſchützt, ſo zieht die Schwefelſäure Feuchtigkeit aus der Luft an, wird verdünnt, und kann nun nicht mehr den chemiſchen Prozeß mit der erforderlichen Heftigkeit einleiten.

Aber dieſen jetzt faſt ganz allgemein gebräuchlichen Feuerzeugen, oder wenigſtens der jetzt üblichen Einrichtung derſelben, naht ein mächtiger Feind, der vielleicht bald ſiegend auch in unſern Mauern einziehen wird; ich meine den neuen Zünd-Apparat, auf deſſen

Digitized by Google

Einrichtung ſich Herr Newton zu London ein Patent hat geben laſſen.

Herr Newton's Zünd-Apparat beſteht, wie die jetzt gebräuchlichen, aus einem Fläſchchen mit Schwefelſäure und aus Zündkerzchen. An dem Fläſchchen liegt aber das Eigenthümliche in dem Stöpſel oder in der Klappe, womit daſſelbe verſchloſſen iſt. Dieſer Stöpſel iſt nämlich ſo eingerichtet, daß er, ohne daß er geöffnet zu werden braucht, ſo viel Schwefelſäure liefert, als zur Entzündung des Zündkerzchens nöthig iſt. Er beſteht aus Blei und iſt in den Hals eines gläſernen, zu $\frac{2}{3}$ mit Schwefelſäure gefüllten Fläſchchens eingeſchraubt; oben iſt er becherförmig ausgehöhlt, unten hingegen convex. Durch dieſen Stöpſel nun gehen eine oder mehrere außerordentlich feine Oeffnungen, durch welche die Säure dringen kann. Wenn man nämlich das Fläſchchen ſchüttelt, ſo wird etwas Schwefelſäure an dem Boden des Stöpſels hängen bleiben, dann in Folge der Thätigkeit der Haar- oder Saug-Röhrchen durch die kleinen Oeffnungen aufſteigen, und folglich oben in den becherförmigen Scheitel des Stöpſels heraustreten. Dieſer ganze Vorgang kann noch durch die Wärme der Hand, welche die in dem Fläſchchen enthaltene Luft ausdehnt, befördert werden. Die Oeffnungen ſind übrigens zu klein, als daß Dampf durch dieſelben eindringen könnte.

Statt der gewöhnlichen Zündhölzchen bedient ſich Herr Newton wächſerner Zündkerzchen von der Größe gewöhnlicher Stecknadeln. An dem Ende dieſer Kerzchen bringt er ein aus einem brennbaren Materiale beſtehendes Kügelchen an, welches ſich ſogleich entzündet, ſo wie es in dem becherförmigen Stöpſel mit der Säure in Berührung kommt. Ein ſolches Kerzchen brennt, je nach ſeiner Länge, eine Minute oder länger mit lebhafter Flamme. Die Kerzchen ſind ſo klein, daß ein Dutzend davon in einen Federkiel oder Bleiſtifthalter geht; ſie geben ferner keinen widerlichen Schwefelgeruch, man kann ihnen ſogar einen aromatiſchen Geruch

geben. Sie ſind ſo wohlfeil, daß 10,000 Stücke mittelſt einer Maſchine für weniger als 12 Silbergroſchen verfertigt werden können, und verdienen daher in jeder Hinſicht vor den gewöhnlichen Zündhölzchen den Vorzug.

Herr Newton giebt ſeinen Apparaten die mannigfaltigſten Formen und Größen; ſo brachte er dieſelben in Bleiſtifthaltern an, verfertigte auch für einen Reiſenden ein Fläſchchen mit einem Vorrathe Zündkerzchen, welches in einem Uhrpetſchaft Platz hatte.

X. Nekrolog.

Am 22. Januar d. J. ſtarb, zu Groß-Leſewitz bei Marienburg, der dortige evangeliſche Pfarrer, Herr Johann Wilhelm Ludewig Stephani.

Zu Stramehl, in Pommern, im Jahre 1779 geboren, genoß er Anfangs den Unterricht ſeines Vaters, der an dem genannten Orte Pfarrer war, wurde dann, zu ſeiner weiteren Ausbildung, in die Realſchule nach Stargardt und ſpäterhin in das akademiſche Gymnaſium zu Stettin geſchickt, von wo aus er, im Jahre 1799, die Univerſität Halle bezog, um Theologie zu ſtudiren. Nöſſelt, Knapp und Niemeyer waren hier ſeine Lehrer und gaben dem Geiſte des Jünglinges diejenige Richtung, welcher er, während ſeines ganzen Lebens, unveränderlich getreu blieb. — Nach beendeten akademiſchen Studien, wurde er Hauslehrer in Danzig. Von hier aus meldete er ſich zu der erledigten Pfarrſtelle in Schadewalde bei Marienburg und wurde einſtimmig von der dortigen Gemeine gewählt, nachdem er zuvor in Marienwerder examinirt und ordinirt worden war. Obgleich er ſchon am 14. November 1806 ſein Seelſorgeramt in Schadewalde antrat, ſo verzöger-

ten doch die Kriegsunruhen der damaligen ſchwer verhängnißvollen Zeit, ſeine feierliche Einführung bis zum 22. Februar 1807. Ein Jahr darauf erwählte ihn die benachbarte Gemeine von Groß-Leſewitz, welche vielfache Gelegenheit gehabt hatte, den vortrefflichen Mann, als Seelſorger und Menſchen, kennen zu lernen, aus freiem Antriebe und ohne daß von ſeiner Seite eine Meldung vorhergegangen wäre, zu ihrem Prediger. Vom 27. Mai 1808 bis zu ſeinem Todestage, alſo beinahe 25 Jahre hindurch, wirkte er zum Segen dieſer Gemeine und hat ſich in ihren Herzen ein unvergeßliches Denkmal liebender Verehrung geſtiftet.

Stephani's theologiſche Anſichten gründeten ſich durchgängig auf eine vernunftgemäße Erklärung der heiligen Schrift. Täglich las er ein, oder mehre Kapitel der Bibel in der Urſprache und nur, was unbezweifelt und echt bibliſch war, beſtimmte ſeinen Glauben. Entfernt von allem phariſäiſchen Heuchelſchein, ſprach er gerne und offen ſeine Ueberzeugungen aus, und ſeine öffentlichen Vorträge waren durchaus wohl geordnet, lichtvoll, verſtändlich und in jeder Hinſicht chriſtlich. Mit Bedauern ſah er, wie jeder Beſſergeſinnte, die traurigen Verirrungen, zu denen die Frömmelei unſerer Tage ſo manchen verleitet, und ſuchte, durch ein wohlverſtandenes Chriſtenthum, die ihm anvertraute Gemeine, vor dieſem Uebel zu bewahren. Im ſtrengſten Sinne des Wortes bieder und redlich, war ihm Falſchheit und Unwahrheit im höchſten Grade verhaßt. Seinen Freunden mit unerſchütterlicher Treue ergeben, vermochte er es niemals, gegen jemanden Freundſchaft zu heucheln, oder auch nur freundlich zu ſcheinen, den er nicht achten konnte. Dennoch machte es ihm ſein wohlwollendes Herz leicht, Beleidigungen liebevoll zu verzeihen und ſelbſt Unrecht mit Sanftmuth zu ertragen. — Gerne war er fröhlich unter Fröhlichen — und wie alle gute Menſchen, konnte auch er herzlich froh ſein — aber jeder Weinende und Trauernde, fand in ihm auch ein tiefempfindendes,

theilnehmendes Herz. — Keinem Nothleidenden und Hilfsbedürftigen verſagte er Troſt und Beiſtand und ſeine Wohlthaten wurden geräuſchlos geſpendet, ſo daß die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. — Im höchſten Grade gaſtfrei, konnte er ſich innig freuen, wenn ein Freund ihn beſuchte. Er herbergte gern und trug auch in dieſer Hinſicht das Gepräge eines altdeutſchen Biedermannes an ſich. — So war Stephani und ſo wird ſein Bild ehrwürdig und freundlich, ſtets vor den Augen ſeiner Freunde und ſeiner Gemeine ſtehen.

Seine amtliche Thätigkeit umfaßte mit Liebe und Eifer, ja man konnte faſt ſagen, mit peinlicher Genauigkeit, ſowohl das Größte, als das Kleinſte. Die höchſte Ordnung und Pünktlichkeit waltete in allen ſeinen Geſchäften und nichts behandelte er oberflächlich und leichtſinnig.

Höchſt ehrwürdig erſchien er beſonders auf ſeinem Krankenlager. „So ſehr es ihm auch noch auf Gottes ſchöner Erde gefiel, und ſo gerne er auch noch bei uns geblieben wäre,“ wie er oft ſelbſt äußerte; ſo war er doch täglich gefaßt, vor ſeinen Richter zu treten. Mit chriſtlicher Ergebenheit trug er ſeine langwierigen Leiden und ergab ſich voll liebender Ueberzeugung in Gottes Willen. Mit Thränen des Dankes in den Augen, rühmte er die Güte des himmliſchen Vaters, der ihn von Jugend auf wunderbar geleitet und ihn oft aus der augenſcheinlichſten Gefahr gerettet. — Sein Ende war ſanft und ſchmerzlos.

Weder durch beſondere Schickſale, noch durch hohe Ehrenſtellen, oder durch ein Aufſehen erregendes Wirken, war ſein Leben ausgezeichnet; deſto mehr aber durch die ſtillen Tugenden, die dem Menſchen ſeinen eigentlichen Werth geben und einen Geiſtlichen zum Vorbilde ſeiner Gemeine machen. Sein Gedächtniß bleibet im Segen!

XI. Erwiderung auf den vom Herrn Profeſſor W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend.

(Fortſetzung.)

Continuatum Nachmittag um 3 Uhr.

8. Die Wittwe Eliſabeth Neumann geb. Heiligenfeldt, 37 J. alt, lutheriſch, läßt ſich dahin vernehmen: Ich wohne in Dey's Hof, in dem langen Hauſe rechter Hand des Einganges in der letzten Thüre. Mit meinem verſtorbenen Mann habe ich drei Kinder erzeugt, welche wir bei uns hatten; einen Sohn Friedrich Auguſt, 11 Jahre alt, Henriette 7 Jahre alt, und Charlotte 4 Jahre alt. Bei uns wohnten der Arbeitsmann Minnich und deſſen Frau nebſt vier Kindern, wovon das jüngſte etwa 6 Jahre alt ſein wird, auf der Lucht. Mein Mann ernährte ſich, mich und meine Kinder von ſeiner Häade Arbeit, und ich war ihm dabei behülflich. Er war immer kränklich und hatte nach Ausſage des Armenarztes, Rathschirurgus Märker, die Schwindſucht. Unſer Leben war in der letzten Zeit kummervoll, und wenn wir auch nicht haben hungern dürfen, ſo beſtand doch unſre Nahrung nur in friſchen Kartoffeln mit Häringen, Muß und Grütze. So viel haben wir noch gehabt, die Speiſen etwas mit Fett abmachen zu können. Dagegen waren die Minnichſchen Eheleute ſehr dürftig; er konnte wegen ſeiner Kränklichkeit ſehr wenig verdienen; ſie arbeitete zwar in der Waage, in der letzten Zeit war ſie aber auch

geſchäftslos. An dem Tage, wo die verehel. Brosch ſtarb, kam die verehel. Minnich ſehr verängſtigt zu mir. Sie klagte, daß ihr Mann im Bett liege, wahrſcheinlich ſterben würde, und ſie nicht wiſſe, wie ſie ihr Leben fortſetzen werde. Ich beſuchte den Minnich einmal auf der Lucht, wo er im Bette lag; ſeine Ehefrau erzählte mir, daß er Erbrechen habe. Ob er den Durchfall gehabt hat, weiß ich nicht. Die verehel. Minnich, welche früher an Krämpfen litt, legte ſich nunmehr auch zu Bette. Ich hielt dafür, daß ſie von Angſt und Schreck krank geworden ſei. Man brachte ſie noch an demſelben Tage gegen Abend in das Geſundheitshaus. Ihr Mann blieb aus mir unbekannten Gründen zurück, und wurde erſt am folgenden Tage nach dem Geſundheitshauſe gebracht. Ein Kind der Minnichſchen Eheleute — ein achtjähriger Burſche, welcher an einem Bruche litt — erkrankte auch, und zwar an demſelben Tage, wo man ſeinen Vater fortbrachte; er wurde darauf den nächſtfolgenden Tag nach dem Lazareth gebracht. Inzwiſchen, und zwar Sonnabend den 23. Juli c., war mein Mann geſtorben, jedoch nicht an der Cholera, ſondern an einer andern Krankheit, der Schwindſucht. Mich hatte ein ſolcher Schrecken ergriffen, daß ich Tages darauf, den 24ſten, krank wurde, wie die Aerzte ſagten, an der Cholera, denn ich hatte Erbrechen und mußte laxiren. An dem letzteren Uebel litt ich ſchon ſechs Tage, jedoch ohne Schmerzen. An dieſem Tage erkrankte auch meine vierzehnjähr. Tochter Charlotte an heftigem Durchfall und Erbrechen. Man brachte ſie nach der Geſundheitsanſtalt, mich ließ man aber zurück. Endlich wurde auch meine ſiebenjährige Tochter Henriette Mittwoch den 27. Juli c. krank; es äußerten ſich bei ihr nach der Behauptung der Aerzte Anzeichen der Cholera, und ſie wurde auch nach dem Geſundheitshauſe gebracht. Ich weiß nicht, ob dieſe Kinder leben

mögen. Vor ihrer Erkrankung hatte ich ihnen ſaure dicke Milch zu eſſen gegeben, auch hatten ſie friſche Kartoffeln und Häringe gegeſſen. Dieſes iſt alles was ich weiß. Auf Befragen bemerke ich noch, daß die Kinder der Minnichſchen Eheleute ſich noch in Dey's Hof aufhalten. V. G. U.

+ + + Zeichen der Eliſabeth Neumann geb. Heiligenfeldt.

qt. Meyländer.

9. Der Borſtenbinder Gottlieb Lau, 39 Jahre alt, lutheriſch, deponirt Nachſtehendes:

Ich bewohne in Dey's Hof in dem langen Hauſe rechter Hand eine Stube, mit meiner Frau, drei eignen Kindern und einem angenommenen Mädchen; auch iſt der Arbeitsmann Röſe bei mir in Schlafſtelle. Bei mir iſt Niemand erkrankt, und meine Hausgenoſſen ſind ſämmtlich bis zu dieſem Augenblick geſund. Ueber die Entſtehung der Krankheit in Dey's Hof kann ich nichts angeben. Es wohnen in dieſem Grundſtücke ſehr viele Menſchen, und einer bekümmert ſich nicht um den andern. Auch bin ich von früh Morgens bis Abend nicht zu Hauſe, ſondern in der Stadt bei meiner Arbeit. V. G. U.

+ + + Zeichen des Gottfried Lau.

qt. Meyländer.

10. Die Arbeitsmannsfrau Juliane Rhode geb. Mecklenburg, 42 Jahre alt, lutheriſch, deponirt:

Ich wohne mit meinem Manne in dem großen Bretterhauſe in Dey's Hof eine Treppe hoch linker Hand in einer Stube. In dieſer waren auch unſre drei Kinder, Johann Gottlieb 8 J. alt, Henriette Wilhelmine 5 J., und Juliane 2 J. alt. Außerdem hatte ich die Wittwe Sophia Böhm nebſt zwei Kindern in dieſer Stube in Schlafſtelle. Mein Mann iſt ein Speicherarbeiter; auch ſuche ich hin und wieder etwas zu verdienen. Sonnabend den 23. Juli des Morgens (die verehel. Broſch lebte noch) bekam meine 2jährige Tochter Julianne den Durchfall. Sie hatte Tags

vorher friſche Kartoffeln mit Butter abgemacht, gegeſſen. Ich glaubte, daß ſie ſich den Magen überladen hatte. Da ſie ſpielte und bei dem Durchfall herumlief, ſo beachtete ich die Sache nicht ſonderlich. Sonntag des Morgens, den 24ſten, geſellte ſich zu dem Durchfalle auch Erbrechen, und nunmehr zeigte ich die Krankheit meiner Tochter den Aerzten an. Mein Kind erhielt Medikamente, wurde gebadet, gerieben und gebürſtet, wurde aber nicht beſſer, und ſtarb am 25. Juli c. Morgens in meiner Wohnung, wie die Aerzte ſagten, an der Cholera. Ich ſchlafe auf denſelben Betten, in welchen mein verſtorbenes Kind geſchlafen hat; meine noch lebenden geſunden Kinder haben mit dieſem kranken zuſammen gelegen, und wir ſind bis zu dieſem Augenblicke geſund.

V. G. U.

+ + + Zeichen der Juliane Rhode
geb. Mecklenburg.
qt. Meyländer.

Nach der Unterſchrift bemerkt die Juliane Rhode noch Folgendes:

Die Sophia Böhm — welche bei mir in Schlafſtelle war — klagte Sonnabend den 23. Juli c. des Morgens, daß ſie den Durchfall habe und ihr übel ſei. So lange ſie ſich im Bette befand, war ihr wohler; ich legte ihr warme Stürzen und Ziegel auf den Leib. Ihre Krankheit nahm zu und ſie wurde am 25. Juli nach dem Lazareth gebracht, wo ſie geſtorben ſein ſoll. Freitag den 22. Juli war die Sophia Böhm noch ganz geſund. Neben mir in einer Stube wohnt die Arbeitsmannsfrau Schlumsky, welche ſeit drei Wochen auf dem Lande war und erſt heute zurückgekehrt iſt. Dieſe Schlumsky hatte die Arbeitsmann Bohnſchen Eheleute nebſt zwei Kindern in Schlafſtelle. Die verehelichte Bohn erkrankte Sonnabend den 23. Juli c. Nachmittag um 3 Uhr an heftigem Durchfall. Um 1 Uhr Mittags war ſie noch ganz wohl, um 3 Uhr ſah

ſie aber einem Todten ähnlicher als einem Lebendigen. Man brachte ſie noch an demſelben Tage in das Lazareth und ſie ſoll dort geſtorben ſein. Ihr Ehemann Johann Bohn, welcher manches mal zu viel trank, erkrankte Dienſtag des Morgens oder in der vorhergegangenen Nacht an dem von mir vorher mehrmals genannten Uebel. Er hatte ſich Sonntags vorher betrunken, und wurde erſt am Montage recht nüchtern. An dieſem Tage legte er ſich noch geſund nieder, wurde aber ſchon Dienſtag in voller Frühe nach dem Lazareth gebracht. Sein Sohn Ferdinand Bohn wurde, als ſein Vater fortgebracht wurde, auch ſehr krank; er bekam gleichfalls Durchfall und Erbrechen. Die Aerzte kamen ihm gleich zu Hilfe, und ſo genas er nach wenigen Tagen. Jetzt iſt er ganz geſund.

V. G. U.

+ + + Zeichen der Juliane Rhode
geb. Mecklenburg.

11. Die verehelichte Anna Regina Böhm geb. Siemund, 64 Jahre alt, lutheriſch, giebt Folgendes zu Protokoll:

Mein Mann, der Faktor Johann Gottfr. Böhm, wohnt mit mir, einem Kinde — welches meiner Tochter gehört — den Kutſcher Ritterſchen Eheleuten und dem Kinde derſelben in einer Stube in Dey's Hof, und zwar in dem langen Hauſe rechter Hand. In unſerer Wohnung iſt Niemand erkrankt, vielmehr ſind alle Perſonen vollkommen geſund. Ich bin eine alte Frau, und habe mich um die Krankheit in Dey's Hof nicht bekümmert, bin alſo auch außer Stande, irgend eine Auskunft zu geben. V. G. U.

+ + + Zeichen der Regina Böhm
geb. Siemund.

qt. Meyländer.

12. Die Kutſcherfrau Dorothea Ritter geb. Jäckel, 24 J. alt, lutheriſch, Ehefrau des Kutſchers des Zahnarzt Liebreich, erklärt:

Um die Kranken in dem Bretterhauſe habe ich mich nicht bekümmert, denn ich war ſelbſt um mich, meinen Mann und mein Kind beſorgt. So viel ich mich erinnere, erkrankte zuerſt die alte Jungfer Maleſſa, demnächſt die Broſch. An demſelben Tage, wo dieſe ſtarb, erkrankten die Schuhmachergeſellenfrau Meinert, die Arbeitsmannsfrau Minnich, der Goldarbeiter Klaputh und die Arbeitsmannsfrau Bohn. Dieſe Perſonen führten zum Theil eine ſehr dürftige und alle eine ſehr unregelmäßige Lebensweiſe. Die Arbeitsmannsfrau Broſch war ſehr dürftig, hatte den Winter über auf der Lucht ohne Bette gelegen und nichts zu leben. Die Schuhmacherfrau Meinert war eine dem Trunke ergebene Perſon, ja ſie war noch an dem Sonnabende, wo man ſie nach dem Lazareth brachte, betrunken. Die Arbeitsmannsfrau Minnich lebte höchſt dürftig. Der Goldarbeiter Klaputh hat auch viele male nichts zu eſſen gehabt, dagegen hat er tüchtig getrunken. Er und ſeine Ehefrau ſind dem Trunke ergebene Menſchen. Die Bohn war eine ordentliche Frau und auch nicht dürftig, lebte aber, da ſie oft Holz arbeitete, wie ſolche Leute gewöhnlich thun, nicht regelmäßig. Sonntag den 24. Juli c. erkrankten der Arbeitsmann Carl Minnich, die Juliane Rhode, die Eliſabeth Neumann, die Charlotte Neumann, die Arbeitsfrau Sophie Böhm. Den Johann Bandaſch fand man auf dem Jahrmarktsplatz liegen. Von dieſen Perſonen und ihrer Lebensart kann ich nichts genau angeben, denn ich habe nicht Gelegenheit gehabt ſie zu beobachten; jedoch bemerke ich, daß die Eliſabeth Neumann eine ordentliche Frau iſt. Den 25. Juli c. erkrankte der Burſche Friedrich Minnich. Er wurde noch an demſelben Tage nach dem Lazareth gebracht und ſoll dort geſtorben ſein. Am 26. Juli c. erkrankte die Caroline Roſchinsky, der Arbeitsmann Johann Bohn und deſſen Sohn Ferdinand Bohn. Die Roſchinsky und der Johann Bohn waren dem Trunke ergeben, überdieß war die Roſchinsky im Eſſen unmäßig und ekelhaft, denn ſie aß

ſolche Fiſche und Speiſen, die man nicht einmal den Katzen giebt.

13. Die Faktorfrau Charlotte Werner geb. Krebs, 32 Jahre alt, lutheriſch.

Nachdem ſie bemerkt hatte, daß ſie mit ihrem Manne, fünf Kinder und ihrer Schweſter, Henriette Krebs, in demſelben Hauſe wohne, in welchem die Kutſcherfrau Ritter wohne, deponirt ſie ganz daſſelbe, was dieſe ausgeſagt hat. Sie verſichert, daß die Schuhmacherfrau Meinert, der Gottlieb Klaputh, und deſſen Ehefrau, die Carolina Roſchinsky und der Johann Bohn dem Trunke ergebene Menſchen wären; daß der Johann Bohn noch zu der Zeit betrunken geweſen ſei, als er weggebracht worden, und die Meinert ſich an dem Tage, wo die Broſch geſtorben ſei, auch betrunken habe. V. G. U.

+ + + Zeichen der Dorothea Ritter geb. Jäckel.

+ + + Zeichen der Charlotte Werner geb. Krebs.

qt. Meyländer.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

Verhandelt Königsberg, den 4. Auguſt 1831.

Heute melden ſich

1. Der Gaſtwirth Friedrich Donath, 38 Jahre alt, lutheriſchen Glaubens, und deponirt folgendes:

Ich habe meine Wohnung in dem Hauſe No. 11. in Dey's Hof, komme jedoch mit den Leuten in den übrigen Grundſtücken in gar keine Berührung, denn über dieſe führt der Aufwärter Bertram die Aufſicht. Unter dieſen Umſtänden bin ich nicht im Stande, irgend etwas zur Aufklärung der Sache zu bekunden, um ſo weniger, als die gedachten Bewohner von Dey's Hof gleich nach Ausbruch der Cholera abgeſperrt wurden, und meine Wohnung außer der Sperre blieb. In dieſer Wohnung betreibe ich die Gaſtwirthſchaft in Ge-

meinſchaft mit meiner Frau, zwei Kindern, einem Dienſtmädchen und meiner Schwiegermutter. Verdächtige Leute haben bei mir nicht verkehrt, ſondern nur ſolche welche mit Geſundheitsatteſten verſehen waren, namentlich diejenigen, welche auf den Struſen arbeiteten und ſich alſo bei ihrem Eingange in die Stadt genau aus eiſen mußten. Bei mir iſt bis zu dieſem Augenblicke alles geſund.

V. G. U.

Donath.

2. Der Gaſtwirth Carl Friedrich Nowack, 40 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, deponirt:

Ich wohne in demſelben Hauſe, in welchem der Gaſtwirth Donath wohnt, und habe den Bierſchank und die Kegelbahn in dem Deyſchen Garten, welche ich mit meiner Tochter Johanna betreibe. Auch ich komme mit den übrigen Bewohnern von Dey's Hof in keine Berührung und bin ganz außer Stande, irgend etwas über die Entſtehungsart der Krankheit in Dey's Hof vorzutragen. Bei mir haben nur anſtändige Bürger aus der hieſigen Stadt und kein Fremder verkehrt. Dieſes iſt alles, was ich weiß.

V. G. U.

Nowack.

3. Die Ehefrau des Karrenmann Salewsky, Louiſe geb. Eichhorn, 50 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens.

4. Die Ehefrau des Nachtwächter Wittke, 49 J. alt, evangeliſchen Glaubens, Helena Dorothea geb. Bunk.

5. Die Ehefrau des Karrenmann Kirchhoff, Helena geb. Nieckelau, 40 J. alt, evangeliſchen Glaubens.

6. Die Ehefrau des Arbeitsmann Groß, Suſanne Sophia geb. Koprey, 32 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens.

Sie entſchuldigen das Wegbleiben ihrer Ehemänner durch nothwendige Arbeit, und erklären, daß ihre

Ehemänner auch nicht ſo genau von der Sache unterrichtet wären, wie ſie, weil dieſelben, ehe Dey's Hof geſperrt worden, in der Regel nicht einheimiſch geweſen wären. Der Karrenmann Kirchhoff ſei ſogar während der Sperre gar nicht in Dey's Hof geweſen.

Demnächſt deponiren ſie:

Der Schiffskapitain Hoffſtädt iſt keineswegs, erſt kurz vor der Sperre nach Dey's Hof gekommen, ſondern hat ſich ſchon drei Wochen vorher daſelbſt aufgehalten. Wir bitten hierüber den Nachtwächter Wittke zu vernehmen; auch habe ich, die verehel. Wittke, den Hoffſtädt in der gedachten Zeit jeden Abend in Dey's Hof geſehn. Jedesmal ging er auf ¾ auf 10 oder um 10 Uhr in die Wohnung des Schuhmacher Meinert. Welche Gründe der Hoffſtädt hat, dieſes zu verſchweigen und ebenſo der Schuhmacher Meinert, wiſſen wir nicht. Der Letztere mag ihn vielleicht der Polizei nicht gemeldet haben, und ſich vor Strafe fürchten.

Wir und unſre Familie ſind bis zu dieſem Augenblicke geſund. Zuerſt erkrankte in Dey's Hof die unverehelichte Maleſſa, eine alte Jungfer, welche nicht recht richtig im Kopfe war. Nach ihr wurde die Arbeitsfrau Broſch krank und ſtarb am folgenden Tage. Beide Perſonen waren ſehr dürftig, und hatten manchen Tag nichts zu eſſen. An demſelben Tage, wo die Broſch geſtorben war, hörten wir, daß die Schuhmacherfrau Meinert erkrankt ſei, ferner die Regina Minnich, der Gottlieb Klaputh und die Juliane Bohn. Die Minnich war eine ſehr arme Frau, die übrigen der gedachten Perſonen aber waren dem Trunke ergeben. Darauf erkrankten der Arbeitsmann Carl Minnich, die Juliane Rhode, die Eliſabeth Neumann, die Charlotte Neumann, die Arbeitsmannsfrau Böhm, und die

Louiſe Neumann. Alle dieſe Perſonen waren ſehr arm, und hatten kaum das liebe Leben. An demſelben Tage wurde auch der Johann Bandaſch krank auf dem Jahrmarktsplatze gefunden. Einen Tag ſpäter wurden der Friedrich Minnich, wiederum einen Tag ſpäter die Caroline Roſchinsky, der Johann Bohn und der Ferdinand Bohn und zuletzt die Henriette Neumann krank. Von dieſen Perſonen war die Caroline Roſchinsky dem Trunke ſehr ergeben. Jammer und Elend war in Dey's Hof zu Hauſe. Alle gedachten Perſonen lebten höchſt ſchlecht, und ihre Nahrung beſtand hauptſächlich in friſchen Kartoffeln. Dies iſt alles, was wir wiſſen.

V. G. U.

+ + + Zeichen der Louiſe Salewsky geb. Eichhorn.

+ + + Zeichen der Helena Dorothea Wittke geb. Dunk.

+ + + Zeichen der Helena Kirchhoff geb. Nieckelau.

+ + + Zeichen der Johanna Sophia Groß geb. Koprey.

7. Der Tiſchler Gottlieb Schindelhauer, 41 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens.

8. Der Arbeitsmann Gottfried Falkenau und nicht Volkmann, 55 Jahre alt, lutheriſch.

9. Die Wittwe Helena Dorothea Gräpel geb. Sämann, 44 Jahre alt, lutheriſch.

10. Die Wittwe Regina Heimler geb. Broß, 40 Jahre alt, evangeliſch.

Dieſe Perſonen verſichern, daß ſie nicht im Stande wären, auch nur das geringſte über die Entſtehungsart der Krankheit in den Deyſchen Gründen vortragen zu können. Sie wiederholen zum Theil dasjenige, was die ſo eben vernommenen Zeugen ausgeſagt haben, und es bemerkt nur der Tiſchler Schindelhauer daß auch er den Schiffskapitain Hoffſtädt

wenigſtens vierzehn Tage vor der Sperre jeden Abend in Dey's Hof geſehen habe.

V. G. U.

Schindelhauer.

+ + + Zeichen des Gottfried Falkenau.

+ + + Zeichen der Helena Dorothea Grävel geb. Sämann.

+ + + Zeichen der Regina Heimler geb. Broß.

qt. Meyländer.

11. und 12. geſtellen ſich die Söhne der an der Cholera verſtorbenen Bohnſchen Eheleuten Johann Wilhelm Bohn, 18 Jahre alt, evangeliſch, und der Johann Ferdinand Bohn, 5½ Jahre alt.

Der erſtere deponirt:

Meine Mutter wurde Sonnabend den 23. Juli Nachmittags krank; ſie klagte über Kopfweh und Leibſchneiden, hatte auch Erbrechen. Ob ſie laxirt hat, weiß ich nicht. Man brachte ſie nach dem Lazareth. An dieſem Tage hatte ſich mein Vater betrunken. Mein Vater wurde darauf am Montag Nachmittag krank, hatte ſtarke Abführungen und Erbrechen. Er wurde am Dienſtage nach dem Lazareth gebracht. Mehr weiß ich nicht.

+ + + Zeichen des Johann Wilhelm Bohn.

13. Die unverehelichte Minnich, 18 Jahre alt, evangeliſch, deponirt:

Ich diene von Oſtern dieſes Jahres bei dem Gaſtwirth Bornfeldt in der altſtädtſchen Langgaſſe. Meine verſtorbenen Eltern waren ſehr arme Leute, und wohnten in Dey's Hof. Sonnabend den 23. Juli c. Nachmittag beſuchte ich dieſelben, der Vater lag krank und meine Mutter klagte gleichfalls; ſie ſagte: daß ſie, da der Vater plötzlich erkrankt ſei, einen heftigen Schrecken gehabt habe. Meine Mutter laxirte ſehr ſtark und hatte Erbrechen. Ich mußte meine Eltern um 4 Uhr verlaſſen, um zu meiner Brodherrſchaft zurückzukehren. Es iſt dieſes nicht richtig, ich blieb bei meinen Eltern, ſah,

daß meine Mutter noch an demſelben Sonnabende nach dem Lazareth gebracht wurde, und pflegte meinen Vater bis zum Sonntage. An dieſem wurde auch er nach dem Lazareth gebracht. In der Nacht vom Sonntage zum Montag klagte mein kleiner Bruder über Leibſchmerzen, laxirte und brach, und mußte auch nach dem Geſundheitshauſe gebracht werden. Da ich in Dey's Hof mit den übrigen Perſonen abgeſperrt war; ſo habe ich mit meinen beiden jüngern Schweſtern Juliane und Auguſte in denſelben Betten ſchlafen müſſen, auf welchen meine Eltern krank gelegen haben; ich habe meinen Eltern, während ihrer Krankheit, den Schweiß abgewiſcht, und jede mir mögliche Hilfe geleiſtet, ich bin aber mit meinen Geſchwiſtern bis zu dieſem Augenblicke geſund.

V. G. U. Loiſa Minnick.

14. Der Schuhmacher Joſeph Weckerlein, 32 Jahre alt, katholiſchen Glaubens, deponirt:

Der Schiffskapitain Hoffſtädt iſt bei mir vom 15. Juni d. J. ab neun und zwanzig Tage in Schlafſtelle geweſen. Er war ein Trunkenbold, und daher machte ich, daß ich ihn los wurde. Ein Paar Nächte während ſeines Aufenthalts bei mir iſt er nicht zu Hauſe geweſen, jedoch nicht hinter einander. Er entſchuldigte ſich damit, daß er die Thüre bei ſeiner Nachhauſekunft verſchloſſen gefunden habe und alſo nicht in das Haus kommen können. Vorher ſoll er auf dem Oberrollberg bei einem Flachsbinder gewohnt haben. Ich werde dieſen Flachsbinder ausmitteln und deſſen Namen und Wohnort anzeigen. Als der Hoffſtädt zu mir einzog, ſchickte ich ihn zu dem Polizeiſergeanten Reimann, um ſich zu melden; ich geſtehe aber, daß ich nicht die Ueberzeugung habe, ob er ſich wirklich gemeldet hat. V. G. U.

+ + + Zeichen des Joſeph Weckerlein.

a. u. s. qt. Meyländer.

15. Die Ehefrau des Reifſchlägergeſellen Joh. Chriſtian Schwarz, Louiſe Charlotte geb. Erdmann, 37 Jahre alt, lutheriſch, deponirt:

Der Schiffskapitain Hoffſtädt kam 14 Tage vor Oſtern zu mir in Schlafſtelle. Ich meldete ihn dem Oberkommiſſair Melzer, und er war bei mir bis zum zweiten Oſterfeiertag. Er hatte mir nichts bezahlt und entfernte ſich ohne mein Wiſſen, kam aber einige Tage darauf zurück, verkaufte ſeinen Rock und bezahlte ſeine Schuld. Als ich ihn fragte, wo er wohne, ſagte er mir, daß er im Lorbeerkranz wohne, welches meiner Ueberzeugung nach eine Windbeutelei war. Ich habe gehört, daß er ſich am Ausfall-Thore aufgehalten haben ſoll.

V. G. U. Schwarz.

Der Unterzeichnete hat ſich alle mögliche Mühe gegeben, um zu erforſchen, ob Waaren und Sachen von inficirten Orten in Dey's Hof eingeſchleppt worden ſind; es iſt dieſe Mühe jedoch ganz vergeblich geweſen. Ferner hat ſich der Unterzeichnete auch nach dem Holländerbaum begeben, und dort darüber Erkundigung einzuziehen verſucht, ob ein Kahn mit abgeſtorbenen Fiſchen kurz vor dem Ausbruch der Cholera in Dey's Hof in die Stadt eingelaufen ſei; aber auch dieſer Verſuch iſt vergeblich geweſen. Der Schiffskapitain Hoffſtädt kann heute über ſeinen Aufenthalt in Dey's Hof nicht näher befragt werden, weil er von der Polizei nach Tapiau geſchickt iſt; dagegen ſind der Nachtwächter Wittke und Schuhmacher Meinert auf morgen 9 Uhr Vormittag beſtellt.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

(Beſchluß folgt.)

XII. Gedichte.

Lied eines jungen Landmannes im Februar 1833.

Mel. Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär' ꝛc.

Es lächelt im Frühling die junge Natur,
Es ſinget die Lerche, es grünet die Flur,
Es blühen die Bäume, es ſproſſen die Saaten;
Wir rühren uns fleißig mit Pflug und mit Spaten;
Bei frohem Geſange wird Arbeit nicht ſchwer!
:,: Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'! :,:

Durch goldene Aehren, die Felder entlang,
Ertönet im Sommer der Schnitter Geſang.
Dem Rüſtigſten bindet die Schönſte die Garben;
Den Erndtekranz ſchmückt ſie mit lieblichen Farben;
Am Abend tanzt Alles dann froh um ihn her!
:,: Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'! :,:

Das Füllhorn des Segens im Herbſte beglückt
Den Landmann; er ſammelt, er ſchüttelt und pflückt
Von fruchtbaren Beeten, von Bäumen und Sträuchen,
In Gärten, die ſonnig dem Tummelplatz gleichen
Für ſpielende Jugend, bis alles iſt leer!
:,: Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'! :,:

Im Winter verweilen am Ofen wir gern,
Und ſpielen mit Muße die vornehmen Herrn.
Dann wird bei dem Pfeifchen die Zeitung geleſen;
Und iſt von uns Jemand im Städtchen geweſen,
Dann bringt er uns neue und luſtige Mähr!
:,: Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'! :,:

Vor Allem mir aber der Hornung gefällt!
Die Frucht iſt verhandelt, — der Beutel voll Geld.
Auch ſollen ihm Ehen vorzüglich gerathen;
Da giebt es dann Hochzeit, — viel Kuchen und Braten;
Die munden uns trefflich, — die Taſchen ſind ſchwer!
:,: Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer ſo wär'! :,:

S.

Lied eines jungen Landmannes im März 1833.

Mel. Nein, glaubt mir's nur, ſie liebt mich nicht ꝛc.

Den treuen Freund, voll Redlichkeit,
Gemüthlich, heiter, bieder,
Der bei mir weilt in trüber Zeit,
Mir widmet ſeine Lieder;
Den lieb ich, — doch hält hochgelehrt
Er ſich für unentbehrlich,
So, daß er ſeinen Werth nur ehrt, —
Dann — iſt er mir gefährlich!

Ein Liebchen, häuslich, anſpruchlos,
Wie Röschen auf der Haide,
Das hätt' ich wohl auf meinem Schoos
Zu ſüßer Augenweide.
Ein ſchönes Weib, mit vielem Geld,
Hoffärthig und begehrlich,
Stets modiſch mit der eitlen Welt, —
Das ſcheint mir zu gefährlich!

Ein ſtilles Haus, auf grüner Flur,
Den Frieden auf der Schwelle,
Umringt von Reizen der Natur,
Wünſch' ich mir, rein und helle.
Ein Pallaſt, der auf Marmor ſchwebt,
Mit Schmuck, der leicht entbehrlich,
Viel Diener braucht, — den Stolz erhebt,
Bleibt immer zu gefährlich!

Ein Gärtchen klein, doch ſchattenreich,
Möcht' ich, — mit Roſenlauben,
Mit Silberbach und blauem Teich,
Belebt durch zahme Tauben. —
Ein Park, den Reichthum überfüllt,
Iſt wahrlich nicht begehrlich,
Von der Natur ein kleinlich Bild,
Der Gnügſamkeit entbehrlich!

Ein Mahl, wo ſich Zufriedenheit
Setzt im Genuß die Gränzen,
Wo heitrer Sinn und Mäßigkeit
Den Becher uns credenzen, —

Das lieb' ich; — doch der Ueberfluß
  Macht Kopfweh, iſt entbehrlich,
Bewirkt nur ſchnöden Ueberdruß
  Und wird mir bald gefährlich!

Mag's auch dem Reichthum, überſatt,
  Nicht an Genüſſen fehlen;
Was hilft's, — wenn ihn von Sorgen matt,
  Der Neid und Mißmuth quälen?
Nur was die Heiterkeit bekränzt
  Mit Roſen, — iſt begehrlich;
Der Frohſinn, der im Auge glänzt,
  Der bleibt mir unentbehrlich!

S.

Lied eines jungen Landmannes im April 1833.

Mel. Ein artig Bauermädchen kam ꝛc.

Herzliebchen war für mich ſo ſchön,
  So freundlich und geſcheut,
Nichts konnte über ſie mir gehn,
  Ihr blieb mein Herz geweiht.
Das holde Auge ſprach zu mir:
  Wie hab' ich Dich ſo lieb! —
Und auch das meine ſagte ihr:
  Du biſt — mein Herzensdieb!

Zum Kuß war ſtets bereit ihr Mund,
  Mit Lippen roſenroth,
Ich küßte ſie beinahe wund,
  Verliebt bis in den Tod.
Der Druck der kleinen weichen Hand
  Kam aus des Herzens Treu',
Und im Geſpräch zu mir gewandt,
  Blieb ſie mir täglich neu.

Wenn mich ihr Arm, ſo ſammetweich
  Und ſanft umſchloſſen hielt;
Dann dacht' ich: Der iſt groß und reich,
  Wer ſolche Liebe fühlt! —
Ein Weib voll Liebe, hochgeſinnt,
  Beherrſcht des Mannes Herz;
Mit manchem jungen ſchönen Kind
  Treibt man nur leichten Scherz.

Digitized by Google

Auf einmal zieht in Liebchens Bruſt,
Wie Wetter im April,
Der Wankelmuth, nach Herzensluſt,
Sie weiß nicht, was ſie will.
Ihr holdes Auge ſpricht nicht mehr:
Du biſt mein einzig Glück!
Es ſchwanket düſter hin und her, —
Es meidet mich ihr Blick.

Ihr Mund bleibt nun bei meinem Kuß
Geſchloſſen, ſpröde, kalt;
Und dabei zeigt mir ihr Verdruß,
Sie leide nur Gewalt.
Der Druck des weichen Händchens mehrt
Nicht meines Herzens Ruh,
Und wenn ich mit ihr ſpreche, hört
Sie nicht einmal mehr zu.

So mächtig iſt der Wankelmuth
In eines Weibes Bruſt;
Und ſcheucht — iſt man auch noch ſo gut —
Am Ende jede Luſt.
Ich habe wohl ſo viel Geduld,
Als Einer auf der Welt;
Doch frage ich: wer hat denn Schuld,
Wenn ſie nicht länger hält?

Ja alle Abend denke ich:
Nun morgen iſt's vorbei,
Und röthet dann der Morgen ſich,
Bleib' ich ihr dennoch treu. —
April, — dein ſchnöder Wankelmuth,
Hat ſie gewiß verführt;
Flieh ſchnell vorüber — ſei ſo gut —
Damit er ſich verliert.

S.

Lied eines jungen Landmannes im Mai 1833.

Mel. Schön ſind Roſen und Jasmin ꝛc.

Auf herbei! — eilt froh herbei,
Rüſtige Geſellen;
Es erſcheint der holde Mai
Mit des Frohſinns Quellen,

Mit der Lerche Hochgeſang,
  Mit des Frühlings Blüthe;
Jeder Buſen athmet Dank,
  Preiſet Gottes Güte!

Zwar giebt es der Arbeit viel;
  Doch der Fleiß gedeihet,
Wenn er unter heiterm Spiel
  Guten Saamen ſtreuet.
Und die Mutter Erde lohnt
  Dem, der ihr vertrauet,
Stets zufrieden auf ihr wohnt,
  Und zum Himmel ſchauet.

Darum grüßt den holden Mai!
  Schön wie Iris Bogen
Kommt ſein Blüthen-Kranz herbei
  Aus des Sturmes Wogen.
Durch die milden Lüfte ziehn
  Frohe Frühlings-Lieder,
Und in heitern Gärten blühn
  Veilchen, — blauer Flieder.

Jede Frühlingsknospe meint
  Sich ans Herz zu ſchließen;
Jede Blumenranke ſcheint
  Froh uns zu begrüßen.
Wir vergeſſen alles Leid,
  Jeder Sorge Bangen,
Möchten in Zufriedenheit
  Jede Bruſt umfangen.

Die Natur im Maien-Licht
  Will durch Frohſinn ſegnen! —
Warum ſollten wir uns nicht
  Liebend ſtets begegnen?
Wer ſie ehrt und wohl verſtand,
  Wird mit Wonne fühlen:
Liebe und der Freundſchaft Band
  Führt zu höhern Zielen!

Möchte unſers Lebens Glück
  Maien-Lüftchen gleichen,
Bis zum letzten Augenblick
  Jeder Kummer weichen;
Maien-Blümchen immerfort
  Unſre Bahn bekränzen,
Bis uns in der Heimath dort
  Himmels-Blüthen glänzen.

S.

XIII. Erklärung der Redaction.

Die Preuß. Provinzial-Blätter haben ſich in neuſter Zeit einer regeren Theilnahme erfreut, als in den Jahren 1830 bis 1832; es iſt daher möglich geworden, die Auflage dieſer Zeitſchrift im Monat April d. J. bis auf 1000 Exemplare zu vermehren, wovon 920 und einige an die geehrten Abonnenten verſendet werden. Der Grund dieſer vermehrten Theilnahme iſt unſtreitig in der freundlichen Unterſtützung der hieſigen Königl. phyſikaliſch-ökonomiſchen, der phyſikaliſch-mediziniſchen Geſellſchaft, mehrer Gelehrten am hieſigen Orte, und in der kräftigen Mitwirkung vieler gebildeten Bewohner unſrer Provinz, insbeſondere einiger der Herren Landtags-Deputirten, ſo wie in der freundlichen Bereitwilligkeit der verehrten Geiſtlichkeit und des Schullehrerſtandes, zu ſuchen, welche Alle das Gedeihen der Zeitſchrift befördert haben.

Die Redaction hat jedoch noch immer das Ziel nicht erreicht, welches ſie ſich vorgeſteckt hat. Die Zeitſchrift ſoll, wie dies ſchon früher ausgeſprochen iſt, ein gemeinſchaftliches Ideen-Magazin werden, wo Stimme gegen Stimme gehört, eine Erfahrung gegen die andere ausgewechſelt, ein Zweifel gegen den andern abgewogen, und auf dieſe Weiſe alles Nützliche und Gute zuſammengetragen und zum Gemeingute Aller ans Licht gebracht wird; ſie ſoll ſo recht eigentlich für unſern geachteten Mittelſtand eingerichtet werden. — Dieſes iſt aber, wie die Redaction hiemit wehmüthig bekennt, derſelben, auch bei ihrem eifrigſten Beſtreben, bisher noch nicht in dem Maaße gelungen, als ſie es gewünſcht hat; — das Ziel zu erreichen, giebt ſie die Hoffnung jedoch nicht auf.

Ein großer und wichtiger Schritt hiezu iſt dadurch geſchehen, daß die Abgeordneten des Landtags in den Prov.-Blättern die wichtigſten geiſtigen und materiellen Intereſſen der Provinz beſprechen werden; daß es gelungen iſt, in den Blättern beſondere Abſchnitte für Mittheilungen in Angelegenheiten der Kirche und Schule, und für die aus dem Gebiete der Landwirthſchaft zu bilden; daß eine literariſche Chronik vaterländiſche Schriften anzeigt und beurtheilt. Alles dieſes iſt aber erſt im Werden, und trägt daher auch noch, wie jede Sache bei ihrem Entſtehen, deutlich die Spuren der Unvollkommenheit und des Unzureichenden an ſich. — Doch aller Anfang iſt ſchwer;

Digitized by Google

hoffentlich gelingt es aber bald, Vollkommneres und Gediegneres zu geben, und ſo die Theilnahme an der Zeitſchrift noch zu vermehren. Wäre die Redaction z. B. ſo glücklich, die Zahl der früheren Abonnenten, etwa 1500 bis 1800, wieder zu gewinnen, ſo würde ſie monatlich 10 Druckbogen in jedem Hefte liefern, und außerdem gediegene Arbeiten angemeſſen honoriren können. Daß die Zeitſchrift dadurch an Inhalt und Intereſſe viel, ſehr viel gewinnen würde, ſpringt in die Augen.

Die Preuß. Provinzial-Blätter ſollen aufnehmen:

1) Hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Aufſätze. Bisher ſind bei der Redaction mancherlei werthvolle hiſtoriſche Aufſätze eingegangen; dagegen in ſtatiſtiſcher Beziehung nur einer vom Angerburger Kreiſe durch den Herrn Superintendenten Neumann in Angerburg; ferner einige hypſometriſche Reſultate von Oſt- und Weſtpreußen, als Beitrag zur Beantwortung der Frage: „ob und in welcher Form der Erdwall, auf welchem ſich die Provinz Oſtpreußen hinzieht, im Weſten des Weichſelthales wieder zum Vorſchein kommt?" vom Herrn Prof. Dr. Feldt in Braunsberg. Das bisher Gelieferte reicht aber bei weitem nicht zu; — es werden daher der Redaction ſolche Beſchreibungen einzelner Kreiſe in hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſcher Beziehung ſehr willkommen ſein. Sie ſollen eine intereſſante Beſchreibung unſrer vaterländiſchen Provinz vorbereiten, wozu Herr Profeſſor v. Baer kräftig mitzuwirken verſprochen hat. Bocks naturhiſtoriſche Beſchreibung Preußens iſt nämlich veraltet. So vielen Werth dies Werk auch für ſeine Zeit gehabt haben mag, ſo fühlt man, bei dem unkritiſchen deſſelben, doch das Bedürfniß einer neuen Unterſuchung und Bearbeitung des Gegenſtandes, ſo ſehr man auch den Fleiß des Verfaſſers anerkennen muß. Es wäre daher wünſchenswerth, daß insbeſondere die Herren Landprediger, Schullehrer und Gutsbeſitzer ſo gütig wären, dasjenige zu prüfen, was Bock in ſeinem Werke über die Gegend, in welcher ſie wohnen, ſagt, und daß ſie die Irrthümer berichtigen und ihre Bemerkungen der Redaction einſenden möchten. Um dies zu erleichtern, iſt die Redaction bereit, denjenigen, welche Bocks Werk nicht beſitzen, Abſchriften derjenigen Stellen zu liefern, welche die Gegend betreffen, in der ſie wohnen. So würden die Materialien zu einem ſehr nützlichen und intereſſanten Werke geſammelt werden können, welches nach dem Muſter der J. G. Ebelſchen Anleitung die Schweiz zu

bereiſen, uns mit unſerm Vaterlande bekannt macht. Gewiß, es wäre etwas ſehr Erfreuliches, wenn die Prov.-Blätter uns und das Ausland über alle Hilfsquellen belehrten, aus welchen wir gründlichen Unterricht über Geographie, Statiſtik, Geſchichte, politiſche Verfaſſung, Geſetze, Naturgeſchichte und Literatur unſres Vaterlandes ſchöpfen könnten. Es müßte vom höchſten Intereſſe ſein, eine Anleitung zur vollſtändigſten Kenntniß aller maleriſchen, geographiſchen, phyſiſchen, botaniſchen, geſchichtlichen und mineralogiſchen Merkwürdigkeiten Preußens zu beſitzen. Die Redaction würde zur Sammlung der Materialien zu dieſem Zwecke gern und freundlich die Hand bieten.

2) Berichte über gemeinnützige Anſtalten, ſowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der beſtehenden u. ſ. w. Wir haben der gemeinnützigen Anſtalten gewiß eine große Menge, denn nirgends ſpricht ſich der Wohlthätigkeitsſinn ſo deutlich aus, wie bei uns. Aber beklagen muß ſich die Redaction hier, — denn nur ſparſam, ſehr ſparſam ſind Nachrichten über ſolche Anſtalten eingegangen. — Möchte es künftig doch auch hierin beſſer werden.

3) Nachrichten über das Kirchen- und Schulweſen. Hier hat die Redaction recht gediegene Arbeiten erhalten und auch noch zu erwarten. Ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit. Mit Vergnügen wird die Redaction aufnehmen: 1) Mittheilungen wichtiger Erſcheinungen im Gebiete der Kirche und Religion; 2) Aufſätze und Diſcuſſionen über die verſchiedenartigſten Gegenſtände des kirchlichen und religiöſen Intereſſe, z. B. über den äußeren Kultus, über Synoden u. ſ. w., über Bildung und Sittlichkeit des Volks; 3) Vorſchläge zu Verbeſſerungen; 4) Anzeigen und Beurtheilung von Schriften, welche kirchliches u. religiöſes Intereſſe haben, ſo fern ſie nicht zur literariſchen Chronik gehören, Bekanntmachungen von landesherrlichen Verordnungen, die das Kirchen- und Erziehungsweſen betreffen, Veränderungen und Verſetzungen im geiſtlichen Dienſtperſonale in unſrer Provinz, Auszeichnungen und Beförderungen. Auch hier ſoll uns die möglichſte Unpartheilichkeit leiten; — wir bitten aber um kräftige Unterſtützung. Dieſe kann uns hiebei nur der Prediger- und Schullehrerſtand gewähren; an ihn insbeſondere iſt daher dieſe Bitte gerichtet. Alle Streitigkeiten in theologiſcher Beziehung ſind für immer von unſrer Zeitſchrift ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

4) Landwirthſchaftliche Aufſätze. Die Röderſche landwirthſchaftliche Zeitung und das Univerſalblatt ſollen uns hier Muſter ſein. Gerne wollen wir das Neuſte und Wiſſenswürdigſte aus der Land- und Hauswirthſchaft liefern. Mit Dank werden wir Nachrichten und Bemerkungen aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthſchaft aufnehmen und unentgeldlich abdrucken laſſen.

5) Ueber Handel und Gewerbe. Leider iſt die Redaction mit Ausnahme eines einzigen intereſſanten Aufſatzes von Herrn Barth in Braunsberg in dieſer Beziehung bisher gar nicht unterſtützt worden. Man ſollte glauben, Handel und Gewerbe würden nicht mehr getrieben.

6) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Geſetzgebung. Auch dieſes Feld liegt — d. h. in den Provinzial-Blättern — unbebaut.

7) Merkwürdige Naturerſcheinungen. Bisher iſt nichts darüber berichtet. In andern Ländern iſt es ſchon anders. Da ſehen wir ſogar die Zeichen vom Himmel in den Jahren 1831 und 1832 geſammelt und nach Vernunft und Schrift beurtheilt, um zu beweiſen, der jüngſte Tag ſei nahe, wenn er eben auch nicht morgen oder über's Jahr kommen werde. Iſt es nun gerade auch kein großes Unglück, ſolche Werke in Preußen nicht zu beſitzen, ſo iſt es doch gewiß nicht lobenswerth, daß wir nicht einmal die Naturerſcheinungen aufzuzeichnen und bekannt zu machen, der Mühe werth halten. Sollten wir uns deſſen nicht ſchämen? —

8) Geſundheitskunde. Wir können der verehrten phyſikaliſch-mediziniſchen Geſellſchaft für ihre intereſſanten Mittheilungen nicht genugſam unſern Dank ausſprechen, hoffen auch, daß dieſe hochgeachtete Geſellſchaft fortfahren werde, die Provinzial-Blätter auch in der Folge durch ſolche Mittheilungen zu bereichern.

9) Die Redaction hat endlich, wiewohl nur ausnahmsweiſe, der Unterhaltung einen Abſchnitt gewidmet. Zwar iſt, mit Ausnahme einiger Gedichte und der Bilder aus Sudauen in früherer Zeit, bisher eben nichts von einiger Bedeutung geliefert; es ſind jetzt jedoch intereſſante Beiträge von A. Schoppe geb. Weiſe und von P. H. W. Schnaaſe eingegangen; ferner Gedichte von Charlotte Gründler geb. Lenke, Hendel Schütz u. ſ. w., welche die Redaction nächſtens mitzutheilen gedenkt.

Außerdem hat ſie ſich an viele geachtete Schriftſteller und Schriftſtellerinnen Preußens in dieſer Beziehung gewendet, und ſieht den Antworten derſelben entgegen. Nächſtens wird in einem Ehrentempel Preußiſcher Schriftſtellerinnen Nachricht von dem Leben und Wirken der Vorzüglichſten derſelben mitgetheilt werden.

Auf dieſe Weiſe hofft die Redaction die Provinzial-Blätter nach Kräften eben ſo intereſſant als gemeinnützig zu machen; es leuchtet aber ein, daß dies in dem angedeuteten Umfange nur dann wird geſchehen können, wenn ſie dabei kräftig unterſtützt werden und die frühere Zahl der Abonnenten wieder gewinnen wird, um monatlich 10 Druckbogen liefern zu können, da der beſchränkte Raum von 6 Druckbogen monatlich dazu offenbar nicht ausreicht.

Von einigen Theilnehmern iſt die Redaction auch befragt worden, weshalb noch immer die monatlichen Zeitungsberichte der vier Königlichen Regierungen unſrer Provinz in vierteljährigen Zuſammenſtellungen gegeben und ſie lieber nicht ganz fortgelaſſen werden, da ſie doch weit früher auszugsweiſe in den Zeitungen und Wochenblättern der Provinz erſcheinen? Hierauf erwiedert dieſelbe, daß, da die Provinzial-Blätter in monatlichen Heften erſcheinen, es nicht möglich iſt, die Zeitungsberichte durch ſie ſo ſchnell zu verbreiten, wie es in jedem andern Tageblatte geſchehen kann, und daß es daher für zweckmäßig erachtet iſt, dieſelben als Materialien für den künftigen Geſchichtſchreiber in unſer vaterländiſches Archiv, wenn gleich ſpäter als in andern Blättern, in ihrer Vollſtändigkeit aufzunehmen, da man ſie in der Folge als Geſchichtschronik vermiſſen dürfte.

Jeder Vorſchlag zur Verbeſſerung des Verfahrens der Redaction wird derſelben übrigens ſehr willkommen ſein und von ihr mit gebührendem Danke anerkannt werden.

Königsberg, den 1. Mai 1833.

Die Redaction der Preuß. Provinzial-Blätter.

XIV. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832.

(Fortſetzung.)

Unglücksfälle.

Regierungsbezirk Danzig.

Brandſchäden. Es ſind im Ganzen im Monate Juli 11 Brände, mehrentheils auf dem Lande, vorgefallen, wodurch 12 Haupt- u. 14 Nebengebäude eingeäſchert ſind. Bei einem derſelben, im Dorfe Möskenberg, Elbinger Kr., iſt leider die 24jähr. Tochter eines dortigen Einſaßen, welche aus der Nachbarſchaft zur Hilfe geeilt war, in den Flammen ums Leben gekommen. — Lebensverluſte. Außer einem, im Berenter Kreiſe ausgeübten Selbſtmorde, ſind beim Baden 4 Perſonen verſchiedenen Alters verunglückt, worunter der 14jähr. Sohn des Gutsbeſitzers v. Parpart auf Borrenzyn, Danziger Landkreiſes, und ein Soldat des Königl. 21. Inf.-Regts. zu Kniebau, Kr. Stargardt; durch Sturz ins Gewäſſer ein 4jähriges Kind im Elbinger Kr., und 2 erwachſene Perſonen beim Waſſerſchöpfen in der Stadt Elbing.

Brandſchäden. Die Anzahl der Brände hat ſich im Monate Auguſt auf 16, mehrentheils auf dem platten Lande, belaufen, wodurch 12 Haupt- u. 26 Nebengebäude eingeäſchert worden ſind. Der bedeutendſte darunter, auf dem freikölmiſchen Gute Rothebude, Kr. Marienburg, der allein 9 Wirthſchaftsgebäude nebſt dem Wohnhauſe in Aſche gelegt und einen Schaden von 11,000 Thlr. verurſacht hat, iſt von einem bereits früher berüchtigt geweſenen Uebelthäter angeſtiftet, welcher der That geſtändig, den Gerichten überliefert iſt, dort aber ſein Eingeſtändniß widerrufen hat. Die Urſachen der übrigen Brandſchäden haben bis jetzt nicht ausgemittelt werden können. — Lebensverluſte. Durch Selbſtmord ſind im Ganzen 4 Perſonen ums Leben gekommen, nämlich 2 Werkmeiſter in Danzig, ein unverheirathetes, wohlhabendes Frauenzimmer von 70 Jahren aus dem Mittelſtande, ebendaſelbſt, und ein Dienſtknecht in der Stadt Dirſchau. Durch Sturz

ins Waſſer verunglückten 11 Perſonen, darunter 7 Kinder und 4 Erwachſene. Durch Sturz vom Gebäude ein Arbeitsmann in Danzig, beim Theeren der Dachrinnen. Durch Sturz in den Keller iſt eine Frau in Elbing lebensgefährlich verletzt. Durch Umſturz eines Fuders mit Heu iſt ein Eigenkäthner im Elbinger Kreiſe verunglückt. In der Stadt Marienburg iſt eine Wittwe im ziemlich vorgerückten Alter von Geiſteszerrüttung befallen, die ſpäterhin bis zur Raſerei geſtiegen iſt. — Endlich erwähnen wir noch eines außerordentlichen Naturereigniſſes im Dorfe Stüblau, im Danziger Werder, am 18. Auguſt, woſelbſt durch die plötzliche Erſcheinung einer Windhoſe bei ſtürmiſcher Witterung in Zeit weniger Minuten 3 große Scheunen, 2 Stallungen und 5 Familienwohnungen gänzlich zerſtört, viele andere Gebäude ſehr bedeutend beſchädigt, ein großer Theil der Feld- und Gartenfrüchte in den dortigen Marken verwüſtet, auch ein Einwohner ums Leben gekommen iſt.

Die Anzahl der Brände im Monat September hat ſich auf 8 belaufen, wodurch im Ganzen 8 Haupt- und 12 Nebengebäude eingeäſchert ſind. Darunter befindet ſich die evangeliſche Kirche in Wernersdorff, Kr. Marienburg, die, mit Stroh gedeckt, bei einem gegen Nacht in den dortigen Pfarrgebäuden, aus bis jetzt unermittelt gebliebenen Urſachen entſtandenen Feuer nicht zu retten geweſen iſt. Die übrigen Brände ſind zum Theil durch Blitz entſtanden. Zu einem derſelben in der Stadt Neuteich, deſſelben Kreiſes, hat dagegen das Auflaſſen eines Luftballons durch den Seiltänzer Schwiegerling aus Berlin, Veranlaſſung gegeben, welcher erſtere nämlich ſich in der Luft entzündet, demnächſt auf einen Stoppelhaufen der Vorſtadt niedergefallen, zuerſt dieſen und darauf mehrere Getreidevorräthe und Stallgebäude in Brand geſetzt hat. Die nähere Unterſuchung über dieſen Vorfall iſt eingeleitet. — Am 21. Septbr. Morgens nach 8 Uhr iſt bei heftigem Nordſturm das von Pillau nach Bergen in Norwegen unterwegs befindliche, mit Getreide beladene und hieher nach dem Nothhafen ſteuernde Stettiner Schiff Fortuna, 71 Normallaſten groß, geführt vom Schiffer Lickfeld aus Stepenick, nachdem daſſelbe kurz zuvor einen ſtarken Leck erhalten, $1\frac{3}{4}$ Meilen vom hieſigen Hafen mit der geſammten Mannſchaft und dem darauf befindlichen Eigner des Schiffs untergegangen. Nur allein der Kochs-Mate, welcher ſich auf die Spitze des großen Maſtes geflüchtet und ſich daran feſtgehalten, hat durch die Anſtrengungen der

Digitized by Google

mittlerweile durch die Brandung zur Hülfe herbeigeeilten Lootſen in ihrem Boote gerettet werden können. Außerdem iſt durch Umſchlagen eines Bootes auf der See ein Einſaße des Neuſtädter Kreiſes in den Wellen ums Leben gekommen, nachdem deſſen Gefährte ſich mit Mühe gerettet. — Es ſind im Laufe des Monats 2 Selbſtmorde, u. zwar im Gebiete der Stadt Danzig, wovon die Urſachen nicht zu ermitteln geweſen, vorgefallen. Demnächſt ſind verunglückt: durch Sturz ins Gewäſſer 9 Perſonen, theils Erwachſene, theils Kinder, in verſchiedenen Gegenden, davon 2 Individuen beim Ueberfahren über den Strom und ein Kind von 18 Monaten in einer Pfütze. Durch Sturz vom Baugerüſte ein Maurergeſell in Danzig. Durch Ueberfahren mit dem Erndtewagen ein 13jähr. Mädchen im Marienburger Kreiſe. An den Folgen eines Stoßes bei einer Schlägerei ein Dienſtknecht im Danziger Landkreiſe. Ebendaſelbſt iſt ein in dieſem Frühjahr von einem tollen Hunde gebiſſener Einſaße in den vorletzten Tagen von Zufällen der Waſſerſcheu ergriffen und deshalb unter ärztliche Behandlung geſtellt worden. Ein 4½jähr. Knabe, welcher 2 Etagen hoch aus dem Fenſter eines Hauſes in Danzig hinabgeſtürzt, iſt ohne merkliche Beſchädigung davon gekommen. Eben ſo iſt ein Einſaße des Stargardter Kreiſes, welcher beim Bernſteingraben verſchüttet, beinahe 4 Tage lang in dieſem Zuſtande in der Erde zugebracht hatte, nachdem er darin ausgemittelt und hervorgegraben, durch erfolgreich angewandte Mittel wieder zum Leben und Bewußtſein zurückgebracht.

Verbrechen.

Regierungsbezirk Königsberg.

In der Nacht vom 21. zum 22. Juli iſt die Kreis-Steuerkaſſe in Pr. Holland mittelſt Einbruchs beſtohlen, und derſelben 2294 Thlr. 27 Sgr. 10 Pf. theils baar, theils in Kaſſen-Anweiſungen entwendet worden. Der Thäter hat bis jetzt nicht ermittelt werden können. Die Unterſuchung des Verbrechens wird eifrig fortgeſetzt. — Die 17 Jahr alte Friederique ***, in Dienſt eines hieſigen Muſiklehrers, ſchnitt dem 2jähr. Kinde deſſelben mit einem Meſſer in den Hals und ſtürzte ſich nach dieſer That aus dem Fenſter des zweiten Stocks auf den Hof hinab, ohne beſchädigt zu werden. Als ſie zur Unterſuchung gezogen wurde, äußerte ſie unverholen, daß ſie vor dieſer That vergeblich den Verſuch gemacht habe, ſich zu erhängen, und als ſie über Lebensüberdruß klagte, wurde

ihr Gemüthszuſtand unterſucht und geiſtesſchwach befunden, weshalb ſie nach der Irrenanſtalt gebracht iſt. Das Kind iſt übrigens nicht bedeutend verwundet und wird wahrſcheinlich am Leben erhalten werden. — Die 13jähr. Tochter einer Arbeitsfrau in Bartenſtein hatte in einem Lappen glühende Kohlen, Stroh und etwas Schwefel eingewickelt, und in der Scheunenſtraße auf eine Scheunenſchwelle gelegt. Dieſes wurde aber von einigen andern Kindern, welche in der Nähe ſpielten, entdeckt, wodurch ein großer Brand verhütet wurde. Die Thäterin iſt zur Unterſuchung abgeführt. — Während des Brandes eines Viehſchoppens auf dem adl. Gute Arnſtein, Heiligenbeilſchen Kreiſes, wobei 31 Stücke Vieh verbrannten, wurden dem Wirthſchafter daſelbſt mehrere Sachen geſtohlen. Der Verdacht einer vorſätzlichen Brandſtiftung fiel auf einen Tagelöhner in Schönfeld, der auch den Diebſtahl begangen zu haben dringend verdächtig geworden und deshalb dem Gericht überliefert iſt. — In dem Monate September erſt hat es ſich ermittelt, daß das im Zeitungsbericht pro Juni 1832 angezeigte Feuer im Dorfe Glockſtein, Röſſelſchen Kreiſes, von einer Magd aus Bosheit angelegt worden iſt. Sie hat die That eingeſtanden und iſt gefänglich eingezogen. — Eine andere Magd deſſelben Kr. hat ihr neugebornes Kind weiblichen Geſchlechts in dem Kloſterteich zu Wartenburg erſäuft und iſt deshalb dem Gericht überliefert worden.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Zwei Dienſtmädchen verſuchten aus Furcht vor der Strafe wegen eines begangenen Hausdiebſtahls ihrem Leben durch einen Sprung in den Mühlenteich zu Ragnit zu enden; ſie wurden aber durch das rechtzeitige Hinzueilen des Knechts Jungot vom nahen Ertrinken gerettet. — Ein Hirt aus Kl. Puskeppeln, Ragnitſchen Kr., machte reſp. am 24. und 26. Auguſt v. J. einen zweimaligen Verſuch ſich ſelbſt zu entleiben, indem er, aus noch unbekannten Gründen, ſich zuerſt durch mehrere Schnitte in den linken Arm, über dem Handgelenk verwundete; dann aber, als die wahrſcheinlich beabſichtigte Verblutung nicht gelang, der ihm gegebenen Bewachung zum Trotz, ſich durch einige Schnitte in den Hals verletzte. Dieſer mehrmaligen Selbſtverwundung ungeachtet, lebte jener Hirt noch beim Abgange der diesfälligen Anzeige des Kreislandraths, jedoch war, obwohl der Verwundete ärztlich behandelt wurde, deſſen Geneſung noch zweifelhaft. — Ein neuge-

bornes Kind iſt im Laufe des Monats September von einer Dienſtmagd, welche daſſelbe heimlich geboren hatte, gewaltſam getödtet. Die Kindesmörderin iſt entdeckt und die Kriminaluntersuchung über ſie verhängt.

Regierungsbezirk Marienwerder.

Ein Holzdefraudant im Kreiſe Coniß iſt von dem Knechte einer Ackerwirthin, welchem er ſich bei der Pfändung widerſetzte, durch einen Schlag auf den Kopf tödtlich verwundet worden. — In Janowko, Straßburger Kreiſes, hat der Krüger Budzinski den Schneider Gornczinski u. den Schmidt Kalakowski mit einer Axt dergeſtalt verwundet, daß die Verletzung erſt nach langer Zeit wieder geheilt werden können. Der Thäter iſt dem Gericht übergeben. — Im hieſigen Ort (Marienwerder) hat ein ehemaliger Knecht, Müller, der nach dem Tode ſeiner Mutter mit ſeiner unverheiratheten Schweſter zuſammen wohnte, aber oft mit ihr in Streitigkeit gerieth, dieſe mit einer Holzaxt erſchlagen. Der Mörder iſt ergriffen und dem Inquiſitoriat zur Unterſuchung überliefert worden.

Regierungsbezirk Danzig.

Im Marienburger Kreiſe iſt von der unverehelichten Maria Kroſſa zu Königsdorf an ihrer 10jährigen Tochter ein Mord in der Art verübt, daß ſie dieſelbe in einen Sack eingeſchnürt in ein Bruch, nahe dem Weichſelſtrom verſenkt hat, wo ſie leblos gefunden wurde. Die Verbrecherin, der That geſtändig, iſt dem Gerichte überliefert. — Ein Gleiches findet hinſichts einer andern Uebelthäterin, Regiena Wiebe aus Orlofferfelde, deſſelben Kr., ſtatt, welche ihr unehelich gezeugtes, $\frac{7}{4}$ Jahr altes Kind, angeblich aus Unvermögen, daſſelbe zu ernähren, an der Hausthüre eines Einſaßen in einem benachbarten Dorfe ausgeſetzt hatte.

Zuſtand der Saaten.

Regierungsbezirk Königsberg.

Durch die anhaltende kalte und naſſe Witterung im Monate Juli ſind die Winter- und Sommerfelder und Geköchgärten ſehr zurückgeblieben. Der Roggen, der im vorigen Jahre ſchon am 20. Juli gehauen wurde, jetzt aber noch unreif auf dem Halme ſtand, hatte in der Blüthezeit theilweiſe gelitten, und verſprach im Ganzen keinen vorzüglichen Körnerertrag. Der Weizen gab noch Hoffnung, die Gerſte ſtand gut, aber der Hafer theilweiſe ſchlecht. Die Heuerndte war ebenfalls ſehr aufgehalten

worden; die Beſitzer von Flußwieſen hatten am erſten Schnitt viel durch Ueberſchwemmung verloren, und was gerettet und eingebracht wurde, war häufig zur Fütterung wenig zu gebrauchen. Klee und andere Futterkräuter gewährten dagen einigen Erſatz. Auch die Gartengewächſe hatten bedeutend gelitten, beſonders in niedrig gelegenen Gärten, welche größtentheils unter Waſſer ſtanden. Die ſo ſehr verſpätete, theilweiſe anſcheinend mißliche Erndte, war die Veranlaſſung davon, daß die Lebensbedürfniſſe bedeutend im Preiſe ſtiegen, daß dem Landmann meiſtentheils der Vorrath an Brodgetreide aufgegangen war, daß der begüterte Theil der Landbewohner ſich mit bedeutenden Koſten Brodgetreide aus den entfernten Handelsſtädten theuer ankaufen, während der arme Mann auf dem Lande einſtweilen auf den Genuß von Brod verzichten und mit Kohl und Kräutern zur Zeit ſich kümmerlich behelfen mußte. Mit der Erndte hatte bei aller Fülle der Getreidefelder doch erſt im letzten Drittel des Monats Juli vorgeſchritten werden können, und noch im Monat Auguſt war leider an den meiſten Orten nicht einmal der Roggen vollſtändig eingebracht. Aber auch das eingebrachte Getreide erregte Beſorgniß, weil es meiſtentheils nicht hat gehörig getrocknet in die Scheunen gebracht werden können, weshalb es dem Auswachſen und Verderben leicht ausgeſetzt war. In einigen Gegenden enthielt der Roggen viel Mutterkorn. Anderwärts wollte man bemerkt haben, daß ein Theil der Körner durchbohrt und von einem Inſekt ausgeſchrotet ſei. Der Weizen hatte ſich durch den ſtarken Regen an vielen Orten gelagert und konnte nicht gehörig reifen. Die Gerſte, die im Ganzen vortrefflich ſtand, konnte auch noch nicht zur Reife kommen; die Erbſen aber blieben fortgeſetzt grün und unreif. Außerdem erregte die Beſtellung der Winterſaaten große Beſorgniß, da ſie in hieſiger Provinz zeitig, und ſpätſtens Ausgang des Monats Auguſt in die Erde gebracht werden muß, die Erndte aber erſt begonnen hatte und nur langſam fortgeſetzt werden konnte, weshalb ſich die Saatbeſtellung ſehr ſpät hinausſchob. — Ueber den Ausfall der Erndte ließ ſich noch nichts Erfreuliches ſagen, weil ſie gegen das Ende des Monats September auf den meiſten großen Gütern leider kaum weiter als bis zur Hälfte vollbracht war, und das eingebrachte Getreide zum Theil feucht in die Scheunen gekommen iſt. So viel iſt indeſſen als gewiß anzunehmen, daß im Ganzen faſt alle Getreidegattungen nur einen mittelmäßigen, Erbſen, Bohnen, Hirſe und Buchwaizen aber einen ſchlechten Ertrag gewähren.

Leider lagen die Erbſen, insbeſondere die grauen, am Schluſſe des Monats September noch in den meiſten Gegenden auf dem Felde; ſie ſtreuten zum Theil aus, faulten unten an den Stengeln ab, während die Spitzen noch blühten. Man nimmt an, daß im Ganzen wenigſtens $\frac{1}{4}$ des Geſammtbetrages des Getreides, an vielen Orten aber noch mehr verloren gegangen und verdorben ſei. Der Erdruſch zeigt ſich beim Wintergetreide, namentlich beim Roggen, nicht günſtig. Es giebt Wirthſchaften, in welchen nur 1 bis $1\frac{1}{4}$ Scheffel vom Schock Garben gewonnen worden, und allgemein hat das vom friſchen Roggen gebackene Brod eine unanſehnliche, braune Farbe; das Mehl enthält wenig Gährungsſtoff. In mehreren Gegenden hat ſich viel Mutterkorn unter dem Roggen gezeigt, wodurch auch manche Beſorglichkeit entſteht. Leider hat auch die Saatbeſtellung bis jetzt ſchlechten Fortgang gehabt, ſie iſt durch die ſo überaus verſpätete Erndte, beſonders aber durch den faſt überall häufigen Regen zurückgehalten, und namentlich im aufgeweichten Lehmboden theilweiſe ganz unmöglich geworden. Der Roggen iſt zwar zum größten Theil geſäet, deſto weniger iſt dies jedoch mit dem Weizen der Fall, und es ſteht zu befürchten, daß manche Aecker unbeſäet liegen bleiben werden. Da, wo die Roggenſaat bereits aufgegangen iſt, klagt man, daß die Felder nur ſehr ſchwach eingrünen, und daß die junge Saat ſehr weitläuftig ſtehe. Die Kartoffeln fangen im ſtrengen Boden an zu faulen, und man ſieht auch der Kartoffelerndte in vielen Gegenden nicht ohne Bangigkeit entgegen.

Handel und Gewerbe.

Regierungsbezirk Königsberg.

Auch im Monate Juli hatte ſich die Frage nach Getreide, Leinſaamen u. Flachs erhalten, und ſind bedeutende Verſchiffungen, beſonders vom letzteren Artikel, nach Schottland, und von erſterem nach Holland, Flandern u. Frankreich gemacht worden. Dagegen war es im Holzgeſchäft ſtill geblieben, und nur die noch mehr heruntergegangenen Frachten konnten zu Verſchiffungen Veranlaſſung geben. Die auf dem Memelſtrom herabgekommenen Zufuhren von Getreide und Saat waren beinahe gänzlich aufgeräumt, dagegen die Rauchwaaren nur zum kleinſten Theile und zu niedrigen Preiſen abgeſetzt worden. Holzwaaren waren aus Rußland und Polen wenig eingetroffen, es wurden aber bedeutende Parthien erwartet. Dagegen waren über Tilſit große Quantitäten von Hanf, Flachs, Heede und Getreide

in Memel angekommen. Auch hier waren 119 Wittinnen mit dergleichen Waaren, und außerdem noch mit Pottaſche, Oel, Talg und Matten angekommen. Die Schiffahrt war lebhafter wie im Monat Juni. In Pillau ſind im Monat Juli 148 Schiffe eingelaufen, darunter 97 mit Ballaſt; ausgelaufen ſind 99 Schiffe, und zwar 3 mit Ballaſt. In Memel ſind im Monat Juli eingegangen 148 Schiffe, davon 125 mit Ballaſt, und ausgegangen 100 Schiffe, davon 5 mit Ballaſt. In Braunsberg ſind im Monat Juli verſchifft: 1980 Schock leinen Garn, 207 Laſt 40 Stein Flachs, 98 Laſt Roggen und 160 Laſt Weizen. Auf die hieſigen Handlungsſpeicher ſind aufgemeſſen: 1) inländiſches Getreide 1798 Laſt 4 Scheffel; 2) vom Auslande 2645 Laſt 17 Schfl.; abgemeſſen iſt: 1) nach dem Inlande 928 Laſt 29 Schfl.; 2) nach dem Auslande 4336 Laſt 22 Schfl.

Auguſt. Die allgemeinen Nachrichten über den ſegensreichen Ausfall der Erndte im Auslande hatten den hieſigen Getreidehändlern allen Muth zur Spekulation benommen, da die Preiſe im Auslande ſehr geſunken waren. Es iſt daher von dem, was an Getreide verſchifft worden, nicht nur kein Gewinn, ſondern vielmehr ein bedeutender Verluſt zu erwarten. Von Flachs und Heede war im Monat Auguſt ein bedeutender Abſatz geweſen und größtentheils nach Schottland verſchifft worden; eben ſo von Borſten zu erhöhten Preiſen, dagegen Hanf gar nicht. Die immer mehr eintreffenden Zufuhren von Holzwaaren auf dem Memelſtrom fanden gegen Erwartung raſche Käufer. Auch waren aus Ruſſ. Polen wieder bedeutende Quantitäten von Hanf angekommen, wozu es aber an Käufer fehlte. Die Schiffahrt war im Monat Auguſt nicht ſo lebhaft, wie in dem vorhergehenden. In Pillau ſind nur 66 Schiffe, davon 36 mit Ballaſt, eingelaufen; ausgelaufen dagegen ſind 125 Schiffe, davon 10 mit Ballaſt. In Memel ſind 70 Schiffe eingegangen, davon 55 mit Ballaſt; ausgegangen ſind 117 Schiffe, davon 3 mit Ballaſt. In Braunsberg ſind verſendet: 1600 Stein Wolle, 2700 Stück leinen Garn, 3½ Laſt Weizen. Auf die hieſigen Handlungsſpeicher ſind aufgemeſſen: 1) vom Inlande 1173 Laſt 50 Schfl.; 2) vom Auslande 2975 Laſt 38 Schfl.; abgemeſſen iſt: 1) nach dem Inlande 1156 Laſt 3 Schfl.; 2) nach dem Auslande 2669 Laſt 11 Schfl.

Die Abſchiffungen waren auch im Monat September nicht von Bedeutung, da ſich im Auslande nicht nur keine günſtigere, vielmehr ziemlich nachtheilige Conjuncturen

für unſere Produkte eingeſtellt hatten. Der in der letzten Zeit herrſchend geweſene Weſtwind hatte zwar eine ziemliche Menge Schiffe hergebracht, allein bis jetzt hatten viele von denen, die hauptſächlich nur für Getreideladungen paſſen, keine Befrachtung gefunden; denn theils machten die im Auslande faſt überall heruntergegangenen Getreide- und Holzpreiſe es unmöglich, auch nur mit geringen Vortheilen Abladungen zu expediren, theils waren auch in unſern Häfen von alten Schüttgütern die Vorräthe ſo geringe, daß z. B. von Leinſaamen ſo gut wie gar nichts im Beſtande war. Der diesjährige Roggen bietet ein unverſchiffbares Gut dar, und wenn nicht der Tranſithandel mit gedörrtem Getreide von Rußland unter erleichternden Bedingungen nachgegeben werden ſollte, ſo iſt zu befürchten, daß im nächſten Frühjahre die Verſchiffung von Roggen höchſt unbedeutend ſein wird. In Pillau ſind im September 72 Schiffe ausgelaufen, davon 41 mit Ballaſt; ausgelaufen ſind 41 Schiffe, davon 5 mit Ballaſt. In Memel ſind dagegen 94 Schiffe eingegangen, wovon 71 mit Ballaſt. In Braunsberg ſind im Monat September verſchifft: 1100 Schock leinen Garn, 96 Laſt 10 Stein Flachs. Auf die hieſigen Handlungsſpeicher ſind im Monat September aufgemeſſen: 1) vom Inlande 243 Laſt 56 Schfl.; 2) vom Auslande 1827 Laſt 56 Schfl. Abgemeſſen iſt: 1) nach dem Inlande 144 Laſt 21 Schfl; 2) nach dem Auslande 1310 Laſt 51 Schfl.

(Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Provinz.-Landtags-Angelegenheiten.

ber das bei uns einzuführende Erbfolgegeſetz.
(Fortſetzung.)

wei Eingaben für einen Kreistag be-
immt, welcher zur Prüfung der Erb-
folgegeſetze zuſammmentritt.

Nebſt einem Auszuge aus dem Hesperus.

Vorwort.

Nit väterlicher Herablaſſung iſt den Ständen dieſer rovinz die Prüfung ihrer Wünſche, in Beziehung auf :bfolgegeſetze, hingegeben, Geſetze, welche das Inter-e aller Bewohner in einem hohen Grade in Anſpruch hmen, und ſowohl auf die geiſtige als materielle ntwicklung der Provinz unberechenbare Folgen haben üſſen. Daher verlangen ſie eine beſonnene gründliche rüfung. Denn nicht dunkle Wünſche, nicht der Blick if die Gegenwart, nicht Bilder einer dichteriſchen hantaſie, nicht fixe Lieblings-Vorſtellungen, dürfen nſere Unterſuchung leiten, ſondern ein feſter unpar-eiiſcher Blick in die Zukunft, der alle ihm zu Gebote thenden Gründe dafür oder dawider abwägt. Dem-mäß iſt es ſehr weſentlich, daß Alle die, welche einen armen Antheil an unſerer allgemeinen Wohlfahrt neh-ien, ihre Gründe für u. wider mittheilen, um ſo als Stoff i den Berathungen der Kreistage dienen zu können; m ſo mehr, da nicht klar ausgeſprochen iſt, ob nur dliche oder andere Rittergutsbeſitzer, ob nur Ritter-utsgrundſtücke oder auch damit verbundene köllmiſche nd bäuerliche Grundſtücke darunter begriffen ſein ollen.

Erſte Eingabe.

In einem Staate der alle Feſſeln zerbrochen, welche die perſönlichen Rechte, die perſönlichen Pflichten und die Entwicklung der perſönlichen Kräfte einengten, welche das freie Schalten über das Eigenthum, ſowohl des Grundeigenthumes, als auch des beweglichen erzeugten, beſchränkten, ſei es um die Civiliſation der Nation zu beeilen, oder auch aus andern Gründen: in einem ſolchen Staate müſſen gewiß gebietende Gründe eintreten, wenn auch nur von beſchränkenden Geſetzen die Rede ſein darf, und dieſes vollends in einer Zeit, in der ein großartiges, weltbeherrſchendes, früher nur beneidetes Volk, jetzt unter der erdrückenden Maſſe alter angebeteter Inſtitutionen ſich mühſam hervorzuwinden ſucht; in einer Zeit, wo das vermoderte Lehnsweſen und Patriarchenthum nur noch von Wenigen begriffen wird. Denn dieſen beiden geſellſchaftlichen Formen war Antheilbarkeit, hier um der ſtark bemannten Burgen, dort um der Einheit des Stammes willen, eine Nothwendigkeit. Erſteres fußte ſich auf das menſchliche Gebot des Zeitbedürfniſſes, letzteres auf ein göttliches Recht; erſteres bezweckte eine gewappnete Kraft, letzteres ein feſtes Regiment; für beider Schutz oder Leitung aber konnte der Arm des erſtgebornen Knaben (um ſo mehr in einer Zeit, wo durch Kebsweiberei das andere Geſchlecht tief geſunken war) nicht ſchnell genug zur Kraft und Reife gelangen.

In unſern Tagen bewegt ſich das ſtaatsbürgerliche Leben in ſeinem natürlichen Gange, dem durch künſtliche Mittel, um irgend einer Wohlfahrt willen, eine andere Richtung gegeben werden ſoll, und es drängt ſich die Frage auf, welche Wohlfahrt die Erbfolgegeſetze bezwecken wollen. Entweder bezwecken ſie die Wohlfahrt des Staates, oder die Wohlfahrt Einzelner. Aber eine weiſe Regierung kennt keine Lieblinge, und müßte ſie es, ſo würde ſie ſolche in der Zahl ihrer treueſten Beamten ſuchen. Nun, ſo bleibt nur die

Wohlfahrt des Staates, und dieſes veranlaßt uns zu einem Hinblick auf den Preußiſchen.

Die Preußiſche Monarchie hat unter der Leitung ihrer ausgezeichneten Regenten, durch eine Kette von Eroberungen, eine Selbſtſtändigkeit erkämpft, deren Dauer nicht nur die Bedingung unſrer eignen freudigen Exiſtenz, ſondern auch der Stützpunkt zur Ausbildung von Europa geworden iſt. Doch von nun an ſteht dieſe Monarchie eingezwängt, zwiſchen mächtigen und großen Staaten, denen großentheils noch ein Spielraum fernerer Ausdehnung geblieben iſt, während ihr alle Gegenſtände zu vergrößernden Eroberungen geſchwunden ſind. Denn das heilige Römiſche Reich, mit ſeinen geiſtigen Souverainen, einerſeits, ſo wie die verworrene Republik Polen, anderſeits, ſind verzehrt.

Aber Preußen muß mit ſeinen großen Nachbaren um die Wette wachſen. — Wohin ſoll es ſeine Eroberungen richten? — Nach Außen mag es nicht und kann es nicht. Es muß alſo ein neues Reich in ſeinem Innern erobern. Aber wo wäre dieſes Reich anders zu finden, als in der unausgeſetzten Vermehrung ſolcher Unterthanen, die ſtark an Geiſt und Körper ſind, und mit ganzer Seele an ihrem Vaterlande hängen. Je größer die Summe dieſer Unterthanen, je größer die Wohlfahrt des Staates. Doch ſolche Unterthanen finden ſich weniger in der Klaſſe unangeſeſſener Perſonen, oder gar heimathloſer Tagelöhner, ſondern bei weitem mehr in der Klaſſe der Grundeigenthümer. Je mehr die eine ſteigt und die andere abnimmt, deſto größer alſo die Wohlfahrt und Macht. Von dieſem Geſichtspunkte aus müſſen die Geſetze die Theilbarkeit des ländlichen Grundeigenthums unausgeſetzt befördern, jedoch bis zu einem gewiſſen Grade. Denn wiederum hat das ländliche Grundeigenthum nur einen wahren Werth, in ſo fern es das Ackerbaugewerbe fördert, und mit der Produktion zugleich den Rein-Ertrag mehrt, und die ackerbauende Familie reichlich ernährt.

Hier muß die Theilbarkeit ihre Gränzen finden. Wer wird ſie richtig ausmitteln? und welche Geſetze führen dahin? —

Wer wird ſie ausmitteln? — Mit der Zunahme der Kultur vermehrt ſich der Ertrag, und das in dieſem Verhältniß zur Landwirthſchaft nöthige Flächenmaß kann ſich vermindern. Beſtimmungen hierin könnten alſo nur für einen gewiſſen Zeitraum gelten. Boden und geographiſche Lage bedingen ebenfalls den Ertrag. So würde denn jeder Kreis für ſich ein beſtimmtes Minimum der Theilbarkeit auszumitteln haben. Dieſes Minimum würde insbeſondere auf leicht abzubauende kleine Güter anzuwenden ſein. Für die größeren, gewöhnlich vollſtändiger eingebauten Güter, wie die Domainen und adlichen, könnte füglich ein Vorwerk, als ein untheilbares angeſehen werden.

Unter welchen Bedingungen könnten Geſetze gegen die weitere Theilung einſchreiten? — Bei kleinen Grundſtücken müßte dieſes unbedingt geſchehen, ſobald ſie durch Theilung kleiner werden als das ausgemittelte Minimum.

Wie aber bei einzelnen Vorwerken? Findet es z. B. ein Gutsbeſitzer nützlich, aus einem Vorwerke deren zwei zu bilden, ſo könnte ihn nur ein stumpfſinniges Geſetz daran hindern wollen. Bei Vorwerken dürfte daher ſelbiges nur dann eintreten, wenn dieſe in der Erbſchaft mehren Erben zufielen. Hier darf nur ein Erbe annehmen, und der Annehmer den Antheil der Uebrigen auszahlen. Doch bei zahlreichen Erben oder bei einer hohen Verſchuldung könnte der Annehmer durch Schulden leicht erdrückt werden. Unter dieſen Umſtänden giebt es zwei Auswege, entweder wird das Gut verkauft *), oder es tritt, falls die

*) Bei bäuerlichen Familien, die doch zur arbeitenden Klaſſe gehören, geſchieht dies ohne Nachtheile; denn wenn fünf Erben ſich durch Arbeit ernähren müſſen, warum nicht auch der ſechſte? Beim Verkauf fallen ihre Erbſchaftsantheile aber noch höher aus.

Erben ſich nicht einigen können, ein Begünſtigungs- geſetz für einen Annehmer dazwiſchen.

Hier fragt ſich nun wieder:

a) wer ſoll der Annehmer ſein? das älteſte oder jüngſte Kind, das liebſte gehorſamſte Kind der Eltern, der gewandteſte thätigſte Oekonom? (und ſolcher unangenehmen Fragen noch mehre) oder die unſichtbare Hand der Entſcheidung im Looſe?

b) in wie weit ſoll es den Erben begünſtigen? Soll die Begünſtigung in niedrigen Zinſen, oder in einer verkürzten Erbſchafts-Quote der übrigen Geſchwiſter beſtehen? Soll die Begünſtigung ſchon bei zwei oder bei mehren Kindern eintreten? Soll dem Annehmer ſein anderweitiges Privatvermögen zugerechnet werden oder nicht? — — —

Der einfachſte und am wenigſten ungerechte Ausweg ſcheint (jedoch nur unter der Vorausſetzung, daß eins der Kinder das untheilbare Grundſtück gern behalten wolle), wenn bei einer billigen Taxe, nach allen übernommenen Schulden von Seiten des Annehmers, noch ein Theil des Grundwerthes c. 20 pC. nach der Annahme verſchuldet bleiben würde, und das Loos den Glücklichen beſtimme. Sind mehre Vorwerke und mehre Erben, ſo könnte für alle ein gleiches Verfahren beobachtet werden.

Die eben entworfene Skizze zu einem Erbfolgegeſetz beſchränkt ſich nur auf den Moment, in welchem die an ſich wohlthätige Theilung des Grundeigenthums, durch Uebertreibung derſelben, der Geſundheit des Staatskörpers nachtheilig werden können.

Bedenklich bleiben indeſſen immer Künſteleien, die von dem naturgemäßen Wege abführen, indem ſie für eine ſpätere Dauer ſich nie als wohlthätig bewährt haben. Auch müſſen wir hier vorzüglich ins Auge faſſen, daß, je mehr ſich die allgemeine Kultur hebt und das Kapital mehrt, dies letztere ſich am liebſten dem Grundbeſitz zuwendet. Je mehr nun die Produktion und der Werth der Güter wächſt, deſto mehre

Käufer werden ſich bei Erbſchaftsfällen zu Landgütern, beſonders zu kleinen, finden; je mehr indeſſen Geſetze dem Kapital dieſe Richtung erſchweren, deſto mehr wird ſich dieſes auf andere Unternehmungen werfen, der Landbau viel langſamere Fortſchritte machen, und die Menge beſitzloſer Perſonen zunehmen. Eine unheilbare Wunde würde indeſſen einem nicht großen Staate geſchlagen werden, wenn Erbfolgegeſetze gar der nützlichen Theilung entgegenarbeiten ſollten, noch dazu Grund und Boden dem Verkehr entzögen, oder wohl gar auf großen Gutsbeſitz hinarbeiten wollten, welcher das Gehäſſige und Sittenverderbende des Intendantenweſens befördert, ſo wie die unproduktive Verwendung der Renten. Und wie bitter würde für viele Hunderttauſende, deren lebenslängliches Streben dahin geht, die Früchte ihres Fleißes in idylliſchem Landbeſitze zu pflücken, ein Geſetz ſein, welches ſich wie ein unbarmherziger Schlagbaum zwiſchen ſie und ihre Wünſche ſtellt. —

Zweite Eingabe.

In Folge der gefälligen Aufforderung des Königl. Landrathsamtes vom 1. d. M., meine Anſicht über Erbfolge und deshalb zu erlaſſende geſetzliche Beſtimmungen auszuſprechen, thue ich es hiemit, indem ich über die Undeutlichkeit der Propoſition ſchon weggehn will, die darin liegt, daß ſie in der Ueberſchrift ſagt: die Erbfolgegeſetze „des Adels,“ und in der Schrift ſelbſt von „den Beſitzern der Güter des erſten Standes“ ſpricht, was jetzt doch nicht mehr ein und daſſelbe iſt.

Wenn ich es für wünſchenswerth halte, daß alle, größere und kleinere Landgüter, in ſolche Hände gebracht und darin erhalten werden möchten, welche mit den gehörigen Mitteln dieſelben zu benutzen, im Stande wären, ſo daß nicht Mangel aller Art den Betrieb derſelben lähmt, und ich auch für den Staat darin einen großen Nutzen erkenne: ſo erſcheint mir dennoch ein

ſehr großer Beſitzſtand ſehr nachtheilig für Volk und Staat; denn derſelbe giebt die Benutzung der Güter in die Hände von Pächtern, Wirthſchaftern u. dergl.; der Beſitzer lebt nicht mehr unter dem Volke und mit dem Volke; jede Einwirkung iſt aufgehoben und der Ertrag des Landes wird entweder in Produkten und Erzeugniſſen fremder Länder, nur dieſen zum Nutzen, größtentheils verpraßt, oder gar ganz im Auslande verzehrt. — Für die Wahrheit dieſer Behauptung giebt England und noch mehr Irland die überzeugendſten Beweiſe.

Würde ich demgemäß nun gefragt, bis zu welchem Umfange und Reichthum ich den Landbeſitz im Allgemeinen vertheilt wünſche, ſo würde ich antworten: nur bis zu einem ſolchen, bei welchem der Beſitzer noch ſelbſt auf dem Gute lebt, ſelbſt die Benutzung leitet und größtentheils von den Erzeugniſſen des Landes lebt. Ob und wie nun aber durch künſtliche, durch geſetzlich bindende Beſtimmungen dies erreicht, ob und wie das Vermögen und der Grundbeſitz in die Hände Einzelner auf Koſten der Andern, des allgemeinen Nutzens wegen, mehr gegeben und in demſelben mehr erhalten werden kann und ſoll? iſt hier die eigentlich vorliegende Frage, auf die ich, wenn gleich vollkommen von dem Nutzen eines wohlhabenden Beſitzſtandes überzeugt, doch nur erwidern kann: „daß ich überhaupt gegen jedes künſtliche Mittel, wodurch er bewirkt werden ſoll, bin, und beſonders gegen jedes Geſetz, das auf Bevorrechtigungen und dergl. hinausgeht.“ Denn die Geſchichte aller Zeiten zeigt uns, daß nur ſolche Geſetze, die gleiche Pflichten auflegen und gleiche Rechte geben, dauernd beſtehen und von den ſpätern Geſchlechtern noch geſchätzt und befolgt werden, wo hingegen diejenigen, die Bevorrechtigung irgend einer Art gebieten, wenn ſie auch bei ihrer Entſtehung gelobt und geprieſen werden, doch bald als ſehr drückend erſcheinen und nach häufig ſehr nachtheiligen, ja ſelbſt gefährlichen Reibungen wieder aufgehoben werden. Der menſchliche

Geiſt, kaum vermögend die Gegenwart richtig zu beurtheilen, kann die Zukunft mit ihrem Wechſel, mit ihren veränderten Bedürfniſſen zu beſtimmen, nimmer ſich getrauen; ſolche Vermeſſenheit hat ſtets von der Nachwelt die gebührende Strafe empfangen.

Frankreichs Bevorrechtigungs-Syſtem führte die erſte Revolution herbei; ein Verſuch, etwas zu dem Frühern zurückzukehren, ſtürzte den neuen Thron daſelbſt wieder, und indem wir Frankreich als in dieſer Schule erfahren annehmen müſſen, dürfen wir wohl auch ſeine Anſichten und Wünſche über die Erbfolgegeſetze beachten; wie ſprach ſich aber das Land gegen ein Erbfolgegeſetz aus, das Bevorrechtigungen Einzelner zum Zwecke hatte, und was iſt aus der Pairie in Frankreich geworden!?

England pries vor Jahren ſeine Geſetze dieſerhalb; noch vor Kurzem wurden dieſe ſogar in fremden Ländern von vielen als Muſter anerkannt und aufgeſtellt. Das thaten nicht blos Ariſtokraten, ſondern auch Andere, welche nur zu ſehr den Vortheil eines kräftigen und wohlhabenden Beſitzerſtandes vor Augen habend, an dem einzelnen Guten deſſelben ſich hielten. Wie ſteht es heute damit in England u. Irland? Was früher als ſegensreich erkannt wurde, iſt jetzt ein zerſtörender Krebs mehr beider Länder. Tauſend Mängel, durch jene Geſetze hervorgerufen, haben eine ſolche Unzufriedenheit erzeugt und geſteigert, daß Glück und Ruhe nur dann erſt ganz erreicht werden wird, wenn mit andern auch die Erbfolgegeſetze geändert ſein werden.

Wodurch ſind alle Revolutionen in unſerm Staate unmöglich gemacht? Gewiß nur dadurch, daß durch Gleichſtellung Aller jede große Reibung aufgehoben, kein Stand, keine Perſon durch Bevorrechtigungs-Geſetze in ſeinem Handeln u. Streben gebunden u. aufgehalten iſt. Solche Erfahrungen, ſolche Beiſpiele, ſollten ſie nicht einen jeden Beſonnenen ängſtlich machen, für Bevorrechtigungs-Geſetze zu ſtimmen? — Wer dürfte es ſich wohl getrauen, hier richtig Maaß und Zeit zu treffen, ohne

Furcht, daß ähnliche Uebel ſein Werk erzeugen wird? Und wer bei ruhig prüfendem Geiſte ſolche Beſorgniſſe ſchaut, kann der wohl für bindende bevorrechtigende Geſetze ſein, die das Band der Liebe und der Eintracht in den Familien lockerer machen, ja es wohl ganz aufheben, die den Bruder vom Bruder entfernen, den Vater, der alle ſeine Kinder mit gleicher Liebe umfaßt, ſtets in der ſorglichen quälenden Unruhe erhalten, wie er es auszugleichen vermöge, was ein liebloſes Geſetz in einſeitiger Abſicht feſtgeſtellt hat, ſo daß er nicht wagt, zeitgemäß das Gut zu verbeſſern und zu heben, weil jede Ausgabe für das vorzugsweiſe Erbtheil des Einen, ein Raub an dem Vermögen ſeiner gleich geliebten übrigen Kinder wird? Für ſolche Bevorrechtigungen, ſcheint es, könnte nur der ſtimmen, der entweder kein Kind, oder nur Eins hat, oder aber Namen und Vermögen mehr liebt als ſeine Kinder.

Auch wäre dabei wohl zu beachten, daß bei dem im Allgemeinen nicht ſehr großen Hange nach höherer geiſtiger Ausbildung (die in der Regel nur geſucht wird, wo ſie eiſern zum Brodterwerb geboten iſt) der größere Landbeſitz bald in die Hände der weniger Gebildeten, weniger geiſtig Thätigen kommen würde; denn die Triebfeder, die für jeden in England begünſtigten Sohn und künftigen Pair darin liegt, daß er weiß, er muß einſt öffentlich auftreten, Mitglied der oberſten Staatsgewalt werden, und ſo ihn durch Sitte und Ehrgeiz noch mehr anſpornt, findet hier nicht einmal ſtatt; und wenn Jemand öffentlich vor kurzem in England behauptete, daß auch dort beinahe Niemand ein Unterrichter-Examen gemacht hätte, der 1000 Pfd. Einkünfte beſäße, ſo darf man wohl fragen: wie würde es hier ſein?

Im Geiſte meiner Anſicht iſt der Antrag des 4ten Provinzial-Landtages. Einzelne Landestheile, als die Palatinate Marienburg, Kulm und Pommerellen haben Bevorrechtigungs-Geſetze in der Erbfolge, von welchen ſie entbunden zu werden wünſchen. Ihre

Vorſtellungen gegen dieſe Geſetze waren ſo überzeugend, ihre Beſchwerden dagegen ſo gegründet, daß der ganze Landtag für Aufhebung ſolcher Geſetze, für Gleichſtellung Aller ſich verwandte. Dieſe Landestheile haben doch die Erfahrung für ſich, welche einſeitigen Schlüſſen des Geiſtes Anderer entgegenſteht; wer dürfte da wohl noch auf die Richtigkeit dieſer trotzen wollen? —

Der 1ſte Pr. Provinzial-Landtag hat auch nicht beſtimmte Begünſtigungs- oder Erbfolgegeſetze in Antrag gebracht, ſondern nur, als der Mangel der Geſetzgebung bei der Erbfolge für die adl. Wittwen hervorgehoben, dieſer erkannt u. ein Vorſtellen deshalb beſchloſſen wurde, reihten einige Abgeordnete ihre Wünſche demſelben an, denen deshalb nicht entgegengekämpft wurde, weil ſie eben keine beſtimmten Anträge enthielten, in deren Folge eine bindende Beſtimmung zu beſorgen geweſen wäre; es wurde nur erwartet, daß dieſe wichtige Angelegenheit einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen werden würde, was jetzt auch geſchehn iſt. Unbefangene Menſchen ſind nie gegen ein ſolches Prüfen, und ſo nahm der 1ſte Landtag jene Denkſchrift ohne die Beſorgniß an, daß aus Staats-Rückſichten oder aus Vorliebe Einiger, vielleicht Beſtimmungen hervorgehn könnten, die ſehr ſchmerzlich und nachtheilig in das perſönliche Eigenthum und in das Leben der Familien eingreifen würden. Daß er ſich nicht getäuſcht hat, beweiſt die vorliegende Frage und die ſehr humane Art, wie man ſie erörtert. Sie beruhigt Jeden, der ſonſt beſorglich aufgeregt ſein würde. Und wer einen ſehr grellen Widerſpruch in den Anträgen des 1ſten und 4ten Landtages findet, — wer dieſen bei ſich zu erklären, und die eigentliche Anſicht der Mehrheit des Landtages über Erbfolgegeſetze zu erfahren wünſcht, der braucht nur jedes einzelne Mitglied des 1ſten Landtages um ſeine perſönliche Meinung zu befragen, und wird ſich überzeugen, daß ſie iſt, wie ich ſie ſchildere, — wenigſtens kann ich nicht

auben, den Geiſt des damaligen Landtages verkannt haben.

Eben ſo wie die Landestheile, welche Bevorrechtigungs-Geſetze in der Erbfolge haben, die Beſtimmungen des Allg. Land- und Oſtpreuß. Provinzialrechts bei ſich eingeführt wünſchen, was der 4te Landtag bevorwortet hat, eben ſo u. noch weit mehr müſſen wir wohl für die Erhaltung des bei uns Beſtehenden ſein; denn, wenn ein Geſetz da, wo es lange Gewohnheit zur Fürſprecherin hat, noch als ſehr drückend erſcheint, wie würde daſſelbe erſt aufgenommen werden, wo es neu eingeführt wird? — Warum überhaupt bei uns eine Veränderung? da unſere Geſetze es ja Jedem geſtatten, der es für gut und nützlich hält, Begünſtigungen eintreten zu laſſen, beliebig Einem ſeiner Kinder nicht allein 25 pC. voraus zu vermachen, ſondern noch durch die zu beſtimmende Art und Weiſe der Annahme des Gutes in alle die Vortheile zu ſetzen, die ein verändertes Geſetz nur bezwecken kann, ohne dadurch eine gewaltige Despotie über die Perſonen auszuüben, die mit einer andern Anſicht nicht für Begünſtigungen ſind, oder wo bei andern Verhältniſſen ein „Alles über einen Kamm Scheeren" nur die nachtheiligſten Folgen haben würde.

Wenn alſo ein neues Geſetz nicht alle Güter zu Majoraten umſchaffen, oder dahin wirken ſoll, allen Landbeſitz allmählig in eine Hand zu bringen, wohin die Engliſchen Geſetze zum Theil geführt haben, dann bedürfen wir ja wohl keiner neuen Geſetze, und wo dies nicht dringend geboten wird, da bleibe man doch immer lieber beim Alten, ehe man noch etwas Unvollkommneres in deſſen Stelle ſetzt; dieſerhalb richte ich die dringende und herzliche Bitte an meine Kreisſtände, dieſe Worte zur genauen Prüfung des Gegenſtandes ſich dienen zu laſſen.

Auszug aus der Denkſchrift des Herrn v. Morogues, in der Sitzung der Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, vorgetragen den 20. Februar 1832.

(ſ. im Hesperus den Artikel über den Einfluß der Maſchinen.)

Die Engliſchen Geſetze, wodurch die kleine und mittlere Bewirthſchaftung nach und nach verſchwand, ſind eine der Haupturſachen der Verarmung und Aufregung der arbeitenden Klaſſe, und der Verſuche, wodurch ſie die allgemeine Ruhe gefährdet. Auf 16 Mill. Bewohner zählt Großbrittanien (Irland gar nicht zu rechnen) 589,000 Grundeigenthümer. In dieſen großen Grundbeſitzungen ſind, wie in den großen Fabriken, Maſchinen eingeführt, ſo daß das Land eben ſo voll von brodloſen Arbeitern iſt, als die Städte. Solchem Uebelſtande wird Frankreich freilich nie verfallen, denn der Verkauf der Nationalgüter, die Aufhebung der Majorate, und die gleiche Vertheilung der Beſitzungen haben dieſem Lande 4,833,000 Eigenthümer auf 32 Mill. Bewohner verſchafft, ſo daß in Frankreich ein Grundeigenthümer auf 7 Menſchen kommt, während in England einer auf 28. Im Jahre 1828 belief ſich die Zahl der Armen in Frankreich auf ein Dreizehntel der Geſammtbevölkerung, in England auf ein Viertel! und während in Frankreich ein wegen Beeinträchtigung des Eigenthums Angeklagter auf 4340 Menſchen kam, kam ein ſolcher in England auf 857. Von der allgemeinen Annahme ausgehend, daß hauptſächlich die Armuth zu Verbrechen reize, glaubt der Verfaſſer, die Verbrechen werden da zahlreicher ſein, wo es mehr Kunſtfleiß als Ackerbau gebe, und unter der ackerbauenden Klaſſe müſſen um ſo mehr Verbrecher vorkommen, je weniger das Grundeigenthum vertheilt iſt, wie denn in Frankreich von 1825—1829, in welcher Zeit der große Grundbeſitz daſelbſt zunahm, die Anzahl der vor Gericht gekommenen Verbrecher im Verhältniß von 183 auf 222 angewachſen ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

I. Einiges über die Philipponen und deren Anſiedelung in der Nikolaiker und Crutinner Forſt.

Vom Prediger Schulz in Johannisburg.

Ueber die Philipponen und deren Anſiedelung in der ikolaiker und Crutinner Forſt habe ich mich darum ranlaßt gefühlt den geehrten Leſern dieſer Blätter iniges mitzutheilen, weil ſchon jede Anſiedelung von niger Bedeutung durch die darauf folgende Urbar-achung ungenutzter Ländereien merkenswerth iſt, und n ſo merkenswerther, wenn, wie hier, durch Aus-nder Dörfer entſtehen, die durch die Eigenthümlich-iten ihrer Gründer eine für uns neue, von der ge-ohnten Weiſe abweichende Geſtalt erhalten. Die nſiedelung dieſer Ausländer ferner, welche auf heimi-)en Boden hinſichts der Ausübung ihrer Religions-bräuche Beſchränkungen haben erfahren müſſen, ver-ent auch darum bekannt zu werden, weil ſie dafür richt, was den Stolz jedes Preußen ausmacht, daß r Ruf von den Tugenden, der Gnade und der Tole-unz unſeres verehrten Königes nicht nur bis zu den alläſten und den Wohnungen der Reichen ſelbſt im uslande reicht, ſondern auch zu den niedrigen Hütten r Armen daſelbſt. Zuletzt iſt dieſe Anſiedelung auch arum der Beachtung werth, weil ſie, da in wenig ahren durch den Fleiß und die Betriebſamkeit der hilipponen wüſte Ländereien in üppige Fluren umge-haffen ſind, die Meinungen um Vieles mildern muß, ach der man ſo gern unſerm Maſuren-Lande nur un-uchtbaren und undankbaren Boden zutheilt, daß es h der Mühe nicht verlohne, Zeit und Koſten auf die rbarmachung wüſter Ländereien zu verwenden. Die inwendungen derer aber, welche in der Erlaubniß zu r Anſiedelung der Philipponen Beſchränkungen und ntziehung von Vortheilen gegen Preußiſche Unter-

thanen ſehen, werde ich nicht bekämpfen, und füge nur als Erwiderung hinzu, daß unter vortheilhafteren Bedingungen Acquiſitionen von Ländereien den Einheimiſchen angeboten und überwieſen worden ſind; daß größere Wohlhabenheit und wohl auch größere Betriebſamkeit erforderlich iſt, als die an den veräußerten Ländereien angrenzenden Preußiſchen Unterthanen beſitzen, um ſo bedeutende Strecken acquiriren und die Urbarmachung derſelben bewirken zu können. Uebers dies wird jeder vernünftige Preuße es ſich auch ſelbſt ſagen müſſen, daß unſere Behörden ſich keines ſtiefmütterlichen Verfahrens gegen Landeskinder werden zu Schulden kommen laſſen, woran ſie eigne Gerechtigkeit, Weisheit und Vaterlandsliebe hindert, insbeſondere die Gerechtigkeit und die ſtets für die Unterthanen wachende Sorge unſeres allverehrten Monarchen. Die Einwanderer ſind zudem wohlhabende, arbeitſame, ruhige, und, was für unſere Landleute beſonders vortheilhaft werden kann, ſehr nüchterne Menſchen. Auch werden unſere mit den Philipponen in Berührung ſtehenden Landleute ſich deren zweckmäßige Bearbeitung des Bodens, ihre einfachen und dennoch ſehr zweckmäßigen Ackergeräthe aneignen, und dadurch vortheilen; wogegen die Einwanderer von ihren gaſtfreien Nachbaren beſſere häusliche und bürgerliche Einrichtungen, vorzüglich beſſere Einrichtungen in dem Schulweſen annehmen werden. Dies aber führt mich zur Beſchreibung ihrer früheren Schickſale und ihrer Eigenthümlichkeiten, worin der Grund ihrer geringen geiſtigen Ausbildung, aber auch ihrer manchen ſehr guten Eigenſchaften zu ſuchen iſt. Die zunächſt folgenden Nachrichten ſind aus dem Converſations-Lexicon entlehnt.

Philipponen, Ruſſiſche Sekte, ein Zweig der Roskolnicken, welche wegen der auf einer Kirchenverſammlung zu Moskau 1666 eingeführten Verbeſſerung der alten ſlaviſchen Kirchenbücher, und dadurch veranlaßten Abänderung einiger außergewöhnlichen Ceremonien ſich von der Ruſſiſch-Griechiſchen Kirche trennten

und unter ſich wieder in verſchiedene Sekten zerfielen. Die nach ihrem erſten Parteihaupte Philipp Puſtoſwiät genannten gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts im nördlichen Rußland aufgekommenen Philipponen gehören zu den Unpopiſchen, welche keine Popen dulden, weil ſie die Prieſterweihe der Ruſſiſchen Kirche nicht für recht erkennen. Das Kloſter Pomor am Wing war ihr Stammort, und ſo lange ſie ſich nur in Rußland verbreiteten, war Selbſtverbannen ihre, wie einiger andern Unpopiſchen Roskolniken-Parteien letzte Rettung vor den Verfolgungen, die die orthodoxe Ruſſ. Kirche bis unter der Regierung der Kaiſerin Anna häufig über ſie verhängte. Mehre Haufen der Philipponen flohen um 1700 in das Polniſche Litthauen, und ein Theil derſelben wendete ſich von da in das nachmalige Neuoſtpreußen, wo ſie von Gutsherrn aufgenommen, als fleißige Ackerbauer gern geduldet und bis 1795 auf 955 Familien ſtark wurden. Nach der Regierungsveränderung wurden ſie von den Polen, insbeſondere von den Geiſtlichen verfolgt, und von der Regierung nicht immer geſchützt; deshalb hat ein großer Theil im J. 1824 die Auswanderung beſchloſſen, und durch die Huld Sr. Majeſtät iſt es ihnen geſtattet ſich in Preußen anzuſiedeln. Im fanatiſchen Haß gegen die Ruſſiſche Kirche ſtimmen ſie mit den Roskolniken überein, weichen aber von ihnen dadurch ab, daß ſie keine ordinirte Geiſtlichen haben. Daher findet Communion, Firmelung, prieſterliche Abſolution und Trauung bei ihnen gar nicht ſtatt, und die Ehe iſt ihnen kein Sakrament. In jeder ihrer Gemeinen verſieht ein dazu von ihr oder von ſeinen Vorgängern gewählter Starik (Aelteſter), der ſlavoniſch leſen kann, und ſich ſeit ſeiner Taufe jedes ſtarken Getränkes enthalten haben muß, den Gottesdienſt im Bethauſe mit Pſalmenſingen, Beten und Vorleſen der Evangelien, tauft Kinder, beſucht Kranke, begräbt die Leichen, hört Beichte und legt Büßungen auf. Die Abſolution glauben ſie innerlich unmittelbar von Gott zu erhalten. Eid und

Kriegsdienſte verweigern ſie; den Märtyrertod für die Eigenheiten ihrer Sekte halten ſie noch für verdienſtlich. Alte Heiligenbilder holen ſie ſich von ihren Glaubensgenoſſen in Riga, da ſie die neuen verwerfen. Schulen haben ſie nicht; Kinder lernen von ihren Eltern leſen. Uebrigens leben ſie in großer Unwiſſenheit, verhalten ſich mäßig, wirthſchaftlich, arbeitſam und als ruhige Unterthanen. So weit das Converſations-Lexikon. — Von den hier angeführten früheren Schickſalen ihrer Sekte und ihrem erſten Parteihaupte wiſſen die eingewanderten Philipponen Nichts; dennoch habe ich bei Gelegenheit einer, in Geſellſchaft des hieſigen Herrn Apotheker Schloß und des Herrn Rektor Schrage nach einer der Kolonien der Philipponen unternommenen Reiſe noch Nachſtehendes erfahren.

Als Urſache ihrer Auswanderung geben ſie nicht eben harte Verfolgungen oder Mangel an Unterhalt an, wohl aber hin u. wieder gegen ſie geübte Intoleranz u. Mangel an Holz. Daß ſie ein Zweig der Roskolniken ſind, ſcheint ihnen bekannt zu ſein; ſie wiſſen aber die Unterſchiede nicht anzugeben, behaupten jedoch, daß ſie mehr denn ihre Glaubensgenoſſen ſtreng ſich fern halten müſſen von Andersdenkenden, was ſich jedoch nicht ſowohl auf den Umgang und Verkehr, als vielmehr nur auf den Genuß der von jenen zubereiteten Speiſen bezieht; daß ſie des Branntweins, der Arzeneien und des Tabacks ſich enthalten müſſen. Wie aber bei allen Religionsparteien Uebertretungen der Gebote und Satzungen vorkommen, ſo auch hier; und wie überall, wo der äußere Gottesdienſt die Hauptſache iſt, äußere Büßungen einen ſehr weſentlichen Theil der Gottesverehrung ausmachen, ſo hier. Von einigen auffallenden Büßungen erzählte unſere freundliche und ſehr geſprächige Wirthin. „Es geſchieht oft," ſo erzählte ſie, „daß unſere Männer bei weiten, alſo lang dauernden Reiſen genöthigt ſind, Speiſen, und wenn es auch nur Brod wäre, von Fremden anzunehmen. Zurückgekehrt müſſen ſie dieſe Uebertretung dem Aelteſten beichten, der

der ihnen gewöhnlich als Strafe die Abſonderung bei Tiſch von den Hausgenoſſen auferlegt.“ Dieſe Unbequemlichkeit, welche mehr eine Strafe für die Wirthin iſt, gehört zu den ſehr gewöhnlichen Büßungen, woher es denn nicht ſelten der Fall iſt, daß in einem Hauſe von mehren Perſonen jeder ſeine beſondere Schüſſel hat. Wir ſelbſt haben an einem Tiſche, an welchem 5 Perſonen aßen, 3 verſchiedene Gruppen geſehen. Eine härtere Art Büßungen, welche die insbeſondere trifft, welcher das Gebot: keinen Branntwein zu trinken, übertreten hat, iſt, daß ſie ſich tauſendmal bis zur Erde neigen müſſen. Auch Faſten, die bei ihnen ſehr häufig ſind, werden noch oft als Büßungen auferlegt. So erwartete unſere Wirthin, welche bei einem hartnäckigen Fieber ein ihr vorgeſchlagenes Pulver gebrauchte, als Strafe dafür die Auferlegung von Faſten. Von allen dieſen Büßungen aber ſprachen unſere Philipponen mit vieler Ruhe, wahrſcheinlich, weil die Ausſicht ſie zu erleiden für ſie noch fern liegt, da ſie noch keinen Starik haben, der Beichte hören darf. Hieraus geht nun hervor, daß unter ihren Aelteſten doch ein gewiſſer Rang ſtattfindet, der theils durch den Grad der Kenntniſſe, theils durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe bedingt iſt. Es müſſen die Aelteſten unverheirathet ſein, obwohl ſie früher auch in der Ehe gelebt haben können; doch giebt ihnen gänzliche Eheloſigkeit größeres Gewicht und Anſehen. Der Starik, der bei dieſer Kolonie als Geiſtlicher fungirt, hat früher zwei Frauen gehabt, iſt darum Geiſtlicher eines niedern Grades und darf keine Beichte hören. Den Gottesdienſt verrichtet er in einem kleinen Häuschen, das durch viele, aber nicht werthvolle Heiligenbilder geziert iſt. Einen zu allen religiöſen Handlungen befugten Starik wollen die Philipponen herbeiziehen, wie ſie auch ſchon den Platz zum Aufbau einer Kirche auserſehen haben. Die Nachricht aus dem Converſations-Lexicon: daß ſie keine Schulen haben, iſt nicht unbedingt wahr; denn zwar erfreuen ſie ſich nicht eines

zweckmäßig eingerichteten Schulweſens, ſind aber nicht ohne Volksſchulen. Nicht die Eltern oder der Aelteſte unterrichtet ihre Kinder, ſondern ein beſonderer Lehrer. Unſere Wirthin ſtellte uns in einem jungen Manne, der eben als Handwerker an einem Hauſe wacker zimmerte, den Lehrer ihrer Kinder vor, und ſchien es übel zu nehmen, als wir tadelnd uns darüber äußerten, daß ſie keine Schulen hätten. „Wie, ſagte ein alter Mann, ſollten wir es vor Gott verantworten, wenn wir unſere Kinder verwildern ließen, und ſo die Urſache ihrer nachmaligen Vergehungen würden.“ Bei alle dem bin ich nicht eben ſehr geneigt, ihren Unterricht hoch anzuſchlagen, denn unſere Wirthin wußte uns auf viele Fragen, ihre Religionsgebräuche betreffend, keine Antwort zu geben, und auch die Männer, die ſie oft aufforderte uns Beſcheid zu geben, blieben uns oft die Antwort ſchuldig. Recht ſehr haben wir es bedauert, den Starik nicht angetroffen zu haben. — Ihre Lebensweiſe iſt ſehr einfach, beſonders ihre Nahrungsmittel, letztere höchſt dürftig und ſchlecht zur Zeit der Faſten, in welchen ſie alle Speiſen unabgemacht eſſen und auch der Milchſpeiſen ſich enthalten müſſen. Dabei ſind ſie ausgezeichnet in Ertragung von Beſchwerden. Sie zeigten uns mit einem gewiſſen Frohſinn die ärmlichen Hütten, in welchen ſie Obdach bei ihrer Ankunft ſuchten, nicht als verſchmäheten ſie jede Bequemlichkeit, da ihre jetzt zum Theil ſchon aufgebauten Häuſer recht zweckmäßig und gut eingerichtet ſind, ſondern weil ſie das Nothwendige, die Urbarmachung des Bodens, dem Bequemen vorziehen. Die Häuſer bauen ſie gewöhnlich mit vorſpringenden Erkern, ſehr geräumigen hellen Stuben, in denen der Heerd auch den Ofen bildet, indem ſie auf dem Heerde ein ſo ſtarkes Feuer unterhalten, daß durch die Kohlenwärme, welche ſie der Stube dadurch erhalten, daß ſie einen Sack in den Schornſtein ſtecken, zugleich die Stube erwärmt wird. Dieſe Sitte behalten ſie auch im Sommer bei, weshalb für uns in keiner ihrer Stuben

auszuhalten war, indeß ſie in denſelben ſich recht behaglich befanden. Ihre Kleidung zeichnet ſich bei den Frauen durch den Band aus, die Kleidung der Männer iſt die der Ruſſen. Ein Mehreres über die Eigenthümlichkeiten und Religionsgebräuche der Philipponen haben wir nicht erfahren können, weil ſie nur gebrochen polniſch ſprechen, und wir nicht das Glück hatten, die Bekanntſchaft des Starik zu machen.

Die Bedingungen, unter welchen ihnen, wenn ſie ſich über die Auswanderung mit gehörigen Erlaubnißſcheinen ausweiſen können, die Anſiedelung erlaubt wird, ſind:

1) Von dem nach dem Anſchlage ermittelten Ertrage wird zwiſchen $\frac{1}{5}$ und $\frac{1}{6}$ an Grundſteuer, und das Einfache auch Doppelte der Grundſteuer als Canon jährlich entrichtet; der Ueberreſt des Ertrages wird à 5 pC. zum Kapital erhoben, bildet das Kaufgeld, und wird entweder in 2 oder 3 Jahren bezahlt, oder auch dem Acquirenten geſtattet, gegen Verzinſung a 5 pC. das Kaufgeld ſpäter abzutragen.
2) Uebernehmen Acquirenten alle Kommunal- und andern Societäts-Laſten und Abgaben zu leiſten.
3) Die Wohn- und Wirthſchaftsgebäude müſſen ſie ſich auf ihre Koſten errichten, wozu ihnen kein Freiholz bewilligt iſt.
4) Da der Holzbeſtand wegen Mangel an Abſatz erſt in 2 bis 3 Jahren von den veräußerten Terrains wird fortgeſchafft werden können, und auch der Umzug aus entfernten Ruſſiſchen Provinzen einen größern Zeitaufwand nothwendig macht, ſo ſind den Philipponen 6 Freijahre bewilligt.
5) Nach der Allerhöchſten Kabinetsordre v. 5. Febr. 1825 ſind ſie von der Verpflichtung zum Kriegsdienſte für die erſte Generation befreit.
6) Die Ausübung ihrer Religionsgebräuche iſt ihnen geſtattet, und dürfen ſie ihre Geiſtlichen und Schullehrer halten, müſſen ſie jedoch für eigne Koſten unterhalten.

Zu ihrer Anſiedelung ſind ihnen im Regierungs-Bezirke Gumbinnen in der Königl. Nikolaiker und Crutinner Forſt noch nicht urbare Forſtländereien überwieſen, wozu vorläufig 5047 Morgen verwendet ſind. Am Crutinner Fluß liegt die Haupt-Kolonie. Im Jahre 1829 iſt die erſte Kolonie angelegt, die übrigen ſind erſt in dieſem Frühjahr gebildet, und beläuft ſich die Zahl der Mitglieder auf 274. Sobald den Philipponen das Land vermeſſen iſt, ſo beginnt die Urbarmachung des Bodens mit einer Thätigkeit und Schnelligkeit, die faſt ans Unglaubliche gränzt Mit ihrem einfachen, mit einem Pferde beſpannten Pfluge ſtürzen ſie zwiſchen vielen noch vorhandenen Stubben den wild durchwurzelten Boden, machen ihn durch einfache von Tannenzweigen verfertigten Eggen mürbe, und beſäen den Acker mit Sommergetreide, ſo daß nach 4 bis 5 Wochen mehrere hundert Morgen mit grünen Saaten bedeckt ſind. Nach dieſen für den Lebensunterhalt getroffenen Vorrichtungen, ſchreiten ſie zur Bearbeitung des Holzes, Behufs Erbauung der Wohnungen, die ſie tüchtig zu erbauen verſtehen, wobei ſie der Ruſſiſchen Dampfbäder nicht vergeſſen. Die letzteren ſind niedrige Gebäude mit einem Ofen von Stein.

III. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w.

Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.

(Fortſetzung.)

Siebenter Abſchnitt.

§. 69. Das Projekt zum Leuchtthurm als Nachtſignal ward im Jahr 1805 von meinem Vorgänger, dem verſtorbenen Waſſerbau-Direktor, nachherigen Regierungs-Direktor in Gumbinnen Friedrich Schultz, mit

Zuziehung des Hafenbau-Inſpektor Peterſen zu Pillau, entworfen. Das Seefeuer war bei Pillau früher ſehr ſchlecht. Im Monat März 1741 ward auf der ſchon früher erwähnten Pfundbude ein Thürmchen aufgeführt, worin das Seefeuer brannte, und wofür ein jedes einlaufende Schiff von der Laſt 2 Polniſche Groſchen bezahlen mußte. Das Muſter zum neuen Leuchtthurm in Pillau ward einigermaßen von dem Leuchtthurm auf dem Felſen Edyſtone im Kanal zwiſchen England und Frankreich, in der Gegend bei Plymouth 12 Engliſche Meilen vom Ufer entfernt, genommen. Der erſte Leuchtthurm ward hier auf dem Felſen Edyſtone im Jahr 1696 von Winſternley angefangen und im Jahr 1698 den 14. November vollendet, jedoch wurde er nur 60 Fuß hoch ausgeführt, weshalb ſpäter noch ein Stockwerk aufgeſetzt werden mußte. In der Nacht vom 26. bis 27. November 1703 ward dieſer Leuchtthurm, worauf ſich eben Winſternley nebſt einigen Arbeitern und 3 Wächter befanden, von den Wellen verſchlungen. Nun baute Rudyard einen neuen Leuchtthurm von Holz 90 Fuß hoch, in der Form eines abgeſtumpften Kegels und beendigte den Bau im Jahr 1709. Der Thurm entſprach ſeinem Zweck, brannte aber den 2. Dezember 1755 bis auf den Grund ab. Der jetzige Leuchtthurm iſt im Jahr 1759 von Smeaton mit Hülfe des Schiffsbaumeiſter Jeſſop maſſiv vollendet, und von Wiebeking in ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Waſſerbaukunſt im dritten Bande beſchrieben. Auch iſt der im Jahr 1806 angefangene und 1811 ausgeführte Bau des Leuchtthurms auf der Klippe Bellrock, an der nordöſtlichen Küſte Schottlands, 2½ Deutſche Meilen von der Küſte entfernt, gerade der Mündung des Fluſſes Tay gegenüber, ein äußerſt kühnes und ſehr nützliches Werk, da dieſe Klippe früher viele Schiffbrüche verurſacht hat. In einem Winter ſollen ſogar nach öffentlichen Blättern über 70 Schiffe an derſelben beſchädigt und theils zu Grunde gegangen ſein. Der Bau wurde ausgeführt durch

den Ingenieur Stephenſon. Schon in den früheſten Zeiten waren die Leichtthürme wichtige Gegenſtände. So wurde ſchon im Jahr 283 vor Chriſti Geburt das Seefeuer bei Alexandria 547 Engliſche Fuß hoch angebracht. Noch jetzt ſind davon einige Spuren vorhanden (ſiehe Wiebeking.) Eben ſo führten die Griechen 490 Jahre vor Chriſti Geburt, am Hafen von Syracus, da wo die Rhede bei der Halbinſel Munichia anfängt, den Bau eines Leuchtthurms aus, deſſen Ruinen (nach Wiebeking) noch vorhanden ſein ſollen.

§. 70. Der Bau des Leuchtthurmes in Pillau wurde unter der ſpeziellen Leitung des Hafenbau-Inſpektor Peterſen im Jahr 1805 angefangen, wegen der Kriegsunruhen aber erſt im Jahr 1813 beendigt. Er koſtet über 25,000 Rthlr. Das Projekt dazu entſpricht dem Zwecke und die Ausführung beweiſt für die möglichſte Dauer. Dieſer Leuchtthurm — ein recht ſchönes Gebäude — iſt auf einen Pfahlroſt gegründet, hat über der Plinte 24 Fuß und oben 16 Fuß im Durchmeſſer, iſt bis zur Gallerie 80 Fuß, bis zur Spitze der Kuppel 100 Fuß, ſo daß das Feuer in der Laterne 92 Fuß hoch über dem gewöhnlichen Waſſerſtande der Oſtſee befindlich iſt. Die Konſtruktion des Leuchtthurms iſt gut geordnet und das Mauerwerk von den vorzüglichen Bromberger Klinkern aufgeführt, welche der Verwitterung lange widerſtehen, wie ſolches die maſſiven Schleuſen auf dem Bromberger Kanal beweiſen, und ſich jetzt auch ſchon am Leuchtthurm in Pillau bewährt hat. Von der tüchtigen und dauerhaften Ausführung habe ich mich ſeit dem Jahr 1811 als ich von der Regierung zu Gumbinnen zur hieſigen Regierung verſetzt wurde, bei den jährlich abgehaltenen Reviſionen der Hafenanſtalten und Bauwerke in Pillau völlig überzeugt. Das Seefeuer beſtehet aus 2 Reihen Lampen, die im Kreisbogen geſtellt und an einer Säule, von gegoſſenem Eiſen befeſtigt ſind. In der oberen Reihe befinden ſich 5 in der unteren 6. — Die Lampen ſind nach der von Argand an-

gegebenen Art konſtruirt; die paraboliſchen Reverbeure dahinter von Robertſon in London gefertigt, zeichnen ſich durch die vollkommenſte Politur aus. Sie halten 20 Zoll im Durchmeſſer*). Die Wirkung des Seefeuers entſpricht dem Zwecke und der Zufriedenheit der Seefahrer, ſo wie dies mit den ſämmtlichen Pilotage und Rettungsanſtalten in Pillau jederzeit der Fall iſt.

§. 71. Das Seefeuer hat den Zweck dem Seefahrer als Signal zu dienen, damit er ſich darnach orientiren kann; zugleich iſt es ein Warnungszeichen, daß er ſich bei Nachtzeit nicht zu ſehr dem Lande nähere; es muß mithin ſo hoch angebracht und ſo wirkſam ſein, daß es auch ſelbſt bei ſtürmiſcher, neblicher Witterung, dem Zwecke möglichſt entſpricht. Zur Ermittelung der Wirkung des Seefeuers auf dem neuen Leuchtthurm in Pillau, ward daſſelbe den 7. September 1816 von den Mitgliedern der dortigen Hafenpolizei-Kommiſſion und noch einigen andern Sachverſtändigen, von der Oſtſee aus, beobachtet. Das Reſultat war: In einer Entfernung von $2\frac{3}{4}$ Deutſchen Meilen, war das circa 100 Fuß über der Meresfläche erhabene Seefeuer noch ganz deutlich zu ſehen; weiterhin ward der Anblick, durch die Rundung der Meeresfläche nach und nach entzogen. Wenn der Seefahrer in noch weiterer Entfernung, von dem Schiffe aus, ſich noch hinter dem Tangirungspunkt erheben kann, ſo kann das Seefeuer auch natürlich noch viel weiter, als die oben angegebene Entfernung beträgt, geſehen werden. Dergleichen Beobachtungen über Seefeuer, fallen oft ſehr verſchieden aus. Grund davon, liegt in der Verſchiedenheit der Athmoſphäre, worin ſich die Lichtſtrahlen brechen, mithin können nur wiederholte Beobachtungen richtige

*) Jetzt ſind auch ſchon, nach der Anordnung des Geheimen Oberbaurath Cochius, dergleichen Reverbeure in Berlin durch den Doubleur Hoſſauer zum Seefeuer bei Danzig angefertigt, welche ich im Jahre 1822 in Berlin ſah; ſie ſcheinen ihrem Zwecke auch zu entſprechen.

Reſultate geben, und dieſe ſollen auch auf meine Veranlaſſungen bei den Seefeuern bei Pillau und Memel bewirkt werden.

§. 72. Hier mögen einige Bemerkungen über die Seefeuer bei mehreren Häfen zur Vergleichung mit dem Seefeuer bei Pillau ihren Platz finden. Auf der Inſel Bornholm auf der höchſten Spitze des ſogenannten Hammer, 272 Fuß hoch über der Meeresfläche, iſt das Seefeuer in einem ſechseckigen Thurm angebracht. Es brennt darin ein Steinkohlenfeuer in einer ſogenannten Laterne oder in einer mit Glasſcheiben verſehenen Kuppel. Die Hinterwand der Kuppel beſtehet in einer Mauer mit Meſſingplatten, in der Art eines Hohlſpiegels, belegt, um den Schein des Feuers zurückzuwerfen. Dies Feuer ſoll man auf einem hohen Schiffe in einer Entfernung von 7 bis 8 Meilen weit ſehen können (wahrſcheinlich aber nur den Schein in der Luft). Das Feuer brennt das ganze Jahr hindurch, vom Untergange bis zum Aufgange der Sonne; es wird in jeder Stunde 1 Schfl. Steinkohlen, aus Schottland, verbraucht, mithin jährlich etwa 500 Tonnen. Das Seefeuer auf Chriſtiansö iſt dieſem ganz gleich. Vergleicht man die Wirkung und die Koſten zur Unterhaltung des Seefeuers, ſo ergiebt ſich für das Seefeuer in Pillau und Memel ein günſtiges Reſultat. Auf der Halbinſel Wittow in Rügen auf dem etwa 300 Fuß hohen Vorgebirge Arkona, iſt auch im Jahr 1825 ein Leuchtthurm aufgeführt worden. In England ſind die Häfen und Leuchtthürme zum Theil prachtvoll. Die Regierung befaßt ſich nur ausſchließlich mit den Kriegshäfen zu Plymouth, Portsmouth, Chatam und Sheerneß. Die Handelshäfen, wovon die vorzüglichſten zu London, Briſtol, Hull und Liverpool ſind, wurden durch eine Bewilligungsakte des Parlaments im Jahr 1709 den Städteverwaltungen übergeben. Dieſe ernannten einen Comité für jeden Hafen zur Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben zu den Hafenwerken und Hafenbauen und ſo ſtehen auch die

Leuchtthürme unter dieſer Verwaltung. Der Thurm des Hercules (ſiehe Humboldt im Jahre 1815) welcher der Leuchtthurm von Corunna iſt, hat ein Seefeuer von Steinkohlen, welches aber ſo ſchwach ſein ſoll, daß die Seefahrer es nur erſt bemerken, wenn ſie dem Lande nahe und in Gefahr ſind. Der Leuchtthurm bei Travemünde ſteht nahe am Seeufer, hat oben ein Zimmer mit Glasfenſtern, worin 3 Lampen vor polirten Reverbeuren angebracht ſind, deren Schein man 5 Meilen in die See ſoll wahrnehmen können; ſehr wahrſcheinlich aber auch nur den Schein in der Atmosphäre. Auf den beiden Leuchtthürmen ohnfern Le Havre brennt das Seefeuer 380 F. hoch über der Meeresfläche; bei Calais 100 Fuß; bei Dieppe 40 Fuß, und vor der Garonne=Mündung 169 Fuß.

§. 73. Die Farbe der Atmosphäre iſt oben viel dunkler wie in niedern Regionen, wo die Farbe der Luft durch die Dünſte geſchwächt wird. Die Farbe der Luft über den Gewäſſern iſt blaſſer wie über den Ländern. Wenn die Durchſichtigkeit der Luft von keinen Dünſten getrübt wird, ſo erſcheinen die Umriſſe der Maſſen einer entfernt liegenden Landſchaft ſchärfer und hervorſtechender. Durch die verſchiedene Farbe der Luft und deren Schwängerung mit Dünſten, wird die Ausführung großer Nivellements und auch die Höhenmeſſungen und Berechnungen der Wirkung der Seefeuer ſehr erſchwert. Die Schiffe ſinken in der Entfernung unter dem Horizont, gemäß der Convexität der Erde. Der Anblick dieſes Erſcheinens und Wiederverſchwindens iſt erhaben und führt zu ernſten Betrachtungen. Dies Abweichen des ſcheinbaren vom wahren Horizont, verhält ſich wie die Quadrate der Entfernung, bis zu welchem hinaus nivellirt worden iſt. Auf 1000 laufende Ruthen beträgt die Abweichung 3 Fuß 6 Zoll 6 Linien; auf 2000 Ruthen 14 Fuß 2 Zoll; auf 4000 Ruthen 56 Fuß 8 Zoll 3 Lin. Rheinländiſch u. ſ. w. Hierbei kommt aber noch die Strahlenbrechung in Betracht, u. zwar nach den bekannten Geſetzen.

§. 74. Für den Schiffer iſt es äußerſt wichtig, auf der hohen See, durch einen merklichen Gegenſtand, vom Ufer der See unterrichtet zu werden, wo er ſich befinde. Hiezu dienen Thürme, Berge, Baumgruppen, Windmühlen u. ſ. w; wo dieſe nicht vorhanden ſind, werden beſondere Gebäude aufgerichtet. — Zur Bezeichnung der Einfahrt in den Hafen oder das Seegatt bei Pillau, ſind Baaken angebracht. Die aufgeſteckten Flaggen auf dem Leuchtthurm zeigen die aus- und eingehende Strömung jedoch nur bei klarem Wetter an. Hierüber giebt das kleine Werkchen: „der Lootſe im Sturm vor Pillau" vom Lootſen-Commandeur Steenke und nach deſſen Tode vom Lootſen-Command. Kuhn im Jahre 1819 zum Druck befördert, nähere Aufſchlüſſe. Es werden überhaupt die Rettungs-, Lootſen- und Pilotagen-Anſtalten ſtets in ſolchem guten Zuſtande erhalten, daß der Seefahrer den Pillauer Hafen mit vollem Vertrauen beſuchen kann *). Als Tagmarke, um den Hafen ſchon auf der hohen See zu erkennen, iſt auch nordöſtlich, etwa 800 Ruthen weit von Pillau, auf dem ſogenannten Schwalkenberge, hinter Alt-Pillau, welcher mit ſeiner höchſten Spitze 92 Fuß hoch über dem Waſſerſpiegel des Haffs und der Oſtſee liegt, die ſogenannte Landmarke errichtet worden. Sie ward ſchon im Jahre 1805 projektirt und im Jahre 1812 unter der ſpeciellen Leitung des Hafenbau-Inſpektor Peterſen ausgeführt. Sie beſteht aus einem gemauerten, thurmähnlichen Gebäude mit zwei gothiſchen Bogen. Ihre Höhe beträgt mit

---

*) Das Pillauer Rettungsboot iſt ſcharf gebaut und die Seitenborten ſind mit Kork gefüttert. Die Einrichtung zur Führung der Rettungsboote iſt im Ganzen noch ſehr verſchieden, und man hat darin im Allgemeinen noch kein gleiches Princip angenommen. Die einfachſte Art der Böte iſt die, welcher ſich die Chilier (nach öffentlichen Blättern) bedienen, indem ſie an den Seiten mit Luft gefüllte Seehundshäute anbringen, und dann mit dieſen Fahrzeugen durch die ſtärkſten Brandungen gehen.

Digitized by Google

inſchluß der drei Spitzen 46 Fuß, und ſie erſcheint
)n der hohen See aus, bei hellem Wetter, in einer
ntfernung von 6 bis 7 Meilen weit in der Form
nes dreimaſtigen Schiffes. Die Fernſicht von dieſem
ügel, worauf die Landmarke bei Alt-Pillau ſteht,
ganz vorzüglich ſchön. Man erblickt Fiſchhauſen,
randenburg, Balga, Heiligenbeil, die Gegend bei
raunsberg und Frauenburg, und weſtlich im Vor-
unde die Stadt Pillau mit ihrem Hafen, das Haff
ſeiner Ausdehnung, die Friſche Nehrung, die Oſtſee
t der Rhede und die ein- und ausgehenden Schiffe,
lches alles, beſonders bei ruhiger Witterung, einen
abenen Anblick gewährt. Wenn der Schiffer auf
ſe Landmarke losſteuert, ſo wird ihm auch bald die
adt Pillau mit dem Leuchtthurm und den Baaken,
lche als Richtpunkte zum Einlaufen in das Seegatt
nen, ſichtbar. Im Hintergrunde zeigt ſich öſtlich
Ruine des in der vaterländiſchen Geſchichte be-
nten alten Schloſſes Balga, und dient auch zugleich
n Zeichen für die Seefahrer auf der Oſtſee und dem
ff; da aber der Zahn der Zeit an dem Mauerwerk
noch ſtehenden mit einem Thurm verſehenen alten
gels nagt, ſo wird nunmehr der Schloßberg durch
pflanzungen zum dauernden Signal gemacht, auch
Thurm wieder mit einer neuen Bedachung ver-
en, um denſelben noch möglichſt zu erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

IV. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Gedanken über Beſoldung der Geiſtlichen.

Durch ein Sendſchreiben an einen ſeiner Amtsbrüder mitgetheilt von einem Landgeiſtlichen in Oſtpreußen.

(Beſchluß.)

Was ſagen Sie zu dieſem Vorſchlage? Gut gemeint iſt er wenigſtens, denn er beabſichtigt eine von vielen Unannehmlichkeiten befreite Stellung der Geiſtlichen, und bietet auch den Vortheil, daß die Gemeine der Laſt der Unterhaltung der Gebäude und Zäune überhoben wird, was gewiß dazu beitragen könnte, den Pfarrer vor einer Menge unangenehmer Berührungen zu bewahren, die dann eintreten müſſen, wenn er den Herrn Gutsbeſitzer N. N. oder Einſaaßen N. N. eben nicht ſehr willfährig ſeinen gerechten Aufforderungen zur Herſtellung des ſchadhaften Daches oder Zaunes findet, dieſe indeſſen, durch die Umſtände nothwendig bedingt, am Ende durch die Behörde herbeigeführt werden muß.

Eine Vererbpachtung von Seiten des Staates, wenn er ſich der Einziehung der Gefälle vom Pächter und Auszahlung an den Geiſtlichen unterzöge, desgleichen von Zeit zu Zeit nach landüblichen Grundſätzen eine Prüfung und etwaige neue Feſtſtellung derſelben unternähme, könnte, wie ſie einerſeits in der Ausführung noch leichter erſcheint, als die oben vorgeſchlagene Veräußerung, ſo andrerſeits dem Geiſtlichen ſchon bedeutende Vortheile vor der jetzigen Einrichtung gewähren.

Sie theilen, wie mir bekannt iſt, mit unſerm unbekannten Amtsbruder die Befürchtung, daß mit dem Lande das einzige ſichere Einkommen des Geiſtlichen verloren geht. Ich nicht. Ich habe vielmehr verſucht,

ein noch ſichreres an ſeine Stelle zu ſetzen, denn Verarmung der Gemeine kann darauf keinen Einfluß üben, und brächten außerordentliche Ereigniſſe, als feindliche Einfälle und dergl. eine ſo bedenkliche Lage hervor, daß der Staat ſeinen Dienern die Gehälter zu zahlen nicht mehr im Stande wäre, nun ſo würde den Geiſtlichen kein ſchrecklicheres Loos, denn alle übrigen Beamteten treffen ja nicht einmal ein ſo ſchreckliches, denn es blieben ihm doch noch einige Quellen des Einkommens an Kalende, Stolgebühren und Kirchengehalt übrig, welche jenen mangelten. Uebrigens glaube ich, daß in ſo gefährlichen Zeiten der Acker ihm, möge er ihn ſelbſt bewirthſchaften oder verpachtet haben, gleich große Opfer, als wenn er, nach meinem Vorſchlage, ihn nicht mehr hätte, auferlegen würde. Denn entweder würde er, eben durch den Druck der Zeitverhältniſſe behindert, nicht im Stande ſein, ihn gehörig zu bewirthſchaften, oder ſein Pächter die Pacht nicht leiſten können, und offenbare Grauſamkeit nur könnte dieſen durch Zwangsmaßregeln zur Erfüllung ſeiner Pflichten anhalten wollen. Zwar kenne ich aus eigner Erfahrung nicht den Einfluß der Kriegszeiten auf die geiſtliche Stellung, indeſſen werden ja Viele noch vorhanden ſein, welche an meiner Stelle denſelben bezeugen könnten. Uebrigens ſind für mich eben dieſe bedenklichen Zeiten der Grund, weshalb die Art der Einnahme, wie ich ſie mir denke, einer völligen Umwandlung aller Einnahmen in feſtes Geldeinkommen vorgezogen werden zu müſſen ſcheint. Sind zwei Quellen da, ſo fließt doch wohl noch aus der einen Etwas zu, wenn auch die andere verſiegt iſt.

Aus dem Geſagten wird Ihnen zugleich mein Beſtreben klar geworden ſein, die Laſt, welche die Gemeinen tragen müſſen, zu erleichtern. Dieſem Beſtreben getreu, bleibe ich auch bei der zweiten Quelle des geiſtlichen Einkommens, den ſogenannten Stolgebühren, oder denjenigen einzelnen Einnahmen, welche für gewiſſe geforderte Amtshandlungen erfolgen, welche

der Rezenſent im theolog. Literaturbl. 1832 No. 117 „allmählig zu kirchlichen Rechten gewordene Mißbräuche“ nennt. Dieſe in eine feſte Abgabe zu verwandeln iſt das Beſtreben aller Verbeſſerer geweſen. Man will eine nach dem Durchſchnitte feſtgeſetzte Summe von der ganzen Gemeine aufbringen laſſen, die dem Pfarrer im Ganzen ſtatt der ſonſt üblichen Einnahme in einzelnen Fällen zuertheilt werde, alſo eine Steuer (möge man ſie auch immerhin anders nennen), die nach dem Klaſſenſteuerſatze erhoben werden ſollte, und zwar durch das Kirchen-Kollegium. Ein bedenklicher Weg, wie mir es vorkommt. Denn jede neue Auflage, möge ihr Name noch ſo lieblich klingen, erfüllt den Einſaaßen mit Schrecken, weil er die zu tragende Laſt von Steuern vergrößert, und im Hintergrunde immer den amtlichen Beitreiber erblickt, wenn Umſtände ihn etwa an der pünktlichen Erfüllung ſeiner diesfälligen Pflicht behindern. Ferner auch trägt er, wenn gleich aus Unverſtand, das dadurch erzeugte unbehagliche Gefühl leicht auf denjenigen, welcher es mittelbar oder unmittelbar verurſacht hat, alſo im vorliegenden Falle auf ſeinen Seelſorger, mit welchem er durch die zarteſten Bande des Vertrauens und der Liebe verknüpft ſein ſoll, über und veranlaßt auf dieſe Weiſe gewiß ein Verhältniß, welches durchaus fern von demjenigen bleibt, was es ſein ſoll und auch ſein wird, wenn jener feindliche Geiſt nicht in die Mitte getreten iſt. Endlich auch ſcheint mir's unbillig, daß Jemand eine Abgabe leiſten ſoll, wenn er für dieſelbe keinen Nutzen gehabt hat, wie dieſes offenbar geſchehen müßte, wenn Jemand das ganze Jahr hindurch keine Amtshandlung zu verlangen nöthig hätte. Deren giebt es aber bei Weitem die meiſten, denn mit Ausnahme der Abendmahlsfeier bedürfen die wenigſten Familien der Gemeine des Geiſtlichen zu einer Amtshandlung, und das Geſchenk bei der Meldung zur Beichte beträgt nicht ſo viel, als der jährliche Steuerſatz, wird aber dem Geber leichter, weil er es in Frei-

heit und nicht aus Zwange giebt, ja es iſt ihm ein wohlthuendes Gefühl, ſeinem Pfarrer eine höhere Gabe als gewöhnlich darbringen zu können; er beweiſt ihm ja ſo auf eine thätige, ihm ſelbſt wohlthuende Weiſe ſeine Liebe. Uebrigens könnte man um des vorkommenden Mißbrauchs willen das ſogenannte Beichtgeld, wenn ein angemeſſenes baares Gehalt gegeben wird, ganz abſchaffen *).

Der Einſaaße iſt einmal gegen zwangspflichtige Abgaben eingenommen. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, welchen Schwierigkeiten die Einführung einer ſolchen allgemeinen Abgabe unterliegt, erinnere ich Sie an die gewaltigen Hinderniſſe, welche der Einrichtung feſter Hausväterbeiträge ſtatt des üblichen Schulgeldes da, wo man ſie verſucht hat, was, wie mir bekannt geworden iſt, nur im Ermlande geſchehen, entgegengetreten ſind.

Hieraus entnehmen Sie ſchon, theuerſter Amtsbruder, daß ich, freilich einer Menge von Stimmen entgegen, und vielleicht unter dem Vorwurfe, die Anforderungen der Zeit nicht begriffen zu haben, die Einrichtung der Stolgebühren unangetaſtet laſſen will, wie ſie eben iſt. In der That finde ich ſie auch nicht ſo bedenklich, als gewöhnlich behauptet wird. Ein

*) Als Beitrag zur Geſchichte des Beichtgeldes möge hier noch ſtehen, daß ein ſehr geachteter, gebildeter Mann in der Gemeine ſich gegen mich über das ſogenannte Beichtgeld dahin ausſprach, daß er es für eine Gelegenheit anſehe, dem Geiſtlichen auf eine unanſtößige, von dieſem nicht abzuweiſende Art, eine freundliche Darreichung zu thun, die ſich unter andern Umſtänden nicht anbringen ließe, ohne das Zartgefühl zu verletzen. Ich für meine Perſon habe, ſo lange ich Beichte halte, nie das Beichtgeld als ſolches empfangen, ſondern immer als eine freundliche Gabe; übrigens ſehe ich nicht hin, wenn Jemand dieſe auf den Tiſch legt. Ich laſſe nämlich die Meldung zur Beichte in meinem Hauſe thun, was ich ſchicklicher halte. Meine Konfirmanden werden nach dieſer Anſicht von mir belehrt.

Jeder iſt von Jugend auf ſchon ſo ſehr daran gewöhnt, in allen kirchlichen Vorkommenheiten an die Gebühr zu denken, daß er in ihr gar nichts Auffallendes findet, vielmehr ſich ſchon im Voraus, wenn er ſie abſehen kann, auf ſie vorbereitet. So geſchieht es ganz leicht bei Taufen und Trauungen, in vielen Fällen auch bei Begräbniſſen; und iſt er es nicht im Stande, die geiſtliche Gebühr zu entrichten, nun ſo müßte doch der Pfarrer aufhören, ſich einen Geiſtlichen (ſein geiſtliches Weſen ſoll ja auch ein Herz voll Gefühl umfaſſen) nennen zu laſſen. Er wäre es nicht mehr. Es kann daher die Entrichtung der Stolgebühren für die Gemeinemitglieder nicht drückend ſein, beſonders wenn eine umſichtigere Eintheilung derſelben hervorgebracht werden könnte. So ſind nämlich meiſtens die Sätze für alle Stände gleichmäßig eingerichtet, und der Knecht ſoll ſo viel geben, als der Herr. Ein nach den Ständen und ſonſtigen Verhältniſſen beſtimmter Satz, wie er z. B. in den evangeliſchen Gemeinen des Ermlandes ſtattfindet, würde daher wünſchenswerth ſein. Eben ſo wenig kann die Erhebung der Stolgebühren an und für ſich drückend für den Geiſtlichen ſein. „So wir euch das Geiſtliche ſäen, iſt es ein groß Ding, ob wir euer Leibliches ernten?“ ruft der Apoſtel Paulus aus, welcher gewiß das zarteſte Gefühl beſaß, um zu unterſcheiden, ob in der leiblichen Darreichung der Gemeine an ihren Seelſorger etwas Anſtößiges liege oder nicht, und nur aus andern nicht hieher gehörigen Gründen derſelben für ſeine eigne Perſon entſagte. Warum ſollten wir es alſo anſtößig finden, eine Gebühr oder Handreichung anzunehmen, wo man unſern Dienſt in Anſpruch nimmt? Aber vielleicht liegt das Anſtößige nicht eigentlich in der Gabe ſelbſt, ſondern vielmehr in ihrer Art, die freilich oft genug höchſt ungeſchickt iſt. Aber auch hier ſcheint mir's, daß in den meiſten Fällen es vom Geiſtlichen abhänge. Mir iſt bis dahin noch kein unangenehmer Fall bei Erhebung der Stolgebühren vorgekommen. Wirklich Arme dürfen keine zahlen,

die

die Uebrigen zahlen ſie von ſelbſt gern und häufig mehr, als ſie dürfen, was ſie, beiläufig geſagt, nicht thun würden, wenn ſie eine Pfarrerſteuer zu zahlen hätten. Um auch den Schein des Handwerksmäßigen, den das Stolgebühren-Weſen leicht abwerfen könnte, zu entfernen, vergeſſe ſich der Geiſtliche nur nicht ſo weit, ſeine Amtshandlungen nach der erhaltenen Bezahlung einzurichten, wie es wohl leider hin u. wieder geſchehen ſoll. Vielmehr ein Jeder, der Arme wie der Reiche, ſei vor ihm gleich, empfange ohne Rückſicht auf die Gebühr den Dienſt nach beſten Kräften in gleicher Weiſe. So wird der wahre Diener des göttlichen Wortes dieſes mit ungetrübter Freudigkeit verkünden, wo und wem es ſei, und ſeinen Segen mit vollem Herzen ertheilen, wo und wem es ſei; denn die Sache, das Amt des Geiſtes, das er treibet, iſt ihm das Vornehmſte. An dieſes denkt er nur, wenn er zum Altare, zum Grabe, zum Taufſteine tritt. Die empfangene Gabe kann ſeinen Geiſt nicht trüben. So wird auch der Schein des Eigennutzes ſchwinden, und mit ihm das Läſtige, welches die Erhebung der Stolgebühren mit ſich bringen kann.

Es kommt mir ferner auch bedenklich vor, dieſe Stolgebühren, deren Höhe ſich eigentlich gar nicht genau beſtimmen läßt, da bei der Feſtſetzung derſelben die Mehrgaben nicht eingerechnet werden dürften, der Geiſtliche aber dieſe doch auch nicht verlieren könnte und wollte, feſtzuſtellen. Die feſte Steuer würde kaum in allen Jahren die volle Entſchädigung bieten. Wenigſtens würde eine ſehr häufige Prüfung und neue Feſtſtellung der Entſchädigungsſumme (— welche Laſt für die Behörden! —) nothwendig ſein.

So komme ich nun zu der Kalende, den Lieferungen an Getreide und dergl., als der dritten Quelle des geiſtlichen Einkommens. Auch dieſe will man in eine feſte Geldeinnahme verwandeln. Der Gedanke verdient allerdings Anerkenntniß; er beſtrebt, dem Geiſtlichen eine unabhängige Stellung zu bereiten.

Ob dieſes dann noch nöthig wäre, wenn ein genügendes Gehalt gezahlt würde, iſt eine andere Frage. Mir ſcheint es dann überflüſſig; denn die Kalende bietet das nothwendigſte Mittel zum Unterhalte des Hauſes dar, das ſelbſt in gefährlichen Zeiten immer noch hinreichen wird. Ueberdies kenne ich aus Erfahrung die Unannehmlichkeiten bei Erhebung der Kalende nicht; ich glaube auch hier, ohne deshalb meine Anſicht für die einzig wahre hinzuſtellen, daß Vieles auf den Geiſtlichen ankomme. Treffen dennoch Unannehmlichkeiten ein, nun ſo möge er ſich dadurch an die Unvollkommenheit der Welt erinnern und zu eigner Prüfung bewegen laſſen, ob vielleicht ſein Betragen zu einer Gleichgiltigkeit oder gemeinen Nachſucht Anlaß gegeben habe. Beiläufig ſei es hier geſagt, daß ich vom Geiſtlichen nur Freundlichkeit und Milde, nicht etwa Schmeichelei und kriecheriſches Weſen in Behandlung ſeiner Pfarrkinder verlange, ſo wie heiliger Ernſt und Eifer für ſein erhabenes Werk ſeine Seele durchglühen müſſe. Ich glaube, daß er auf dieſe Weiſe am ſicherſten ſich die endliche Zuneigung und Achtung in ſeiner Gemeine verſchafft und erhält, die ihn gewiß vor rohen Ausbrüchen der Rache und des Eigenſinnes bewahren wird. Wollte ſich freilich dennoch ein gewiſſer Leichtſinn in der Behandlung des Geiſtlichen darthun, ſo ſtelle dieſer ſeine innere Würde nachdrücklich entgegen, und jener wird, wenn nicht ſchwinden, ſich wenigſtens in ſeine gemeſſenen Schranken zurückziehen. Er würde nicht geduldet werden dürfen.

Nach meiner perſönlichen Anſicht könnte alſo die Kalende unter angegebenen Umſtänden bleiben, wie ſie iſt. Ueber die Erhebung derſelben habe ich meine Meinung bereits ausgeſprochen. Die häufig vorgeſchlagene Verwandlung derſelben in eine Geldabgabe unterliegt auch mannigfachen Beſchwerden. Zunächſt müßte man doch die Gemeine erſt fragen, ob ſie eine ſolche zulaſſen würde? Ich glaube dieſes mit voller Beſtimmtheit verneinen zu können. Denn der Landmann iſt in

Bezug auf Unterhalt ſeines Hauſes und Leiſtung ſeiner Abgaben auf den Gewinn des Bodens und ſonſtiger Wirthſchaftsquellen hingewieſen. Sie liefern ihm aber erſt den rohen Stoff, den er in klingendes Geld durch Verkauf umſetzen muß. Handelt es ſich um ſein nächſtes perſönliches Bedürfniß, ſo wird er keine Mühe dabei ſcheuen; jedoch anders geſtaltet ſich die Sache, wenn er fremde Anſprüche befriedigen ſoll. Da wird ihm jede Mühe zu läſtig. So fährt er gewiß viel lieber auf den Markt, wenn er den Erlös als ſein Eigenthum mit ſich nehmen kann, als wenn er zur Zahlung der Jahreszinſen oder der Steuerabgaben beſtimmt iſt. Hier wäre eine neue Jahresabgabe, fällig in der Zeit, in welcher er ſchon eine große Laſt trägt, da er den Zins ins Amt, die Kirchen- und Schulabgabe in die Pfarre, den Lohn ans Geſinde und dergl. mehr abtragen muß, mithin an ſein eignes Bedürfniß noch nicht denken kann. Nun käme vielleicht noch hinzu, daß er für ſeine Kalende-Gegenſtände am Markte nicht den im Amtsblatte verzeichneten Durchſchnittspreis erhalten hätte, würde er nicht mit dem größeſten Unwillen dieſen Preis, alſo noch einen Zuſchuß zu ſeinem Erlöſe, geben? — Mehr noch! — Der Pfarrer darf durchaus nicht ſeinen Geldeinnehmer hier machen. — Wenn nun der Mann, ſei es aus wirklichem Unvermögen oder aus Nachläßigkeit, ſein Kalendegeld nicht abzahlte und noch die Strenge der Obrigkeit dazuträte, und bei fortdauernder Weigerung oder Unvermögenheit dieſe ihn abpfänden ließe, würde er den Mann, den er als ſeinen nahen Freund, Rathgeber, Vater und Seelſorger achten ſoll, nicht für ſeinen Peiniger anſehen? Könnte eine ſolche Lage der Dinge wohl der Würde und amtlichen Wirkſamkeit des Geiſtlichen förderlich ſein? — Die Antwort ſteht von ſelbſt zu klar da, als daß ich ſie niederzuſchreiben nöthig hätte.

Wie leicht aber iſt es, daß der Landmann den kurzen Weg in die Pfarre mit ſeinem Getreide u. ſ. w. macht, oder gelegentlich daſſelbe mitnimmt, denn ins

Digitized by Google

Pfarrdorf muß er oft fahren, z. B. zur Kirche, auch in einer ähnlichen Angelegenheit, wenn er nämlich dem Organiſten die Natural-Abgaben bringt. Oder will man die Umwandlung der Kalende in Geld auch auf die Lehrer ausdehnen? — Wollte man dieſes, ſo würde der Widerwille des Einſaaßen gegen eine ihn beläſtigende Einrichtung noch größer; wollte man es nicht, ſo tritt Pfarrer bei ihm in ein noch ungünſtigeres Licht.

Eine andere, gewiß nicht minder beachtenswerthe Frage, iſt aber noch, ob der Geiſtliche ſelbſt einen ſehr großen Vortheil aus der Geldkalende ziehen mögte. Der Unterhalt ſeines Hauſes bedarf jährlich einer Menge von Getreide und ſonſtigen Bedürfniſſen, die, wenn nicht gänzlich, doch zum größten Theile durch die Natural-Kalende gedeckt iſt. Bei der neuen Einrichtung müßte er Alles kaufen. Abgeſehen davon, daß die Geldentſchädigung oft nicht hinreichen würde, welche Beſchwerde wird ihm dadurch auferlegt, die er bis dahin nicht kannte, ja wie oft wird er gar nicht im Stande ſein, beſonders die zur ſogenannten kleinen Kalende gehörigen Gegenſtände zu Kaufe zu erhalten. Sie erlaſſen es mir wohl, theuerſter Bruder, hier ins Einzelne einzugehen, es würde mich nöthigen, bis in das Kleinliche der Küchenwirthſchaft hinabzuſteigen. Ich glaube aber, Sie ſtimmen mir in dieſer Angelegenheit, da auch Ihnen die Erhebung der Kalende nie zu Klagen Veranlaſſung gegeben hat, bei. Ueberhaupt aber dürfte es wohl viele Amtsbrüder geben, die mit der beſtehenden Einrichtung zufrieden ſind, beſonders unter den oben gewünſchten Umſtänden.

Hinſichtlich der übrigen Quellen des Einkommens hätte ich nun weiter Nichts zu bemerken, als daß das aus der Kirchenkaſſe fließende, jetzt beſtehende G e h a l t (gewöhnlich von hundert Gulden), welches bei Vermögenheit der Kaſſe um Einiges erhöht werden könnte, wie oben ſchon bemerkt iſt, von der vom Staate unter obigen Vorausſetzungen zu zahlenden Summe in Abzug geſtellt werden könnte, wodurch dieſem wieder eine

Erleichterung zu Theil würde, dergeſtalt, daß, um ein Beiſpiel anzugeben, er bei einem beſtimmten Gehalte von 350 Thlr., im Falle die Kirchenkaſſe 50 Thlr. zahlte, nur 300 Thlr. zu leiſten nöthig hätte, alſo die Zinſen von 1000 Thlr. gewänne. Alles Uebrige alſo möge bleiben, wie es iſt: das Freiholz, die freie Wohnung, die Gebühren für kirchliche Zeugniſſe und den Konfirmationsunterricht, die Gabe bei kirchlichen Gebeten (welche ganz den Stolgebühren beizurechnen ſind), die kleinen örtlichen Nebeneinnahmen und was dahin gehören mag.

So hätte ich Ihnen, mein theuerſter Amtsbruder, denn meine Gedanken über den fraglichen Gegenſtand in ſo weit, als zur Erkenntniß und Beprüfung meiner Abſicht nöthig wäre, dargelegt. Daß auf die vorgeſchlagene Weiſe uns eine weſentliche Verbeſſerung zu Theil würde, kann ja nicht in Abrede geſtellt werden*). Ein dem Amte entſprechendes baares Einkommen, verbunden mit der Natural-Lieferung der Kalende und der zufälligen Einnahme an Stolgebühren, würden bei freier Wohnung und freiem Holze dem Geiſtlichen eine Stellung ſichern, welche, ſeines Amtes würdig, ſeine Bedürfniſſe in Bezug ſowohl auf anſtändige Lebensweiſe und Erziehung ſeiner Kinder, als auch auf Fortſchreiten in wiſſenſchaftlicher Bildung befriedigen würde, während bei der jetzigen Art des Einkommens, ſelbſt wenn die Stelle unter Umſtänden mehr einbringen könnte, dieſes nicht möglich iſt. Es iſt hier nicht der Ort, die jetzige geringe Einnahme ſo vieler geiſtlichen Stellen näher zu beleuchten. Wer je Gelegenheit gehabt hat, verſchiedene Pfarrhäuſer genau kennen zu lernen, wird hinlänglich damit bekannt ſein. Wie ſehr

*) So würde z. B. bei einer mir ſehr bekannten Gemeine von etwa achtzehnhundert Seelen, welche jetzt unter glücklichen Umſtänden 550 Thlr. einbringt, das Einkommen auf 750 Thlr. gebracht werden, wenn ſtatt des Landes und bisherigen Kirchengehaltes ein Gehalt von 350 Thlr. gegeben würde, gewiß eine den Zeitbedürfniſſen entſprechende, annehmbare Stellung.

hiedurch aber freudige Amtswirkſamkeit und reges kirchliches Leben behindert werden kann, leuchtet Demjenigen von ſelbſt ein, welcher nicht vergißt, daß der Geiſtliche immer nur Menſch bleibt, und deshalb äußern, ſeine Wirkſamkeit beengenden Eindrücken eben ſo gut blosgeſtellt iſt, als jeder Andere, wenn er auch ſchon leichter die Kraft gewinnen wird, ihnen Widerſtand zu leiſten. Der Geiſtliche darf keine Stellung, welche ihn in Ueberfluß verſetzt, beanſpruchen. Es würde Dem nicht fein anſtehen, deſſen Predigt lautet: „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit!“ Aber eine möglich ſorgenfreie, welche ihm auch den Schein des Geizes oder Eigennutzes, die weltlicher und mit der Sache unkundiger Sinn gar zu leicht und ungerechter Weiſe ihm aufbürden, erſpart, iſt ihm wohl zu gönnen um ſeines Amtes willen, welches ungetrübte Freiheit und Klarheit des Geiſtes erfordert, welche aber durch Nichts ſo leicht, als durch Nahrungsſorgen geſtört werden kann.

Eine ſolche Stellung beabſichtigen meine Gedanken, die darum nicht die völlige Verwandlung des geiſtlichen Einkommens in feſte Geldeinnahme begehren, weil es mir ſchon genug an Dieſem erſcheint. Ob ihre Verwirklichung aber je einmal möglich ſein wird, oder ob ſie überhaupt nur der Beachtung werth erſcheinen, darüber muß ich nun andern an der wichtigen Angelegenheit Theilnehmenden und Sachverſtändigen die Entſcheidung anheimſtellen, zunächſt Ihnen, mein theuerſter Bruder in dem Herrn, für den ſie niedergeſchrieben ſind. Ihre Liebe zu unſerm gemeinſchaftlichen erhabenen Amte, Ihre richtige Abwägung der Verhältniſſe u. gereiftere Erfahrung laſſen mich einem eben ſo tiefen als begründeten Urtheile entgegenſehen.

Empfangen Sie nun ſchließlich die aufrichtigſte Verſicherung der innigſten Liebe, mit welcher ich mich Ihrem brüderlichen Wohlwollen empfehle und nenne

Ihren getreuen Amtsbruder.

(Geſchrieben im Februar 1833.)

Digitized by Google

Mittheilungen zur evangeliſchen Presbyterologie.

Vom Conſiſtorialrath Dr. Rheſa.

Von der Kirche zu Lochſtädt und Alt-Pillau.

Die Kirche zu St. Albrecht wird für die erſte und älteſte chriſtliche Kirche in Preußen gehalten. Ihr Stifter ſoll, nach Hennebergers Erklärung der Preuß. Landtafel S. 131 der Samländ. Biſchof Johannes I., der zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte, geweſen ſein. Dieſe Nachricht ſchöpfte Henneberger wahrſcheinlich aus der Chronik des Mönchs Simon Grunau, welcher im 9ten Traktat ſeiner Preußiſchen Geſchichte Kap. 4. §. 6. erzählt: „Der Biſchof Johannes I. bauete mit Hülfe der Almoſen der Fürſten und Genoſſen, ſo da waren nach Preußen kommen, die Manſionarier mit 6 Prieſtern und 6 Choralen auf der Stelle, da der heilige Adalbert erſchlagen worden.“ — Aber dieſe Nachricht hat Herr Profeſſer Voigt in ſeiner Geſchichte Preußens Bd. 1. S. 663 für ungegründet erklärt. Derſelbe ſagt an dem angeführten Orte: „In der Gegend wo der heilige Adalbert im Werke des Glaubens erſchlagen worden, gründete man nachmals zu ſeines Namens Andenken eine Kapelle, von welcher in unſeren Tagen nur noch weniges Mauerwerk die heilige Stätte bezeichnet. Sie geht indeſſen in ihrer Gründung bei weitem nicht in die frühe Zeit zurück, in die man ſie bisher geſetzt hat. Wir wiſſen vielmehr aus archivaliſchen Quellen, daß ihre Erbauung in die Jahre 1422 bis 1424 fällt, und daß der damalige Ordensmarſchall Ludwig v. Lanſe ihr Gründer war. Wir beſitzen auch noch den Entwurf zu der Anordnung, wie es in der St. Albrechts-Kirche mit dem Gottesdienſte und ihrer Erhaltung beſtellt werden ſolle: Der Stifter ſetzte nämlich 4 Prieſter oder Vicare nebſt 2 Schülern und einen Glöckner ein, welche die

Kirche mit Geſängen und Gottesdienſt alſo halten ſollten, daß man durchs ganze Jahr ſingen ſolle die Zeiten von unſerer lieben Frauen und die Meſſe anheben früh um 4 Uhr u. ſ. w. Alles was geopfert wird, es ſei Geld, Wachs oder etwas anders, ſoll zur Hälfte den Prieſtern gehören; die andere Hälfte ſoll der Bernſteinmeiſter zu Gebäuden oder andern nöthigen Dingen der Kirche verwenden. Jeder Prieſter ſoll einen jährlichen Zins von 12 Mark erhalten; außerdem bekommen ſie alle zur Fiſcherei einen Keutelbrief. Sie erhalten freies Holz und einige Morgen Wieſen, dabei etliche Hufen Landes zu Getreidebau; jährlich ſoll ihnen der Bernſteinmeiſter einige Tonnen Salz geben u. ſ. w. — Dies war die Stiftung der St. Adalberts-Kapelle, die alſo auf keine Weiſe dem Biſchof Johannes I. von Samland beigelegt werden darf."

Dieſe Kirche iſt nach einem noch vorhandenen alten Manuſcripte zur Zeit des Pfarrers Heinrich Baſoldt im Jahr 1669 den 24. November am Sonntage während des Gottesdienſtes durch einen gewaltigen Sturm eingeſtürzt, doch ſo, daß ſich die verſammelte Gemeinde nebſt dem Pfarrer, der eben auf der Kanzel ſtand, noch gerettet hat. Ob nun gleich dieſelbe nicht wieder erbaut worden, ſo iſt doch noch heutigen Tages die Stelle ſowohl als auch ein ziemlich großes Stück Mauerwerk davon, welches im Jahr 1822 auf Befehl der Königl. Regierung umzäunet und mit einem großen ſchwarzen eichenen Kreuze bezeichnet wurde, nahe bei der Oſtſee zu ſehen. An Stelle dieſer Kirche wurde nachher die von den ehemaligen Ordensrittern im Schloſſe Lochſtädt erbauete Kapelle eingeräumt, welche jetzt die Mutterkirche vorſtellt. Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges iſt dieſelbe von dem damaligen Kaiſerl. Ruſſiſchen Gouverneur u. Generallieutenant Nicolaus v. Korff aus der Kronenkaſſe inwendig verbeſſert worden, ſo daß ſie für eine Landkapelle ein recht ſchönes Anſehen hat. Merkwürdig iſt es, daß der ehemalige Ordensmarſchall Erasmus v. Reitzenſtein (der ſein

Amt von 1489 bis 1498 verwaltete) einen Pfeil in die St. Adalberts-Kapelle niederlegte, den er 14 Jahre lang nach einer Schlacht im Kopfe getragen hatte, bis er durch ein Geſchwür davon befreit worden war. Der Pfeil an einer ſilbernen Kette hängend und mit kleinen Schilden verſehen, worauf die Thatſache kurz eingeprägt war, blieb zum Andenken in der Kapelle bis zu ihrem Untergange, kam dann nach Königsberg in die Churfürſtliche Bibliothek, und befindet ſich jetzt noch in den alterthümlichen Sammlungen des geheimen Archivs. — Noch iſt zu erinnern, daß die beiden Flügel des Altars in der Kirche zu Lochſtädt aus der St. Albrechts-Kapelle genommen und noch heutigen Tages zu ſehen ſind; auch wird das Bodenſtück der alten Kanzel aus der St. Albrechts-Kirche in der Halle zu Lochſtädt aufbewahrt.

Der Pfarrer, deſſen Widdem vormals bei der eingefallenen Kirche ſtand, woſelbſt auch ein großes Kirchdorf, Adalberten genannt, lag, hat, nachdem dieſe ganze Gegend verſandet und das Dorf vergangen iſt, gegenwärtig ſeine Wohnung im Dorfe Tenkitten, welcher Ort von dem erſteren eine Viertel-Stunde Wegs entfernt liegt, nehmen müſſen.

Die Kirche zu Alt-Pillau iſt im Jahre 1598 von George Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg, damals regierendem Herzoge in Preußen, erbaut, und den 7ten Mai deſſelben Jahres nach chriſtlichem Gebrauch eingeweiht worden. Sie erhielt den Namen: Ecclesia ad Salvatorem. Dieſe Kirche iſt aber im Jahre 1657 in der Nacht zwiſchen dem 3ten und 4. Auguſt bei einem ungewöhnlich ſtarken Gewitter vom Blitz angezündet und bis auf den Grund eingeäſchert worden, worauf denn im Jahre 1674 den 4. Auguſt auf Veranſtaltung des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm der Grundſtein zu einer neuen Kirche gelegt und in dem folgenden Jahre 1675 den 8. September eingeweihet wurde, welche Kirche noch heutigen Tages ſteht.

In der Zeit von der Einäſcherung des alten Gebäudes bis zu dem Aufbau eines neuen Gotteshauſes wurde 18 Jahre lang der Gottesdienſt in der nahe dabei gelegenen und erſt vor kurzer Zeit abgebrochenen ſogenannten Pfundbude gehalten.

Es haben an der Kirche zu Lochſtädt und Alt-Pillau ſeit dem Jahre 1775, wo Arnoldts Presbyterologie aufhört, folgende Prediger geſtanden:

Chriſtian Michael Brokowski, geboren zu Fiſchhauſen 1737 den 12. September, war vorhin Cantor in der Stadt Pillau, welches Amt er bis zum Jahre 1762 verwaltete. Hierauf erhielt er den Ruf zum Pfarramte bei den Kirchen zu Lochſtädt u. Alt-Pillau. Er wurde im Jahre 1762 den 22. October in der Schloßkirche zu Königsberg ordinirt und am erſten Adventsſonntage deſſelben Jahres von dem damaligen Erzprieſter Martini aus Fiſchhauſen in ſein Amt eingeführt. Er ſtarb den 3. Februar 1791 am Schlagfluſſe im 54ſten Jahre ſeines Lebens, nachdem er 29 Jahre lang das Predigtamt verwaltet hatte, und iſt auf dem Kirchhofe zu Lochſtädt begraben worden. Ihm folgte

Samuel Krakau, geboren zu Tilſit am 13. Januar 1749. Nachdem er auf der Univerſität Königsberg ſtudirt hatte, ward er zu dem Amte eines Schulkollegen bei der lateiniſchen Stadtſchule im Löbenicht berufen, welches Amt er bis zum Jahre 1791 verwaltete, wo er den Ruf zum Pfarramte bei der Kirche zu Lochſtädt und Alt-Pillau erhielt. Er wurde am 6. Mai deſſ. Jahres in der Schloßkirche zu Königsberg ordinirt, und darauf am 5. Juni, als am Sonntage Exaudi, von dem damaligen Erzprieſter Troſien aus Fiſchhauſen in der Mutterkirche zu Lochſtädt introducirt. Er ſtarb den 24. November 1798 auf ſeiner Dienſtreiſe zur Beichtvorbereitung nach Alt-Pillau kurz vor Lochſtädt am Schlagfluſſe, und wurde auf dem Kirchhofe zu Lochſtädt beerdigt.

Michael Theodor Nagel, geboren in Eumehnen, wo ſein Vater Prediger war, am 29. November 1758. Dieſer verwaltete vom Jahre 1783 bis 1799 das Amt eines Schulkollegen bei der Kneiphöfſchen Domſchule, wurde den 28. Juni 1799 in der Schloßkirche daſelbſt als Pfarrer von Lochſtädt und Alt-Pillau ordinirt, und am Sonntage Trinitatis deſſelben Jahres von dem Erzprieſter Troſien aus Fiſchhauſen in ſein Amt eingeführt. Schon im 3ten Jahre ſeines Amtes wurde er von den Strapazen, die mit dieſem Poſten verbunden ſind (denn der Pfarrer muß bei den heftigſten Winterſtürmen im fliegenden Sande anderthalb Meilen nach Alt-Pillau und Lochſtädt zum Gottesdienſte reiſen), kränklich. Beinahe 5 Jahre lang lag er beſtändig auf dem Krankenbette. Ihm wurde der damalige Rector aus Fiſchhauſen, Namens Carl Kepner, adjungirt. Er zog hierauf nach Königsberg, um ſich der Hülfe geſchickter Aerzte zu bedienen, ſtarb aber ſchon am 12. April 1808. Ihm folgte ſein bisheriger Adjunct

Carl Sigismund Kepner, aus Töpliwoda bei Frauenſtein in Schleſien gebürtig, Sohn eines dortigen Gutsbeſitzers. Er war 8 Jahre lang Rector in Fiſchhauſen, wurde den 20 März 1804 in der Schloßkirche zu Königsberg zum Predigtamte ordinirt, und am Sonntage Judica in der Kirche zu Lochſtädt introducirt. Er iſt auf dieſem Poſten 11 Jahre lang geweſen, und im Jahre 1813 im Monat Juni von der Königl. Regierung als Pfarrer nach Eumehnen berufen worden, woſelbſt er bald darauf ſtarb.

Johann Gottfried Schultz, aus Goldbach bei Tapiau, wo ſein Vater Pfarrer war, im Jahre 1764 den 15. Auguſt geboren. Nachdem er ſeine Studien auf der Univerſität Königsberg vollendet hatte, ward er zu dem Amte eines Cantors und Schullehrers in dem Flecken Brandenburg berufen, welchem Poſten er bis zum Jahre 1811 rühmlich vorſtand. Hierauf erhielt er die Vokation zum Pfarramte bei der Gemeinde zu Mißwalde im Oberlande. Er wurde am 6. Decbr.

deſſ. Jahres in der Schloßkirche von dem damaligen Oberkonſiſtorialrath Borowski ordinirt, und am 25. Januar 1812 vom Superintendenten Ditmann aus Blumenau in ſein Amt eingeführt. Nach 3 Jahren erhielt er von der Königl. Regierung die Vokation zur Pfarrſtelle von Lochſtädt und Alt-Pillau, in welches Amt er am 11ten Sonntage Trinitatis, oder am 6. Auguſt 1815, durch den Superintendenten Hellmann aus Fiſchhauſen introducirt worden iſt. Nachdem er 9 Jahre lang dieſen Poſten vorgeſtanden, wurde ihm das Pfarramt zu St. Lorenz, ſeinen Wünſchen gemäß, ertheilt, woſelbſt er am 11. Mai 1831 ſtarb. Ihm folgte der jetzt noch lebende Pfarrer

Carl Guſtav Adolph Hoffmann, geboren zu Königsberg in Preußen den 12. Juni 1795. Nach Vollendung ſeiner Studien ward er zum Prediger u. Rector bei der evangeliſchen Gemeinde zu Melſak im Ermelande berufen, zu welchem Amte er den 18. Juni 1819 in der Schloßkirche zu Königsberg ordinirt wurde. Nach dem Abgange des vorgenannten Pfarrers Schultz erhielt derſelbe den Ruf zum Pfarramte bei den Gemeinden zu Lochſtädt und Alt-Pillau, und wurde im Jahre 1824 den 22. Auguſt von dem Superintendenten Beſthorn aus Medenau in ſein Amt eingeführt.

Von der Kirche zu Stockheim.

Dieſe Kirche, welche zu der Superintendentur des Friedländiſchen Kreiſes u. zum gutsherrlichen Patronat von Puſchkaiten gehört, iſt erſt nach der Reformation zu Ende des 16ten Jahrhunderts geſtiftet worden. Die Nachrichten von den ſeit 1616 bei der hieſigen Gemeinde geſtandenen Predigern hat Arnoldt in ſeiner Presbyterologie bis zum Jahre 1772, wo Friedrich Polykarp Chariſius als Pfarrer angeſtellt wurde, in gedrängter Kürze geliefert. Dieſer Chariſius iſt im Jahre 1738 den 29. Auguſt zu Arnau ohnweit Königsberg geboren. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Uni-

erſität Königsberg, und wurde im Jahre 1771 als Adjunkt des Pfarrers Chriſtian Heinrich Störmer angeſtellt, am 12. April deſſelben Jahres ordinirt und am Sonntage Rogate von dem Hofprediger Stark in ſein Amt eingeführt. Schon im folgenden Jahre ſtarb ſein Senior, dem er nun im Amte als wirklicher Pfarrer nachfolgte.

Ein trauriges Schickſal hatte dieſer Mann im Jahre 1807, in jenem denkwürdigen Kriege, wo unſer armes Vaterland allen Gräueln der Verwüſtung Preis gegeben war, — und nicht ohne Wehmuth, ja nicht ohne Schaudern kann man in der Kirchen-Matrikel von Stockheim leſen, was dieſer 70jährige Greis für Mißhandlungen hat erdulden müſſen. Ein Preußiſcher Offizier vom Cuiraſſir-Regimente v. Wagenfeld machte den Anfang. Es war am Tage nach der Eylauer Schlacht, als ſelbiger in das Haus des Pfarrers eintrat, ſich für einen Franzöſiſchen Offizier ausgab, und mit einem Cuiraſſir, dem er den Namen de la Cour gegeben hatte, den alten Mann mißhandelte u. plünderte. Der Cuiraſſir taumelte, nachdem er ſich vollgegeſſen und ganz betrunken hatte, ſinnlos in den Garten, wo er im Schnee liegen blieb um auszuſchlafen. Doch kam die Sache an das Licht; der Offizier wurde feſtgenommen, gebunden und an das Regiment gebracht. Er ſollte, wie es hieß, erſchoſſen werden; doch kam er mit dem Leben davon. Sein Name aber ſteht, zum traurigen Andenken, in hieſiger Kirchen-Matrikel verzeichnet. Er hieß v. Loga und war ein Weſtpreuße. Die folgenden Tage brachten nichts erfreulicheres; zu fünf verſchiedenen Malen wurde Pfarrer Chariſius von Feinden geplündert, und dieſen räuberiſchen Händen, die des Ausſpähens und Suchens ſo gewohnt waren, konnte nichts, wie ſehr es auch verborgen war, in den Wohnungen entgehen. Nun kamen noch zahlreiche Einquartirungen, die den letzten Vorrath verzehrten, ſo daß der Prediger mit ſeinen Leuten drei Wochen hindurch von nichts als von wenigen vertrockneten

Bohnen leben mußten. Auch dieſe wären von Feinden genommen worden, wenn ſie nicht von dem Hausknechte unter dem Heu verſteckt worden wären. Endlich ſahe ſich der arme Mann genöthigt, in dem nahe gelegenen Städtchen Friedland für eine kurze Zeit ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Kein Gottesdienſt konnte zu jener Zeit gehalten werden, denn ſämmtliche Einwohner hatten ſich in die Wälder und Moräſte geflüchtet, um nur ihr armſeliges Leben davonzutragen.

Nach der Schlacht bei Friedland im Juni des Jahres 1807 kam wieder für den hieſigen Prediger und die Bewohner des Dorfes eine höchſt ſchreckliche Zeit; beſonders iſt der 15te Juni als der ſchrecklichſte Tag von dem Pfarrer in hieſiger Kirchen-Matrikel bezeichnet worden. Sechs Baieriſche Cuiraſſire hauſeten fürchterlich im Dorfe. Unter Anderen erpreßten ſie vom daſigen Schulzen alles Geld, unter der Drohung, ſeine Hand an den Tiſch zu nageln. Auch in das Pfarrhaus ſtürzten ſie, warfen den alten Pfarrer zu Boden, ſtießen ihn mit Füßen, ſchleppten ihn an ſeinen grauen Haaren in der Stube herum, und zwei von ihnen gaben ihm Jeder acht Hiebe mit ihrem flachen Schwerdte, bis ſie den letzten Groſchen ihm ausgepreßt hatten. Selbſt die hochbejahrte Frau des Pfarrers ward von dieſen Unmenſchen ſchrecklich gemißhandelt, man hatte ihr mehr als ein Mal das Schwerdt an den Hals geſetzt und ſie zu morden gedroht, wenn ſie nicht Geld ſchaffen würde. — Doch genug von dieſen ſchrecklichen Begebenheiten! Der Mann, der durch ſie geprüft wurde, ſagt ſelbſt: er wiſſe nicht, ob er ſie mit Tinte oder mit Thränen ins Buch aufzeichnen ſolle.

Merkwürdig iſt auch der Tod dieſes redlichen Mannes, der am 26. Mai des Jahres 1811 erfolgte. Es war ein Sonntag; der Verſtorbene hatte alle Amtsgeſchäfte pünktlich vollbracht. Nach Tiſche ſetzte er ſich auf ſeinen Armſtuhl vor die Thüre — und hier findet ihn ſeine Lebensgefährtin eingeſchlafen. Seine

Pfeiſe ſtand ausgeraucht neben ſeinem Stuhle; ſein Glas war halb ausgetrunken, die Mütze war ihm vom Haupt auf die Erde gefallen. Als die Frau ihm aber den Kopf bedecken will, ſieht ſie, daß er zum ewigen Schlaf eingeſchlummert iſt. Auf ſeinem Geſichte zeigte ſich kein Flecken, keine verzogene Miene; der Todte war ganz dem Schlafenden ähnlich. —

Carl Samuel Reinhard Johann, geboren zu Raſtenburg 1787, iſt den 6. December 1811 als Pfarrer zu Stockheim ordinirt und am 15. December deſſelben Jahres in ſein Amt eingeführt worden.

Von der Kirche zu Preußiſch-Eylau.

Aus einem Schreiben des verſtorbenen Pfarrer Pezoldt vom 13. Auguſt 1815.

Der erſte hier bei der Kirche zu Eylau befindliche Rezeß iſt vom Jahre 1575; der damalige Pfarrer hieß David Rhode, aus Thüringen gebürtig. Bei dem erwähnten Kirchenrezeß findet ſich noch eine gedruckte Schrift von Erwählung der beiden Biſchöfe von Samland und Pomezan im Herzogthum Preußen, nebſt einer geſchriebenen Verordnung, die Viſitationen und die Forderung des Predigtamts und des Schulweſens betreffend, vom Jahre 1568. Die Kirchen-Taufbücher von 1776 bis 1800 ſind durch die im Jahre 1807 am 7. und 8. Februar hier vorgefallene Schlacht verloren gegangen.

Nach dem Ableben des hieſigen Pfarrers Georg Theodor Heyn, welcher 10 Jahre lang Diaconus und 38 Jahre Pfarrer hieſelbſt war, folgte ich im J. 1783. Vorher ſtand ich als Feldprediger bei dem Regimente von Ingersleben, zu welchem Amte ich im Jahre 1776 zu Königsberg ordinirt wurde. Bis zur Baierſchen Kampagne 1778 blieb ich bei gedachtem Regimente; hierauf erhielt ich die Vokation zu dem Amte eines Garniſonpredigers in der Veſte Friedrichsburg zu Königsberg, welchen Poſten ich bis zu meiner Anſtellung

in Eylau 1783 verwaltete. Mein Geburtsort iſt Wittſtock in der Prignitz, wo ich am 16. December 1751 das Licht der Welt erblickte. Meine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt ich auf der Schule zu Brandenburg an der Havel, von wo ich zur Univerſität Halle abging und im Jahre 1769 unter dem Prorektorate des Dr. und Prof. Semler immatrikulirt wurde.

Die Kirche zu Eylau wurde durch die erwähnte Schlacht ganz zerſtört, die Orgel geraubt, der Fußboden der Kirche aufgeriſſen. Auf dem Kirchhofe allhier war eine Franzöſiſche Batterie aufgeſtellt. Die Pfarrwohnung wurde ganz zerſchoſſen und zum Aufenthalt unbrauchbar gemacht. Die Kirche iſt wieder durch eine Landeskollekte in den Stand geſetzt und die Orgel am 6ten Sonntage nach Trinitatis dieſes Jahres eingeweiht worden. Zum Bau der Pfarrwohnung erhielt ich von Seiner Majeſtät dem Könige, welcher ſelbſt nach der Bataille die Gnade hatte mich zu ſprechen, die Verſicherung, daß, ſobald die Ruhe nur erſt wieder hergeſtellt wäre, Alles, was durch Feindes Hand ruinirt worden, wieder in den gehörigen Stand geſetzt werden ſollte. Da ich deshalb mich auch an die verſtorbene Königin wandte und dieſelbe um ihr gnädiges Fürwort beim Könige bat, ſo wurden zur Wiederherſtellung der Pfarrwohnung und des Pfarr-Inſthauſes mir 620 Thlr. von Seiner Majeſtät angewieſen, die ich auch zu Königsberg aus der Königl. Kaſſe ausgezahlt erhielt. Verloren habe ich durch das hier auf dem Pfarrhofe bis nach Mollwitten eine halbe Meile von hier aufgeſtellte Franzöſiſche Heer Alles, auch das meiner Meinung nach ſo gut Verwahrte. Von Anfang bis zu Ende der Schlacht bin ich hier in der Pfarrwohnung geweſen, habe aus einer Stube zur anderen und zuletzt bis in den Keller flüchten müſſen, um mein Leben zu ſichern. Die Franzöſiſche Armee kam ſo ſchnell nach Eylau, daß uns keine Zeit übrig blieb, zu entfliehen, oder etwas zu verbergen. Mein Verluſt beträgt, da ich damals die Ackerwirthſchaft ſelbſt hatte, gegen

6000

)00 Thlr. Drei Mal gerieth ich in Lebensgefahr; ıs erſte Mal am 7. Februar des Abends durch einen ranzöſiſchen Offizier, der, da ich ihm kein Getränke :rſchaffen konnte, mit einem bloßen Degen auf mich ılief und mir einen ſolchen Stoß auf den Bruſtknochen :rſetzte, daß ich davon in Ohnmacht fiel; das zweite Ial durch die Ruſſen, davon einer mich mit dem Ba-ınnet durchſtechen wollte, doch aber von einem Ruſſ.)ffizier verhindert wurde, mich zu tödten; das dritte Ial durch eine durch die Mauer der Wohnung durch-:ſchlagene große Haubitzkugel, die, wenn ſie in meiner iegenwart zerſprungen wäre, mich ganz zerſchmettert ätte; allein ſie blieb ohne alle weitere Wirkung lie-:n, wo ſie hingefallen war.

Auch der Franzöſiſche Kaiſer befand ſich zur Zeit er Bataille, von drei Mameluckén begleitet, auf dem :irchhofe, und hielt hinter einem Pfeiler der Kirche, von)o er das ganze Schlachtfeld ſehr gut überſehen konnte.

Der Verfaſſer des vorſtehenden Schreibens ſtarb n Jahre 1823 den 8. Juni, im 73ſten Lebensjahre. ln ſeiner Stelle trat der jetzt noch lebende Pfarrer ۏottlieb Gäsbeck, geboren zu Königsberg den 6. Febr. 790. Derſelbe erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung ıuf der hieſigen Univerſität, und wurde im Jahre 1816 Diakonus zu Pr. Eylau, zu welchem Amte er den 7. Juli deſſelben Jahres in der Schloßkirche zu Kö-ıigsberg ordinirt ward. Seit 1822 verſah derſelbe ıls Adjunkt des Pfarrer Pezoldt zugleich die Geſchäfte ıes Pfarramts, und ward, da ſein Senior ſchon im olgenden Jahre ſtarb, zu deſſen Nachfolger ernannt *).

*) Die von dem verſtorbenen Oberhofprediger Dr. Arnoldt geſammelten „Nachrichten von allen ſeit der Re-ormation an den evangeliſchen Kirchen Oſtpreußens ge-tandenen Predigern, Königsb. 1777, 4.“ gehen nur bis um Jahre 1775. Schon längſt war der Wunſch ausge-prochen, daß eine Fortſetzung dieſes als Quelle für die Spezial-Kirchengeſchichte Preußens wichtigen Werks er-

Töchterſchule, oder Mädchenſchule?

Der Gedankenaustauſch in unſerm Provinzial-Blatte gleicht zuweilen vollkommen der Unterhaltung mit einem Tauben oder Stummen, wo man auf viele Fragen doch keine Antwort erhält. So wurde z. B. der Herr Profeſſor Voigt ſchon vor 28 Monaten *) um eine gefällige Auseinanderſetzung der Gründe gebeten, die ihn bewegen „Nehring“ ſtatt „Nährung“ zu ſchreiben. Bis jetzt iſt aber noch keine Antwort erfolgt. — Deſſenungeachtet wagt es der Unterzeichnete, eine ähnliche Frage — zwar nicht an Herrn Profeſſor Voigt — ſondern an das größere Publikum zu richten.

Es iſt nämlich in den größeren Städten beinahe durchgängig Sprachgebrauch, die Schulen, in welchen ausſchließlich junge Mädchen unterrichtet werden, Töchterſchulen zu nennen. Ich möchte wohl den Grund dieſer höchſt ſonderbaren Benennung kennen

ſcheinen möchte. Dem zufolge ſind auf Veranſtaltung des Königl. Conſiſtoriums die Nachrichten von 1776 bis 1833 aus den Kirchen-Matrikeln und Inſpektions-Verzeichniſſen durch die Superintendenten eingezogen, und von dem Einſender dieſer Mittheilungen theils hie und da mit Abkürzung, theils wo es nöthig war mit Erweiterung aus den Conſiſtorialakten bearbeitet und in ein Ganzes zuſammengeſtellt worden. Hiezu kommen noch die Nachrichten von den evangel. Predigern des ehemaligen Weſtpreußiſchen Conſiſtorialbezirks von der Reformation bis auf unſere Zeit, ſo daß eine vollſtändige evangeliſche Presbyterologie des geſammten Preuß. Conſiſtorialbezirks geliefert werden kann. Den Beſitzern des Arnoldtſchen Werks, ſo wie den Liebhabern der Preußiſchen Kirchengeſchichte, diene daher zur Nachricht, daß dieſes Werk noch im Laufe dieſes Jahres im Druck erſcheinen wird.

*) Februar-Heft 1831.

lernen. Denn analog müßte man diejenigen Schulen, in welchen Knaben unterrichtet werden, auch Söhneſchulen nennen. Oder ſoll etwa Töchterſchule vornehmer ſein, als Mädchenſchule? ſoll der Name nur für die Bildungsanſtalten der Mädchen aus höhern Ständen gelten? — Sonderbar! als ob die Mädchen aus niedern Ständen nicht auch Töchter wären! und wenn ſie auch nicht immer einen erweislichen Vater haben, ſo haben ſie doch eine Mutter, welche ſie Tochter nennt. Und iſt denn der Name Tochter etwa edler als der Name Mädchen? Wohl ſchwerlich! denn das letztere Wort hat durch unſere vorzüglichſten Schriftſteller vollkommen edle Geltung erhalten. Man erinnere ſich an Klopſtocks ſchönes Lied eines deutſchen Mädchens, das mit den Worten anfängt: „Ich bin ein deutſches Mädchen.“ — Wozu alſo die affektirte Benennung Töchterſchule, die eben ſo lächerlich, als nichtsſagend iſt? — Ihre Lächerlichkeit fällt in die Augen, wenn man ihr das Analogon „Söhneſchule“ zur Seite ſtellt; nichtsſagend, ja ſogar ganz unrichtig erſcheint ſie, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß alle Frauenzimmer, junge und alte, verheirathete und unverheirathete, Töchter ſind, und auch im engeren Sinne dieſes Wortes, wenigſtens ſo lange ihre Eltern leben, Töchter genannt werden; die Schulen aber keinesweges für alle Frauenzimmer, welche Töchter ſind, — d. h. für die ganze weibliche Welt, — ſondern nur für ſolche Töchter, die noch Mädchen, und zwar junge Mädchen ſind, offen ſtehen. Dem Worte „Tochter“ aber klebt der Nebenbegriff der Jugend bei weitem weniger an, als dem Worte „Mädchen.“ Der Benennung „Mädchen“ entſpricht die Benennung „Knabe,“ ſo wie Jungfrau und Jüngling wieder eine gleiche Stufe des Alters bezeichnen. Zwar hört man auch von alten Mädchen ſprechen; doch eigentlich nur in demſelben Sinne, als man von alten Knaben ſpricht.

Wie iſt's nun alſo? giebt es wirklich ſtatthafte Gründe für die Benennung „Töchterſchule," und wird man in Zukunft auch von Söhneſchulen ſprechen? oder wird man die wunderbaren Töchterſchulen in natürliche Mädchenſchulen zu verwandeln belieben?

Purus.

V. Landwirthſchaftl. Mittheilungen.

Etwas über den Kartoffelbau, in Beziehung auf die heutige Zeit.

(Beſchluß.)

Nenne ich die größern Gutsbeſitzer, ſo iſt darunter auch der Brennereibeſitzer verſtanden, denn auf jedem bedeutenden Gute iſt eine Branntweins-Propination. Fragt man dieſe aufs Gewiſſen, ſo können ſie nicht anders ſagen, als daß ſie, da einmal die Brennerei exiſtirt, ſolche auch betreiben müſſen, ſie aber davon wenig, oder eigentlich gar keinen, und nur den Gewinn hätten, daß ſie 30 bis 40 Schfl. Getreide oder 60 bis 80 Schfl. Kartoffeln in 3 bis 4 Ohmen gepackt auf einen Wagen laden, und ſolche eher in der Nähe und ſicherer los werden können, als wenn ſie dieſe rohen Produkte auf 2 — 3 Wagen laden, und aufs Ungewiſſe verfahren müßten. Die Unkoſten bei einer Brennerei (und dieſe ſind doch gewiß bedeutend gegen den Gewinn), müſſen ein für allemal vorweg beſtritten werden, um die Anſtalt im Gange zu behalten, der Gewinn, oder die Ausbeute mag übrigens reich oder geringe ſein. Iſt das Getreide wohlfeil, ſo ſind wie zu heutiger Zeit, die Unkoſten eben ſo groß, und wenn aus der Fabrikation des Branntweins kein größerer Gewinn hervorgeht, als

das Getreide koſtet, ſo iſt ganz klar kein Profit dabei. Eine Beiſpielsberechnung wird dieſes gleich deutlicher zeigen.

Das Ohm Branntwein gilt jetzt 15 Thlr.

Die Unkoſten dazu betragen pptr. für Getreide 9 rl. 20 ſg.

Steuer	6 =	— =
Brenner und Helfer	1 =	— =
Mälzer= und Mahlgeld u. Mahlmehl	— =	15 =
Holz und Anfuhre	1 =	— =
Utenſilien	— =	5 =
Capitalsverzinſung	— =	15 =
Insgemein	— =	5 =
In Summa . .	19 rl.	— ſg.

wo bleibt hier der Profit? —

Stellt man die Rechnung anders, und ſagt, es gehören

zum Unterhalt der Utenſilien . . .	2 pCt.
Verzinſung des Einrichtungskapitals .	$3\frac{1}{2}$ =
für Brenner und Helfer	7 =
= Holz und Anfuhre	7 =
= Mälzer und Mühle	$3\frac{1}{2}$ =
= Hefen, Licht ꝛc.	2 =
zur Steuer	40 =
In Summa .	65 pCt.

und es gilt das Ohm Branntwein 15 Thlr., ſo ſind dies circa 10 Thlr. Für Getreide darf dann nur 5 Thlr. ausgegeben werden, wenn dabei kein Schade entſtehen ſoll, und rechnet man nur 8 Schfl. Getreide auf ein Ohm, ſo kann ſolches nicht höher als für 19 Sgr. der Schfl. eingekauft werden. Wie beſteht dann der Landmann? — Da der Getreidepreis überhaupt noch nicht ſo ſehr geſunken iſt, ſo muß die Zuflucht zu einer ſchlechtern, der Geſundheit nachtheiligern Branntweinsfabrikation genommen werden, und da die Anſtalt einmal exiſtirt; die Inſtandhaltung geſchehen; der Brenner gehalten werden muß; ein Theil der Ausgaben alſo fortlaufend iſt; ſo wird auch immer weiter gebrannt, und hiezu die Kartoffel angewandt, die im

Verhältniß des Preiſes einen mehren, wenn auch ſchlechtern Branntwein liefert. Denn für 5 Thlr. kauft man 25 Schfl. Kartoffeln, die man nicht einmal zu einem Ohm verbraucht, hier iſt alſo noch einiger Nutzen. Aber durch das Kartoffelbranntwein-Brennen in größerer Menge, als eigentlich Nachfrage iſt, wird der Branntwein immer wohlfeiler, beſonders wenn kein Geld unter den Leuten iſt, das heißt mit andern Worten, wenn das Getreide nichts gilt; niemand kann trinken, die Branntweinbeſtände häufen ſich, und die Beſitzer müſſen ihn, zu gewiſſen Zeiten, unter den Koſten verkaufen, daher ſind ſie ſich auch gegenſeitig nachtheilig. Nach dieſen Berechnungen geht hervor, daß bei einem Ohm Branntwein, von 20 Schfl. Kartoffeln gebrannt, noch 5 Schfl. Kartoffeln erſpart werden, alſo effectiven Nutzen gewähren, den man auf 1 Thlr. 20 ſgr. feſtſtellen kann. Dagegen iſt beim Brennen des Roggens, eigentlich aus mindeſtens 10 Schfl. ein Nachtheil von 4 Thlr., mithin der Unterſchied des einen, gegen den andern, 5 Thlr. 20 ſgr., und es wäre recht und billig, daß hier ein gleiches Verhältniß ſtatt fände, und alſo der Ohm Kartoffelbranntwein mindeſtens auf eine doppelte Steuer gebracht würde. Der Betrieb der Brennereien würde dadurch keinesweges vermindert werden, vielmehr der Abſatz ſicherer ſein, und die Propinationen könnten ſtehende Preiſe halten, weil das Getreide im höhern Werth, und alſo Geld unter die Leute käme, denn es verbliebe dann ſtets ein Surplus der Wirthſchaftskoſten, welches den Landmann in eine beſſere Vermögenslage brächte. Wären die Kartoffeln für die Brennereien alſo weniger angebaut, ſo hätten ſie gegen den Roggen ein gleiches Preisverhältniß, und um dieſes herbeizuführen, ohne deren Anbau zu vermindern, iſt eben dieſe Steuererhöhung nothwendig und wünſchenswerth. Geſchieht dies, ſo iſt der Erfolg, daß man auf das ſogenannte Kornusbrennen aus Roggen mehreres Gewicht legt, und alſo den Preis deſſelben ſteigert. Iſt dies der Fall, ſo auch natürlich der Brannt-

ein theuer, aber er liefert auch reinen Gewinn, denn ie Unkoſten bleiben nur die nehmlichen, wie früher; ies wird durch veränderte Darſtellung des vorangeührten Beiſpiels gleich deutlicher.

Gilt der Roggen etwa $1\frac{2}{3}$ Thlr., ſo beträgt dies

ür 10 Schfl. auf ein Ohm gerechnet . .	$16\frac{2}{3}$ Thlr.
ie übrigen Unkoſten ſind circa	$10\frac{1}{3}$ „
In Summa .	27 Thlr.
Zu 25 ſgr. der Roggen heute angekauft, und der Branntwein auf 15 Thlr. verkauft, würde das Ohm Branntwein, wenn der Roggen $1\frac{2}{3}$ Thlr. koſtet, zu ſtehen kommen auf	30 Thlr.
Hier wäre alſo gleich ein Profit von . .	3 Thlr.

pro Ohm nachgewieſen, da früher ein Nachtheil herauskam.

Der Abſatz eines ſo theuer geſtellten Branntweins iſt ſicherer, als des jetzigen wohlfeilern zu erwarten, da die Konſumenten eher im Stande ſind, ihren Bedarf zu bezahlen, als heut zu Tage; die Berechnung davon iſt eben ſo kurz, als beſtimmt. Man nehme an, daß Jemand für ſich und ſeinen Haushalt jährlich 12 Stof Branntwein gebrauche, ſo muß er dafür, das Ohm zu 15 Thlr., und den Schfl. Roggen zu 25 ſgr. gerechnet, $1\frac{1}{2}$ Thlr. oder 1 Schfl. 13 Metz Roggen hingeben. Gilt der Roggen $1\frac{2}{3}$ Thlr, ſo empfängt er für 1 Schfl. 13 Metz 3 Thlr. $7\frac{1}{2}$ pf. Preiſt das Ohm Branntwein 30 Thlr., ſo bekommt er gleichfalls für ſeine 3 Thlr. 12 Stof Branntwein, aber er kann dies eher erzwingen, weil er einen leichtern Abſatz ſeines Getreides findet, und ihm bei höherem Getreidepreis auch an allen Wirthſchaftskoſten ein baarer Ueberſchuß, wie vorher gezeigt, verbleibet.

Selbſt diejenigen Brennereien, die im Großen betrieben werden, und blos zu Kartoffelbranntwein eingerichtet ſind, und die alſo allein dieſe erhöhete Staatsabgabe träfe, dürfen ſich darüber nicht beklagen, denn

gezeigt habe ich eben, daß der Abſatz des Branntweins nicht geſchwächt wird und wenn der Branntwein ſtatt auf 15 Thlr, hinterher auf 30 Thlr. zu ſtehen kommt, ſo würden ſie für die mehre Staatsabgabe der angenommenen 5 Thlr. 20 ſgr. = 15 Thlr. pro Ohm mehr im Verkauf erhalten, alſo 9 Thlr. 10 ſgr. daran gewinnen, und da das Mehrverhältniß des geſteigerten Kornusbranntweins nur 7 Thlr. ausmacht, ſo iſt eigentlich noch bei dem Kartoffelbrennen, ein Vortheil von 2 Thlr. 10 ſgr., es müßte alſo dieſe Kartoffelſteuer der 5 Thlr. 20 ſgr. rechtlich mit Einſchluß der Hälfte dieſes Profits, mithin auf 6 Thlr. 25 ſgr. erhöht werden, um den vorgeſteckten Zweck ganz zu erreichen, denn ſonſt bliebe immer ein nachtheiliges Preisverhältniß für den Roggen, und das Kartoffelbrennen würde auch fernerhin vorgezogen werden.

Kommt der Roggen 2 Thlr. und mehr zu ſtehen, und hätten die Kartoffeln im Vergleich einen zu niedrigen Preis, ſo werden die Kartoffeln gleich zum Branntweinbrennen benutzt werden, weil es der Vortheil erheiſcht. Denn gilt der Roggen 2 Thlr., ſo betragen 10 Schfl. 20 Thlr. Die hier angeführte erhöhte Steuer von pptr. 6 Thlr. abgerechnet, wären noch 14 Thlr., die zum Ankauf der Kartoffeln übrig blieben, welches auf 20 Schfl. Kartoffeln 21 ſgr. pro Scheffel ausmacht. Stehen aber die Kartoffeln niedriger, als 21 ſgr. alsdann im Preiſe, ſo wird natürlich auch ſogleich das Branntweinbrennen aus Kartoffeln vorgenommen, und das aus Roggen eingeſtellt werden. Hier iſt erwieſen, daß im Preiſe 3 Schfl. Kartoffeln einem Scheffel Roggen gleich ſtehen, da aber nie die Kartoffeln in einem ſo hohen Werth geweſen, noch kommen werden, weil landwirthſchaftlich betrachtet eher 3 Schfl. Kartoffeln als 1 Schfl. Roggen erbaut werden können, ſo iſt auch dadurch zugleich bewieſen, daß man aus eigenem Vortheil doch immer noch beim Brennen aus eigen erbauten Kartoffeln verbleiben, aber auch ſeinen eigenen Roggen dazu verwenden wird, den die ländlichen Brennereibeſitzer

etzt anfangen, in die Städte zum Verkauf zu verfah-
en, weil bei den Kartoffeln ein gar zu überwiegend
roßer Vortheil iſt. — Die Konſumtion des Brannt-
veins im Ganzen, wird ſich eher mehren als ſchwä-
hen*). Die Staatskaſſe alſo darf keine Furcht haben,
ie Steuer für die ſonſt jährlich deklarirte Quantität
Ohme Branntwein nicht einzunehmen; die erhöhte
Steuer muß gegen eine ſchon etwa feſtgeſtellte Etats-
innahme einen reinen Ueberſchuß gewähren, ohne noch
en durch mehreren Commerz auch vermehrten Brannt-
veinsdebit beſonders in Anſchlag zu bringen.

Steigt der Preis des Getreides, ſo werden die
Landwirthſchaften auch reger, einen größern Ertrag zu
ewinnen, und wenn dieſes, was doch nicht zu behaup-
en iſt, auch nicht möglich wäre, ſo wird ſich doch eine
rößere Quantität Roggen zum Verkauf vorfinden;
ver würde dann nicht gerne das Futtern der Pferde
nit dieſer Getreidegattung, was doch im Ganzen nicht
inbedeutend iſt, einſtellen, und auf andere Weiſe für
ieſe Thiere ſorgen. Auch der Kartoffelbau würde nicht
eiden, denn obgleich ich ſelbſt 200 Schfl. Kartoffeln
ährlich allein an die Brennereien abſetze, ſo würde ich
neine Kartoffelausſaat keinesweges beſchränken, könnte
nir deren Abſatz fernerhin auch nicht gewährt werden,
vas ich indeß nicht befürchte, im Gegentheil darauf
icherer rechne. Wäre auch wirklich dieſe Ausſicht des
Abſatzes verloren, ſo habe ich in einem Beiſpiele oben
gezeigt, daß meine Einnahme dadurch keinesweges ge-
chmälert wird, auch werde ich wohl andere Wege finden,
im meine Kartoffeln nicht ſündlich umkommen zu laſ-
en. In Beziehung auf die benachbarten Staaten wä-
en freilich Einſchwärzungen fremder Branntweine wohl
anfänglich zu befürchten, durch geſchärftere Kontrolle
der Grenzkordons aber auch wohl zu unterdrücken, und
eine beiläufig hingeworfene Anzeige in den allgemeinen
Zeitungen, daß in hieſigen Landen die Kartoffelbrenne-

*) ? — d. R.

reien mit ſo und ſoviel höher beſteuert worden, um dieſe mit den Roggenbranntwein-Brennereien gleich zu ſtellen, und den Getreidepreiſen dadurch einen höhern Stand zu erzwingen, dürfte die benachbarten Staaten auf gleiche Gedanken bringen, beſonders wenn der Erfolg ſich augenblicklich bewährte. Das Einbringen fremden Branntweins würde dann ſich von ſelbſt legen. Aus den Ruſſiſch-Polniſchen Provinzen wäre deshalb das mehreſte zu beſorgen; doch dürfte auch dort bald, da dieſe, wo nicht mehr, doch einen wenigſtens gleichen Akkerbau, als Preußen treiben, die Nachahmung dieſer neuen Steuer eintreten.

Die Preiſe des Getreides würden in Folge dieſer Einrichtung bald ſteigen, und gegen die im Auslande merklich höher ſtehen, weil wir aber im Inlande ſelbſt unſern Bedarf hernehmen können, und uns immer noch die Kartoffeln zur Aushülfe dienen, ſo wäre gleichzeitig ein nicht unbedeutender Grenzzoll auf alle fremde Getreideſorten zu legen, eigentlich aber die Einfuhre derſelben, beſonders der fremden Branntweine gar nicht zu erlauben.

Bei Mißerndten aus dieſer erhöhten Steuer eine Hungersnoth folgern zu wollen, wäre wohl wider alle Beweisführung; kommen Mißerndten, ſo ſind ſie dann weniger drückend, weil es klar iſt, wie ich es vorher ſchon angeführt habe, daß aus beſſern Getreidepreiſen auch Belebung des Ackerbaues hervorgeht, alſo dem Mißwachs thätiger, als heut zu Tage, vorgearbeitet und begegnet wird.

Eben ſo wenig wird übertriebene Theuerung aus dieſem Verfahren entſtehen.

Das aber iſt ausgemacht, wird die Steuer nicht bald eingeführt, oder das Steuerverhältniß nicht bald durch Ermäßigung der Roggenbranntwein-Steuer gleichgeſtellt, ſo werden unſere Vermögensverhältniſſe über kurz oder lang ſo traurig, und am Ende ſo allgemein, daß die Güter nichts mehr gelten, und die Abgaben zu zahlen aufhören werden, dann möchte das Ganze

nem Staatsbankerott nicht ganz unähnlich ausſehen. – Bis dieſen Augenblick ſind wir erſt ſo weit gekom-en, daß etwa nur ein Viertel der Güter ſequeſtrirt nd ſubhaſtirt werden.

Jetzt fangen die großen Gutsbeſitzer an, den Kar-ffelbau in der Brache im Großen zu betreiben, und es iſt der letzte Stoß, den ſie ſich und dem ganzen ande beibringen, denn ſobald dies allgemein wird, hö-n die Landwirthſchaften auf, Landwirthſchaften zu in, ſie ſind zu Kartoffelwirthſchaften umgeformt, und ie Zeit wird's lehren, welche Folgen daraus entſtehen. igentlich ſehen ſie dies noch als Rettungsmittel an, ürzen aber ihre Brennerei noch mehr ins Verderben, e haben die Nachahmung nicht bedacht, vielmehr ge-laubt, daß die kleinen Brennereien ihnen hierin nicht lgen können, und dieſe ſie damit todt machen wür-en. Allein es wird anders kommen, wer andern eine rube gräbt, fällt gewöhnlich ſelbſt hinein. Die klei-en Brennereien werden, da alles ſich auf mehren artoffelbau jetzt legt, ihre Kartoffeln für einen ſo nie-ern Preis in die Brennerei geliefert bekommen, als ie großen Brennereibeſitzer ihre eigenen dafür nicht ein-ndten laſſen können.

Als die zuerſt eingeführten Kartoffelbrennereien ſo ı ſagen, noch ein Geheimniß waren, da war dabei un-eheurer Gewinn, wiewohl auf Koſten der andern Brennereien, jetzt, da ſie allgemein eingeführt ſind, ſind e eine Grube die dem Staate gegraben wird, wenn icht auf Erhaltung der Roggenbrennereien gedacht ird.

Sieht man auf das Rechtliche der verſchiedenen Steuer, wie ſie vorher erwähnt iſt, ſo findet man keinen Grund gegen die Sache, denn warum ſollen gerade in inem ſolchen Staate, wie der unſrige, die Roggenbren-ereien, durch die begünſtigte Kartoffelbrennereien, völlig uinirt, hiernach das freie Gewerbe behindert, und das anze Land in tiefe Armuth verſetzt werden?? —

Verſuche über die düngende Kraft des Ziegelmehls oder gebrannten Thons.

Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft vom Prof. Dr. Dulk.

Dieſe Verſuche ſind von dem Herrn Bergrath und Prof. Lampadius in Freiberg angeſtellt worden. Im Jahre 1830 mit Thon- und Ziegelmehl angedüngte und mit Roggen und Weizen nebſt eingeſtreutem Klee beſtellte Ackerbeete hatten im Jahre 1831 einen recht guten Klee-Ertrag gegeben. Dieſes veranlaßte Herrn ꝛc. Lampadius zu neuen Verſuchen. Zu dieſen wurde ein Stück Acker gewählt, welches 1828 friſch in Brache mit gemiſchtem Pferde-, Schweine- und Abtrittsmiſt ausgedüngt, Kartoffeln und Kohl getragen, im Jahre 1829 Winterrogen, und in den Jahren 1830 und 31 Hafer gegeben hatte, und mithin für ausgeſogenes Feld zu halten war. Dieſes Haferſtoppelfeld wurde geharkt, geeget, und ſo zum Auslegen der Kartoffeln gehörig vorbereitet. Am 3. Mai 1832 wurden ausgelegt:

No. 1. 3 Metzen = 28 Pfund voigtländiſche weiße Kartoffeln von mittlerer Größe in zwei Zeilen, in Dünger gemiſchter Art, wie oben angegeben;

No. 2. 28 Pfund derſelben Kartoffeln in Ziegelmehl und Dünger, eben ſo ſtark wie No. 1 gedüngt;

No. 3. 28 Pfund derſelben Kartoffeln in Ziegelmehl allein;

No. 4. 28 Pfd. zur Gegenprobe ohne allen Dünger.

Eine jede Probe bildete zwei von einander gehörig entfernte zweizeilige Beete, und No. 2. und 3. erhielt auf jede Zeile 8 Metzen Ziegelmehl, mithin alle 4 Zeilen 2 Scheffel = 260 Pfund dieſes mineraliſchen Düngmittels.

Die am 27. Sept. unternommene Erndte gab:

No. 1. 32 Metzen gut ausgebildeter Kartoffeln mit wenig kleinen vermengt, welche zuſammen 278 Pfd.

vogen. Einige der größten Stücke wogen 11 bis 13 Loth; die meiſten wogen 4 bis 6 Loth.

No. 2. 32,5 Metzen ebenfalls ſehr guter Kartof- feln von 280 Pfund Gewicht. Einige der größeren Stücke wogen 12 bis 16 Loth; unter 2löthige gab es wenige.

No. 3. 29 Metzen ebenfalls ſehr gut ausgebildeter Kartoffeln von 276 Pfund Gewicht. Es waren meh- rentheils Mittelkartoffeln von 6 bis 8 Loth Gewicht, und mit wenig kleinen gemengt. Merkwürdig war es, daß das Kraut dieſer mit Ziegelmehl allein gedüngten Kartoffeln weit reichlicher mit Samen als No. 1. be- hängt war.

No. 4. $13\frac{2}{3}$ Metzen kaum mittelmäßige Kartoffeln mit vielen kleinen unausgebildeten, von 127 Pfd. Ge- wicht. Das Kraut war dünnſtenglich, niedrig, mit wenigen Blüthen, und zeigte auch nur einzelne Samen.

Es gab hienach das mit Miſt allein gedüngte Land das 10fache des Ertrages; das mit Miſt und Ziegel- mehl gedüngte beinahe den 11fachen Ertrag; das mit Ziegelmehl allein gedüngte Land beinahe das 10fache des Ertrages, und ohne allen Dünger wurde nur etwas über das 4fache geerndtet.

Es geht demnach aus dieſen Verſuchen die höchſt vortheilhafte Wirkung des Ziegelmehls bei dem Kar- toffelbaue auf völlig ausgeſogenem Felde aufs deut- lichſte hervor. Fragt man warum der Ertrag des mit Ziegelmehl und Miſt zugleich gedüngten Feldes nicht noch höher als etwa 10 pC. ausgefallen ſein möchte, ſo iſt zu berückſichtigen, daß die Ausbildung der Kar- toffelknollen der verſchiedenen Varietäten ihre Grenze hat, wie denn Stücke von 12 bis 16 Loth von der hier verſuchten Varietät ſchon ungewöhnlich ſind.

In Folge dieſes erfreulichen Reſultates hat nun Herr Bergrath Lampadius den Entſchluß gefaßt, ſeine ſämmtlichen Kartoffeln auf Haferſtoppelfeld in Ziegel- mehl allein auszulegen. Zu 8 Dresdner Scheffel, welche jährlich auf den Verſuchsfeldern gewöhnlich

ausgelegt werden, werden 21 bis 22 Scheffel Ziegelmehl nöthig ſein, von welchem der Scheffel auf den Freiberger Hüttenwerken 2 ggr. zu ſtehen kommt. Mit Inbegriff des Fuhrlohns wird dieſe Düngung etwa 2 Thlr. 12 ggr. koſten, wobei 6 Fuder Dünger, = 12 Thlr., erſpart werden, welches Düngerquantum dem Felde zu gut gebracht werden kann, in welches Weizen oder Roggen geſät werden ſoll. Ob das mit Ziegelmehl gedüngte und zum Kartoffelbau benutzte Feld noch fernere Früchte tragen wird, muß die Folgezeit lehren, und gewiß könnte man ſehr zufrieden ſein, wenn es nur noch eine gute Hafererndte geben würde.

Die gewonnenen Kartoffeln wurden auch noch auf ihren Stärkmehlgehalt unterſucht, wozu immer 100 Pfund verwandt wurden; dieſer zeigte aber nur geringe Abweichungen, er war jedoch bei den aus Ziegelmehl allein gewonnenen Kartoffeln am größten, und eben ſo zeigte auch der Austrocknungsverſuch bei dieſen Kartoffeln einen etwas geringeren Waſſergehalt an.

Verſuche mit Ziegelmehl im Garten, wo verſchiedene Erbſenſorten, Möhren, Paſtinakwurzel, verſchiedene Kohlarten gezogen wurden, gaben ebenfalls ſo günſtige Reſultate, daß Lampadius ſeinen ganzen Garten mit Ziegelmehl verſehen wird.

Dieſe in der Wirklichkeit angeſtellten Verſuche, und zwar von einem Manne angeſtellt, dem wir gerne unſere Achtung bezeugen, ſcheinen mir der Beachtung nicht unwerth, beſonders für unſere faſt auf den Fruchtbau allein angewieſene Provinz, und es möchte wünſchenswerth ſein, wenn Landwirthe bei der zur Ausſaat der Kartoffeln herannahenden Jahreszeit dieſe nicht koſtſpieligen Verſuche, die überdem Lohn zu verſprechen ſcheinen, wiederholen möchten. Gewiß wird auf vielen Gütern das Material dieſes Düngungsmittels, unbrauchbare Ziegelſtücke, in hinreichender Menge vorhanden ſein; die einzige Schwierigkeit würde alſo hier nur ſein, dieſe Ziegelſtücke in ein feines Pulver zu verwandeln. Auf welche Weiſe aber das

iegelmehl den Fruchtertrag vermehre oder vermehren önne, darüber hat Lampadius keine Meinung ausge⸗ prochen, und ich bin dies eben ſo wenig im Stande zu hun. Soll die bekanntlich große waſſeranziehende raft der Thonerde, vermöge deren ſie die atmoſphäri⸗ he Feuchtigkeit nicht nur verdichtet, ſondern auch mit raft zurückhält, welche Eigenſchaft auch, wie das enfalls bekannt iſt, die Ziegel beſitzen, ſo müßte auch ngebrannte Thonerde nicht minder vortheilhaft ein⸗ irken, wobei jedoch die Schwierigkeit nicht zu über⸗ hen iſt, die Thonerde dem Boden ſo gleichförmig bei⸗ miſchen, wie dieſes leicht mit dem Ziegelmehl ge⸗ hehen kann. Schieben wir jedoch die Beantwortung ieſer Frage lieber noch etwas hinaus, bis die That⸗ che ſelbſt noch mehr feſtgeſtellt ſein wird. Jedenfalls hört das Ziegelmehl zu den ſogenannten mineraliſchen üngungsmitteln; daß dieſe aber auch einen weſent⸗ chen Einfluß auf die Vegetation der Pflanzen haben, arauf beſonders in neuerer Zeit aufmerkſam gemacht haben, hat ſich Herr Dr. Sprengel das unläugbare erdienſt erworben. Außer den wirklichen Nahrungs⸗ itteln für die Pflanzen, dem Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, tickſtoff und Sauerſtoff, die ihnen durch pflanzlichen id thieriſchen Dünger zugeführt werden, gehen in die ubſtanz der Pflanzen auch mehrere alkaliſche, erdige, ſelbſt metalliſche Stoffe ein, die ihnen zwar auch m Theil durch Pflanzen⸗ und Thierdünger zugeführt erden, die ſie ſich aber zum großen Theil aus dem oden, auf welchem ſie wachſen, aneignen. Findet e Pflanze die Stoffe, die ſie neben den Nahrungs⸗ itteln in ſich aufzunehmen ſtrebt, nicht in dem Boden, wirkt dieſes ſtörend auf ihre Vegetation, und ſie eibt zurück, wogegen ſie fröhlicher und kräftiger ge⸗ iht, je leichter es ihr gemacht wird, auch hierin ihren ang zu befriedigen. Es ſind aber nicht ſtets dieſelben kaliſchen, erdigen und metalliſchen Stoffe, welche von n Pflanzen aufgenommen werden, ſondern die ver⸗ iedenen Pflanzen wählen die ihnen beſonders zuſa⸗

genden aus. So nehmen die Kräuter im Allgemeinen mehr Kali in ihre Subſtanz auf, als die Bäume, und aus der Aſche der erſteren wird mehr Pottaſche als aus der Aſche der letzteren erhalten, und unter den Kräutern ſelbſt geben wieder Wermuth und Erde auch die größte Ausbeute; ſo enthalten die Hülſengewächſe im Allgemeinen ziemlich viel Phosphorſäure; es wird alſo für Erbſen, Bohnen die Knochenaſche, d. h. phosphorſaure Kalkerde, ein ganz vorzügliches Düngungsmittel ſein, und landwirthſchaftliche Verſuche haben dies in der That bewieſen. Es ſcheint demnach ſehr wünſchenswerth, daß dieſes ſchon durch vielfache Erfahrungen bewährte Düngungsmittel dem Boden unſerer Provinz ſelbſt zu gute gebracht, und nicht fernerhin ausgeführt werden möge.

Als einen Nachtrag zu der ſchätzbaren Mittheilung des Herrn Prof. Dulk in unſerer letzten Verſammlung, über die Lampadiusſchen Verſuche, die Fruchtbarkeit des Bodens durch Zumiſchungen von gebranntem Thon zu erhöhen, erlaube ich mir noch einige in England gemachte Erfahrungen von der Wirkſamkeit dieſes Mittels anzuführen. Die wahrſcheinlich älteſte Nachricht von einer ſolchen Anwendung des gebrannten Thons findet ſich in dem im Jahr 1732 erſchienenen Country Gentlemans Companion, nach welcher ein Graf von Halifax der Entdecker dieſes Verbeſſerungs-Mittels geweſen ſein ſoll. Nach derſelben, der ſchon Abbildungen der zum Brennen des Thons damals ſowohl in England, als in Schottland benutzten Oefen beigefügt ſind, gaben Aecker, welche durch langen Getreidebau ganz erſchöpft waren, die reichlichſten Rübenerndten, nachdem ſie zwei- bis dreimal gepflügt und die Furchen mit gebrannter Thonerde ausgeſtreut waren. Die Anwendung der gebrannten Thonerde ſoll damals in England überall den beſten Erfolg gehabt, in Schottland ſogar den des Kalks und Düngers übertroffen ha-

ben, nur zu koſtſpielig geweſen ſein; gewiß unter-
eb ſie deshalb, und kam ſogar in Vergeſſenheit.
enn erſt nach mehr als funfzig Jahren, aus dem
hre 1786, findet ſich wieder eine Nachricht von ähn-
en Verſuchen, welche ein gewiſſer Arbuthnot an-
lte. Der erſte, welcher auf die Verbeſſerung des
dens durch gebrannten Thon in der neuern Zeit
eder aufmerkſam machte, war ein gewiſſer Craigh.
in Beiſpiel fand bald Nachfolge, und ſeine Em-
hlung wurde durch die Erfahrung überall und ſo
r beſtätigt gefunden, daß Curwen, der unter den
igen Landwirthen Englands vielleicht den erſten
ng behauptet, im Jahr 1815 ſagte, er glaube die
che nicht zu übertreiben, wenn er behaupte, daß
Brennen des Thons und der Bodenfläche die
htigſte Erfindung ſei, welche man ſeit der Einfüh-
g des Rübenbaus durch Lord Townſend in Norfolk
der Landwirthſchaft gemacht hat; eine große Zahl
vorzüglichſten Landwirthe Englands ſtimmten dieſen
preiſungen bei, und es iſt jetzt nicht nur der günſtige
olg des gebrannten Thons auf die Fruchtbarkeit
Bodens, ſondern auch ſeine ökonomiſche Anwend-
keit allgemein anerkannt. Nach der Verſicherung
twrights, welcher auf den Acre 20 Karren zu 20
ſhel gebrannten Thon brachte, welches auf den
gdeb. Morgen 166 Scheffel ausmacht, koſtete ihm
e Melioration, ungeachtet des in England bekanntlich
ern Brennmaterials, doch nur 15 Schill. den Acre
9 Pence die Karre, welches auf 100 Schfl. noch nicht
hlr., und auf den Magdeb. Morgen etwas mehr
3 Thlr. beträgt. Durch dieſelbe vermehrte ſich
der Ertrag bei den Kartoffeln von 340 auf 480
hel, alſo um 40 Procente; bei der Gerſte von 24
36 Buſhel, alſo um 50 Proc.; bei Kohlrabi von
n. 7 Cent. auf 6 Ton. 17 Cent., alſo um 72 Proc.;
bei Rüben von 10 Ton. 3 Cent. auf 25 Ton. 2 C.,
um nicht weniger, als 147 Proc. Am meiſten hat
l zur Anerkennung und Verbreitung dieſes Ver-

beſſerungsmittels der General Beatſon beigetragen, welcher früher in Hindoſtan und als Gouverneur von Helena und ſpäter als Gutsbeſitzer in Suſſex ſich in beiden Hemiſphären Verdienſte um die Landwirthſchaft, und durch den Eifer, mit welchem er auf die Abſchaffung des ſo lange als Fundamental-Werkzeug des Ackerbaus betrachteten, und von ihm ſelbſt in Helena eingeführten Pfluges drang, ſich als Reformator einen Namen erworben hat. In Ermangelung von Kalk, mit welchem in Suſſex die Felder regelmäßig gedüngt werden, wandte er zuerſt ſtatt deſſelben gebrannten Mergel, und ſpäter, durch Craighs Schrift auf den gebrannten Thon geleitet, dieſen mit ſo großem Vortheil an, daß er ſeine ganze Wirthſchaft darauf baſirte, und in Verbindung mit dem in Stelle des Pfluges gewählten Ackerinſtrumente, und nach Abſchaffung der Braache es dahin brachte, daß der Fruchtbau, deſſen Mehrkoſten auf ſeinem Gute nur durch die Viehnutzung ſo lange gedeckt worden waren, von 100 Acr., ungeachtet der Verminderung der Wirthſchafts-Ausgaben um 150 Pfd. Sterl., doch 200 Pfd. mehr einbrachte, und einen Reinertrag von 339 Pfd. Sterl., oder von pptr. 400 Thlr. von der Magdeb. Hufe gewährte. Das Beatſonſche Wirthſchaftsſyſtem iſt höchſt einfach. Es iſt eine Vier-Felderwirthſchaft; das erſte Feld wird mit Wicken, Bohnen, Kartoffeln und Erbſen, das zweite mit Weizen und das dritte mit Gerſte und Hafer beſtellt; Raygras und Klee werden im dritten Felde untergeſät und dann im vierten benutzt. Der Boden beſteht aus ſtrengem Lehm, der bei anhaltender Sonnenhitze in der Braache ſonſt wie Ziegel erhärtete. Von dem Viehdünger, welcher den Hopfengärten und den Wieſen aufgeſpart wird, kommt nichts mehr in das Feld, ſondern dieſes erhält dagegen den gebrannten Thon, und zwar in folgender Art: Im Herbſte wird die Hälfte des Klee- und Raygrasfeldes mit dem Beatſonſchen Ackerwerkzeuge — einer Art Exſtirpator — umgeriſſen, und 20 Karren gebrannter Thon auf den

Acre gefahren, ſorgfältig ausgeſtreut, und mit der gehörig tief gepulverten Ackerkrume vermiſcht; in die ſo bearbeitete Hälfte des Kleefeldes werden ſogleich Winterwicken geſät; auf die andere Hälfte wird bei gelegener Zeit eine gleiche Menge Thon gebracht, und der Acker eben ſo bearbeitet, um im nächſten Frühjahre mit Bohnen, Erbſen und Kartoffeln beſtellt zu werden. Wie geſagt, geſchieht dieſes aber zu gelegener Zeit, damit weder die Weizenausſaat, noch die Vorbereitung der Weizenſtoppel zur Gerſten- und Haferſaat verabſäumt werde. Die erſte geſchieht ohne alle Düngung in das durch 4- bis 5malige Aufreißung dazu bearbeitete Wicken-, Bohnen-, Erbſen- und Kartoffelfeld, und die letztere dadurch, daß die Weizenſtoppel abgeſchält, nebſt dem Raſen verbrannt, und die Aſche durch mehrmalige Umarbeitung mit dem gepulverten Boden ſorgfältig vereinigt wird. Damit die für die Sommerſaat beſtimmten Felder gehörig austrocknen, werden ſie, wie das Weizenfeld, mit Waſſerfurchen durchzogen. Auf dieſe Weiſe geſchieht die Beſtellung der Felder ſeit 1820; das Unkraut iſt von dem Boden verſchwunden, und derſelbe hat dagegen die ergiebigſte Ausbeute gegeben. Die Weizenernte lieferte vom Acre nicht weniger als 350 bis 461 Garben von 30 Zoll Umfang und bis 55 Buſhel oder $22\frac{1}{2}$ Schfl. vom Morgen, das macht bei der Einſaat von $1\frac{1}{2}$ Schfl. das 15te Korn. Die zu dieſer Beſtellung wichtigſte Operation, das Brennen des Thons, geſchieht jetzt in beſonders dazu in der Nähe der Felder angelegte Oefen, die höchſt einfach und unkoſtſpielig eingerichtet werden. Der Ofen beſteht in einer Grube, und hat einen aus Ziegeln gemauerten Roſt, unter welchen das Brennmaterial — größtentheils Wurzelſtücke und Strauch — gebracht, und auf welchem der Thon in großen Stücken bis zu 4 Fuß Höhe aufgeſchichtet wird. Eine nothwendige Vorſichtigkeits-Maßregel iſt, daß der Thon nicht zu trocken, beſſer naß heraufgebracht, und daß das Brennen ſo lange fortgeſetzt wird, bis er zu einer pulverigen

Maſſe zerfällt. Bei der Vermiſchung mit dem Boden hängt demnächſt der Erfolg davon ab, daß er völlig gepulvert werde, denn man will ſogar bemerkt haben, daß Ackerſtücke, welche, wenn das Ausſtreuen bei heftigem Winde geſchah, mit dem Staube beflogen wurden, ſich vorzüglich fruchtbar zeigten, und daß der Erfolg dieſer Melioration weniger bei den erſten, als bei den folgenden Früchten bemerkbar wird, was man der durch die öftere Bearbeitung vollkommner gewordenen Pulverung zuſchreibt.

Ob man mit Recht, wie es jetzt in England geſchieht, den gebrannten Thon dem animaliſchen Dünger gleichſtellen könne, ſcheint eben ſo zweifelhaft, als daß, wie man auch glaubt, der erſtere den letztern ſogar entbehrlich mache. Mag es immer wahr ſein, daß 10 Karren Thon die Fruchtbarkeit eben ſo verſtärkt haben, als 40 Karren Stallmiſt, ſo beſchränken ſich doch die jetzigen Erfahrungen nur noch auf wenige Rotationen, und es bleibt ſtets die Frage, wie der Erfolg in der Dauer ſein wird. Auch das Mergeln giebt zuerſt ergiebige Erndten, aber wird es nicht mit organiſcher Düngung verbunden, in der Folge ausgeſogene Felder. Allein mag der Erfolg des Thons auch nicht ſo groß ſein, als die Engländer ihn angeben; mag es auch die Vorſicht gebieten, bei der Anwendung deſſelben die gewöhnliche Düngung nicht zu unterlaſſen, ſo bleibt es doch immer eine Operation, die in ökonomiſcher Hinſicht höchſt wichtig zu ſein ſcheint, und in wiſſenſchaftlicher zu den intereſſanteſten gehören dürfte. Nach den übereinſtimmenden Verſicherungen der Engländer werden durch dieſelben nicht blos thonhaltige ſchwere Aecker, ſondern auch leichte ſandige Böden verbeſſert, ein Zeichen, daß nicht blos eine mechaniſche Beimiſchung die Urſache des Erfolgs ſein kann, denn wenn auch nach den Verſuchen des um die Agrikultur ſo verdienten deutſchen Chemikers Schübler der Thon durch das Brennen den Grad der waſſerhaltenden Kraft und der Conſiſtenz erhält, welchen die fruchtbarſten Bodenarten haben,

ſo läßt ſich doch ſchwerlich annehmen, daß auch bei der reichlichſten Zumiſchung des gebrannten Thons, die in Vergleich zu der Erdmaſſe in der Ackerkrume immer unbedeutend bleibende Quantität deſſelben, die Conſiſtenz und waſſerhaltende Kraft des Bodens ſo verändern könne, daß die Verbeſſerung durch die Vegetation bemerkbar wird.

Hagen,
Regierungsrath und Profeſſor.

Was ſollen wir mit unſern Knochen machen?

Gewiß iſt es Jedem, den zufällig oder regelmäßig ſein Spaziergang auf dem Walle nach dem Sackheimiſchen Thore führt, ein angenehmer Anblick, hier mehr als hundert Menſchen thätig zu ſehn, um Nachgrabungen anzuſtellen. Freilich wird der Kunſtfreund hier nicht ſo gern verweilen, als wenn er, wie in Herkulanum und Pompeji, Denkmäler der alten Baukunſt ausgegraben ſähe. Nur Knochen ſind es, wornach gegraben wird, die freilich hier, da ſie nur Abgängſel von Speiſen ſind, ſparſame Ausbeute gewähren. Sehr erfreulich iſt, daß auf ſolche Weiſe den ſtädtiſchen Armen ein neuer Lebensunterhalt gewährt wird, zumal in einer Zeit, wo die Wintervorräthe gänzlich verzehrt ſind, und außerdem meiſtens auch die Geldmittel fehlen, einen Kartoffelacker zu miethen und ihn zu beſtellen.

So erfreulich nun auf den erſten Anblick es ſein muß, eine Maſſe armer Leute, die arbeiten wollen, wenigſtens für den Augenblick, ihre tägliche, reichlich belohnte Beſchäftigung finden zu ſehn, ſo drängt ſich doch eine zweite minder erfreuliche Betrachtung von ſelbſt auf. Der durch die Nachgrabungen gewonnene Ertrag, die Knochen, werden nicht im Lande behalten; ſie werden nach England verſchifft, um dort die Aecker zu düngen. Daß Knochen beſſer als Miſt düngen, iſt eine von den Chemikern längſt aufgeſtellte Behauptung, und ſie hat ſich durch die in England im Großen ge-

machten Erfahrungen hinlänglich beſtätigt. England ſorgt alſo haushälteriſch dafür, daß ſein Getreidebau mehr als früher blühe, daß künftig nicht mehr wirklicher Getreidemangel das Drückende in dem Verbote der Getreideeinfuhr fühlbar mache. Unſere Provinz, die dem Ackerbau ihre Exiſtenz, und der Getreideausfuhr ihren Wohlſtand verdankt, liefert ſo dem Auslande die Mittel in die Hände, durch welche die Getreideausfuhr immer unbedeutender werden muß.

Sollte unſere Provinz nicht auch der Knochen als Düngungsmittel bedürfen? — Man wende gegen die Bejahung dieſer Frage nicht ein, in England ſei die Bodenkultur, und damit die Bodenrente ſo hoch geſtiegen, daß dort ſich die Ausgabe für ſolchen künſtlichen Dünger belohne; bei uns hingegen liege die Bodenkultur noch zu ſehr im Argen. Denn dem iſt nicht ſo. Seit zwanzig Jahren hat auch hier die Ackerwirthſchaft reißende Fortſchritte gemacht. Vor zwanzig Jahren verkaufte der Bauer ein Fuder Miſt für einen Achthalber, und fuhr es für dieſes Geld noch eine bedeutende Strecke auf den Acker. Jetzt ſchlägt der Bauer das Fuder Miſt zu einem zwölfmal höhern Preiſe an, wenn er ja noch zum Verkaufe zu überreden iſt. Vor zwanzig Jahren bezahlten die hieſigen Stallwirthe dem Landmanne, welcher den Miſt von ihrem Hofe wegfuhr, oder freuten ſich, wenn es unentgeldlich geſchah. Jetzt muß der Landmann Stroh oder Geld für dieſe Erlaubniß zahlen; und die Miſtfuhren aus den Königlichen Pferdeſtällen werden öffentlich für den Meiſtbietenden lizitirt. Die am Pregel wohnenden Gutsbeſitzer bezahlen gern den Rathsfuhrleuten, damit dieſe ihre Karren mit Straßenſchmutz auf den Wittinnen entladen, und die nicht ſo glücklich gelegenen Wirthe erkennen wenigſtens, daß die Unfruchtbarkeit ihrer Aecker durch den Mangel an hinreichendem Miſte bedingt ſei. Wie große Landſtrecken haben wir, die während eines dürren Sommers nicht einmal den Schafen hinreichende Nahrung gewähren. Gerade

che Ländereien tragen gedüngt das reine und ſchwere
rn, welches die Kaufleute allein zum Verſchiffen an-
nden können. Doch woher die Düngungsmittel
)men? Beim beſten Willen, ſelbſt bei ſtarkem Fut-
bau, kommen die Gutsbeſitzer, welche größere Güter
virthſchaften, nur alle zwölf Jahre mit der Düngung
r ihrer Ländereien herum, und doch wird meiſtens
dünn gedüngt, daß ſich die Wohlthat der Düngung
h ſechs Jahren gar nicht mehr äußert.

Sollte hier nicht der Staat, der ja ſo große Sum-
n unſerer Provinz für die Anſchaffung von Schafen
geliehn, wieder eine Hilfe leiſten, und etwa dieſe
ückzuzahlenden Darlehen dazu verwenden, die Kno-
ndüngung hier in den Gang zu bringen. Eine ein-
: Mühle, zum Mahlen der Knochen eingerichtet,
chte fürs Erſte genügen, bis der Erfolg der Knochen-
igung allmählig allgemein verbreitet auch Privaten
einer gleichen Unternehmung ermuntern würde.
s ſo gewonnene Knochenmehl müßte Anfangs ſo
hlfeil verkauft werden, daß nur die Koſten gedeckt
rden, — und die Regierung denkt ja zu edel, durch
he Unternehmungen ſich zu bereichern, — bis nicht
a ein gar nicht vorhandenes Vorurtheil gegen die
ochendüngung entfernt, ſondern nur bis der Vortheil
elben allgemein bekannt geworden wäre. Doch
ge müßte mit einer ſolchen Einrichtung nicht gezö-
werden, damit nicht die beſten Fundgruben, wie
Schlachtfelder von Eilau und Friedland, von den
ländern geleert werden.

Wie jetzt Lumpenſammler zu Fuß und zu Wagen
dt und Land durchziehn, und, vielen Kindern durch
dargebotenen Kleinigkeiten Freude bereitend, ſich
t einen leichten Erwerb verſchaffen, ſo werden dann,
neue Klaſſe von Krämern, Knochenſammler zu Fuß
zu Wagen die Wahrheit beurkunden, daß Nichts
er großen Haushaltung Gottes ſeinem Lieblings-
höpfe, dem Menſchen, unnütz ſei. v. B.

VI. Einige Bemerkungen über die ſogenannten Indianiſchen Vogelneſter und den Chineſiſchen Handel.

Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft am 10. Mai 1833 vom Prof. v. Baer.

Die Staatswirthe haben ſich lange mit der Frage beſchäftigt, wo all das viele Geld bleiben mag, welches Europa, ſeitdem die Portugieſen den Weg nach China fanden, für Thee gezahlt hat. China ſchien ein ungeheurer Schlund, welcher das gemünzte Geld Europas verſchlingt, und wirklich hörte man, als nach Beendigung des großen Befreiungskrieges der Handel ſtockte, das himmliſche Reich deshalb anklagen. Andere, mehr gewohnt an einen größern Ueberblick über die Verhältniſſe des Handels, behaupteten, daß, ſo wie überall eine größere Aufhäufung des Geldes ſeinen Abfluß finde, dies auch wohl in China der Fall ſein müſſe. Indeſſen hat man erſt in der neueſten Zeit hierüber genügende Aufſchlüſſe erhalten.

Bekanntlich hat die Engliſch-oſtindiſche Compagnie ein ausſchließliches Recht nicht nur auf den Handel nach ihren eigenen Oſtindiſchen Beſitzungen, ſondern auch auf den Handel Großbritanniens nach China. Da nun der Freibrief dieſer Compagnie ſeinem Ablaufe nahe iſt, die allgemeine Stimme ſich ſehr entſchieden gegen die Verlängerung der Prärogative ausſpricht, die Compagnie dagegen mit allen Waffen, erlaubten und unerlaubten, für die Verlängerung kämpft, ſo hat die Regierung ſeit Jahren ſchon eine Reihe von Fragen allen denjenigen Perſonen vorlegen laſſen, welche über die Handelsverhältniſſe Indiens und Chinas Aufſchluß geben können. Die Antworten auf dieſe Fragen ſind geſammelt und füllen mehr als 300 Bände aus. — Ein Haupt-Augenmerk der Nachforſchungen war China und ſein Handel. Die mer-

kantiliſche Welt Englands glaubt nämlich, daß wenn der Handel mit China freigegeben würde, er eine ergiebige Quelle des Reichthums für Großbritannien werden müſſe, dagegen behauptet die Oſtindiſche Compagnie, daß dieſer Handel nur durch einen ſo mächtigen Verein, wie der ihrige, mit Vortheil geführt werden könne, indem auch Chineſiſcher Seits der Handel mit dem Auslande in Macao und Canton nur in den Händen einer mächtigen Kaufmannsgeſellſchaft, die den Namen Hong führt, ſich befinde.

Von den Ergebniſſen dieſer Nachfragen über den Chineſiſchen Handel ſind die wichtigſten durch den Druck bekannt gemacht. Sie verbreiten ungemein viel Licht über dieſe Verhältniſſe, welche lange Zeit, wie es ſcheint abſichtlich in Dunkel gehüllt worden waren. So erfährt man, daß obgleich kein Großbritanniſches Schiff ohne Erlaubniß der Oſtindiſchen Compagnie nach China handeln darf, und obgleich in China es mit Todesſtrafe belegt iſt, wenn Ausländer an andern Punkten des Reiches als in Macao u. Canton landen, einzelne Schiffe Englands doch dieſes doppelten Gebotes ungeachtet regelmäßig nach China handeln, und an verſchiedenen Punkten der Oſtküſte landen, von den Bewohnern mit Jubel empfangen, weil ſie dadurch die ausländiſchen Waaren wohlfeiler erhalten, und von den Behörden öffentlich geduldet, wenn dieſe regelmäßig Geſchenke erhalten.

Ueberhaupt haben dieſe Nachfragen gelehrt, daß in keinem Lande der Welt Geſetz und Ausführung ſo weit aus einander liegen, als in China. So iſt der Genuß des Opiums als eine die Geſundheit zerſtörende Gewohnheit verboten, gegen die Einführung des Opiums iſt ſogar Lebensſtrafe verhängt, und dennoch hat die Engliſch-oſtindiſche Compagnie in den letzten Jahren den geſammten Werth des von ihr aus China ausgeführten Thees, welcher über die Hälfte der ganzen Thee-Ausfuhr aus China beträgt, mit Opium aus Bengalen mehr als bezahlt. Im Jahr 1827 gingen

9475 Kiſten Opium aus Bengalen nach China, und jede Kiſte wog 150 Pfund. Dieſer Handel wird mit Wiſſen der Beamten geführt, und man zahlt denſelben für jede Kiſte einen feſten Preis von 20 Dollars.

Es ließ ſich vorausſehen, daß eine ſo gewandte und unternehmende Nation, wie die Engländer, den Handel mit einem in der Kultur zurückſtehenden Volke, wie die Chineſen, nicht lange führen werde, ohne bald ſich den entſchiedenſten Gewinn zuzuſichern. So iſt es mir beſonders intereſſant geweſen, aus jenen Berichten zu erſehen, daß, wie auch früher die Handels-Bilanz der Europäer mit China ſich geſtellt haben mag, und wenn auch noch jetzt einige Europäiſche Nationen ihren Ankauf in China mehr mit edlen Metallen als mit andern Waaren bezahlen, die Engländer doch noch mehr Waaren in China abſetzen als ausführen, und außerdem noch durch Umwege der Ueberſchuß an Gold und Silber, den andere Völker nach China zahlen müſſen, in neuerer Zeit ſich in England wieder ſammelt, und daß das Gold, welches Europa, Aſien und Amerika den Chineſern für einen unnützen, ja vielleicht ſchädlichen Luxus-Artikel, den Thee, zahlen, wieder für Artikel der Schwelgerei von den Chineſern ausgegeben wird, für Opium, Vogelneſter, Trepang und Pelzwerk.

Die geſammte Thee-Ausfuhr China's kann man ſo berechnen:

Nach Rußland gehen	10	Mill.	Pfd.
〃 England und ſeinen Kolonien	30	〃	〃
〃 den Vereinigten Staaten von Nordamerika	7	〃	〃
〃 Holland	3	〃	〃
〃 Deutſchland und dem übrigen Europa	2	〃	〃
zuſammen .	52	Mill.	Pfd.

Man hat berechnet, daß der Geſammtwerth des aus China exportirten Thees der Geſammtkaſſumtion des Opiums gleichkommt. Da nun die Engliſch-oſtindiſche

Compagnie von dem exportirten Thee $\frac{1}{3}$ bezieht, von dem conſumirten Opium aber in den letzten Jahren $\frac{2}{3}$ geliefert hat, ſo iſt es klar, daß ſchon mit dieſem Austauſch allein die Compagnie gewinnt. Nun bezieht ſie zwar außerdem aus China: Nanking, Moſchus, Schildpat und andere Waaren. Der Werth derſelben wird aber ohne Zweifel durch die Engliſchen Gewebe mancherlei Art, die in China vielen Abſatz finden, reichlich gedeckt.

Nächſt England iſt die ſtärkſte Ausfuhr von Thee nach Rußland. Dafür kaufen die Chineſen den Ruſſen den bei weitem größten Theil ihrer Pelzwerke ab. Außerdem erhalten ſie über Kiachta Preußiſche und Ruſſiſche Tücher. — Die übrigen Abnehmer des Thees müſſen ihn großentheils mit edlen Metallen bezahlen.

Einen andern Handel treibt China nur mit Japan und den Mollukkiſchen und Sunda-Inſeln. Nicht unbedeutende Gegenſtände dieſes Handels ſind ein Paar Produkte des Thierreiches, auf welche die Chineſiſche Schwelgerei vielen Werth legt, die ſogenannten Indianiſchen Vogelneſter und der Trepang. Beide geben eine weichliche, gallertähnliche Subſtanz, an welcher nur der Chineſiſche Gaumen, der überhaupt das Weichliche liebt, Gefallen findet, und beide werden noch mehr geſchätzt, weil ihnen die Chineſen die Eigenſchaft beilegen, das männliche Zeugungsvermögen zu erhöhen.

Jene Neſter kommen von einer Schwalbe, welche die Zoologen die Höhlenſchwalbe, Salangane, Hirundo esculenta nennen, die in feuchten Felſenhöhlen der Indiſchen Inſeln niſtet. Die Subſtanz dieſer Neſter hat große Aehnlichkeit mit Hauſenblaſe und verkocht ſich wie dieſe zu einem Gallert. Man iſt daher lange über die Subſtanz in Zweifel geweſen, aus welcher dieſe Neſter gebaut werden, da man ſie für thieriſch hielt. Ein Engliſcher Anatom, Home, glaubte ſogar ſie würde im Vormagen der Schwalben gebildet und ausgeſpieen, um das Neſt daraus zu

bauen. Die neueſten Unterſuchungen haben aber gezeigt, daß die Schwalben hierzu einen ſaftreichen, klebrigen Seetang verwenden, indem ſie ein Stück auf das andere legen, welche dann unter einander zuſammenkleben. Da nun viele Tange in ihrer chemiſchen Beſchaffenheit den thieriſchen Stoffen ſehr nahe kommen, ſo iſt es begreiflich, daß man die Subſtanz der Neſter lange für thieriſch halten konnte. Viele tauſend Menſchen ſind auf den Inſeln von Hinterindien mit dem Einſammeln dieſer Neſter beſchäftigt, beſonders auf Java und den Tavroy-Inſeln, welche die Engländer ſich in dem letzten Frieden mit den Birmanen von dieſem Reiche haben abtreten laſſen. Die Höhlen von Karang-Bolang auf Java liefern allein jährlich 6810 Pfd. Neſter, und das Einſammeln auf den kleinen Tavroy-Inſeln iſt von den Engländern für 15,000 Rupien verpachtet, obgleich man zur Birmaniſchen Zeit nur 500 Rupien Pacht zahlte. Die ganze Summe der in China eingeführten Neſter hat man auf 242,000 Pfd. berechnet, wofür China jährlich 5,000,000 Gulden zahlt. Die beſte Sorte koſtet in Canton 12¾ Thlr. das Pfd., u. dieſe Neſter dürfen bei keinem Chineſiſchen Gaſtmahle fehlen. Ihrer Koſtbarkeit wegen ſind ſie, wie die Auſtern in Europa, nur eine Speiſe der Reichen.

Der Trepang dagegen, ein wurmförmiges Thier von ſchleimiger Conſiſtenz und wahrſcheinlich eine Holothurie, wird ziemlich von allen Ständen genoſſen. Ich kenne keine Berechnung über die Quantität des Verbrauches. Er muß aber ſehr bedeutend ſein, und ohne Vergleich bedeutender als der Verbrauch der Salangan- oder Schwalben-Neſter, da man an den Nordküſten von Neuholland ganze Flotten kleiner Schiffe gefunden hat, die mit dem Einfangen des Trepang beſchäftigt waren. Als Cap. Flinders hier reiſte, waren nicht weniger als 60 Schiffe allein in der Bai von Carpentaria, um Trepang zu fangen.

Bedenkt man nun, welche Mittel die Engländer angewendet haben, um den Handel in dem Indiſchen

Archipel an ſich zu bringen, und auch in dieſen Gegenden ihre Manufakturwaaren zu verbreiten, wie z. B. die Anlegung von Handelskolonien an der Straße von Malacca, und daß die Holländer einen Theil der Inſel Java im Beſitz haben; bedenkt man den Gewerbfleiß und den Handelsſinn der erſteren, vermöge deſſen ſie in den 9 Jahren von 1818 bis 1827 die Produktion des Opiums in Bengalen mehr als verdoppelt haben, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß der Gewinn, den China durch ſeinen Theehandel ſeit anderthalb Jahrhunderte gehabt hat und zum Theil noch hat, allmählig wieder nach England und Holland abfließt.

VII. Nachrichten über die Militair-Blinden-Unterſtützung in Weſtpreußen.

Die im Jahre 1832 fortgeſetzte Sammlung zur Militair-Blinden-Unterſtützung in Weſtpreußen, ſchließt auf die ſehr erfreuliche Summe von 987 Thlr. 5 ſgr. 1 pf. ab, weil Ein Hohes Kriegs-Miniſterium zu Berlin einen außerordentlichen Zuſchuß von 400 Thlr. zu bewilligen geruhet hat.

Der Mehrbetrag von 587 Thlr. 5 ſgr. 1 pf. beſteht theils aus 20 Thlr., von Einem Hohen General-Commando des Erſten Königl. Preuß. Armee-Corps, und 1 Thlr. vom 2ten Hochlöbl. Bataillon des 5ten Landwehr-Regiments, für das Portrait des würdigen Brigadiers deſſelben, Herrn General-Major Ritter von Schmidt, theils aus 155 Thlr. 4 ſgr. 1 pf. Kirchen-Kollekte in Weſtpreußen, und 18 Thlr. 26 ſgr. Subſcriptions-Beiträgen in Marienwerder, endlich aus 292 Thlr. 5 ſgr. eingezogenen Zinſen des Stammvermögens, und 100 Thlr. zurückgezahlten Vorſchüſſen.

Davon ſind 746 Thlr. 2 ſgr. 7 pf. zur Unterſtützung von 90 Militair-Blinden verwendet, 36 Thlr. Botenlohn an den verſtümmelten Dempler, u. 36 Thlr.

Bureau- und Expeditionskoſten, überhaupt 818 Thlr. 2 ſgr. 7 pf. verausgabt.

Der Ueberſchuß von 169 Thlr. 2 ſgr. 6 pf. wird im laufenden Jahre verrechnet, der darunter begriffene Vorſchuß von 100 Thlr. aber, zur etwanigen Erſtattung deſſen, was in den letzten Jahren wegen unzureichender Einnahme aus den Beſtänden und andern Sammlungen vorſchußweiſe zur Beſtreitung aller Ausgaben entnommen worden iſt, abgeſondert werden.

In dem zu Königsberg erſcheinenden Preuß. Provinzialblatt wird eine fortgeſetzte Ueberſicht der Erfolge in den 3 letzten Jahren 1830 bis 1833 geliefert und davon beſondere Abdrücke für die geehrten Herren Landtags-Abgeordneten aus Weſtpreußen beſorgt werden, um mit Hoher Genehmigung des Herrn Ober-Präſidenten Excellenz vom 3. v. M. beim bevorſtehenden 5ten Provinzial-Landtage, das den 5. März 1831 vorgelegte Statut zur Prämien-Stiftung aus dem zinsbaren Stammvermögen, zur Militair-Blinden-Unterſtützung in Weſtpreußen, wenn ſolche einſt ihr Ende erreicht, nebſt dem Mokerauſchen Revüe-Denkmal in Anregung bringen und das Endergebniß davon herbeiführen zu können.

Marienwerder, den 1. Januar 1833.

Der Verein zur Militair-Blinden-Unterſtützung in Weſtpreußen.

VIII. Jahresfeier der Montagsgeſellſchaft in Conitz.

Der in Conitz unter dem Namen der Montagsgeſellſchaft beſtehende Verein, von welchem in dieſen Blättern bereits früher die Rede geweſen iſt, feierte auch in dieſem Jahre am 28. Februar ſein Stiftungsfeſt. — Die Feierlichkeit wurde durch einen Vortrag

des Sekretairs der Geſellſchaft, Gymnaſiallehrer Haub, welcher deren Zweck und bisherige Leiſtungen darlegte, eingeleitet. Dann trug der zweite Vorſteher, interim. Landrath v. Tettau, die poetiſche Bearbeitung einer Spaniſchen Sage: La peña de los Enamorados (der Felſen der Liebenden), und zuletzt der Gymnaſiallehrer Raymann eine humoriſtiſche Schilderung: die Reiſe nach der Hilfe, vor.

Ein gemeinſames Mahl, das zugleich zur Ueberreichung eines mit auf die Feierlichkeit bezüglichen Inſchriften verſehenen Pokals an den erſten Vorſteher, Land- und Stadtrichter Schlemm, benutzt ward, beſchloß das Feſt. Die Geſellſchaft, welche gegenwärtig aus 25 Mitgliedern beſteht, von denen 18 am Orte anweſend ſind und thätig theilnehmen, hat ihren bisherigen Zweck, gegenſeitige geiſtige Anregung durch den Vortrag von Aufſätzen und die Unterhaltung über Gegenſtände der Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht nur fortwährend verfolgt, ſondern ſelbſt noch beſtimmter ins Auge gefaßt, ſo daß Alles der obigen Tendenz nicht Entſprechende gänzlich verbannt blieb. Um ſo erfreulicher war die Wahrnehmung, daß in demſelben Maße auch die Theilnahme von Seiten der Mitglieder wuchs, ſo daß es zu den ſeltenen Fällen gehörte, wenn die Geſellſchaft nicht ganz vollzählig war, ja dieſelbe wurde ſogar von Mitgliedern, deren Wohnort mehre Meilen von Conitz entfernt liegt, regelmäßig beſucht. Die Vorträge, aus den mannigfachſten Gebieten des Wiſſens und der Kunſt, aber immer auf allſeitige Theilnahme berechnet, beſtanden größtentheils in eignen Ausarbeitungen, doch blieb die Mittheilung fremder Erzeugniſſe der älteren und der neuſten Literatur, in ſo fern ſie den Zuhörern neu und Intereſſe zu erwecken geeignet waren, nicht ausgeſchloſſen. Dieſe Maximen werden auch für die Zukunft dem Vereine, der eben ſo wenig wie ein gewöhnlicher geſelliger Zirkel eine gelehrte Geſellſchaft im ſtrengeren Sinne ſein ſoll, zur Richtſchnur dienen. Nicht die Förderung der Wiſſenſchaft,

ſondern die Erweckung und Beförderung eines wiſſenſchaftlichen Sinnes der Mitglieder unter ſich, iſt ſein Zweck, ein Zweck den zu verfolgen gerade in einem kleineren Orte, wo die Zahl der ſich geiſtig Fortbildenden natürlich nicht bedeutend ſein kann, und in einer dem literariſchen Verkehr wenn auch nicht gerade entzogenen, doch wenig geöffneten Gegend, ſo daß aus beiden Rückſichten wiſſenſchaftliche Anregungen von ſelbſt ſeltener eintreten, doppelt nothwendig erſcheint.

IX. Patriotiſche Phantaſien.

1. Die Wanderjahre der Handwerker.

Daß die in neuerer Zeit in mehren Staaten durchgeführte Abſchaffung des Zunftzwanges eine zeitgemäße und dem Gedeihen der Gewerbthätigkeit förderliche Maßregel ſei, wird jeder Unbefangene gern zugeſtehen. Zu bedauern iſt aber, daß durch dieſe Maßregel auch manches Gute verloren gegangen iſt. Beſonders ſind es die an der Zunftverfaſſung haftenden, auf die Erziehung der Handwerkslehrlinge berechneten Einrichtungen und Gebräuche, die wir jetzt zu vermiſſen anfangen; zu dieſen gehört auch die Sitte des Wanderns nach überſtandenen Lehrjahren. Früher verweilte faſt jeder junge Handwerker Jahre lang in der Fremde; jetzt ſcheut die Mehrzahl die Beſchwerden der Wanderſchaft und bleibt ſtumpf und feig hinter dem Ofen ſitzen. Wir bemerken mit Unwillen, daß Handwerker, die ihre Lehr- und Flegeljahre noch nicht hinter ſich haben, nichts beſſeres zu thun wiſſen, als ſich eiligſt zu etabliren. Urplötzlich ſoll aus dem Lehrjungen ein Meiſter und aus dem Flegel ein Mann werden! In einzelnen Fällen mag wohl das Wandern ſchlechte Früchte getragen, und Landläufer und Taugenichtſe erzeugt haben; dennoch läßt ſich nicht verkennen, daß die

die Wanderjahre eine nothwendige Vermittelung zwiſchen Lehrjahren und Meiſterjahren bilden. Nur in der Fremde kann der Jüngling zu einem klaren Bewußtſein ſeiner Kräfte und Schwächen gelangen, und ſich jenes Gleichgewicht von Selbſtvertrauen und Beſcheidenheit erwerben, welches den Mann und Meiſter ziert; die Wanderſchaft iſt ihm eine Schule der Welt- und Menſchenkenntniß; der Wechſel der Begegniſſe und Anſchauungen erhöht die Regſamkeit ſeines Geiſtes und befeſtiget ſeinen Charakter; er lernt das Beſſere und Beſte im Leben überhaupt und in ſeiner Kunſt kennen, lieben und erſtreben.

Mannhaftigkeit und Meiſterſchaft; Reife und Tüchtigkeit zum häuslichen und öffentlichen Leben; eine poetiſche Weihe, welche den Menſchen vor der Verzweiflung an den Idealen der Tugend bewahrt und ihm eine heitere Beherrſchung aller ſeiner Verhältniſſe ſichert, ein Schatz von Anſchauungen und Erfahrungen, welcher die armſelige Alltäglichkeit vergoldet, und an welchem ſich noch der Greis erfreuen kann, — das ſind die Früchte der Wanderſchaft. Von Heimliegen iſt in der Regel nichts Gutes zu erwarten. Weder das Gewerbe noch das öffentliche Leben kann von Leuten gefördert werden, die nicht hinter dem Ofen der Mutter weggekommen ſind, die nicht wiſſen wo Barthel Moſt holt, die ſich keinen Wind um die Naſe haben wehen laſſen, die ſo dumm ſind wie der Nagel in der Wand; ein ungewanderter Handwerksgeſelle u. ein gewandertes Frauenzimmer taugen gleich viel*).

---

*) Sprüchwortliche Redensarten der wanderluſtigen und wanderkundigen Deutſchen.

(Fortſetzung folgt.)

X. Nekrologe.

Erinnerung an den Director des Taubſtummen-Inſtitutes zu Königsberg, Dr. Neumann.

I. Nekrolog*).

Jakob Ferdinand Reinhold Neumann**) war den 6. Februar 1788 hier in Königsberg geboren. Seine Eltern gehörten dem Handwerksſtande an, und waren in einer beſchränkten Lage. Frühzeitig ſchon entwickelte ſich in ihm ein reger Geiſt, der ihn über die Schranken der väterlichen Beſchäftigung, des Schuhmacherhandwerkes, hinauszuſtreben hieß, und ſeinen Vater vermochte, ihn einer höhern Lehranſtalt anzuvertrauen. So beſuchte er die damalige höhere gelehrte Schule in der Altſtadt, das jetzige altſtädtiſche Gymnaſium, die unter der Leitung des 1813 verſtorbenen unvergeßlichen Directors Hamann blühte. Mit inniger Liebe gedachte er oft noch in ſpäterer Zeit an dieſen geiſtreichen Mann, ſo wie an ſeine übrigen Lehrer, von denen zwei noch in demſelben Fache in unſerer Stadt fortwirken, der Herr Grabowski, Prorector an derſelben Anſtalt, und der Herr Dr. Möller, Director der höhern Bürgerſchule im Löbenicht. Seine Achtung für ſeine frühern Lehrer iſt um ſo reiner geweſen, da

*) Dieſer Nekrolog war in ſeinen Grundzügen in No. 26. der Königsberger Zeitung ſchon gegeben, aber nach mangelhafter und bei der Kürze der Zeit in einzelnen Umſtänden unrichtig aufgefaßter Mittheilung. Darum wird er hier berichtigt und erweitert wieder abgedruckt.

**) Er ſelbſt nennt ſich auf ſeinen Schriften nur Ferdinand. Die an dem angeführten Orte mitgetheilten Namen Reinhard Ferdinand beruhen, was die Ordnung anbetrifft, auf des verſtorbenen Freundes eigener Angabe, für den einen Namen aber auf einer falſch ausgelegten Abbreviatur. Die drei Vornamen in dieſer Ordnung ſind aus authentiſcher Quelle.

Digitized by Google

er ſelbſt von Jugend auf zu demſelben Fach einen innern wahren Beruf fühlte, der aber auf der Schule noch keine ſpecielle Richtung nahm. So wurde er, 21 Jahr alt, Oſtern 1809 *) zur hieſigen Univerſität als reif entlaſſen, und ſtudirte die Fakultätswiſſenſchaft, die damals noch alle, welche ſich zu Lehrern bilden wollten, zu ſtudiren pflegten, die Theologie; und daß er auch ihr mit Eifer oblag, beweiſt der Umſtand, daß er mehremale die Kanzel betreten hat. Kurz nach dem Beginne ſeiner akademiſchen Laufbahn verlor er ſeinen Vater, und mußte nun um ſo mehr ſich allein fortzuhelfen ſuchen. Frühzeitig ſchon bildete er ſein Lehrertalent durch Privatunterricht weiter aus, auch als Hülfslehrer an der Anſtalt, worin er früher Schüler geweſen war. Hier auf der Univerſität war es, wo er, wir wiſſen nicht wodurch, zum klaren Bewußtſein über ſeine eigentliche Beſtimmung kam. Keine Hin-

*) Dieſe jetzige Angabe beruht auf dem Datum ſeiner Matrikel vom 11. April 1809, und auf dem aus dem Album academicum geſchöpften gedruckten Erinnerungsbuche. Beim altſtädtiſchen Gymnaſium iſt aus jener Zeit kein Inſcriptionsbuch aufbewahrt worden, vielleicht auch keines geführt. Wenn daher in der Königsb. Zeitung a. a. O. Michaelis 1804 als der Zeitpunkt angegeben worden iſt, wo Neumann als ein Jüngling von 16½ Jahren die Univerſität bezogen, ſo beruhte dies bei der Eile, womit die Notizen damals geſammelt wurden, auf einer täuſchenden Combination, die ſich ſtützte auf die Erinnerung ſeiner frühern Herrn Lehrer, und auf den Umſtand, daß in einer bis zum Jahre 1806 von einem verſtorbenen Lehrer fortgeführten Liſte der Entlaſſenen, worin leider die Vornamen fehlen, zu Michaelis 1804 ein Neimann (sic) aufgeführt war; ganz beſonders aber darauf, daß Neumann oft gegen ſeine Freunde auch gegen den Verfaſſer dieſer Zeilen erwähnte, daß er früh zur Univerſität gekommen ſei, und in ſeiner Familie namentlich der Glauben herrſchte, es ſei dies vor vollendetem 17. Jahre geſchehen. Etwas dunkeles liegt mir noch in dieſer Sache; doch die vorher angeführten ausdrücklichen Zeugniſſe ſprechen zu deutlich.

derniſſe hielten ihn nun ab, ſich nach Berlin zu begeben, um dort ſich zum Lehrer der Taubſtummen zu bilden. Hier entwickelte er ein ſo hervorſtechendes Talent für dieſen speciellen Zweig der Menſchenbildung, und einen ſolchen unermüdlichen Fleiß, daß er den Vorſtehern der dortigen berühmten Taubſtummenanſtalt ſich ſo empfahl, daß er ſchon im Jahre 1813 zum Lehrer an derſelben angeſtellt wurde. Auch erhielt er bald im Jahre 1815 einen Ruf nach England, durch Vermittelung eines gewiſſen Dr. Philoſ. Montanus, dem er zu folgen bereit geweſen zu ſein ſcheint *). Warum es ſich zerſchlug, können wir nicht angeben; wahrſcheinlich aber wurde er von dem vorgeſetzten Königlichen Miniſterium ſeinem Vaterlande erhalten; denn ſchon im Anfang des Jahres 1816 war er für das in ſeiner Vaterſtadt Königsberg zu errichtende Taubſtummeninſtitut zum Director deſignirt; vorher aber ward ihm durch eine Miniſterialverfügung vom 21. März 1816 ſein Wunſch erfüllt, auf einer Reiſe die vorzüglichſten Taubſtummeninſtitute Deutſchlands, beſonders die zu Leipzig, Prag und Wien zu beſuchen, und ihm dazu ein Urlaub auf 3 Monate und eine Unterſtützung von 300 Thalern bewilligt; auf welcher Reiſe er auch noch Zeit gewann, bis nach Venedig vorzudringen. Von da zurückgekehrt hatte er nun das Vergnügen, ſeinen Lieblingswunſch in Erfüllung geſetzt zu ſehn, indem nach Vollendung der vorbereitenden Einrichtungen er für die in Königsberg neu zu begründende Anſtalt durch die Miniſterialbeſtallung vom 31. Juli 1817 zum erſten Director derſelben definitiv ernannt wurde. So kam er noch im Laufe deſſelben Jahres wieder nach ſeiner Vaterſtadt zurück, begann ſogleich ſeine Thätigkeit ſowohl durch vorbereitende Arbeiten für die Anſtalt, als auch durch wirklichen Unterricht, und ſchon am 1ſten Januar 1818 konnte die neugegründete Anſtalt feierlich

*) Das Zeugniß des genannten Dr. Montanus hierüber iſt noch vorhanden.

eingeweiht werden. Im Jahre 1822 reiſte er wiederum auf Koſten des Staates nach Paris; ſeine gediegene Schrift über die große dortige Taubſtummenanſtalt iſt eine Frucht dieſer Reiſe, und zur Anerkennung dafür ward ihm von Sr. Majeſtät dem Könige eine goldne Ehrenmedaille zuerkannt.

Seine Geſundheit war von Kindheit an nicht ſtark geweſen, und eine verrätheriſche Röthe auf ſeinen Wangen ſo wie der ganze Habitus *) ſeines ſonſt in männlicher Schönheit blühenden Körpers ließ oft ahnden, welchen Keim des Todes er in ſich trug. Aber keine Rückſicht darauf hemmte ſeinen unermüdlichen Fleiß, theils ſich ſelbſt weiter fortzubilden, theils die ihm anvertraute Anſtalt zu immer größern innern Flor emporzuheben. So ſtand dieſe bald als eine anerkannte Muſteranſtalt unter wenigen ihres Gleichen in dem gebildeten Europa da. Er ſelbſt kannte die meiſten ähnlichen Bildungsanſtalten in Deutſchland, und von auswärtigen die in Paris und Venedig, wie vorher ſchon erwähnt iſt, aus eigener Anſicht; aber noch mit vielen andern, die er nicht geſehn hatte, außer in den genannten Ländern in Holland, England, Dänemark u. ſ. w. ſtand er in lebhafter Correſpondenz. Durch Freunde, welche in Gegenden reiſten, womit er noch in keiner Verbindung war, ſuchte er dieſe und meiſtens mit glücklichem Erfolge anzuknüpfen. Er gab ihnen gewöhnlich kleine Inſtructionen mit, die durch gediegene Kürze und Präciſion ſich auszeichnen. Es wird gewiß den Leſern nicht unangenehm ſein, wenn wir ihnen ein ſolches pro memoria mittheilen, das er ſeinem genauen Freunde, dem hieſigen Schwediſchen Conſul, Herrn Berg, auf einer Reiſe nach Holland u. England mitgab **). Einem andern hieſigen Bekannten hatte er noch im Sommer 1828 ein ähnliches nach Italien

*) Man vergleiche darüber auch das in der gütigen Mittheilung II. A. enthaltene.

**) Vergl. ſpäter II. A.

mitgegeben, wodurch er beſonders mit Florenz und Genua, weniger mit Mailand, in Verbindung kam, wo vorzüglich der Director der Anſtalt in Genua, Azarotti, durch Mittheilungen aller Art ſich gegen den Reiſenden, und ſo gegen N. gefällig erwies.

Was von Schriften erſchien, die ſein Fach nicht blos unmittelbar ſondern auch mittelbar und entfernter berührten, ward von ihm geleſen und ſtudirt, wozu ihm ſeine genaue Kenntniß mehrer fremden Sprachen ſehr behülflich war; und für Schriften, die in einer Sprache geſchrieben, der er nicht mächtig war, benutzte er dankbar die Hülfe kundiger Freunde, wie z. B. für das Holländiſche, Däniſche und Schwediſche die des ſchon mehrgenannten hieſigen Schwediſchen Conſuls, Herrn Berg *). Aber aus dieſem reichhaltigen und umfaſſenden Studium ſammelte er keine hiſtoriſche todte Maſſe von Kenntniſſen, ſondern er prüfte und erwog alles genau, ſichtete das brauchbare vom unbrauchbaren, und war ſo ſtets mit klarer Anſchauung ſich der Principien, Mittel und Wege bewußt, worauf der ganze Taubſtummenunterricht gegründet iſt. So wurde in kurzer Zeit ſein Name nicht blos gekannt, ſondern geachtet und berühmt. Aber er erkaufte dieſes alles leider auf Koſten ſeiner Geſundheit. Mehre Erholungs- und Badereiſen täuſchten ihn und ſeine Freunde zuweilen mit trügeriſcher Hoffnung; aber die allgemeine ungünſtige Witterung des vergangenen Sommers, in welchem er eine Badereiſe nach Ems vornahm, hatte auf ſeine ſchon geſchwächte Lunge und Bruſt den ungünſtigſten Einfluß; ſeit dem 9. December 1832, wo ihn ein wiederholtes Blutſpeien überfiel, konnte er ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen, und ſo verſchied er am 23. Januar 1833 in der zweiten Nachmittagsſtunde

*) Es wird gewiß die Leſer intereſſiren, über die Art und Weiſe und den Umfang dieſer gemeinſchaftlichen Arbeiten und N's Eifer dabei den Aufſatz des Hrn. Conſuls Berg unter II. B. hier angefügt zu ſehen.

im noch nicht vollendeten 45ſten Jahre ſeines Alters. Sein feierliches Leichenbegängniß war am Morgen des 29. Januars *); er ruht auf dem Roßgartenſchen Kirchhofe an der Seite der ihm vorangegangenen Kinder.

Er hatte ſich im Jahre 1814 mit Emilie Charlotte Adelaide, einer Tochter des Canzleidirectors Catter in Berlin vermählt, und hinterläßt aus dieſer nun durch den Tod getrennten glücklichen Ehe 3 Söhne und 3 Töchter. Drei Kinder ſind dem Vater ſchon in die Ewigkeit vorangegangen.

Er war zum Doctor der Philoſophie von der Univerſität Wittenberg im Jahre 1814 promovirt. — N. war Mitglied mehrer gelehrten Geſellſchaften; ordentliches Mitglied der Berliner Geſ. für Deutſche Sprache (30. Juli 1817); Ehrenmitglied des literariſchen Comité der Ruſſ. Kaiſerl. menſchenliebenden Geſellſchaft (21. Sept. 1818); ordentliches Mitglied der hieſigen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſ. (7. Decbr. 1818); ordentl. Mitglied der hieſigen Deutſchen Geſ. (18. Jan. 1819); ordentl. Mitgl. der hieſigen phyſ.-mediciniſchen Geſ. (26. Mai 1821); Ehrenmitglied der Züricherſchen Hülfsgeſellſchaft (24. April 1823).

Neumanns ſeltene Berufsthätigkeit, auf die er faſt alle ſeine Zeit verwandte, hat ihm nicht erlaubt, oft als Schriftſteller aufzutreten. Es ſind uns nur 3 Schriften von ihm bekannt:

1) Kurze Anweiſung Kinder in ſpäteſtens drei Wochen richtig und mit Wohllaut leſen zu lehren. Berlin bei Maurer. 1815. Octav.
2) F. Neumanns Bericht über die Königl. Taubſtummenanſtalt zu Königsberg in Pr. Königsberg bei Unzer 1822. gr. 8.

---

*) Die an ſeinem Sarge gehaltene Rede des Directors Dr. Struve wird auf den Wunſch ſeiner Freunde hier unter III. mitgetheilt.

3) Die Taubſtummenanſtalt zu Paris im J. 1822; eine hiſtoriſch-pädagogiſche Skizze, als Beitrag zur Kenntniß und Würdigung der Franzöſiſchen Methoden des T. U.; nebſt Geſchichte und Literatur des T. U. in Spanien und Frankreich; von Dr. F. Neumann. Königsberg bei Unzer 1827. gr. 8.

II. Beiträge zum Nekrologe von dem Schwediſchen Conſul in Königsberg, Herrn Berg.

A.

Wie ausgezeichnet Neumann in ſeinem Fache war, und wie beſtimmt er gleich wußte worauf es ankam und wo er hinaus wollte, davon dürfte ſein beiliegendes, für mich in größter Eile entworfenes Promemoria nicht allein einen ſprechenden Beweis geben, ſondern es könnte ſelbiges zugleich dazu beitragen, Dieſem oder Jenem, der ſich in Taubſtummenanſtalten umſehen wollte, als Führer zu dienen. Umſtändlicher freilich aus ſeinen Schriften kann ſich Jeder, der dazu den Beruf fühlt, das Weitere abſtrahiren.

„Promemoria.

Groningen. Den Director der Taubſtummenanſtalt von Unterzeichnetem zu grüßen und zu fragen, ob derſelbe durch Herrn Nap mein Schreiben erhalten, und ob er mir die über ſeine Anſtalt bisher erſchienenen Programme ſenden wolle. Ich würde in ähnlichem gern zu Dienſten ſtehen. — In ſeiner Schule wäre zu beachten:

1) Wie weit die Zöglinge in der Tonſprache gekommen und welcher Hülfsmittel der Director ſich dazu bediene? — Ein Reiſender erzählte mir in Berlin, daß ſich die Zöglinge in mehrern Sprachen mündlich

ausdrückten. Das iſt wohl Spiegelfechterei. Sehen Sie ein wenig zu.

2) Wie ſteht's mit der geiſtigen Ausbildung der Groninger Taubſtummen? Achten Sie gefälligſt darauf, ob das Finger-Alphabet zwiſchen Lehrern und Schülern bei Beantwortung Ihrer Aufgaben gebraucht wird. Am beſten iſt's, Freund Berg ſchreibt ſelbſt Aufgaben an, und läßt ſie von den Zöglingen ohne Lehrers Hülfe beantworten. Bei den Aufgaben wäre das Techniſche mit prüfender Rückſicht auf das Judicium der Zöglinge zu geben; z. B.: als die Preußen in dem letzten Kriege in Frankreich waren, haben ſie wohl viel Tokaier getrunken? ꝛc. Synonymen ꝛc.; zuſammengeſetzte Zeitwörter, vorzüglich mit den Vorlingen ver, ab, an, z. B. verbrennen, anbrennen, abbrennen ꝛc.

3) Was gebraucht der Groninger zu den erſten anſchaulichen Begriffsentwickelungen? Bilder, oder hat er, was ſehr zu wünſchen iſt, eine Menge von Gegenſtänden im verjüngten Maßſtabe in natura?

In London gibt's 2 Taubſtummenanſtalten, von denen ich nur über die des M. Watſon gehört und geleſen habe. Beſuchen Sie, mein werther Freund, doch beide. Watſon's Schüler ſollen gut ſprechen, aber in ihrer intellectuellen Bildung zurück ſein. Der Vorſteher ſoll auch mit ſeiner Methode ein wenig Geheimnißkrämerei treiben. — Watson's the instruct. of the Deaf and Dumb. habe ich; lieb wären mir über beide Anſtalten Programme, die äußere und innere Verfaſſung derſelben betreffend. Können Sie von allen jenen Herrſchaften nichts Gedrucktes erhalten, ſo erkundigen Sie Sich gütigſt:

1) Nach der äußern und innern Verfaſſung derſelben:
   a. von wem unterhalten?
   b. wann geſtiftet?
   c. wieviel Lehrer?
   d. wie lange die Zöglinge in der Anſt. bleiben?

e. Zahl derſelben?
f. wieviel für den einzelnen Penſion vom Staate oder Privaten gezahlt wird?

2) Welche Methode in ihnen befolgt wird:
a. die Franzöſiſche, oder
b. Spaniſch-Deutſche? Vom Spanier Bonet und Heinicke in Leipzig.

Neumann."

Neumanns Loos, als frühes Opfer ſeines Strebens zu fallen, wurde ſchon beim Anbeginne ſeiner Lehrerlaufbahn an der Berliner Anſtalt vorausgeſagt von der damals bereits hochbetagten Eſchke, der Wittwe des ehemaligen dortigen Taubſtummen-Directors. Sie, die erfahrne Frau, urtheilte ſo aus ſeinem ganzen Habitus und insbeſondere nach ſeiner flachen Bruſt, als demjenigen Theile, der an lebhaften Menſchen, wie N. gewiß einer war, bei dem Taubſtummenunterrichte den meiſten Anſtrengungen ausgeſetzt iſt. Dies erzählte mir der verſtorbene hochverdiente Ober-Conſiſtorialrath Nolte in Berlin im Jahre 1824, gegen den jene nur zu bald verwirklichte Vermuthung ausgeſprochen war. Doch Neumann achtete ſo leicht nicht auf Hinderniſſe, und ſein Beruf lag ihm ſo nahe am Herzen, daß er bei Meinungsverſchiedenheiten ſelbſt dem höchſten Gegner opponirt haben würde, wenn es das Wohl ſeiner Anſtalt, alſo zunächſt der Zöglinge, galt, deren keiner er zur anderweitigen Verſorgung von ſich ließ, wenn er den künftigen Lehrherrn oder Verſorger nicht perſönlich kannte, oder ſich genügende Auskunft über denſelben verſchaffen konnte. Er zeigte ſich alſo auch hierin gleichſam als Vater der ihm Anvertrauten.

Ein Hülfslehrer, den ich im Jahr 1829 Neumann zuführte, und der ihn, in mehreren Beziehungen wenigſtens, dereinſt erſetzt haben würde, wenn ihn ſein damals mehr als leichter Sinn nicht auf Ab- und Irrwege geführt hätte, — dieſer vermaß ſich bald nach ſeinem Eintritt in die Anſtalt gegen mich des

vertraulichen Urtheils, daß Neumann bei ſeinem Unterrichte nicht philoſophiſch genug zu Werke ginge; der junge Mann war nämlich ein ſehr gewandter und einſichtsvoller Pädagoge. Doch, noch ehe 6—8 Wochen um waren, nahm er reumüthig ſein Urtheil zurück, und ſagte, er ſähe nun ſchon ein, daß N. bei ſeinem ſchwierigen Unterrichte gerade nur ſo und nicht anders verfahren könne, und er ſtehe unbezweifelt da als ein großer Lehrer der Taubſtummen, weil ihm der Genius für dieſen Zweig gleichſam eingehaucht, ja angeboren zu ſein ſcheine.

Berg.

II. B.

Zu Neumanns Hauptbeſtrebungen gehörte ſtets, dasjenige kennen zu lernen, was vor ſeiner Zeit im Fache des Taubſtummenunterrichts geleiſtet worden und gleichzeitig mit ihm geleiſtet wurde. Dieſen Zweck zu erreichen, ſcheute er keine Mühe, keine Geldopfer, und er hat mühſam eine Bibliothek über dieſen Unterrichtszweig geſammelt, wie ſie ſchwerlich irgend einer ſeiner Amts- oder Zeitgenoſſen aus eigenen Mitteln beſitzt. Maſſen von Notizen und augenblickliche Eingebungen der Erfahrung, wie ſie ſich immer darbieten mochten, liegen unter ſeinem Nachlaſſe aufgeſchichtet, von welchen er mir mehr als einmal ſagte: „Wer nach meinem Tode von dieſer Sammlung den rechten Gebrauch zu machen wüßte, bedürfte faſt keines weiteren Studiums in dem Taubſtummen-Unterrichtsfache; ich ſelber werde leider wohl nur das wenigſte davon verarbeiten können, denn meine Tage ſind gezählt." Es war ihm daher auch die kleinſte Notiz nicht unwichtig; Auszüge aus öffentlichen Blättern und Zeitſchriften, wenn ſie ſich auf ſein Fach bezogen und ihm ſelber etwa entgangen waren, nahm er gern an, und Mehreres der Art, insbeſondere aus Stockholmer Blättern über das dortige Inſtitut, deſſen Director Borg im Jahr 1821 zur Gründung einer

Taubſtummenanſtalt nach Liſſabon berufen wurde, habe ich ihm vor und nach dieſem Zeitpunkte in Ueberſetzungen eingehändigt. Den Lehrer wußte er aus dergleichen ſofort an den Leiſtungen zu erkennen, wenn der gegebene Stoff ſelbſt, oder die Maſſe deſſelben nur irgend ein Urtheil zuließ; und ſo ſchätzte er den Vorſteher auch der kleinſten Anſtalt, wenn er nur in ſeinen Beſtrebungen redlichen Willen zeigte, eben ſo hoch wie den Angeſehenſten, vorzüglich wenn jener aus freiem Antriebe und auf dem Wege eigener Anſchauung und Erfahrung wirkte; denn in ſeinen Beurtheilungen des Verdienſtes Anderer legte er ſtets den rechten Maßſtab ſo an, daß er Empfangenes und Gegebenes gegen einander aufwog.

Vor allen Amtsbrüdern ſchätzte er beſonders den Dr. Caſtberg in Kopenhagen wegen ſeines thätigen und naturgemäßen Eingreifens in den ſo überaus ſchwierigen Unterrichtszweig. Von Caſtbergs Programmen, die dieſer ihm ſämmtlich geſandt hatte, durfte kein einziges unüberſetzt bleiben; dieſe freundſchaftliche Bemühung mußte ich ſchon übernehmen, und that es überaus gern, vom Jahre 1820 an, da meine Freundſchaft mit N. enger wurde, bis 1823 oder 1824, als ein früher Tod den verdienſtvollen Caſtberg abrief und fernere Kopenhagener Sendungen aufhörten; denn mit dem Nachfolger Caſtbergs konnte Neumann, ſo viel ich weiß, in keine nähere Berührung kommen, und ſeine von jenem Zeitpunkte ab zunehmende Kränklichkeit, eben ſo wie ſeine ſpäteren Forſchungs- und Unterſuchungsreiſen nach dem Süden, wurden unbezweifelt die Haupthinderniſſe zur Einleitung dieſer Verbindung. Dagegen ſtand er bis vor etwa einem Jahre in immerwährendem brieflichen und recht freundlichen Verkehr mit dem Vorſteher der Taubſtummenanſtalt zu Schleswig, welchen er auch nach Verdienſt ſchätzte; denn er erblickte in den Däniſchen Anſtalten ſolche, die, fern von aller Charlatanerie, nur das Gute, das Praktiſche, beabſichtigen und thätig befördern.

Was ihm Caſtberg als Director vorzüglich werth machte, war, außer ſeinen verdienſtlichen Leiſtungen im Unterweiſungsfache, deſſen früherer Haupt-, ſpäterer Nebenberuf als verdienten Arztes; und ſeine Wahrnehmungen wurden ihm daher doppelt wichtig; einmal in pädagogiſcher und pſychiſcher, dann auch beſonders in phyſiologiſcher Hinſicht. Caſtbergs Lehrgebäude des Taubſtummenunterrichts wurde daher von Neumann beſonders beachtenswerth befunden, und da ich ſelbſt im Jahre 1820 wegen Zeitmangels die ſchriftliche Ueberſetzung davon nicht übernehmen konnte, mich aber zu N. herzlich hingezogen fühlte, ſo ſtattete ich ihm an den Wochentagen öftere Abendbeſuche ab, bei welcher Gelegenheit ich ihm den Däniſchen Inhalt alles deſſen, was ihn beſonders intereſſirte, Deutſch in die Feder dictirte, und er der fleißige Schreiber war, ſo daß das Weſentlichſte aus Caſtbergs Schrift bald in ſeinem Pulte ruhte. Dieſe Abendunterhaltungen werden durch den gegenſeitigen Ideenaustauſch über manche andre Gegenſtände, die mit hinein geflochten wurden, mir immer eine höchſt angenehme Rückerinnerung gewähren. Meine letzte bedeutendere Arbeit für Neumann war im Jahre 1824 die ſchriftliche Ueberſetzung von Profeſſor Nyerup's bald nach Errichtung der Kopenhagener Anſtalt herausgegebenen Einladungsſchrift „Ueber die weſentlichſten Perioden im Taubſtummen-Unterrichtsweſen," einer zwar nur etwa 100 gedruckte Octav-Seiten umfaſſenden, aber doch ſehr lehrreichen Abhandlung.

Mich zogen dieſe Beſchäftigungen doppelt an, einmal wegen des höchſt angenehmen und bei ſolchen Gelegenheiten ſehr lehrreichen Umganges mit Neumann, dann auch wegen der, wenn auch nur beſchränkten Einblicke, die mir dieſe Arbeiten über das Taubſtummen-Unterrichtsweſen gewährten. Dieſe meine Empfänglichkeit für ſein Lieblingsfach nahm er an mir bald gewahr, und das ſchon war hinreichend, mich bei ihm in Gunſt zu ſetzen. Daher gab er mir bereits im

Jahre 1821, als ich eine Reiſe nach Deutſchland, Holland und England unternehmen mußte, Aufträge nach Groningen und London mit, die ich denn auch zu ſeiner vollen Zufriedenheit ausführte; denn ich veranlaßte theils bedeutende Schriftſendungen von dem Groninger Inſtitute, theils einen genaueren Briefwechſel mit dem Profeſſor Guyot, dem ältern der der Anſtalt vorſtehenden beiden Brüder, (auch der Vater, der letzte Schüler des Abbé de l'Epée, lebte damals noch), als er bis dahin beſtanden hatte, theils auch brachte ich ihm bei meiner Rückkehr eine Menge gedruckter Abhandlungen über das Londoner Inſtitut des Dr. Watſon mit, ſo wie mehrere von mir dort genommene Abſchriften aus den Heften der Schüler, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten, und mir ſeine Zuneigung in noch höherem Grade erwarben, als meine ausführlichen Berichte aus Amſterdam über das Groninger Inſtitut mir ſeine Freundſchaft geſichert hatten, worüber ſich ſchriftliche Zeugniſſe von ihm in meinen Händen befinden.

Berg.

III. Worte, geſprochen an Neumanns Sarge vom Director Dr. Struve.

Hier in dieſer Halle der Trauer, hier an dem Sarge eines edlen Mannes ſenkt thränenſchwer ſich der Blick der Gattin und der Kinder zu Boden; denn ſie ſuchen den Gatten und den Vater; hier malt ſich ſchweigende Betrübniß auf dem Antlitz und in den Mienen der hülfloſen Weſen, denen er durch ſeltene Kunſt den Eintritt in das menſchliche Leben, zu dem ihnen die Natur den Zugang verſchloſſen zu haben ſchien, öffnen wollte; denn ſie vermiſſen den, der ihnen mehr als Vater war, der ihnen ein Wohlthäter erſchien, und was kein Laut ſagen kann drückt ihr ſtummer Blick aus; hier weinen zerriſſenes Herzens Freunde noch zum letztenmale und entbehren den Freund, der

früher bald aus der Fülle des Wiſſens belehrende Anregung in ihnen hervorbrachte, bald in heiterm Kreiſe unter den Frohen einer der froheſten geiſtreiche Erholung nach redlicher Tagesmühe zu beleben wußte; und in dieſem Kreiſe ſoll ich hier ſprechen, ſprechen von dem unerſetzlichen Verluſte, welchen Gattin und Kinder, welchen Schüler, welchen Freunde an dem Hingeſchiedenen erlitten haben; hiervon ſoll ich ſprechen zu einer Zeit, wo die eigene Wunde im Herzen noch blutet, wo ein anderes Andenken ſich mit dem Andenken an den entſchlafenen Freund um ſo unauflöslicher verknüpft, da ein und derſelbe Todesengel zwei Opfer unmittelbar auf einander von hier abrief, und durch das erſte dem zweiten gleichſam die Vordeutung gab, was ſeiner hier harrte. So kann hier alſo nur die Wehmuth ſprechen, die gerne tröſtende Worte ſpenden wollte, wenn ſie Kraft genug beſäße den Troſt aufzufinden; doch wahrlich in dieſer Stimmung iſt es dem mitempfindenden Gemüthe nicht vergönnt an dem Anblicke, der uns heute mit Trauer erfüllt, d i e Seite hervorzuſuchen, woraus wir Stärkung und Troſt ſchöpfen könnten. Sonſt würde unſere Aufmerkſamkeit hingewendet werden dürfen vor allem auf unſeres Neumanns Verhältniſſe im häuslichen Kreiſe; und wenn es auch den Schmerz der Gattin und der Kinder erneute, ſo würden ſie Troſt finden in dem beſeligenden Gedanken, was der Gatte und Vater ihnen geweſen ſei, wie er mit der reinſten Liebe an der Mutter, mit der unermüdlichſten Sorgfalt an den Kindern gehangen und für Beider Wohl auf das gewiſſenhafteſte alle ſeine Kräfte angeſtrengt habe, und dieſer Gedanke würde, wenn auch ein tief wehmüthiges Gefühl, ſo doch auch ein Gefühl gerechter Freude und dankbarer Anerkennung in ihnen allen erwecken. Es könnte ferner hier geſprochen werden von unſeres Neumanns Verdienſten als Lehrers in einem Kreiſe von Schülern, wie wenige ihn um ſich haben, wo nicht blos mit den gewöhnlichen Hinderniſſen, die der Erziehung ſich entgegenſtellen, gekämpft werden

muß, da der wechſelſeitige Austauſch der Ideen, auf dem die ganze Bildung des heranwachſenden Menſchengeſchlechts wie auf einer feſten Grundlage ruht, in ſeiner regelmäßigen Geſtalt hier ganz vermißt wird, indem das Ohr nicht der Belehrung lauſchen, der Mund nicht von dem durch das Gehör aufgefaßten Rechenſchaft geben kann, wo alſo neue Bahnen geöffnet werden müſſen, indem man das gewohnte Geleiſe verläßt und in die Tiefe der Seelenkunde herabſteigt um durch eine analoge aber immer ſtumme Sprache die lebendige Rede zu erſetzen, und ſo auf neuem Wege den von der Natur verwahrloſten Erdenbürger aus der Thierheit heraus zu reißen und zum Gefühl der Menſchenwürde emporzubilden. Hier wäre ein reicher Stoff gegeben, um würdig in dieſer Trauerſtunde zu reden und durch das Andenken an unſers entſchlafenen Freundes Verdienſte Erquickung und Troſt in die bekümmerten Herzen zu ſenken; denn wie Wenige war Neumann begeiſtert für ſeine Beſtimmung und kundig ſeines Faches; es war die Aufgabe ſeines Lebens, an der er ſein ganzes Sein unauflöslich knüpfte; es war die Bahn, auf der er, nachdem er ſie früh begonnen hatte, raſtlos weiter fortſchritt und die bei allen ihren Schwierigkeiten dem rüſtigen Wanderer ſich immer mehr ebnete und die ſo durch ſich ſelbſt ihm die reichſte Belohnung gegeben hätte, wenn auch ſein Streben nicht ſo allgemein, weit über die Marken des Preußiſchen Vaterlandes hinaus, weit über die Grenzen, wo deutſche Zunge tönt, in ſeiner ſeltenen Gediegenheit anerkannt worden wäre. Wenn man dieſen Gegenſtand aufnähme, ſo würde es Zeit ſein zu reden von dem, was er im Vaterlande galt, wie unbezweifelt die Anſtalt, der er vorſtand, zu den erſten deſſelben gerechnet wurde, wozu er ſie erhoben hatte in der kurzen Friſt von 15 Jahren, wenn auch ſeine Beſcheidenheit den Gedanken von ihm fern hielt, daß er vergleichungsweiſe mehr als alle Andere erreicht habe; dann würde geſprochen werden von dem Vertrauen, was ſeine alles Gute und Edle befördernde

Vor-

Vorgeſetzten ihm ſchenkten, wie er oft über die ſchwierigſten Punkte und Verhältniſſe ſeiner Kunſt um ſeinen gewichtigen Rath befragt wurde; und wie ferner in allen Ländern, wo man angefangen hatte nicht blos mit mitleidigem Auge auf die ſtiefmütterlich von der Natur behandelten Unglücklichen hinabzuſchauen, ſondern auch durch ſorgſame Bildung und Entwickelung der ſchlummernden Fähigkeiten ihnen Antheil geben wollte an den unveräußerlichen Menſchenrechten, wie da unſers Neumanns Name als eines der Heroen glänzte, die dem Kampfe mit dieſen von der Natur geſetzten Hinderniſſen am meiſten gewachſen wären und ſie am glücklichſten überwänden. Sein Name, wir wiſſen es, war höchſt angeſehen in Frankreichs Hauptſtadt, und fand in Italien die gerechteſte Anerkennung; ſeine Handſchrift öffnete ſeinen Landsleuten, wenn ſie in ferne Länder kamen, den Eintritt zu dem Innerſten der dortigen Anſtalten. — Dies hier kurz angedeutete weiter auszuführen, nachzuſpüren den Wegen, die er mit Beſonnenheit dazu einſchlug, Rechenſchaft zu geben von ſeinen Anſichten und den Gründen, worauf ſie bei ihm fußten, zu erwägen die Schwierigkeiten mit denen er kämpfte und wie er ſie beſeitigen zu müſſen glaubte, wäre ein würdiger Gegenſtand gerade für den trauervollen Moment, in dem wir hier erſchienen ſind, um an ihm uns aufzurichten in unſerm Kummer, und Troſt zu finden in dem Gedanken, daß die ſo von ihm geſäete Ausſaat wenn auch der Sämann dem irrdiſchen Leben entriſſen iſt, doch eine unvergängliche für die Ewigkeit aufgeſproſſene ſei und reiche Früchte auch bei kommenden Geſchlechtern tragen werde, zumal wenn mit derſelben Liebe mit ähnlicher Ausdauer und vor allem mit gleichem Geiſte das angefangene Werk fortgeſetzt wird. — Ich habe aber nur andeuten können in kurzen Umriſſen, worüber hier vor Allem würdig geſprochen werden könnte; das Angedeutete weiter auszuführen ſteht theils überhaupt nicht in meinen Kräften, theils übermannt mich wie gewiß jeden der hier anweſenden

Freunde der Schmerz um den entſchwundenen Freund zu ſehr, um die Gedanken gehörig ſammeln und ordnen und dem richtig Gedachten entſprechende Worte geben zu können, auf daß ein ähnliches Bild des nun ruhenden Freundes vor uns ſtände mit allen ſeinen Vorzügen und Eigenſchaften, die er in ſo reichlichem Maaße beſaß. Nur von einer dieſer Eigenſchaften, die mit allen übrigen innig verwebt war und ſie gleichſam durchdrang, die ihn dem häuslichen Kreiſe der Seinen, die ihn ſeinen Schülern und Mitlehrern, die ihn dem engern Kreis ſeiner Freunde ewig unvergeßlich macht, ſei es mir vergönnt noch ein paar kurze Worte hinzuzufügen. Ich meine die Milde ſeines Charakters, die ſich durch ſein ganzes Leben, in allen Verhältniſſen, in Geſinnungen, Worten und Thaten ſo rein und makellos bewährte. Hier iſt nicht die Rede von der Schwäche und Beſchränktheit, die derjenige zeigt, der ſich durch das Bewußtſein wie weniges er leiſten könne und wolle zu untergeordneter Nachgiebigkeit berufen fühlt. Dieſer Schwäche und Beſchränktheit, die ohne Anmaßung auftritt, wenn ſie ihres wenigen Werthes ſich bewußt iſt, ſteht entgegen der hohle verletzende Dünkel, der ohne allen eigenen Werth ſeinen gänzlichen Mangel an gediegenen Kenntniſſen ſich nicht geſteht, ſondern in ſich abgeſchloſſen ſeinen engen Geſichtskreis für die ganze Welt hält; von dieſem kann ebenfalls nicht, und noch viel weniger hier die Rede ſein. Aber es giebt noch eine andere Klaſſe von Menſchen, die ohne Zweifel eine tüchtige Maſſe mannigfacher Kenntniſſe und Einſicht in ſich aufgehäuft haben und raſtlos ſie immer zu vermehren ſich beſtreben, die aber zugleich für andere Beſtrebungen keinen Sinn haben und ſie wohl gar verachten und wegwerfen und die auch in dem, worin man ihnen einräumen muß, ſelbſt eine gewichtige Stimme zu haben jeder Duldung fremd ſind, jede Abweichung von ihrer Anſicht für eine Ketzerei halten, jede Behauptung, die nicht mit der ihrigen übereinſtimmt, wenn ſie noch ſo ſehr ſich auf Gründen ſtützt, doch geradezu für grundlos erklären, wenn ſie nicht gar Be-

ſchränktheit des Verſtandes und in nicht ſeltenem Falle Böswilligkeit den anders Denkenden vorwerfen. Dieſem egoiſtiſchen Weſen iſt die Milde, welche ich hier meine und die ein Hauptſchmuck unſer's Neumanns war, gerade entgegengeſetzt. Auch ſie beruht auf gründlichem Wiſſen; aber gerade dieſe Gründlichkeit des Wiſſens läßt den, der ſie beſitzt gleichſam wie in einem Spiegel alles das Viele anſchauen, was zur vollendeten Meiſterſchaft ihm noch entgeht; nie wird ein ſolcher wähnen genug ſchon erforſcht zu haben und daher untrüglich in ſeinen Anſichten zu ſein. Er wird ſich beſcheiden, daß auch Andere mit glücklichem Erfolge aus dem Allen offenen Borne der Erkenntniß ſchöpfen konnten; er wird die Anſichten Anderer, ſo wie er ſieht, daß ſie ſich auf Gründen ſtützen, zu ehren wiſſen, wenn er ihnen auch nicht immer beipflichten kann; und wenn er glaubt ſie bekämpfen zu müſſen, offen freilich und mit aller Macht ſie bekämpfen, aber der Sache nicht des eigenen Anſehns wegen, und nicht mit dem Dünkel ſelbſt nicht getäuſcht werden zu können, nicht mit Blicken ſtolzer Verachtung oder abſprechender Anmaßung; vielmehr wird er in anders Denkenden immer noch die Ueberzeugung durch welche ſie anders zu denken beſtimmt worden ſind zu ehren und zu achten wiſſen. Und dieſe Milde wird ſich nicht blos in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſondern auch in allen andern Verhältniſſen, häuslichen, geſelligen und bürgerlichen, gleich ſeegensvoll zeigen. Eine ſolche Milde war unſeres Neumanns eigenſtes Eigenthum; reich ausgeſtattet mit Kenntniſſen mancherlei Art, gründlich bewandert in vielen Fächern menſchlicher Wiſſenſchaft war er nicht auf den einen Gegenſtand beſchränkt, der freilich das Hauptziel ſeines Lebens und der Brennpunkt war, worin alle ſeine Beſtrebungen ſich vereinigten. In dieſem Einen Fache naturgemäß und vernünftig zu bilden die ſchlummernden Seelenkräfte der ihm anvertrauten hülfsbedürftigen Zöglinge, herrſchte er freilich wie wenige und konnte ſeine Auffaſſung der Mittel und Wege um zu dieſem Zwecke zu gelangen wohl mit

Fug als die richtigſte anſehen, aber nie verließ ihn bei der Beurtheilung Anderer auch hier die Milde ſeines Weſens. Nicht nur, daß er gerne anerkannte, was Andere vor ihm geleiſtet hatten und neben ihm leiſteten, denn dies wäre nur Gerechtigkeit geweſen, ſondern wo auch die Anſichten verſchieden auseinander gingen, wo man ſich über manchen höchſt wichtigen Punkt nicht einigen konnte, ehrte er ſtets den Willen und die Ueberzeugung dieſer anders Denkenden und ſuchte allein durch die Macht der Gründe ſie zu widerlegen. Nur die Anmaßung der Dummheit und die Charlatanerie der Flachheit hatte ihn zum unverſöhnlichen Feinde, doch hielt er ſie meiſtens des ernſten redlichen Kampfes nicht werth. Enge verbunden mit ſeiner Hauptbeſchäftigung und unzertrennlich von ihr war ſein Studium ſowohl der geſammten Pädagogik, als auch der Sprachkunde, nicht blos der ſogenannten philoſophiſchen Grammatik, nicht blos der Deutſchen Sprachlehre, in welcher er wie Wenige bewandert war, ſondern auch bis zu einem gewiſſen Grade war vielumfaſſend die Kenntniß, die er von andern beſonders neuern Sprachen beſaß. Hierüber waren ſeine liebſten Unterhaltungen mit den Freunden, denen ſein eigentliches Beſtreben ferner ſtand, hier ſuchte er gerne durch Austauſch der Ideen Belehrung zu geben und zu empfangen; hier liebte er ſogar den Streit der Meinungen, aber nie entfernte er ſich dabei von der ihm eigenthümlichen Milde; man ſah deutlich, es war ihm immer um den Geiſt und nicht um das todte Wort zu thun, nicht um Rechthaberei, ſondern um vielſeitige Betrachtung des Gegenſtandes, der zur Unterſuchung vorlag. Ich muß hier ſchweigen, um nicht zu weitläufig zu werden von den vielen andern Kreiſen noch, worin er ſich lebendig und mit klarer Anſchauung bewegte; von ſeiner geiſtreichen Auffaſſung der Dichterwerke aller Zeiten und Völker; von dem Schönheitsgefühle, womit er die Erzeugniſſe der bildenden Kunſt zu prüfen und abzuwägen verſtand; von der Art und Weiſe, wie er in den bunten Spiegel, den die Geſchichte

uns vorhält, blickte, und daran ſein Urtheil ſchärfte über die großen Begebenheiten der neuern Zeit, und was noch weiter hier zur gerechten Anerkennung ſeines vielſeitig gebildeten Geiſtes angeführt werden könnte. Aber womit auch gerade er ſich eben beſchäftigte, was ihn auch jedesmal anzog oder abſtieß, nie verläugnete er, nur feind der anerkannten Schlechtigkeit, die Milde, wovon ſein ganzes Weſen durchdrungen war; und dieſe begleitete ihn aus den Schranken ſeines Berufs und ſeiner Beſchäftigungen hinaus in den geſelligen Kreis ſeiner Freunde, hiedurch riß ſeine Unterhaltung unwiderſtehlich hin, durch ſie wußte er zu gewinnen, zu vermitteln, zu verſöhnen. Doch leiſer nur und um tiefe Gefühle des Schmerzes nicht aufzuregen, darf ich hier andeuten, wie dieſelbe Milde den häuslichen Kreis der Seinen beſeeligte, wie ſie die Liebe zur Gattin würzte, wie ſie den väterlichen Ernſt in der Erziehung der Kinder begleitete. Hier muß die Sprache verſtummen — der thränenvolle Blick der Nachbleibenden iſt aber ein lauter Zeuge für das Geſagte und das Andenken an dieſe Milde der ſchönſte Troſt der allen den Seinigen von Gott dem Allgütigen ins Herz gelegt werden kann, der in der Bruſt ſeiner Schüler lebendig fortleben wird, der den Buſen ſeiner Freunde mit wehmüthiger Rührung füllt. Ich ſagte der ſchönſte Troſt, denn von dieſem Glanze der Milde umſtrahlt wird Neumann's Bild immer in Aller Bruſt ein bleibendes Heiligthum finden, und wir von dieſem Bilde, wenn auch wehmüthig doch geſtärkt zum allmächtigen Schöpfer hinaufblicken, ihn laut preiſend, daß er ihn einſt uns gab, und ſeinem Willen uns fügend, wenn er in ſeiner Weisheit ihn uns ſo früh entriſſen hat. So lebe wohl! zum letztenmale rufen wir dir es zu: lebe wohl, verklärter Geiſt, und aus des Himmels Höhen, wo du jetzt in ſeliger Anſchauung den Lohn deines Strebens aus der Hand des Ewigen erhältſt, blicke milde herab auf die Deinigen, und ſenke ihnen, wie uns allen, hier Troſt und Stärkung in das verwundete Herz!

Carl Leopold Siebrand.

Wenn überhaupt ſchon der Wechſel eines Jahres uns eine beſonders ſtarke Veranlaſſung darbietet, über die Unbeſtändigkeit und Hinfälligkeit aller menſchlichen Lebensverhältniſſe nachzudenken: ſo wird doch dieſe Betrachtung beſonders ernſt und ein wehmüthiges Gefühl ergreift uns, wenn wir ſehen, daß einzelne Geliebte aus dem Kreiſe unſerer Mitbrüder ausgeſchieden, beſonders wenn dieſe Hingeſchiedenen nicht nur einen bedeutenden Wirkungskreis einnahmen, ſondern in demſelben ſich auch das Zutrauen, die ungetheilte Achtung und Liebe aller Beſſeren erwarben. Wir ſind der herzlichen Zuſtimmung unſerer Mitbürger gewiß, wenn wir den am 14. December 1832 hieſelbſt an der Waſſerſucht verſtorbenen Regierungs-Aſſeſſor, Juſtiz-Commiſſarius u. Notarius publicus im Departement des Königl. Land- und Stadtgerichts, Carl Leopold Siebrand, einer beſonders ehrenvollen Erwägung werth erachten. Er wurde den 13. November 1776 als der jüngſte von 7 Geſchwiſtern geboren zu Darkehmen, wo ſein Vater zuerſt die Rektor-, dann die Pfarrſtelle bekleidete, erhielt in ſeinem elterlichen Hauſe den erſten Schulunterricht, kam darauf in ſeinem 15ten Jahre, ſeiner höhern wiſſenſchaftlichen Ausbildung wegen, nach Königsberg, und beſuchte das Collegium Fridericianum. Von hier im Jahre 1794, alſo in ſeinem 18ten Lebensjahre, mit dem Zeugniſſe der Reife entlaſſen, wählte er ſeiner Neigung zufolge das Studium der Theologie auf hieſiger Univerſität, u. erhielt ſchon nach anderthalbjähriger angeſtrengter Thätigkeit die Licenz zu predigen, von welcher er oft und gerne Gebrauch machte, und ſich der vorzüglichen Gewogenheit ſeiner Vorgeſetzten, beſonders des verſtorbenen Erzbiſchofs Dr. Borowski, erfreute. Nachdem er bei ſeiner beſchränkten Vermögenslage ſchon während der Zeit ſeines theologiſchen Studiums in der löbenichtſchen Schule als Stunden-

hrer gearbeitet hatte, wurde er in ſeinem 21ſten Lensjahre als 2ter Schul-College bei derſelben Anſtalt, id darauf als Inſpektor bei der v. Gröbenſchen Stindienanſtalt beſtätigt, worauf er ſeine erſte Verbinung mit der Tochter des hieſigen Kaufmanu Herrn Schlunk einging. Während dieſer Zeit aber hatte eine Veränderung in ſeinen Neigungen ihn für das Studium er Jurisprudenz beſtimmt, dem er nun mit allen Kräfen ſich hingab, wie er überhaupt alles, was er einmal unternahm, mit ganzer Seele erfaßte. So wie nun ſeine Anſtrengungen einerſeits nicht ohne günſtigen Erfolg blieben, da er nach Verlauf von 2 Jahren ſchon als Regierungs-Referendarius beſtätigt wurde: ſo legte er doch andererſeits ſchon jetzt den Grund zu einer Kränklichkeit, welche ihn durch ſein ganzes Leben nicht mehr verließ. Dieſe Zeit unermüdeter Thätigkeit wurde noch durch einen herben Schlag erſchwert, indem ſchon nach 3 Jahren ſeine geliebte Gattin durch den Tod von ihm getrennt wurde, welche ihm 2 Söhne hinterließ, von denen der ältere jetzt Rektor und Catechet in Heilsberg, der jüngere aber Artillerie-Lieutenant bei der 8ten Artillerie-Brigade iſt. Zwei Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin, in ſeinem 29ſten Lebensjahre, legte er das 3te Examen in Berlin ab, nachdem er ſchon vorher die Juſtiziariat-Geſchäfte in den Aemtern Mehlauken und Lappöhnen verwaltet hatte, und wurde darauf, mit Beibehaltung jener Funktion, als Aſſeſſor c. voto illimitato bei der Königl. Oſtpr. Regierung beſtätigt. Im Jahre 1807 wurde er zum Juſtiz-Amtmann im Mehlaukenſchen Kreiſe, aber ſchon Ende des Jahres 1808 zum Juſtiz-Commiſſarius und Notarius in Königsberg ernannt, welchem Geſchäfte er bis zu ſeinem Tode mit raſtloſer Thätigkeit obgelegen. Jetzt war endlich für ihn die Zeit der Ruhe gekommen, nach harten Kämpfen ſah er ſich an dem Ziele ſeiner Wünſche, und ſuchte nun auch wieder durch das eheliche Band ſich noch enger an das Leben anzuſchließen. Aus herzlicher Zuneigung verband er ſich im J. 1811

mit Emilie Bütdorf, der jüngern Tochter des Kaufmann Herrn Bütdorf, in deren Beſitze er während einer faſt 21jährigen wahrhaft beglückten Ehe nichts vermißte, was ſein Glück hätte erhöhen können, als eine feſte Geſundheit. Ja, er erlebte ſelbſt noch die Freude, drei blühende Enkel ſeines ältern Sohnes, des Rektor Carl Siebrand, in ſeine Arme zu ſchließen. Aber ſein Eifer und ſeine Treue in den ihm anvertrauten Geſchäften war nicht geeignet, zu ſeiner Wiederherſtellung beizutragen, und ſo erlag er endlich in ſeinem 57ſten Lebensjahre mit bewundernswürdiger Seelengröße und Ergebung, einer innern Zerrüttung ſeines Körpers, beweint von ſeiner Gattin, welche in ihm den liebevollſten Gatten verloren, von ſeinen Kindern, deren Wohl ſeine größte Sorge war, von 2 Brüdern und einer Schweſter, welche den Verluſt des innig Geliebten tief empfinden; betrauert von Vielen, denen er Freund, Rather und Helfer war. Denn Menſchenfreund war er im höchſten Sinne des Worts; helfen wo er nur helfen konnte, war ſein Vergnügen; unerſchütterliche Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, und eine durch ausgezeichnete Kenntniſſe unterſtützte Treue in ſeinem Amte waren Vorzüge, die ihn gewiß einer großen Zahl ſeiner Mitbrüder unvergeßlich machen. Friede ſeiner Aſche!

I. Erwiderung auf den vom Herrn Profeſſor G. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend.

(Beſchluß.)

Verhandelt Königsberg, den 5. Auguſt 1831.

1. Der Nachtwächter Franz Wittke, 38 Jahre alt, katholiſchen Glaubens, deponirt:

Ich weiß es ganz genau, daß der Schiffskapitain Hoffſtädt weit früher als am 21. Juli c. in Dey's Hof geweſen iſt. Ich habe ihn jeden Abend in der zehnten Stunde nach Dey's Hof kommen geſehen, und wiederum des Morgens nach vier Uhr begegnet. Der Schuhmacher Meinert beſtreitet dieſes zwar, ich kann ſolches aber beſchwören.

2. Der Schuhmacher Ignaz Meinert wird vorgefordert, und ihm die Ausſage der Wittkeſchen Eheleute vorgehalten. Er erklärt:

Ich bleibe dabei, daß der Schiffskapitain Hoffſtädt erſt am 21. Juli c. zu mir gekommen iſt, ich bitte hierüber den Schuhmacher Tiller zu vernehmen. Früher habe ich den Hoffſtädt nicht gekannt. Möglich iſt es, daß derſelbe auch früher in Dey's Hof geweſen iſt; ich habe ihn aber nicht geſehen.

3. Der Schuhmacher Johann Anton Cille, nicht Tiller, 51 Jahre alt, katholiſch, deponirt Folgendes:

Ich habe den Schiffskapitain Hoffſtädt in dem Gewürzkram bei Jeroſch — der ſogenannten Lauſe-apotheke (dort wird auch Branntwein verſchänkt) — kennen gelernt. Am vergangenen Montag vor drei Wochen brachte ich den Hoffſtädt auf ſein Bitten zu dem Schuhmacher Meinert, welcher einen Menſchen in Schlafſtelle verlangte. Der Meinert war bereit ihn aufzunehmen, und der Hoffſtädt zog am nächſtfolgenden Mittwoch (den 13. Juli c.) zu dem Meinert.

Dem Meinert wird dieſes vorgehalten, und er kann nunmehr die Anweſenheit des Hoffſtädt in Dey's Hof vom 13. Juli c. ab, nicht in Abrede ſtellen, erklärt jedoch, daß er ſich auf den Tag der Ankunft des Hoffſtädt nicht genau beſinnen könne, und daß er ihn erſt am 21. Juli gemeldet habe*). V. G. U.

+ + + Handzeichen des Ignaz Meinert.
Cille.
Frans Wittke.

4. Die achtjährige Henriette Neumann iſt aus dem Cholerahoſpital geheilt entlaſſen. Sie wird vorgefordert, weiß jedoch über ihre Krankheit keine andere Auskunft zu geben, als daß ſie darüber klagt, daß ſie Kopfſchmerzen, Durchfall und Erbrechen bekommen habe. Was ſie vor der Krankheit für Speiſen zu ſich genommen, kann ſie nicht angeben. Sie iſt entlaſſen.

---

*) Der Grund, weshalb Meinert die Anweſenheit des Hoffſtädt in Dey's Hof vor dem 21. Juli 1831 beharrlich leugnete, iſt alſo wohl jedem Unbefangenen klar.

5. Die unverehelichte Louiſe Neumann, 30 J. ., lutheriſch und von hier gebürtig. Sie läßt ſich hin aus:

Ich wurde am 24. Juli c. des Morgens in Dey's of krank. Meine Mutter und ich ſind daſelbſt bei n Mächtholzſchen Eheleuten in Schlafſtelle. Ich kam Krämpfe in den Waden, welche mich ganz zu- mmenzogen, mußte laxiren und mich erbrechen, und urde am 26ſten nach dem Cholerahospital gebracht. h weiß keinen Grund meiner Krankheit anzugeben. erſt ſtarb die alte Jungfer Maleſſa und am andern ge die verehelichte Broſch. Wie dieſe krank war, ng ich den Abend vor ihrem Tode zu ihr; ſie laxirte d brach ſehr, und ich verekelte mich an ihr. ir wurde augenblicklich übel, und ich mußte mich fort übergeben. Jetzt bin ich aus dem Cholera- ſpital geheilt entlaſſen, und bis auf die Spuren, elche die Spaniſchen Fliegenpflaſter an meinem Kör- r zurückgelaſſen haben, geſund.

6. Die Schuhmacherfrau Helena Dorothea Mei- rt geb. Hahn, 63 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, d ſeit 18 Jahren mit dem Schuhmacher Meinert rheirathet.

Der Schiffskapitain Hoffſtädt iſt bei einem Manne ſchon mehrere Tage vor er Sperre in Dey's Hof in Schlafſtelle ewesen. An welchem Tage er zu mir ekommen iſt, weiß ich nicht mehr genau. ir hatten auch eine alte Jungfer, Namens Maleſſa, elche nicht recht richtig im Kopfe war, bei uns in chlafſtelle. Dieſe Perſon erkrankte plötzlich an urchfall u. Erbrechen, u. ſtarb Freitag d. 23. Juli c. ch und die Arbeitsfrau Broſch, welche auch ſchon erſtorben iſt, wuſchen dieſe Perſon ab. Freitag den 2. Juli c. Vormittag um 10 Uhr holte ich mir für Sgr. zwei todte Halbfiſche von der Fiſchbrücke. ieſe kochte ich aus dem Salze mit etwas Butter, wiebel und Gewürz. Bis dahin war ich ganz geſund.

Sonnabend war die verehelichte Broſch um die Mittagszeit krank geworden; ich war ihr in ihrer Krankheit noch behilflich, es war aber kein Rath mehr, in einer Stunde war ſie todt. Nachmittags wurde auch ich krank, bekam heftiges Erbrechen und Durchfall, und wurde gleich nach dem Hospital gebracht. In demſelben bin ich bis heute geweſen, und heute als geſund entlaſſen. Ich bemerke, daß die verehelichte Broſch an dem Sonnabende, wo ſie ſtarb, dicke ſaure Milch mit Mus gegeſſen hat, eine Speiſe, welche ſie ſehr gerne genoß.

Die Erſchienenen erklärten ferner auf Befragen, daß aus Dey's Hof ſiebzehn Perſonen nach dem Cholerahospital gebracht worden, davon nur vier geneſen, die übrigen aber geſtorben wären.

V. G. U.

+ + + Zeichen der Louiſe Neumann.
+ + + Zeichen der Helena Dorothea Meinert geb. Hahn.

qt. Meyländer.

Nachträglich wird noch bemerkt, daß der Unterzeichnete ſich alle mögliche Mühe gegeben hat, zu erforſchen, ob von den erkrankten Perſonen einige derſelben in den Waagen beim Flachs und Hanf gearbeitet haben, daß dieſe Nachforſchung aber ganz vergebens geweſen iſt, weil Niemand auf eine ſolche Weiſe beſchäftigt geweſen ſein will.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

Verhandelt Holzſtraße No. 15. Königsberg, den 6. Auguſt 1831.

Nach der Cholerazeitung iſt der Schuhmachermeiſter Auguſt Krönert, 74 Jahre alt, in der Holzſtr. zu derſelben Zeit erkrankt, wo die Cholera in Dey's Hof ausgebrochen iſt. Die Unterſchriebenen haben ſich daher heute in deſſen Wohnung begeben, und finden anweſend:

1. Die Schneidermeiſterwittwe Braun, Anna
iſe geb. Senk, 66 Jahre alt, evangeliſch.

2. Die Handſchuhmacherwittwe Teßner, Regina
. Röttinger, 56 Jahre alt, evangeliſch.

3. Die Schuhmachermeiſterwittwe Anna Regina
ling geb. Kunitz, 72 Jahre alt, evangeliſch.

Dieſe Leute bewohnen in einer geſunden Gegend
r Stadt in dem erwähnten Hauſe ein Zimmer von
va 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite. Daſſelbe iſt
llkommen 6 Fuß hoch, und durch zwei dem Zimmer
igemeſſene Fenſter erleuchtet. Die Wohnung hat
inen Stock, liegt drei Treppen hoch, und iſt der An-
cht des Unterzeichneten nach ein vollkommen geſunder
ufenthaltsort. Sie zeichnet ſich übrigens durch Rein-
chkeit von ähnlichen Wohnungen ſolcher Leute, wie
ie oben erwähnten, aus. Die oben angeführten
Perſonen geben zu Protokoll:

Der verſtorbene Schuhmachermeiſter Aug. Krönert
hat mit uns ſeit zwei Jahren zuſammen gewohnt. Er
war ein alter 74jähriger Mann, welcher zum öfteren
vom Durchfall geplagt war und auch an ſchlimmen
Füßen litt. Seit einem Viertel Jahre und
länger iſt er nicht auf der Straße gewe-
ſen, denn er war ſehr ſchwach, und es
wurde ihm ſauer die Treppen zu ſteigen,
da er den Schwindel hatte. Wir ſind, ſo
oft es nöthig war, ausgegangen, jedoch ſo viel wir
wiſſen, mit keinem Cholerakranken in Berührung ge-
kommen. Nach Dey's Hof, welches unge-
fähr eine Achtel Meile von hier liegt,
kommen wir nie, und eben ſo wenig kom-
men von dort Leute zu uns. Der erwähnte
alte Mann iſt an ſeinem Tode ſelbſt ſchuld. Am Tage
vor ſeinem Erkranken des Abends um 10 Uhr ſchickte
ihm ſeine Tochter, die Klempnermeiſterfrau Steil aus
der Polniſchen Straße, einen Teller voll friſchen Kar-
toffeln, und auf einer Theeſchüſſel etwas Schmalz dazu.
Er aß etwa acht Kartoffeln und einen zinnernen Löffel

voll Schmalz auf. Nach dem Genuß dieſer Karkoffeln mußte er ſehr ſtark trinken. Er trank wenigſtens einen Stof Waſſer aus. In der Nacht war er ziemlich ruhig; als er aber am Morgen aufwachte, klagte er über Schneiden im Leibe. Ich (die Wittwe Braun) mußte für 6 Pf. Kornbranntwein und für 4 Pf. Wermuthbranntwein holen. Erſteren trank er ganz und letzteren nicht völlig aus. Als dies geſchehen war, fing er an zu laxiren und ſich ſehr zu erbrechen. Nach dieſem Erbrechen konnte er nur noch unverſtändlich ſprechen. Dieſer Zuſtand dauerte bis in die Nacht nach 12 Uhr, wo man ihn nach dem Hospital abholte. Wir haben dem Krönert bis zum letzten Augenblicke, wo er bei uns war, alle mögliche Hilfe geleiſtet, und ihn auf dem Bette gekehrt und gewendet; auch, nachdem er fortgetragen war, ſeine warmen Bette auf die Lucht getragen, ſind aber Gottlob bis zu dieſem Augenblicke geſund.

V. G. U.

Regina Teßmer.

\+ + + Zeichen der Anna Louiſe Braun geb. Senk.

\+ + + Zeichen der Anna Regina Heling geb. Kunitz.

Continuatum Badergaſſe No. 7.

In dem ſo eben gedachten Hauſe iſt die Handſchuhmacherfrau Pokahl am 24ſten Juli c., der Arbeitsmann Johann Schwenkler am 31. Juli c. erkrankt und am 1. Auguſt c. im Hospital geſtorben. Alle dieſe Leute haben drei Treppen hoch in zwei verſchiedenen Stuben gewohnt, welche durch einen Alkoven mit einander verbunden ſind. Außer den erwähnten Leuten iſt noch die Ehefrau des Schwenkler — Magiſterſtr. No. 9. — die Tochter des Pokahl — Schönbergergaſſe No. 1. — u. der Sohn des Pokahl, welcher auf die Wanderung gegangen ſein ſoll, zur Zeit des

ſbruchs der Cholera in der oben erwähnten Woh-
ng geweſen.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

Actum Königsberg, den 8. Auguſt 1831.

1. Der Handſchuhmachergeſell Wilhelm Pokahl, 3 Jahre alt, evangeliſchen Glaubens, läßt ſich nach eſchehener Ermahnung zur Wahrheit dahin aus:

Ich wohnte bis zum 30. Juli c. in dem Hauſe Badergaſſe No. 7. mit meinen verſtorbenen Eltern. Meine Mutter war eine eine mäßige und einfache Lebensweiſe beobachtende Frau; dagegen liebte mein Vater geiſtige Getränke, namentlich Branntwein und Bier bis zum Uebermaße. Er betrank ſich zum öftern. Sonnabend den 23. Juli c. ging meine verſtorbene Mutter zur Beichte. Sie klagte, daß ihr nicht wohl ſei. Sie hatte ſaure Milch und friſche Kartoffeln gegeſſen. Nachdem ſie aus der Kirche nach Hauſe gekommen war, klagte ſie, daß ſie den Durchfall habe, ging jedoch noch in ihre Bude, um dort Handſchuhe zu verkaufen. Wie ſie ſich in der darauf folgenden Nacht befunden haben mag, weiß ich nicht; am Sonntage den 24ſten des Morgens aber hatte ſie einen ſehr ſtarken Durchfall und bekam Erbrechen, letzteres in ſehr ſtarkem Grade. Dieſer Zuſtand währte bis Nachmittag, zu welcher Zeit nach einem Arzt geſchickt wurde. Der Arzt erklärte die Krankheit meiner Mutter für Cholera, und ließ dieſelbe noch an dem folgenden Abend fortbringen, und zwar nach dem Hospital. Mein Vater war geſund. Am Montag den 24. Juli c. betrank er ſich ſtark. In dieſem Zuſtande aß er beinahe ein Pfund fettes Schweinefleiſch auf, zu welchem er ein Paar Stof Bier trank, den Schnaps ungerechnet, welchen er dabei zu ſich nahm. Am Dienſtage klagte er über Durchfall. In der darauf folgenden Nacht um 3 Uhr bekam er heftiges Erbrechen, ſtand auf, ließ für 8 Pfennige Branntwein holen, welchen er nach

aufgehörtem Erbrechen zum Frühſtück zu ſich nahm, und aß dazu auch ein Butterbrot. Um 9 Uhr legte er ſich nieder, das Erbrechen und Laxiren begann von Neuem und dauerte bis um 12 Uhr Mittags, zu welcher Zeit der inzwiſchen herbeigeholte Arzt ankam, welcher meinen Vater nach dem Lazareth ſchickte.

V. G. U.

Wilhelm Pokahl.

2. Die Arbeitsmannsfrau Louiſe Chriſtine Schwenkler geb. Kreisler, 55 Jahre alt, lutheriſch, deponirt:

Ich habe mit den Pokahlſchen Eheleuten in der Badergaſſe No. 7. in zwei verſchiedenen Stuben, welche durch einen Alkoven verbunden waren, gewohnt. Die verehel. Pokahl ging Sonnabend den 23. Juli c. zur Beichte, und klagte ſchon an dieſem Tage über den Durchfall *). Nachdem ſie am Sonntage von der Communion gekommen war, erzählte ſie, daß ſie während des Gottesdienſtes, des Durchfalls wegen, zweimal habe die Kirche verlaſſen müſſen. Sie war ſehr ſchwach, die Augen im Kopfe waren eingefallen, ſie warf ſich zur Erde und klagte vorzüglich über Krämpfe in den Füßen. Der Ehemann der Pokahl war betrunken, lief auf die Straße, machte ein Geſchrei, daß ſeine Frau die Cholera habe, und es erſchien ein Arzt, welcher anordnete, daß ich ihr mit warmen Waſſer und Spiritus die Füße reiben ſollte, auch gab er ihr einige Medikamente. Um 10 Uhr wurde die gedachte Frau nach dem Hospital geholt. Den dritten Tag darauf war der Handſchuhmacher Pokahl noch ganz munter. In der darauf folgenden Nacht fing er an zu laxiren und ſich zu erbrechen. Als das Erbrechen aufhörte, ließ er für 8 Pfennige Branntwein holen, und aß auch noch ein Butterbrot. Mittwoch den 27. Juli nahm das Erbrechen und Laxiren des Pokahl bedeutend zu. Um 10 Uhr erſchien ein Arzt, welcher den Pokahl nach dem

*) Wer theilte dieſen Leuten die Cholera mit? —

dem Lazareth bringen ließ. Mein Mann war nicht zu Hauſe, ſondern ſchon am Montage den 25. Juli des Morgens in ein ander Haus in Schlafſtelle gegangen. Unſre Wohnung wurde abgeſperrt und ich bekam meinen Mann nicht eher zu ſehen, bis nach aufgehobener Sperre, Sonntag den 31. Juli c. des Abends. Er klagte, daß ihm nicht wohl ſei, und daß er Tag über den Durchfall gehabt habe. Ich mußte für ihn Romaythee kochen. Nachdem er dieſen genoſſen hatte, fing er an ſich zu erbrechen. Er hat gewiß vier Stof Romaythee ausgetrunken. Sein Uebel nahm immer zu, und um 2 Uhr bekam er Krämpfe. Er wurde noch an demſelben Tage um 11 Uhr Vormittags nach dem Hospital gebracht. Obgleich ich der verehel. Pokahl, deren Ehemann und meinem Ehemann die mir mögliche Hilfe geleiſtet habe, und ſechs Tage (mit Cholera-Kranken) abgeſperrt geweſen bin, ſo bin ich doch von der Krankheit bis jetzt verſchont geblieben. V. G. U.

+ + + Zeichen der Chriſtine Louiſe Schwenkler geb. Kreisler.

3. Der Arbeitsmann Johann Carl Wichert, 39 Jahre alt, evangeliſch, läßt ſich dahin aus:

Ich wohne Sackheim Hinterſtraße No. 50. In derſelben Stube, die ich bewohne, hatten auch der Zimmergeſell Krauſe, deſſen Mutter u. die Wittwe Hübner ihren Aufenthalt. Sonntag den 24. Juli c. des Morgens war der Zimmergeſell Krauſe — welcher ein dem Trunke ergebener Menſch war — noch ganz geſund. Er ging nach der Stadt, kehrte aber nach 9 Uhr etwas angetrunken zurück. Mein kleiner Sohn mußte ihm Tafelbier holen, denn er klagte ſehr über Durſt. So wie der Krauſe das Tafelbier genoſſen hatte, mußte er laxiren und ſich übergeben. In kurzer Zeit hatte er beinahe 12 Stof Tafelbier zu ſich genommen, nämlich von 9 Uhr Morgens bis gegen Abend. Seine Mutter erkrankte an Durchfall und Erbrechen in der darauf

folgenden Nacht. Beide wurden Dienſtag in der Nacht nach dem Hoſpital gebracht. Meine Schwägerin, Wittwe Hübner, wurde am Montage den 25. Juli c. krank; auch erkrankte deren Sohn. Auch dieſe Perſonen ſind nach dem Hoſpital gebracht. Ich und meine Frau nebſt unſern drei Kindern ſind bis zu dieſem Augenblicke geſund. V. G. U.

+ + + Zeichen des Johann Carl Wichert.

a. u. s.

Richter. Meyländer.

Der Unterzeichnete hat ſich demnächſt auch nach dem Comtoir des jetzt in Hull befindlichen Kaufmann Schleswich (Klapperwieſe No. 14.) begeben, um hier nachzuforſchen, ob irgend Jemand aus Dey's Hof bei deſſen Flachs oder Hanf gearbeitet habe. Man verſicherte hier, daß dies nicht der Fall geweſen wäre.

Richter.

So viel ich weiß, und die darüber Erkundigungen ermittelt haben, hat von den Frauen, die bei mir in Arbeit geſtanden, nicht eine in dem Deyſchen Grundſtück gewohnt. Dies atteſtirt auf Verlangen.

Königsberg, den 10. Auguſt 1831.

für Thec. L. Schleswich

C. Lebius.

Hiemit ſchloß die Unterſuchung, und die Akten wurden dem Königl. Oberlandesgerichts-Präſidio mit meinem Berichte vom 10. Auguſt 1831, welcher im 6. Bande der Preuß. Prov.-Blätter S. 248, und in der Allg. Cholera-Zeitung von Radius, Leipzig B. 1. S. 17 abgedruckt iſt, eingereicht. Einige Tage ſpäter wurde noch nachträglich die folgende Verhandlung aufgenommen.

Actum Königsberg, Königl. Inquiſitoriat
am 12. Auguſt 1831.

Nachdem der Schiffskapitain Hoffſtädt *) in der hieſigen Stadt ausgemittelt war, wurde er vorgefordert

*) Welcher inzwiſchen aus Tapiau entlaſſen war.

und ihm vorgehalten, daß der Flachsbinder, bei welchem
er Oberrollberg No. 22. gewohnt haben wolle, nicht
aufzufinden ſei. Er erklärt ſich hierauf bereit, ſeinen
gedachten Wirth einem Stadtdiener anzuzeigen. Der
Stadtdiener Bildzus erhält den Auftrag, ſich mit dem
Hoffſtädt nach der ehemaligen Wohnung deſſelben zu
begeben, und den Hauswirth ſofort heraufzubeſtellen.
Nach Verlauf einiger Zeit erſcheint der Flachsbinder
Friedrich Link — Drummſtraße No. 22. — in Beglei-
tung des Hoffſtädt und erklärt: „Der ſo eben gedachte
Hoffſtädt hat bei mir vom Pfingſtheiligenabende bis
zum 15. Juni c. gewohnt. Er iſt jede Nacht zu Hauſe
geweſen; da er mir nicht gefiel, ſo machte ich, daß ich
ihn los wurde. V. G. U.

+ + + Signa des Flachsbinder Friedrich Link.
Benj. Hoffſtädt.

a. u. s.

Richter. Wolff.

Eine Confrontation der betheiligten Perſonen konnte damals nicht erfolgen, weil eines Theils die Akten nicht mehr in meinen Händen waren, andern Theils von derſelben in Beziehung auf den Hoffſtädt und Meinert aus den bereits angeführten Gründen ſich auch kein Erfolg erwarten ließ; überdies durch die Ausſagen der Sa-lewski, der Wittkeſchen Eheleute, der Kirchhoff, der Groß und des Schindelhauer die tägliche Anweſenheit des Hoffſtädt in Dey's Hof in einem Zeitraum von wenigſtens 14 Tagen vor der Sperre, nachgewieſen, Hoffſtädt auch gleich wieder verſchwunden und nicht mehr auszumitteln war.

Richter.

XII. Gloſſen zu dem Aufſatze über die Benutzung der Knochen.

Indem ich die Correctur meiner „Bemerkungen über den Chineſiſchen Handel" beſorge, bemerke ich in demſelben Bogen dieſes Heftes einen kleinen Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Was ſollen wir mit unſern Knochen machen?" Der beachtungswerthe und wohlgemeinte Inhalt deſſelben hat ein Paar Bemerkungen in mir wieder aufgeregt, denen ich ſchon früher Publicität gegeben hätte, wenn ſie dazu gewichtig genug erſchienen wären. Jener Aufſatz giebt mir aber hiezu um ſo mehr Aufforderung, da die Unterzeichnung deſſelben auf meinen Namen gedeutet werden könnte.

Eben ſo erfreulich wie dem Verfaſſer iſt es mir, daß jetzt durch das Einſammeln der Knochen der arbeitenden Klaſſe ein neuer Erwerb geſichert iſt, — aber unerfreulich iſt es, daß dieſe Knochengräber den vor zwei Jahren geebneten Weg am Walle zwiſchen der Sternwarte und dem Steindammer Thore aufgraben, um nach Knochen zu ſuchen, und ganz naiv meinen: das ſchade nichts, da ſie doch die Löcher wieder zuwürfen. Aus meinen Fenſtern muß ich es ſehen, wie im Frühlinge Equipagen in dieſe leicht zugeworfenen Löcher einſinken, und die Pferde in Gefahr kommen, ihre Knochen im Leben zu zerbrechen, die Achſen und Räder ungerechnet. Es wird hinreichen, das Uebel hier gerügt zu haben, um ihm zu ſteuern.

Noch einer andern Art von Induſtrie möchte ich ſteuern, an welche mich jener Aufſatz erinnert, — ich meine der Speculation, auf den Schlachtfeldern die Knochen der verſcharrten Krieger aufzugraben, um ſie auf die Knochenmühle zu ſchicken, und damit die Felder Englands oder des Vaterlandes zu düngen. Wohl höre ich, daß Menſchenknochen zu dieſem Zwecke nicht verwendet werden ſollen, aber es würde mich freuen zu erfahren, welche Mittel ergriffen worden ſind, um dies

zu hindern. Denkt man ſich aber, daß die Gräber Derjenigen, die in der Vertheidigung des Vaterlandes gefallen ſind, geöffnet werden, um mit ihren Knochen zu düngen, ſo muß ſich jedes menſchliche Gefühl dagegen ſträuben. So lange wir die Induſtrie nicht ſo weit treiben, die Gottesäcker für die Saatäcker auszuleeren, hat auch der Soldat ein Recht darauf, Ruhe für ſeine Gebeine zu verlangen. Das Schlachtfeld iſt ſein Gottesacker. Es iſt etwas mehr als Vorurtheil, wenn wir verlangen, daß der Leichnam unſrer Angehörigen nur den allgemeinen Aufflöſungsmitteln der Natur verfalle, die ſchon dafür ſorgt, daß nichts Körperliches ewig beſtehe. Baer.

XIII. Lied eines jungen Landmannes im Juni 1833.

Mel. Blumen pflücken, Kränze winden ꝛc.

Wechſel iſt des Erdenlebens
  Unvermeidlich herbes Loos;
Hoffen, wünſchen iſt vergebens,
  Alles birgt der Erde Schoos. —
Menſchen werden und verblühen;
  Ewig wechſeln Wieg' und Gruft.
Tage ſchwinden, Jahre fliehen
  Wie der Rauch, in hohe Luft! —

Aber ewig kehren wieder
  Alle Reize der Natur;
Unſrer Nachtigallen Lieder
  Und die Roſe auf der Flur.
Wenn der Roſenmond erſcheinet
  Unſres Junis Blüthenpracht,
Sind ſie Beide ſtets vereinet
  Und zu froher Luſt erwacht.

Röslein, deine Blüthen kränzen,
  Wen die Heiterkeit begrüßt.
An des Mädchens Buſen glänzen
  Sie vom rothen Mund geküßt.

Schließ zu holder Augenweide
Auf die purpurrothe Bruſt,
Denn du biſt der reinen Freude
Bild, bei jugendlicher Luſt.

Deine ſüßen Düfte wecken
Stets erheiternd Herz und Sinn.
Biſt in Wäldern, Gärten, Hecken,
Aller Blumen Königin!
Will die Braut die Locken ſchmücken
Zu dem hochzeitlichen Tanz,
Eilt ſie, Roſe, dich zu pflücken,
Windet dich ins Haar zum Kranz.

Röslein, blüheſt nach Verlangen,
Nicht zur Sinnenluſt allein. —
Schmückſt der Unſchuld heitre Wangen,
Morgenroth und Abendſchein!
Drum in Oſten und in Weſten, —
Wie ich oft davon gehört, —
Wirſt du bei den Roſenfeſten
Als der Tugend Preis verehrt.

Und doch füllt mich tiefe Trauer,
Wirſt du ohne Noth zerpflückt,
Ohne Sorge für die Dauer
Von dem Stiele weggeknickt. —
Dann wird dir ein Grab geſpendet
In des Mädchens Buſen-Schnee.
Alles welket, Alles endet,
Das iſt ſelbſt des Schönen Weh'! — S.

XIV. Literariſche Chronik.

Saitenklänge von Emil Theodor Hacker. Danzig 1832, bei Friedr. Sam. Gerhard.

Wenn einerſeits an eine Liederſammlung keine hohe Forderung zu machen iſt, wenn kleinere Gedichte nur müßige Augenblicke auszufüllen beſtimmt ſind, und gewöhnlich nur auf ein flüchtiges Lächeln oder auf eine ſchnell wechſelnde Empfindung Anſpruch machen, oft nur durch

ein glücklich gewähltes Bild, durch eine in eine ſinnige Stimmung verſetzende Pointe ergötzen, oder nur durch einen einzigen tiefen, gehaltvollen Gedanken den Leſer feſthalten: ſo iſt andererſeits doch an eine Gedichtſammlung nie eine zu ſtrenge Forderung zu machen, da Deutſchland vielleicht mehr, als alle andere civiliſirten Länder ſeit etwa der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit einer Fluth von dergleichen Produktionen überſchüttet worden iſt, und natürlich unter der Maſſe ſich viel Mittelmäßiges und Schlechtes in die angeſchwellten Meßſendungen eingeſchwärzt hat. Daß in den Gedichtſammlungen, die bei uns mit oder ohne Grund für klaſſiſch gelten, und in Chriſtomathien und Anthologien aufgenommen ſind, etwa ein Drittheil nur als gelungen ausgezeichnet werden kann, kann ſchlechten Dichterlingen nicht zur Entſchuldigung dienen; es beweiſt vielmehr nur deſto bündiger die Ueberfüllung mit zeittödtenden Kleinigkeiten. Möchten angehende Muſenſöhne es doch bedenken, daß die Poeſie kein Bedürfniß, ſondern nur ein Luxusartikel iſt. Einem unentbehrlichen Hausrath verzeiht man es wohl, wenn er plump und ungeſchickt gearbeitet iſt, — aber auch dem Prunkmeubel in den Zimmern eines Großen? —

Es freut uns, die vorliegende Sammlung nicht unter die Kathegorie gänzlich verunglückter Dichterverſuche ſtellen zu müſſen. Ja, ſie kann mit allem Fug unter die ausgezeichnetern gezählt werden. Selbſt dem minder durch den Genius der Poeſie angehauchten merkt man es an, daß es aus der Feder eines jungen Mannes gefloſſen iſt, der ſich auf dem Parnaß eingewohnt hat. Es ſind nicht die Uebungen eines angehenden Styliſten, ſondern alles iſt aus dem Leben geſchöpft, und oft durch einen oder den andern feinen oder rührenden Zug von Wahrheit geſchmückt, und mindeſtens durch einen in den Farbentopf der Phantaſie getauchten Pinſel erleuchtet.

Unverkennbar iſt das Vorbild Göthe's, das dem Dichter vorgeſchwebt. Er iſt deßohnerachtet nicht der Nachahmung, ſelbſt nicht der freien Nachahmung zu beſchuldigen. Göthe ſagte ihm vorzüglich zu, ſprach am meiſten ſein Gemüth an, er lebte ſich in dieſem Dichter gleichſam ein, und ſo entſtand allmählig eine Sammlung, die man der naiven Gattung zuzählen kann. Es läßt ſich nicht eben ſagen, daß die meiſten der lyriſchen Gedichte, auf die wir in dieſer Sammlung ſtoßen, nicht den minder ausgezeichneten in der Götheſchen ohne Bedenken gleichgeſtellt werden dürften, und ſelbſt die am nachläßigſten

hingeworfenen Kleinigkeiten dürften dem, den nicht eben der Name blendet, als eines Göthe nicht unwürdig erſcheinen. Denn verhehlen kann man es doch nicht, daß der Dichter des Fauſt oft, von ſeltſamer Laune angewandelt, mit dem Publikum geſpielt, und den Verehrern auch unbedeutenderer Reliquien der Parnaßbewohner Bagatellen hingeworfen, die nur ein alle Schranken überſchreitender Muthwille als ächte Goldſtücke ausgeworfen haben mochte.

Uebrigens derſelbe heitere friſche Lebensgenuß, wie bei Göthe, und dieſelbe Genügſamkeit mit den Erdengütern, ſtehend auf der wohlgegründeten immerumgürteten Erde, und in dieſer Hinſicht der Geiſt antiker Poeſie geſchwiſterlich verſchmolzen mit dem modernen, dem der Himmel faſt ganz entbehrlich geworden zu ſein ſcheint. Nirgend eine Spur höherer Sehnſucht, zerfließender Sentimentalität, im Gedankengange ſich ſelbſt verlierender didaktiſcher Tendenz. Ueberall klarer, glänzender Mittagshimmel, kaum dann und wann milderes Morgenroth; ſterbendes Abendroth nie, noch minder Dämmerung oder Sternenhimmel, oder gar ein bewölkter Jupiter oder finſtere ſchaurige Nacht. Ein trübſinnig geſtimmtes Gemüth, ein in einer Wüſte oder in einem Gefängniß lebender Einſamer würde wohl ſchwerlich Troſt und Beſchwichtigung durch dieſe nur zu heiterem Tanz und Becherklang mahnenden Saitenklänge empfinden. Das iſt der Charakter des vorliegenden Klangbündleins. Deßohnerachtet iſt unverkennbar der Zauber der Grazie darüber ausgegoſſen, u. durch dieſen Beiſchmack, der ſtets den Kuß der Charitinnen begleitet, die Härte gemildert, die ſonſt ein ſtets von heiterm Sonnenlicht, nie durch einen Schatten getrübter Himmel an ſich tragen müßte, und eine gewiſſe Correctheit und gefällige Glätte macht auch das Unbedeutendere eingänglich.

Auf der 17ten Seite treffen wir auf eine Artigkeit: Der Wunſch. Seit den alten Griechiſchen Lyrikern iſt der darin durchgeführte Gedanke unzählige mal faſt in allen Sprachen, in denen gedichtet wird, ausgeſprochen worden, und auch hier auf eine eigenthümliche Art behandelt und gewendet, und zwar nicht unglücklich. Aber die Spielerei iſt zu weit fortgeführt, und verliert ſich leider wie ein verſiegender Bach, dem es an Feuchtigkeit gebricht, im Sande. Daß doch die Dichter ſo ſelten Kritiker ſind, ſich ſo gerne reden hören, und ſo ſelten aufzuhören wiſſen! Aber dieſer Vorwurf trifft nur die Modernen. Die Alten begingen dieſen Fehler nicht leicht, und Horaz iſt eben

mit dadurch Horaz, daß er ſeine Ode da ſchließt, wo man ſie noch fortgeſetzt erwartet und wünſcht.

Manche Sächelchen athmen ganz die Zartheit der gelungneren Uhlands, z. B. Seite 22: die Sendung. Das gleich darauf folgende: Täuſchung, entzückt durch ſeine Wahrheit, durch die überraſchende Wendung und durch das glückliche Treffen des rechten Ausdrucks und der paſſenden Form. Wem begegnete nicht irgend einmal eine Täuſchung ähnlicher Art? — Und doch iſt das Ergreifen des gewöhnlichen Begegniſſes originell als Bildungsſtoff für die Poeſie erfaßt, und höchſt kunſtlos, naiv und reizend gewandt. Das folgende Seite 26 theilt dies Lob mit dem vorhergehenden Liedlein. Das Seite 30 ſtehende Sonett laborirt an der Trockenheit, Steifheit, Schwerfälligkeit und Pedanterie, daran eine Unzahl deutſcher Sonette unheilbar daniederliegen. Möchte doch endlich die Wuth dichtender Jünglinge und Greiſe es aufgeben, dies uns ganz fremdartige Genre nachzudrechſeln, das nur ſelten in einer freiern Nachbildung gelingen kann, und wovon nur wenig erfreuliche Specimina aufzuweiſen ſind. Selbſt das ſchrecklich genothzüchtigte Sonett der Italiener und Spanier, bei dem man zuletzt ſogar ganz vergeſſen zu haben ſcheint noch an Poeſie zu denken, ſo wie denn der Leſer auch die Anforderung an eine poetiſche Ader aufgegeben zu haben ſcheint, iſt meiſtens nur ein vierzehnzeiliges gedanken- und empfindungsloſes Ding. Höre man alſo endlich auf mit einem Petrarka um den Lorbeer zu ringen. Bringt doch der erlauchte Anbeter der Laura oft ſelbſt in ſeinen 315 Sonetten ſich mindeſtens um einige Blätter aus dem Kranz der delphiſchen Gottheit!

Höchſt kalt, erſtorben und farblos, obſchon völlig ſchulgerecht, ſind die Stanzen an den Tod. Iſt's doch, als hätte der Tod, ſtatt den Dichter zu ſchrecken, bloß auf deſſen Verſe ſeinen erſtarrenden Einfluß geäußert! Recht gemüthvoll dagegen iſt: Das liebe Schloß, Seite 37, ein Sonett, das als Ausnahme von dem ſo eben von uns ausgeſprochenen Bannfluche hervorgehoben zu werden verdient. Deſto mehr nach der ſteif pedantiſchen klingelnden Art eines Friedrich Schlegel, Lakrimasanfertigers ꝛc. ſind die vier folgenden Sonette; ſie treffe die ganze Schwere unſeres Anathema. Die Triolette Seite 42—43 gleichen klappernden Schotenhülſen in dürren Sommern, und es ſcheint wirklich, als ob des Dichters Cikade oft kein Laub mehr fände, unter das ſie ſich bergen könnte, und daher rührte ihr einförmiges Geſchrill.

Auch finden wir zu wenig Wechſel in den Versmaßen. „Die Elfen,“ „Der Quell“ Seite 46—49, erinnern nur wieder zu ſehr an Göthe's Fiſcher und an eine Maſſe Variationen ähnlicher Art. Mit deſto ungeheuchelterem Lobe können wir „Die Entſtehung der Roſe“ S. 50—52 preiſen, ſowohl wegen der darin enthaltenen tiefen Wahrheit, als auch wegen der ſchönen Durchführung des Mythus und der vollendeten genügenden Form. Deſto unbedeutender, ja oft platt, iſt eine darauf folgende Reihe Kleinigkeiten. Auch ſelbſt die Miene des Scherzes, unter der ſie zu oft nur ſich birgt, entſchuldigt eine Plattheit nicht. Die Reiſebilder S. 64—74 ſind gelungener; ſie tragen ein nicht ungefälliges Bild lebendiger Reminiscenzen von Heidelberg und dem Neckar.

Mit einem uneingeſchränkten Lobe können wir der in dem zweiten Theil befindlichen Ghaſelen erwähnen. Der Verfaſſer bewegt ſich hier unſtrittig in der für ſeinen Genius angemeſſenen Sphäre. Ja, man möchte ſich verſucht fühlen den ganzen duftigen Strauß von S. 95—109 abſchriftlich zu geben; er iſt im eigentlichſten Sinne über jede Kritik erhaben mit ſeinem zarten geſpinnſtartigen in Aether hinwallenden Balſamgewölk aus Moſchus, Hyacinthen und Morgenthau. Die feinſten Ghaſelen von Rückert laufen dieſem nicht den Rang ab.

Recht artig ſind die Gedichte: „Namenloſe“ und „Nebelbilder“ überſchrieben, S. 110—118, ja Manches ganz ausgezeichnet. Auch unter dem Uebrigen der 185 Seiten ſtarken reichen Sammlung empfiehlt ſich vieles durch eine einſchmeichelnde Lieblichkeit und Innigkeit. Ueberhaupt können wir verſichern, daß dieſe Gedichtſammlung, trotz des hin und wieder Manierirten, gedanken- und gefühlsleeren, ſelbſt Platten, das aber auch unter den Gedichten eines Schiller, Klopſtock und in den Sammlungen der gefeiertſten Genien ſich vorfindet, eine ganz vorzügliche Stelle auf dem deutſchen Parnaß einzunehmen verdient. Wer bisweilen in einer gemüthlichen Stimmung von dem einen oder andern dieſer Blümchen ſich anduften läßt, und ſich nicht durch einen zu ungemäßigten Genuß von dergleichen Konfituren den Magen verdirbt, der wird oft und gern zu ihnen zurückkehren, dieſen Saitenklängen lauſchen, und dankbar den Namen Hecker in den Kranz der erſten vaterländiſchen Dichter flechten. Leider erſcheint ſo viel Mittelmäßiges und Triviales der Art mit jeder Meſſe, daß Erſcheinungen, wie die in Rede ſtehende, eine deſto ehrenvollere und nachdrücklichere Auszeichnung verdienen.

XV. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832.

(Beſchluß.)

Handel und Gewerbe.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Die Frage nach Getreide war auch im verfloſſenen Monat Juli ſehr lebhaft, und es wurden für das Inland ſehr bedeutende Quantitäten Roggen und Hafer zu erhöheten Preiſen gekauft; nur erſchwerten die ſehr erweichten Landſtraßen den Transport zu Lande, wogegen der Transport auf den ſchiffbaren Strömen durch den höhern Waſſerſtand begünſtigt ward. Auch für das Ausland wurden ſehr bedeutende Ankäufe von Weizen, Roggen und Leinſaat zu guten Preiſen gemacht; auf dem Memelſtrom wurden bedeutende Quantitäten der genannten Produkte aus Rußland über Tilſit eingeführt, und eine bedeutende Einfuhr Ruſſiſcher Hölzer wurde noch in Tilſit erwartet.

Die von Rußland erwartete Zufuhr bedeutender Quantitäten an Bau- und Brennholz war im Auguſt auf dem Memelſtrom über Tilſit eingetroffen, und nach Memel und Königsberg weiter befördert. Auch war die Einfuhr an Kolonialwaaren vom Auslande her, mit Rückſicht auf den nächſten Winterbedarf, in dem Monate Auguſt nicht unbeträchtlich. Die Preiſe von Kaffee und einigen Gewürzen erhielten ſich hoch. Auf den inländiſchen Marktplätzen fand nur der gewöhnliche Produktenabſatz ſtatt, doch waren die Getreidepreiſe, weil die Nachfrage vom Ausland aufgehört hatte, gefallen.

Der Verkehr mit dem benachbarten Rußland und Polen beſchränkte ſich in dem Monat September auf die gewöhnlichen Zufuhrartikel von daher zu Waſſer auf dem Memelſtrom. Die einländiſchen Marktplätze ließen nur den gewöhnlichen Produktenabſatz wahrnehmen, wobei die Preiſe um etwas gewichen waren.

Regierungsbezirk Marienwerder.

Die Schiffahrt auf der Weichſel hatte ſich in dem Monate Juli bei dem gegenwärtigen höhern Waſſerſtande

etwas gehoben. Bei Thorn allein waren in den letzten vier Wochen 206 Fahrzeuge ſtromabwärts paſſirt. Ausfuhr an Korn hatte nirgend ſtattgefunden, da die Theuerung im Lande ſelbſt den Verkauf von Getreide nach außen hin nicht zuließ, überdies auch keine Vorräthe mehr vorhanden waren. — Der Kaufmann Witt bei Mewe bemühte ſich, ſeine Mühlenwerke mehr und mehr zu vervollkommnen, wozu ihm die vom Miniſterio des Innern Behufs Anlegung einer neuen künſtlichen Vorrichtung, als Zuſchuß bewilligten 200 Thlr. eine willkommene Beihilfe gewährten. Man darf ſich den beſten Erfolg von den Bemühungen des ꝛc. Witt, der ſchon jetzt alle Arten von Mühlenfabrikaten ſelbſt für den überſeeiſchen Handel darſtellt, verſprechen.

Die Schiffahrt auf dieſem Strome hatte in dem Monate Auguſt noch etwas zugenommen, obgleich wohl keine Ausfuhr an Getreide ſtattgefunden hatte. Seit dem letzten Monate waren bei Thorn allein 36 Gefäße aufwärts und 367 abwärts, theils leer, theils befrachtet, ſo wie 123½ Holztraften zuſammen von 1962 Schiffern geführt, durchgegangen.

Im Monat September war die Schiffahrt wieder ſehr in Stocken gerathen; eine Erſcheinung, die zum Theil dem Sinken der Getreidepreiſe, zum Theil aber den Hinderniſſen zuzuſchreiben iſt, welche die leider zum großen Nachtheil des hieſigen Verwaltungs-Bezirks noch immer fortdauernde Sperre an der Polniſchen Gränze, dem freien Verkehr mit Polen u. Rußland entgegenſetzt. Bei Thorn ſah man in dieſem Monat nur 31 Gefäße ſtromaufwärts und 53 herunterwärts fahren.

Regierungsbezirk Danzig.

Im Handel und in den Gewerben hatte ſich im Laufe des Monats Juli nichts Bemerkenswerthes ereignet. In Danzig waren in dieſem Monate angekommen 134 Schiffe, ausgegangen ſind dagegen 104 Schiffe. — In Elbing ſind im Monate Juli 2 Schiffe mit Ballaſt aus Holländiſchen Häfen eingelaufen, wovon das eine mit Weizen beladen nach Amſterdam zurückgegangen iſt, das andere ſich noch in Elbing befindet.

Im Monate Auguſt ſind in Danzig angekommen im Ganzen 82 Schiffe, ausgegangen ſind dagegen 128 Schiffe. In Elbing iſt im Monate Auguſt ein Holländiſches Schiff mit Stückgütern von Hamburg angekommen, und mit Weizen beladen nach Amſterdam wieder ausgegangen.

Schul=Angelegenheiten.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Die beim Jahresſchluß 1831 zuſammengeſtellte Ueberſicht deſſen, was zur Beförderung des Schulweſens im hieſigen Regierungsbezirk geſchehen, ergiebt Folgendes:

Neu geſchaffen und eingerichtet ſind 6 Schul-Societäten; neu erbaut ſind 12 Schulhäuſer, und 18 Schulhäuſer ſind von Grund aus in Stand geſetzt, ſämmtlich Königl. Patronats und auf dem platten Lande. Mit einem Zuſchuß von 2000 Thlr., welchen Se. Majeſtät der König huldreichſt zu bewilligen geruhten, iſt das Schulhaus in der Stadt Oletzko fertig gemacht und eingerichtet, ſo daß in 8 Zimmern Unterricht ertheilt wird. Durch Sr. Königl. Majeſtät Gnade wurde die Verwaltung ferner in Stand geſetzt, für das Seminar in Angerburg, welches Lehrer für die Kreiſe des hieſigen und des Königsberger Regierungsbezirks bildet, worin die Polniſche Sprache vorherrſcht, ein angemeſſenes Lokal zu beſchaffen und einzurichten. Durch freiwillig übernommene Beiträge der Schul-Societäten und der Schulkaſſen konnte 33 Schullehrern auf dem platten Lande eine Gehaltsverbeſſerung von zuſammen 421 Thlr. zugetheilt werden; in den Städten wurden für 3 Lehrer Zulagen von reſp. 24, 30 und 36 Thlr. von den Communen ausgewirkt. Neu angeſtellt ſind 41 Lehrer, worunter 21 Zöglinge aus dem Seminar in Karalene, 17 aus dem Seminar in Angerburg, 3 Kandidaten der Theol. 43 Lehrer haben aus den Fonds der Regierungen Unterſtützung erhalten. Die Kapitalien der Kirchſpiels-Schulkaſſen ſind um 4145 Tlr. gewachſen; der Schullehrer-Wittwen- und Waiſen-Unterſtützungs-Fonds hat 1250 Thlr. kapitaliſirt.

Von Gränzſachen.

Regierungsbezirk Gumbinnen.

Laut eingegangener zuverläßiger Nachricht war ſeit zwei Monaten im Kreiſe Kallwary in Polen kein Fall von Rinderpeſt mehr vorgekommen; der Mariampolſche Kreis war davon ganz frei geblieben, und nachdem auch die K. Ruſſiſchen Diſtrikte Kowno u. Roſſienna von dieſer Seuche befreit worden waren, hat das Gouvernement die Handelsverbindung zwiſchen beiden Ufern des Niemen wieder herſtellen laſſen. In Betracht jedoch, daß eine große Menge von peſtkrankem Vieh gewonnener Häute in Polen und Rußland lagert, bleibt die Sperre gegen die Einbringung giftfangender Gegenſtände noch fernerhin dringend nothwendig.

Getreide-Preiſe
in den Monaten Juli, Auguſt und September 1832.
(pro Scheffel.)

1. Regierungsbezirk Königsberg.

In den Städten		Weizen. tlr.	Weizen. ſg.	Weizen. pf.	Roggen. tlr.	Roggen. ſg.	Roggen. pf.	Gerſte. tlr.	Gerſte. ſg.	Gerſte. pf.	Hafer. tlr.	Hafer. ſg.	Hafer. pf.	Erbſen, weiße. tlr.	Erbſen, weiße. ſg.	Erbſen, weiße. pf.	Erbſen, graue. tlr.	Erbſen, graue. ſg.	Erbſen, graue. pf.	Kartoffeln ſg.	Kartoffeln pf.
Königsberg	pro Juli . . .	2	11	3	1	10	6	1	—	2	—	22	10	—	—	—	—	—	—	17	2
	„ Auguſt . .	2	2	2	1	10	9	1	2	10	—	23	4	—	—	—	—	—	—	20	10
	„ September .	1	28	11	1	5	8	—	26	8	—	19	4	—	—	—	—	—	—	20	1
Memel	„ Juli . . .	2	8	8	1	8	8	—	28	1	—	21	1	—	—	—	—	—	—	9	9
	„ Auguſt . .	2	10	—	1	13	—	1	2	4	—	24	—	—	—	—	—	—	—	16	9
	„ September .	2	10	—	1	9	3	1	—	—	—	24	—	—	—	—	—	—	—	14	11
Wehlau	„ Juli . . .	2	—	—	1	8	4	1	2	6	—	19	—	—	—	—	—	—	—	11	—
	„ Auguſt . .	2	—	—	1	8	—	1	—	—	—	20	—	—	—	—	—	—	—	15	—
	„ September .	2	—	—	1	15	—	—	27	—	—	17	—	—	—	—	—	—	—	8	—
Braunsberg	„ Juli . . .	2	12	6	1	17	—	1	2	—	—	27	—	—	—	—	—	—	—	24	—
	„ Auguſt . .	2	17	6	1	19	—	1	1	6	—	27	—	—	—	—	—	—	—	18	—
	„ September .	2	2	6	1	19	—	1	1	6	—	27	—	—	—	—	—	—	—	16	—
Raſtenburg	„ Juli . . .	2	5	—	1	5	4	—	26	10	—	21	8	—	—	—	—	—	—	9	—
	„ Auguſt . .	2	3	4	1	9	8	—	29	4	—	21	6	—	—	—	—	—	—	16	—
	„ September .	1	22	—	1	2	—	—	24	—	—	19	6	—	—	—	—	—	—	9	1
Mohrungen	„ Juli . . .	2	10	—	1	25	—	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	20	—
	„ Auguſt . .	2	20	—	1	28	—	1	3	—	1	6	6	—	—	—	—	—	—	16	—
	„ September .	2	20	—	1	8	—	1	3	—	1	6	6	—	—	—	—	—	—	16	—

Die Provinzialblätter werden auch in dem laufenden Jahre monatlich erſcheinen; auf Abmeldungen kann nunmehr nicht mehr gerückſichtiget werden.

Es wird gebeten, den Betrag mit 2 Thaler praenumerando einzuſenden.

Die Sammlung der Preuß. Volksſagen iſt, wie wir ſchon früher angedeutet haben, von großem Intereſſe; daher erneuern wir unſere frühere ergebene Bitte, dieſe Sagen der Redaction der Provinzialblätter mitzutheilen. Es werden derſelben ferner ſolche Nachrichten, wie die des Herrn Cantor Lettau in Mühlhauſen, über die Kirche daſelbſt, von den übrigen Kirchen ſehr willkommen ſein.

Der Verein zur Rettung verwahrloſter Kinder.

Druckfehler in dieſem Hefte.

Seite 46 Zeile 16 von oben lies „gehängten" ſtatt gehangenen

„ 54 „ 14 von unten lies „andere" ſt. andrer

Inhalt.

Sei

Zum neuen Jahre 3

Die Häuslichkeit. Von W. v. C. 5

Vermiſchtes, in Bezug auf die Gegenwart. Von —h— 8

Ueber die Abdeckerei zu Paris. Ein vom Medizinalrath Profeſſor Dr. Burdach in der phyſikal. = ökonom. Geſellſchaft gehaltener Vortrag. 21

Das adliche Gut Wenſowen. Vom Landſch.-R. Reuter. 37

Kunſtliebe unſrer Vorfahren. Vom Rector Reinhardt. 39

Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Reg. = Rath u. Waſſerbau-Direktor Wutzke. (Fortſetzung.) 42

Erinnerungen aus dem Jahre 1807. Vom Pfarrer Zimmermann in Marienau. 57

Ueber den Aufhelf der kleinen Städte Oſtpreußens, mit Bezug auf Oſterode. Von C—r. 73

Nachricht von heidn. Gräbern auf der Kuriſchen Nehrung. Von Bierbohm in Feilenhof. 84

Erinnerungen an ehrenwerthe verſtorbene Preußen. Von E. Satori. (Johanna Neumann.) 90

Das Amtsjubiläum des Hrn. Pfr. A. Becker zu Falkenau. 94

An das Preußiſche Volk beim Jahreswechſel 1833. Eingeſandt vom Pfarrer Krieſe zu Pr. = Stargardt. . 100

Literariſche Chronik. Borussia, recenſirt von Hrn. Prof. E. v. Lengercke, u. ſ. w. 106

Tag der Ausgabe dieſes Heftes: Den 1. Januar.

4. Sach- und Perſonal-Chronik.

a) Geſetzgebung. b) Verdienſtliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Beſitzveränderungen adelicher und großer köllmiſcher Güter. e) Dienſtveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbeliſten.

5. Nekrolog verdienter u. ausgezeichneter Männer u. Frauen.

6. Literariſche Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Wir laden daher die Schriftſteller und Redactoren, die Buchhändler u. Buchdrucker hiemit ergebenſt ein, der Redaction ihre gedruckten Werke einzuſenden, welche für gründliche Beurtheilung derſelben zu ſorgen, ſehr gerne bereit ſein wird. Hiebei bedauern wir, daß wir in der Folge das monatliche Bücherverzeichniß nicht mehr liefern können, da die portofreie Verſendung deſſelben nicht mehr ſtattfinden kann; jedoch werden wir quartaliter eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht des literariſchen Lebens und Treibens in Preußen liefern. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schleſien iſt die ruhmliche und empfehlungswerthe Sitte allgemein geworden, dem Verſtorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es iſt eine heilige Schuld, wofür ſie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anſpruch zu nehmen, iſt ein Troſt für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch ſchlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines Intereſſe, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd ſind oft die Geſchicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet ſein. Alle übrigen, blos perſönliche Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in dieſen Anhang aufgenommen.

Der Preis des Jahrganges auf ordinairem Papier iſt 2 Thlr., auf feinem Papier 2 Thlr. 15 Sgr., einzelne Hefte werden für 6 und 7½ Sgr., nach der Verſchiedenheit des Papiers, abgegeben. Der Ueberſchuß der Einnahme wird zum Beſten der Anſtalt zur Rettung verwahrloſter Kinder zu Königsberg verwandt.

Dieſe Zeitſchrift iſt weniger für wiſſenſchaftliche als für ſolche Gegenſtände beſtimmt, die ins praktiſche Leben eingreifen, und daher jeder gebildete Mann zur freundlichen Mitwirkung berufen; es wird ein erfreuliches Zeichen ſein, wenn eine rege Theilnahme den gehegten Erwartungen entſpricht. Insbeſondere erſuchen wir die Herren Prediger und Schullehrer, die vielen in unſrer Provinz beſtehenden landwirthſchaftlichen Vereine und die Herren Landwirthe, die Provinzial-Blätter durch ſchriftliche Beiträge kräftig zu unterſtützen. Die Redaction wird gerne gediegene Arbeiten angemeſſen honoriren.

Wir fordern hiemit wiederholt zur Subſcription auf, und bewilligen den Sammlern von Subſcriptionen auf 6 Exempl. das 7te gratis. Die Zeitſchrift wird Jedem portofrei überſandt, auch genießen die Geldſendungen für dieſelbe die Portofreiheit, nur müſſen bei Abſendung des Geldes von dem Abſender die Scheingelder erlegt werden. — Königsberg in Pr., den 2. Februar 1833.

Inhalt.

Seit[e]

Ueber den Urſprung der Domkirche in Königsberg. . . . 113

Miſſionsweſen. 130

Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Reg.-Rath u. Waſſerbau-Direktor Wuske. (Fortſetzung.) 151

Erinnerungen aus dem Jahre 1807. Vom Pfarrer Zimmermann in Marienau. (Beſchluß.) 166

Erwiderung auf den vom Herrn Profeſſor W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin." gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend. 184

Jahresbericht der Königl. phyſikal.-ökonom. Geſellſchaft. . 210

Erinnerungen an ehrenwerthe verſtorbene Preußen. Biographiſche Notizen über den verſtorbenen Biſchof zu Kulm, Herrn von Mathy. Von Scheill, Dr. und Lyceal-Direktor in Braunsberg. 213

Zum 18. Januar 1833. 219

Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832. 220

Tag der Ausgabe dieſes Heftes: Den 1. Februar.

22. Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Preußen auf einer Reiſe nach Schleſien und Sachſen.
23. Ueber Gewerbefreiheit. Von R. z. E.
24. Bruchſtücke aus einem Polniſchen Roman Nalencz.
25. Jubelfeier des Pfarrer Ulrich zu Baldenburg.
26. Einige Aufſätze von J. Satori.
27. Bemerkungen über die Verbindung der Gewäſſer zwiſchen dem Spirding- und Mauerſee, zum Waſſerwege in dem öſtlichen Theile von Preußen.
28. Bemerkungen über die Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Narrevfluſſe.
29. Bemerkungen über den Buggfluß.
30. Bemerkungen über den Memelfluß.
ad 27. bis 30. vom Reg.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke.
31. Ein Litthauiſches Volkslied nebſt Ueberſetzung. Eingeſandt von Beerbohm auf Feilenhoff.

Wir ſagen den Herren Einſendern den verbindlichſten und ganz ergebenſten Dank, bedauern aber dabei, daß wir die eingeſendeten Aufſätze nicht ſo raſch abdrucken laſſen können, als es von Einigen gewünſcht wird, da eigentlich nur ſechs Druckbogen monatlich geliefert werden ſollen, wovon wir jedoch in neuerer Zeit, und insbeſondere auch bei dem vorliegenden Hefte, um den Wünſchen des Publikums ſo viel wie möglich zu entſprechen, eine Ausnahme gemacht haben. Ganz beſonders hat es uns erfreut, daß einige der Herren Deputirten des Provinzial-Landtages ſich entſchloſſen haben, die Provinzial-Blätter zum Organ ihrer gegenſeitigen Berathungen zu machen, wodurch dieſe Zeitſchrift den Jahrbüchern der Preußiſchen Provinzial-Stände, herausgegeben von Dr. N. N. Neaube, Leipzig 1832, würdig zur Seite ſtehen wird. Aus dem oben angegebenen Grunde hat auch der Aufſatz: Noch eine Erinnerung aus dem J. 1807, u. die Ankündigung des Herrn Superintend. Wiſſeling, in Beziehung auf die von demſelben herauszugebende Erbauungsſchrift in dieſem Hefte nicht aufgenommen werden können; es ſind jedoch beide der Druckerei übergeben.

Wir wiederholen endlich unſere ganz ergebenſte Bitte wegen Einſendung der Preußiſchen Sagen und Volkslieder, und der Geſchichte der Kirchen in unſerer Provinz.

Königsberg, den 25. Februar 1833.

Die Redaction der Preuß. Provinzial-Blätter.

[illegible]

I. Ueber das Verdienſt Deutſcher Künſtler um die Förderung der Kunſt in allen Ländern. (Vorgeleſen in der erſten Verſammlung des Kunſt- u. Gewerbe-Vereines vom Prof. Dr. A. Hagen.) 225

II. Ueber Brunnen im Allgemeinen und über arteſiſche Brunnen ins Beſondere. (Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft am 25. Januar 1833 von dem Ingen.-Hauptm. Schwinck.) 237

III. Noch Etwas über Copernicus. Vom Pfarrer Johann in Stockheim. 250

IV. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke. (Fortſetzung.) . . . 251

V. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.
Iſt ein jeder Volks-Aberglaube, ohne Ausnahme, zu vertilgen? (Erwiderung auf den gleichnamigen Aufſatz im November-Hefte 1832 der Provinzial-Blätter.) Vom Pfr. Dr. Heinel, und Noten dazu von R. z. E. 263
Kirchengeſchichtliche Bemerkungen über das Ermland in Bezug auf Gründung der evangeliſchen Gemeinen im Allgemeinen und der zu Frauenburg ins Beſondere. Vom Pfr. Gebauer zu St. Lorenz im Samlande. 280
Durch welche Einrichtung der niedern Bürgerſchulen könnten die Sonntagsſchulen entbehrlicher gemacht werden? Vom Prediger Schulz in Johannisburg. 29[illegible]

VI. Jubelfeier der Stadt Culm. 301

VII. Jahresbericht der Friedens-Geſellſchaft von Weſtpr. Vorgetragen am 3. Auguſt 1832. 303

VIII. Landwirthſchaftliche Mittheilungen.
Kritiſche Beleuchtung der Schriften des Herrn Wirthſchaftsrath Nebbien. Von einem Landwirthe. . . 307

IX. Was iſt in Beziehung auf die jetzt beſtehenden einzelnen Vereine mit beſonderer Rückſicht auf einen Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen, zu wünſchen? Vom Grafen v. Luckner 312

X. Die zweite Kunſtausſtellung in Königsberg in Pr. . 325

XI. Erwiderung auf den vom Herrn Prof. W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend. (Fortſ.) 350

XII. Berichtigung. 364

XIII. Bei Göthes Tod. 365

XIV. Ritter Wedell. Von W. v. E. 366

XV. Lied eines jungen Landmannes im December 1832. . 368

XVI. Lied eines jungen Landmannes im Januar 1833. . 369

XVII. Literariſche Chronik. (Preußen und Polen. — Die Lungenſeuche des Rindviehes.) 371

XVIII. Geſchichts-Chronik der P[illegible] Preußen für die Monate Juli, Auguſt [illegible] 1832. (Fortſ.) 374

Einladung zur Subſcription.

Das religiöſe Bedürfniß hat ſich zu allen Zeiten geltend gemacht, und gehört der Menſchheit eben ſowohl an, wie jedes andere Bedürfniß, das ſeine Befriedigung ſucht. Wer könnte denn auch ſeinen Gott ganz verlaſſen wollen, ſeine Beſtimmung vergeſſen und es kalt und gleichgültig dahin geſtellt ſein laſſen, was einſt aus ihm wird? Wer möchte gegen den Schmerz, den der Kummer auf ſo mancherlei Art erzeugt, nicht auf gewiſſe Weiſe ſich waffnen, oder nach irgend einem Mittel ſich umſehen, wodurch er ihn mildern könnte? Unſere öffentlichen Andachten tragen das Ihrige dazu bei, das Herz zu ſtärken und das Haupt des Menſchen über die Noth der Tage zu erheben; aber der denkende und der gebeugte Menſch wünſcht auch, in ſeinen einſamen Stunden ſeinem Herzen eine Nahrung zu geben. Es fehlt zwar nicht an trefflichen Hülfsmitteln in dieſer Hinſicht, doch ſind ſie, wegen ihrer Koſtbarkeit, nicht jedem zugänglich. Möge meine Abſicht wohlwollend aufgenommen werden, indem ich den Gedanken in Ausführung zu bringen wünſche: jedem, auch dem unbemittelten Freunde der Religion, zu einer Sammlung religiöſer Betrachtungen behülflich zu ſein. Wenn nur die Koſten des Drucks gedeckt werden, ſo ſollen mit dem nächſten Jahre, unter Gottes Beiſtand, nach und nach ſo viel religiöſe Vorträge erſcheinen, von denen der einzelne einen Silbergroſchen betragen würde, daß ſie in einem gewiſſen Zeitraum ein Ganzes bilden und jeder Andachtstag des Jahres ſeine eigene Betrachtung erhält. Eine zahlreiche Subſcription kann allein den Zweck ausführbar machen. Es würden jedoch nicht mehr Exemplare gedruckt werden, als geneigte Subſcribenten ſich finden, und jeder würde ſich freundlich verbinden, für das Ganze zu unterzeichnen.

Elbing, den 23. November 1832.

Wiſſelinck.

Da der Herr Superintendent Wiſſelinck die Beſorgung des Drucks des vorſtehend angekündigten Werkes mir übertragen will, ſo finde ich mich veranlaßt, der obigen Anzeige die Verſicherung hinzuzufügen, daß in Hinſicht des Drucks und Papiers Alles geſchehen ſoll, um das Werk anſtändig auszuſtatten. Auch wäre zu wünſchen, daß die geehrten Subſcribenten auf der Subſcriptionsliſte ihren Namen und Charakter deutlich ausſchreiben möchten, weil dieſelben dem Werke vorgedruckt werden ſollen.

Albrecht.

Inhalt.

I. Jahresbericht des engern Ausſchuſſes des Vereins zu Rettung verwahrloſeter Kinder zu Königsberg in Pr. über das Wirken der unter dem Protectorate Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen daſelbſt beſtehenden Anſtalt während des J. 1832.
II. Ueber die Zigeuner im Königreiche Preußen. Vom Hilfsprediger Storch in Königsberg. . . . . .
III. Ueber die Zigeuner in Preußen. Vom Kriminalr. Richter. . . . .
IV. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke. (Fortſetzung.) . . .
V. Mittheilungen in Kirchen- u. Schul-Angelegenheiten.
Ueber das Landſchulweſen in Weſtpreußen. Vom Pfarrer Tennſtädt auf adelig Rheinfeld. . . .
Nachrichten über die höhere Bürger- und Töchterſchule in Pillau und einen ſich auf ſie beziehenden Verein daſelbſt. Vom Juſtizrath Riedel. . . .
Ueber den Nutzen einer Grenzbeſtimmung der Arbeiten in gleichſtehenden Elementarſchulen. . . . . .
VI. Landwirthſchaftliche Mittheilungen.
Kritiſche Beleuchtung der Schriften des Herrn Wirthſchaftsrath Nebbien. Von einem Landwirthe. (Fortſ. und Beſchl.) . . . .
Ueber den Einfluß der Düngungsmittel auf die Getreidearten. Vom Landſchaftsrath Reuter. . .
Wetterbeobachtungen für die Landwirthſchaft. Vom Superint. Schröder in Heiligenbeil. . . . .
Freſſen Mäuſe lebende Schweine an, oder nicht? .
VII. Mittheilungen über die Krankheits-Conſtitution von Königsberg. Von der phyſ.-mediz. Geſ. daſ. . . .
VIII. Ueber die Chinchilla. Vorgetragen in der phyſikal.-ökonom. Geſ. am 25. Jan. 1833 vom Prof. v. Baer.
IX. Erwiderung auf den vom Herrn Prof. W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend. (Fortſ.)
X. Litthauiſches Volkslied. Von W. Beerbohm. .
XI. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832. (Fortſ.)

Tag der Ausgabe dieſes Heftes: Den 1. April.

Es wird ergebenſt gebeten, der Erklärung der Redaktion S. 635 einige Berückſichtigung zu ſchenken.

Die Rezenſionen über die eingegangenen Schriften und die Nekrologe über v. Auerswald, Siebrand und Neumann, werden im nächſten Hefte erſcheinen.

Inhalt.

S.

I. Provinzial-Landtags-Angelegenheiten.
Ueber das bei uns einzuführende Erbfolgegeſetz. Vom Landſchaftsrath Reuter. 5

II. Hiſtoriſche Anſichten von dem Einfluß des Zunftweſens auf das bürgerliche Leben und den Zuſtand der Gewerbe. Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung des Kunſt- und Gewerbe-Vereins zu Königsberg am 27. März 1833 von dem Mitgliede deſſelben Prof. Dr. F. W. Schubert. 5

III. Einiges über den Kunſtbetrieb neuerer Zeit. . . . 5

IV. Die Marienburg. 5

V. Ideen zur vollſtändigern Belehrung des Volks. . . 5

VI. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke. (Fortſetzung.) . . . 5

VII. Mittheilungen in Kirchen- u. Schul-Angelegenheiten.
Gedanken über Beſoldung der Geiſtlichen. Durch ein Sendſchreiben an einen ſeiner Amtsbrüder mitgetheilt von einem Landgeiſtlichen in Oſtpreußen. . 574
Ueber die ſogenannten Heiligen unter den Litthauern. Mitgetheilt von einem Prediger. 5
Jubelfeier des Herrn Pfarrer und Kreis-Schulen-Inſpektor Ulrich zu Baldenburg. Von Dr. Loeck, evangel. Pfarrer u. int. Superintendent. . . . 5

VIII. Landwirthſchaftliche Mittheilungen.
Einige Worte zur Beförderung des Obſtbaues auf den kleinen ländlichen Grundſtücken, namentlich auf den eigenthümlich verliehenen Königl. und adelichen Bauerhöfen. 590
Etwas über den Kartoffelbau, in Beziehung auf die heutige Zeit. 598
Die Viehſturz-Verſicherungs-Anſtalt für das Königreich Preußen. Von Richter zu Eckitten bei Memel. 608

IX. Nützliche Erfindung. Vom Herrn Prof. Dr. Dulk. 610

X. Nekrolog. Johann Wilhelm Ludewig Stephani. . 614

XI. Erwiderung auf den vom Herrn Prof. W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin.“ gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend. (Fortſ.) 617

XII. Gedichte. 630

XIII. Erklärung der Redaction. 635

XIV. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt und September 1832. (Fortſ.) 640

Tag der Ausgabe dieſes Heftes: Den 1. Mai.

Verfaſſer dazu in Vorſchlag bringt, ausführlich zu entwickeln, iſt hier nicht der Ort. Wir bemerken vorläufig nur, daß er auch auf diejenigen berechnet iſt, welche ſich erſt mit unſrer Flora bekannt machen wollen, und ſämmtlichen Theilnehmern Gelegenheit darbietet, ihr Herbarium und ihre Pflanzenkenntniß durch gegenſeitigen Austauſch getrockneter Pflanzen zu bereichern. Hauptzweck iſt aber, die Flora der Provinz überhaupt durch neue Entdeckungen zu bereichern, durch fortgeſetzte Beobachtungen zu berichtigen. Ein dem Aufſatz hinzugefügtes Verzeichniß ſämmtlicher ſowohl kryptogamiſcher als phanerogamiſcher Preußiſcher Pflanzen, nach den natürlichen Familien geordnet, zeigt deutlich, wie viel hier noch zu leiſten übrig iſt. Alles was der Verein zur Kenntniß ſeiner Mitglieder zu bringen wünſcht, werden unſre Provinzial-Blätter, um einen ſo gemeinnützigen Zweck nach Kräften zu unterſtützen, gern aufnehmen. Mittheilungen der Art erwarten wir unfrankirt mit der Poſt.

Königsberg, den 28. Mai 1833.

Die Redaction der Preuß. Provinzial-Blätter.

Inhalt.

I. Provinzial-Landtags-Angelegenheiten.
Ueber das bei uns einzuführende Erbfolgegeſetz. (Fortſ.) [illegible]
II. Einiges über die Philipponen und deren Anſiedelung in der Nikolaiker und Crutinner Forſt. Vom Pred. Schulz in Johannisburg. . . . . [illegible]
III. Beſchreibung des Friſchen Haffs, der Nehrung, des Hafens bei Pillau u. ſ. w. Vom Regier.-Rath und Waſſerbau-Direktor Wutzke. (Fortſetzung.) . . . [illegible]
IV. Mittheilungen in Kirchen- u. Schul-Angelegenheiten.
Gedanken über Beſoldung der Geiſtlichen. Durch ein Sendſchreiben an einen ſeiner Amtsbrüder mitgetheilt von einem Landgeiſtl. in Oſtpr. (Beſchl.) 67[illegible]
Mittheilungen zur evangeliſchen Presbyterologie. Vom Conſiſtorialrath Dr. Rheſa. . . . . 67[illegible]
Töchterſchule, oder Mädchenſchule? . . . . . . 6[illegible]
V. Landwirthſchaftliche Mittheilungen.
Etwas über den Kartoffelbau, in Beziehung auf die heutige Zeit. (Beſchl.) 700
Verſuche über die düngende Kraft des Ziegelmehls oder gebrannten Thons. Vorgetragen in der phyſikonom. Geſellſchaft vom Prof. Dr. Dulk und vom Regierungsrath und Prof. Hagen. . . . 706
Was ſollen wir mit unſern Knochen machen? Von v. B. 717
VI. Einige Bemerkungen über die ſogenannten Indianiſchen Vogelneſter u. den Chineſiſchen Handel. Vorgetragen in der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft am 10. Mai 1833 vom Prof. v. Baer. 720
VII. Nachrichten über die Militair-Blinden-Unterſtützung in Weſtpreußen. 725
VIII. Jahresfeier der Montagsgeſellſchaft in Conitz. . . 726
IX. Patriotiſche Phantaſien. 728
X. Nekrologe.
Erinnerung an den Director des Taubſtummen-Inſtitutes zu Königsberg, Dr. Neumann. 731
Carl Leopold Siebrand. 750
XI. Erwiderung auf den vom Herrn Prof. W. Wagner in Berlin in ſeiner Druckſchrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preuß. Staate; ein Beweis ihrer Contagioſität. Berlin 1832. Enslin." gegen den Kriminalrichter Richter gerichteten Angriff, die von dieſem geführte Unterſuchung, die Entſtehung der Cholera in Königsberg in Pr. betreffend. (Beſchl.) 753
XII. Gloſſen zu dem Aufſatze über die Benutzung der Knochen. Vom Prof. v. Baer. 761
XIII. Lied eines jungen Landmannes im Juni 1833. . . 765
XIV. Literariſche Chronik. 766
XV. Geſchichts-Chronik der Provinz Preußen für die Monate Juli, Auguſt u. September 1832. (Beſchl.) 770

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Univ. of Conn.
10/25/43

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 657 612

Digitized by Google